This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0380 3117

LANE

MEDICAL LIBRARY

Seidel Collection

HISTORY OF MEDICINE AND NATURAL SCIENCES

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Ueber die

Einheit des Menſchengeſchlechtes

und

den Naturzuſtand des Menſchen

von

Dr. Theodor Waitz
Profeſſor der Philoſophie zu Marburg.

Zweite Auflage

mit Zuſätzen des Verfaſſers vermehrt und herausgegeben

von

Dr. G. Gerland
Profeſſor an der Univerſität Straßburg.

Leipzig, 1877.
Friedrich Fleiſcher.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Zweite Auflage

mit Zusätzen des Verfassers vermehrt und herausgegeben

von

Dr. G. Gerland
Professor an der Universität Straßburg.

Erster Theil.

Leipzig, 1877.
Friedrich Fleischer.

Ueber die

Einheit des Menſchengeſchlechtes

und

den Naturzuſtand des Menſchen

von

Dr. Theodor Waitz
Profeſſor der Philoſophie zu Marburg.

Zweite Auflage

mit Zuſätzen des Verfaſſers vermehrt und herausgegeben

von

Dr. G. Gerland
Profeſſor an der Univerſität Straßburg.

Leipzig, 1877.
Friedrich Fleiſcher.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Zweite Auflage

mit Zusätzen des Verfassers vermehrt und herausgegeben

von

Dr. G. Gerland
Professor an der Universität Straßburg.

Erster Theil.

Leipzig, 1877.
Friedrich Fleischer.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

60202

LAMP LIBR

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Fragen welche das vorliegende Werk behandelt, in America seit längerer Zeit vielbesprochene Parteisache, in England seit der Emancipation der Neger der Gegenstand vorurtheilsloseren ernsten Interesses, sind in Deutschland fast unberührt geblieben, bis vor kurzem ein Streit entstand dessen mehr theologisch-politische als wissenschaftliche Tendenz für sie zwar eine vorübergehende Aufmerksamkeit erregen, aber zu nichts weniger führen konnte als zu einer gründlichen Behandlung der Sache und zur Erweckung der tieferen Theilnahme die sie verdient. Von einer gewissen Ungunst des Schicksals pflegen in dieser Rücksicht bei uns namentlich diejenigen wissenschaftlichen Aufgaben betroffen zu werden, welche zwischen den einzelnen Fächern liegen oder in mehrere der Fächer zugleich eingreifen, in die wir gewohnt sind das gesammte menschliche Wissen zu vertheilen. Nahm sich sonst wohl die Philosophie bei uns solcher verwaisten Aufgaben an, so werden sie gegenwärtig meist gar nicht mehr gestellt, da jene aus der Mode gekommen ist und weder ein Mann noch ein Fach auf unsern Universitäten sich aufzeigen läßt die man für sie verantwortlich machen könnte.

Wenn ich es dessenungeachtet wage mit der Bearbeitung einer solchen Frage vor die Oeffentlichkeit zu treten, so kann ich dieß leider nicht durch das Bewußtsein einer Meisterschaft in allen den Wissenschaften rechtfertigen welche bei ihrer Untersuchung mitzusprechen haben. Durch psychologische Studien zu ihr hingeführt, hatte ich vielmehr von Anfang an keine Aussicht darauf zum vollen Abschluß mit einem Gegenstande zu gelangen, den es wünschenswerth wäre von den vereinten Kräften des Zoologen und Geologen, des Linguisten, Historikers und Psychologen bearbeitet zu sehn. Da indessen eine solche glückliche Vereinigung noch lange Zeit vergebens auf sich warten lassen zu wollen scheint,

blieb nur übrig entweder die Frage ganz bei Seite liegen zu lassen oder ihre Lösung mit unzureichenden Kräften zu versuchen.

Man kann es tadeln daß ich mich für das Letztere entschieden habe, um so mehr als bei beschränkten äußeren Mitteln und dem Mangel an brauchbaren Vorarbeiten in der Hauptsache, selbst auf eine erschöpfende Benutzung des vorliegenden Materiales keine Hoffnung war. Ich muß es unter solchen Umständen dem Buche selbst überlassen sich zu rechtfertigen. Wenn es ihm gelingt das Interesse für allgemeinere den Menschen betreffende Fragen anzuregen, deren manche der Wissenschaft abhanden zu kommen drohen, die Erkenntniß der menschlichen Natur, von welcher man hier und da noch gar sonderbare Vorstellungen hegt, in besonnener Weise einen Schritt weiter zu führen und besseren Arbeiten zur Grundlage zu dienen, so ist sein Zweck erreicht.

Ueber Anlage und Plan des Werkes im Ganzen, die (wie ich glaube) deutlich und übersichtlich genug aus ihm selbst hervortreten werden, habe ich nur hinzuzufügen daß die folgenden Bände die ausführlichen Beweise für die allgemeinen Sätze liefern sollen welche der erste aufstellt. Diese Beweise werden in den speciellen quellenmäßigen Darstellungen des Lebens der Völker enthalten sein welche Africa America und die Südsee bewohnen. Die Schilderung ihres äußeren Lebens wird hierbei als das minder Charakteristische, Unwichtigere und zugleich Bekanntere stärker zurücktreten, während der Darstellung der psychischen moralischen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Menschen vorzügliche Sorgfalt zugewendet werden soll.

Genaue Angabe der Quellen schien mir sowohl zur Controle als zur Rechtfertigung unerläßlich. Es ist deshalb zu den Titeln der angeführten Werke auch die Jahreszahl noch beigefügt worden um über die Ausgabe welche ich benutzt habe, keinen Zweifel zu lassen. Wo Prichard ohne weiteren Zusatz genannt wird, ist die dritte englische Originalausgabe seines größeren Werkes zu verstehen.

Marburg, 30. Oct. 1858.

Th. Waitz.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage dieſes erſten Bandes iſt durch zahlreiche kleine Zuſätze bereichert, welche Waitz noch ſelber, während er die übrigen Bände ausarbeitete, auf's ſorgfältigſte zuſammengeſtellt hat; weshalb ich mich zu ihrer Einſchaltung verpflichtet glaubte. Damit nun das Buch möglichſt die alte Seitenzahl beibehalten und ganz an die Stelle des vergriffenen Bandes treten könne, wie die Verlagshandlung es wünſchte: ſo iſt unter ſtrenger Beibehaltung der übrigen Eigenart der erſten Auflage, nur die ausführliche Angabe der Literatur aus dem Texte entfernt worden, wodurch dieſer genauer mit den folgenden Bänden übereinſtimmt, ſich bequemer lieſt und manche Wiederholung, auch Undeutlichkeit der Citate vermieden iſt. In der Zuſammenſtellung der Literatur S. XVII f. ſind Abhandlungen aus Zeitſchriften, Encyklopädieen u. dergl. ſowie unbedeutende, nur einmal citirte Werke nicht mit aufgeführt; einzelnes etwa ſonſt noch Fehlende findet man in den Literaturangaben der übrigen Bände. Intereſſant iſt die hier folgende Zuſammenſtellung auch dadurch, daß ſie die Breite und tiefgehende Gründlichkeit des Fundamentes, auf welchem Waitz ſeine Unterſuchungen aufbaute, mit einem Blicke erkennen läßt.

Sein Buch iſt mehr gebraucht, als ſtudirt worden. Aber obwohl es 1858, alſo ein Jahr vor Darwin's Entſtehung der Arten veröffentlicht iſt, obwohl manche Einzelheiten unhaltbar ſind, obwohl für Vieles die Quellen jetzt reichlicher fließen und die Anſichten über die wichtigſten Gegenſtände der Unterſuchung ſich mannigfach geklärt und entwickelt haben: auch heute iſt dies

Werk „über die Einheit des Menſchengeſchlechtes und den Naturzuſtand des Menſchen“ keineswegs veraltet. Man hat es vielfach, und mit Recht, ein grundlegendes Werk genannt: und gerade heutzutage möchten wir ſo manchen Erzeugniſſen der neueren anthropologiſchen Literatur gegenüber Waitz' Ergebniſſe und namentlich ſeine ſtrenge, vorſichtige, nüchterne Methode ganz beſonders betonen und empfehlen!

Straßburg, 29. Sept. 1876.

Georg Gerland.

Inhalt.

Einleitung. Aufgabe und wissenschaftliche Stellung der Anthropologie.

Verschiedene Ansichten von dem Wesen des Menschen. Aeltere Behandlungsweise der Anthropologie, weshalb sie verlassen worden ist. Unausgefüllte Lücken in der Erkenntniß des Menschen, zwischen physiologischer und psychologischer, zwischen naturwissenschaftlicher und historischer Betrachtung: Aufgabe der Anthropologie, Verhältniß derselben zur Geschichte, zur Geographie. Specialisirung der Aufgabe und Eintheilung. Anm. Latham's Begriff der Anthropologie. . . . . S. 1.

Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes als Art und den Naturzustand des Menschen.

Breite der Grundlage auf welcher der Begriff des Menschen zu gewinnen ist. Wichtigkeit der Frage nach der Art-Einheit für alle Wissenschaften überhaupt, für die des Geistes insbesondere. Consequenzen ihrer negativen Entscheidung. Gleichberechtigung des naturhistorischen und des psychologischen Gesichtspunktes in dieser Frage. . . . . S. 11.

Erster Theil.

Naturhistorische Untersuchung.

Der Begriff der Art. Worin die Schwierigkeit desselben liegt (Variationskreis, Varietät, Raçe). Cuvier's und Prichard's Artbegriff. Nothwendigkeit der Unterscheidung von Art- und Stammeseinheit: verschiedene Abstammung kein vollgültiger Beweis gegen Arteinheit. Buffon's Kriterium der Arteinheit: die Fruchtbarkeit. Wichtigkeit dieses Merkmales trotz der Zweifel gegen seine Allgemeingültigkeit. Rückfall als Kriterium. Verschiedene Beweiskraft der Gründe für und gegen Artgleichheit im Allgemeinen. Blumenbach's Beweisführung aus der Analogie. Zweifel gegen ihre Statthaftigkeit. Resultat und fernerer Gang der Untersuchung über den Menschen. . . . . S. 18.

I. Nachweisungen über die Art und Größe der Veränderungen denen der Mensch in physischer Rücksicht unterworfen ist.

Unterscheidung der vier Klassen von Ursachen welche diese Veränderungen bewirken.

1) Das Klima. Große Zusammengesetztheit der wirkenden Factoren, erläutert an der Hautfarbe des Negers. Der veränderde Einfluß des Klima's ist mit Unrecht ganz geleugnet worden. Er erstreckt sich auf die Statur und die Schnelligkeit der physischen Entwickelung, wahr-

scheinlich auch auf die Fruchtbarkeit. Die Hautfarbe, weniger der geographischen Breite als der Abstammung entsprechend, wird gleichwohl auch durch das Klima mitbestimmt. Unterschied von Bergbewohnern und Flachländern in dieser Hinsicht in Folge der Einwirkung heißer und feuchter Klimate. Veränderungen welche die weiße Race unter den Tropen erfährt. Scheinbare und wirkliche Ausnahme von Parallelismus der Hautfarbe und der mittleren Jahrestemperatur. Deren Erklärung durch die Verschiedenheit in den Lebensgewohnheiten und in dem Schutze gegen Temperaturwechsel und klimatische Einflüsse überhaupt. Resultat. Veränderungen welche die europäischen Ansiedler durch fremde Klimate erlitten haben. Hinweisung auf die Neger in dieser Rücksicht. Einwirkung des Klima's auf Temperament und Charakter. . . . S. 38.

2) Die Nahrung und die Lebensweise. Auch hier gelingt es meist nicht die Wirkung der Einzelursachen aus dem Totaleffecte abzusondern. Die Wirkungen des Hungers und des materiellen Elends überhaupt. Animalische und vegetabilische Nahrung an sich üben keinen entscheidenden Einfluß auf die physische und psychische Entwickelung aus. Beispiele von leiblichen Verschiedenheiten die durch Nahrung und Lebensweise herbeigeführt sind. Noch größere Wirkungen zeigen sich wo die socialen Verhältnisse zu diesen Ursachen verstärkend hinzutreten. Beispiele. S. 62.

3) Die Cultur des geistigen Lebens. Ihr Einfluß pflegt in derselben Richtung zu wirken wie der von Nahrung und Lebensweise. Die Einförmigkeit in der äußeren Erscheinung uncultivirter Völker beweist den Einfluß der Cultur. Täuschungen und Uebertreibungen die in Rücksicht auf jene Einförmigkeit stattgefunden haben. Außer geistiger Unbildung trägt auch eine unwillkürliche Verähnlichung zu der letzteren bei. Nachweise über die psychischen und physischen Veränderungen welche die Neger in America erfahren haben. Analoge Beispiele aus der alten Welt. Zweifel in Bezug auf die Osmanlis, Magyaren, Finnen. Zeugnisse gegen die Constanz der nationalen Schädelformen. Unwahrscheinlichkeit der Entstehung veränderter Formen aus Mischung bei gleichzeitiger Reinerhaltung der Sprache. Aenderung der Schädelform durch Cultur. Parallelismus der äußeren und inneren Bildung. Ueberschätzung klimatischer Einflüsse: die Körperformen und die Naturumgebung der Völker entsprechen einander oft nicht. . . . . S. 73.

4) Die spontane Entstehung und Vererbung neuer Eigenthümlichkeiten. Sie findet bei Thieren wie beim Menschen statt und wird namentlich zur Zucht der Hausthiere benutzt. Nachweisung regelmäßiger Vererbung solcher Eigenthümlichkeiten bei letzteren. Erst Erworbenes oder Angebildetes, sei es leiblicher oder geistiger Art, wird ebenfalls oft regelmäßig vererbt. Wichtigkeit dieses Punktes für die Lehre von den Menschenracen. Auch die Erblichkeit von Krankheiten und Deformitäten ist nicht ohne Beweiskraft. Vererbung angeborener und erworbener leiblicher Eigenthümlichkeiten beim Menschen (Albinismus). Häufigkeit individueller Abweichungen vom Racencharakter, Seltenheit ihrer Fortdauer. Erbliche Uebertragung psychischer Eigenthümlichkeiten, auch der erst angebildeten. Bedeutung dieser Thatsache für die Culturgeschichte. Die Differenzirung der Individuen im Gegensatz zur Constanz der Arten. Resultat der bisherigen Untersuchung. . . . . S. 90.

II. Ueber die bedeutendsten anatomischen und physiologischen Verschiedenheiten welche unter den einzelnen Menschenstämmen vorkommen.

Die charakteristischen Unterschiede des Affen vom Menschen. Fabelhafte Erzählungen von affenähnlichen Menschen. Naturhistorische Schilderung

des Negertypus: das Skelett im Allgemeinen, der Schädel, das Gehirn; der Gesichtstheil; das Haar; der Stamm und die Glieder; die inneren Organe und die Haut. Nöthige Vorsicht in der Beurtheilung der Eigenthümlichkeiten des Negers, in Rücksicht der Härte des Schädels, der prominirenden Zähne, der Verhältnisse zwischen den Abschnitten des Armes, der dünnen Beine und der Beschaffenheit des Fußes, der übelriechenden Hautausdünstung. Die bedeutendsten anatomischen Abnormitäten welche sich außerhalb der Negerrace sonst noch finden, namentlich bei den Hottentotten und Buschmännern, bei den alten Peruanern, Aegyptern, Guanchen. S. 103.

Physiologische Parallele der verschiedenen Racen. Mittlere Körperwärme und Puls. Eintritt der Pubertät. Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten. Angeborene Deformitäten. Die Zeichen des Alters. Ausdauer in körperlichen Anstrengungen. Leistungen der Verdauungsorgane. Die Muskelkraft. Die Lebensdauer. Die Krankheiten. Verschiedene Größe der Naturheilkraft. Die Parasiten. Die Acclimatisationsfähigkeit. Das Erröthen. Besonderheiten in den Lauten der Sprache, im Gebrauche der Hände, im Gebrauche und in der Schärfe der Sinne. — Resultat. S. 124.

Anhang.

Ueber die angebliche Lebensunfähigkeit der Americaner Polynesier und Australier.

Scheinbare Verminderung der eingeborenen Bevölkerung von America; wirkliche Verminderung a) durch Krankheiten. Epidemieen die beim Zusammentreffen verschiedener Racen zu entstehen scheinen. Manche Indianervölker haben sich von den durch Krankheit erlittenen Verlusten wieder erholt. b) Durch ihre eigene Lebensweise und durch Kriege untereinander. c) Durch ihre Kämpfe mit den Einwanderern und ihren friedlichen Verkehr mit ihnen. d) Durch Unfruchtbarkeit der Ehen und geringe Kinderzahl, doch ist diese Erscheinung nicht allgemein. Die fortschreitende Entvölkerung vieler Inseln Polynesiens, vorzüglich Neu-Zealand's Tahiti's und der Sandwichinseln. Ursachen derselben in älterer Zeit. Großentheils glückliche Bekämpfung derselben durch die Missionäre. Verfall der socialen Verfassung und der Sitten: größere Gefährlichkeit der Krankheiten, Unfruchtbarkeit der Weiber und große Sterblichkeit der Kinder. In Australien sind Hauptursachen des Hinsterbens der Eingeborenen: Krankheiten, Kindermord und Sterblichkeit der Kinder, das Verhältniß zu den Kolonisten und die theilweise Ausrottung durch diese. . . . . S. 160.

III. Die Resultate der Vermischung verschiedener Typen und Eigenthümlichkeiten der Mischlinge.

Vergebliche Versuche eine Regel aufzustellen über die Abhängigkeit der Begabung der Nachkommen von der ihrer Eltern. Es überwiegen oft die Charaktere des väterlichen, öfter aber, wie es scheint, die des mütterlichen Typus. Je verschiedener die sich mischenden Typen sind, desto mehr scheint der Mischling eine mittlere und constante Bildung zu zeigen. Beschränkungen und Ausnahmen von dieser Regel. Einfluß der ersten Befruchtung. Ueberführung der verschiedenen Typen ineinander. Vergleichung mit den Thierracen in dieser Rücksicht. Intellectueller und moralischer Charakter der Mischlinge. Lebensfähigkeit und Fruchtbarkeit derselben. Theorieen von Gobineau, Serres, Nott. Beispiele von kräftigen und unkräftigen Mischlingsracen. Folgen der Verbindung naher Verwandten. Das angebliche Aussterben der Mulatten und anderer Mischlinge ohne Auffrischung des

Blutes. Angeblicher Rückfall der Mischlinge in die Stammtypen. — Dilemma für die Vertheidiger verschiedener Menschenspecies und Resultat. . S. 186.

IV. Prüfung der verschiedenen Hauptansichten über die Einheit des Menschengeschlechtes.

Größere Wahrscheinlichkeit der Arteinheit im Allgemeinen. Entgegengesetzte neuere Ansichten: H. Smith; angebliche ankediluvianische, fossile Menschen. Agasiz, Wechsel und Kritik seiner Ansichten. Die botanischen und zoologischen Hauptprovinzen der Erde entsprechen den Hauptabtheilungen des Menschengeschlechtes nicht. Abstammung der Menschen von einem Paare, was für und was gegen sie spricht. Zurückweisung unstatthafter Vervielfältigung in dieser Rücksicht. Die wichtigsten Gründe für eine Vielheit von Menschenspecies sind die noch zweifelhafte Geschiedenheit der Raçen durch das Klima und die Affenähnlichkeit des Negers. Kann der Affe für den Stammvater des Menschen gelten? Zeigt sich der Negertypus so gleichmäßig und fest ausgeprägt, daß er als Typus einer besonderen Menschenspecies zu betrachten ist? Empirische Nachweise über diese Frage. Wie in Africa finden sich auch anderwärts überall Uebergangsformen, ähnliche Typen kommen auch ohne Stammverwandtschaft vor, Individuen einer Raçe zeigen nicht selten die Eigenthümlichkeiten einer andern: es fehlt also an fester, specifischer Abgrenzung. Einige wenige festen Typen sind ebenso unannehmbar als eine große Anzahl derselben. Unzureichender Beweis für die Unveränderlichkeit der Körperformen aus den altägyptischen Denkmälern und aus Eigenthümlichkeiten der Juden. Derselbe Schädeltypus findet sich in einzelnen Beispielen bei den verschiedensten Völkern. Grobe ethnographische Irrthümer zu denen das Vertrauen auf die Constanz desselben vielfach verleitet hat; Mißbräuche die sich daran angeschlossen haben. — Gesammtresultat der naturhistorischen Untersuchung. . . . . S. 214.

V. Ueber die Eintheilung des Menschengeschlechts und deren Begründung.

Zweck einer solchen Eintheilung, Hauptgesichtspunkte bei derselben und deren gegenseitiges Verhältniß im Allgemeinen. . . . . S. 259.

1) Der naturhistorische Gesichtspunkt: ältere Eintheilungsversuche nach Haut und Haar, neuere nach dem Schädel. Historisches darüber. Weshalb es rathsam ist bei Cuvier's drei Raçen stehen zu bleiben. Neuere Eintheilung von Retzius. Unzuverlässigkeit der Schlüsse auf Stammverwandtschaft aus der Schädelform. Nicht der Schädel allein, sondern die sämmtlichen physischen Eigenthümlichkeiten sollten berücksichtigt werden. — Quetelet. Verzeichniß von Messungen. S. 261.

2) Der linguistische Gesichtspunkt. Allgemeine Gründe für die größere Zuverlässigkeit solcher Eintheilungen. Unter welchen Bedingungen die Sprachvergleichung zu einem Schlusse auf Völkerverwandtschaft berechtigt. Entwickelung der Gründe dieser Berechtigung. Verschiedene Haupttypen der Sprache (asynthetische, polysynthetische, agglutinirende, flectirende Sprachen) an Beispielen erläutert. Tiefgreifender Einfluß dieser Unterschiede auf die Gestaltung der gesammten Vorstellungswelt. Es giebt keine gemeinsame Ursprache des Menschengeschlechtes und jene Haupttypen sind nicht die verschiedenen Stadien einer continuirlichen Sprachentwickelung. Schätzung der Anzahl der Sprachen und Sprachstämme der Erde, Vielsprachigkeit auf kleinem Raume. Verhältniß des naturhistorischen zum linguistischen Eintheilungsgrund. Die Hauptgründe für die größere Sicherheit des letzteren. Grenzen der Zuverlässigkeit

seiner Resultate im Allgemeinen, im Besonderen: Beispiele von Verlust und Austausch der Sprache und was sie beweisen. . . . . S. 269.

3) Der historische Gesichtspunkt. Trennung desselben vom linguistischen. Geringe Tragweite und Beweiskraft desselben in Folge dieser Trennung: er ist meist nur subsidiär geltend zu machen. Beispiele: muthmaßliche Verwandtschaft americanischer Völker mit asiatischen. Andere Beispiele die zur Vorsicht in solchen Schlüssen mahnen. . . . S. 290.

Zweiter Theil.

Psychologische Untersuchung.

Wichtigkeit Schwierigkeit und bisherige Vernachlässigung des Gegenstandes. Ob die geistige Begabung der Völker ihrer Schädelcapacität proportinal sei? Widersprüche der thatsächlichen Angaben bei Tiedemann Morton und Huschke mit den von ihnen aufgestellten allgemeinen Sätzen. Analogie der naturhistorischen und der psychologischen Untersuchung. Allgemeine Voraussetzung und Gang der letzteren. . . . . S. 296.

I. Die specifischen Charaktere des Menschen.

Verschiedene Ansichten über diesen Gegenstand. Es handelt sich nicht um Aufstellung einer allgemeinen Formel — Perfectibilität. 1) Der Mensch unterwirft sich die Natur, indem er aus gemachten Erfahrungen in viel umfassenderer Weise lernt als das Thier; 2) was ihn innerlich bewegt stellt er dar theils durch Wortsprache theils durch andere äußere Mittel, deren manche ihm zum Schmuck und zur Verschönerung des Lebens dienen; 3) Recht und Eigenthum, eine gewisse Abstufung innerhalb der Gesellschaft, tiefere Anhänglichkeit an Familie und Volk; 4) religiöse Vorstellungen, ein Glaube an geistige Wesen die über und hinter den natürlichen Dingen stehen und sie nach Gefallen lenken, sind bei allen Menschen nachweisbar. — Worin liegen die psychologischen Ursachen dieser specifisch menschlichen Eigenthümlichkeiten? Sechsfache Fragestellung. Vereinfachung derselben. Die Art und Stärke der ursprünglichen Auffassung und die Genauigkeit des Behaltens als Bedingung des Lernens aus Erfahrung. Wichtige dabei mitwirkende Verhältnisse. Bedingung der Möglichkeit der Sprache und der schärferen Ausprägung der Individualitäten. Zu den Unterschieden in der ursprünglichen Auffassung der Dinge kommen Unterschiede in den sie begleitenden Lustgefühlen hinzu. Verhältniß dieser beiden Momente zueinander. . . . . S. 307.

II. Ueber den Naturzustand des Menschen.

Giebt es innerhalb jener specifischen Eigenthümlichkeiten noch speciellere specifische Charaktere? Allgemeiner Gang der Untersuchung dieser Frage. — Hohes Alter des Menschengeschlechtes; geologische historische sprachliche und physiologische Gründe dafür. Der Naturzustand des Menschen liegt nirgends in der Erfahrung vor, die Frage nach ihm ist darum aber keine müßige. Worauf ihre Beantwortung zu gründen ist. Verschiedene Vorstellungen die man sich vom Naturmenschen gemacht hat. Hauptzüge desselben: vollständige Abhängigkeit von der Naturumgebung, große Trägheit (Mangel eines ursprünglichen Triebes nach höherer Bildung — die gute Seite dieses Mangels), Zügellosigkeit der Begierden und Unstetigkeit der Bestrebungen. Diese Züge finden sich an der Mehrzahl der culturlosen Völker, sie dürfen deshalb als

Naturvölker bezeichnet werden. Die gemeinsamen Eigenthümlichkeiten dieser letzteren, wie sie die Erfahrung zeigt: völlige Zufriedenheit mit ihrer Lage; ihre Hauptmotive sind physisches und geselliges Wohlbefinden, die Gewohnheit; ihre allgemeinen Charaktereigenschaften und moralischen Vorstellungen, ihre Auffassung der Ehe und des Familienlebens (Polygamie, Schaamhaftigkeit), ihre gesellschaftliche Verfassung, ihr religiöser Glaube, ihre Auffassung des Schönen (Symbolik der Farben, Anstand und Höflichkeit, Reinlichkeit). Durchbruch des Naturmenschen bei civilisirten Völkern. Zurücksinken größerer und kleinere Theile von civilisirten Völkern in Verwilderung. Die moralischen Anlagen der weißen Race sind nicht vortheilhafter als die der übrigen (Trunksucht, Stellung des Weibes); die Rohheit äußerer Sitten mißleiten das Urtheil hierüber leicht. Einwendungen gegen die Annahme einer höheren intellectuellen Begabung der weißen Race. Was unter geistiger Befähigung zu verstehen ist. Beseitigung der Mißverständnisse die sich an diesen Begriff anzuschließen pflegen. Jene Befähigung ist bei keinem Volke etwas Constantes. Anwendung dieses Satzes auf die Frage nach der Arteinheit des Menschengeschlechts. Die am tiefsten stehenden Völker gehören sehr verschiedenen Racen an. Auch die weiße Race schließt sehr weit zurückgebliebene Völker in sich. Die Herrscherstellung derselben zu den übrigen Racen ist keine ausnahmslose. Resultat: es giebt wahrscheinlich keine specifischen Verschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechts in geistiger Rücksicht — Ansichten von Klemm und Wuttke, Eichthal, Nott und Glidden. . . . . S. 334.

III. Ueber die verschiedenen Culturzustände des Menschen und die Hauptbedingungen ihrer Entwickelung.

Die Einwürfe gegen die Arteinheit des Menschengeschlechts sind nur dann vollständig lösbar, wenn sich zeigen läßt daß die Culturzustände der Völker wesentlich von anderen Momenten abhängen als von ihrer geistigen Begabung. 1) Der Einfluß der Naturumgebung: a) des Klima's. Erschlaffende Wirkung des heißen Klima's und ihre Folgen für die geistige Entwickelung. (Ungunst des heißen wie des kalten Klima's. Der Südländer und Nordländer). Unmöglichkeit jedes Fortschrittes wo Klima Landesnatur und sociale Verhältnisse zugleich ihn erschweren. b) Einfluß der durch die Naturumgebung bestimmten Lebensweise: das Leben des Jägers, des Fischers, das Sammeln wildwachsender Früchte, unregelmäßiger Landbau, Zucht von Haus- und Heerdenthieren. c) Einfluß der geographischen Verhältnisse als solcher. Unstatthafte allgemeine Folgerungen in dieser Hinsicht. Unterschied von positiven Antrieben und Gelegenheitsursachen zur Cultur. Der Einfluß der Naturumgebung und der geographischen Verhältnisse überhaupt ist sehr relativ. Wo er am reinsten auftritt. 2) Wanderungen und Kriege als Ursachen des Fortschrittes von einer niederen Culturstufe zu einer höheren. Die Licht- und Schattenseite ihrer Folgen. 3) Mischung verschiedener Völker und Völkerstämme. 4) Dichtigkeit der Bevölkerung und ihre Folgen. — Resultat des Bisherigen, Rückblick auf die Frage nach der specifischen Befähigung der Racen und auf die Hindernisse der Cultur für die Naturvölker. — Die Elemente der Civilisation: 5) Der Ackerbau. Motive, Ausbreitung, Einflüsse desselben auf den Fortschritt der Cultur. Hindernisse für die Wirksamkeit dieser Einflüsse. 6) Die Rechtsverhältnisse und die Regierung. Größe ihres Einflusses. Das Privateigenthum und der Despotismus, ihre Entstehung und ihre Folgen für die Culturentwickelung. 7) Entwickelung von Gegensätzen in der Gesellschaft und ihre Folgen: stärkeres Zusammenhalten der Familie und der Gesellschaftsklassen, schärfere Ausprägung der indivi-

duellen Charaktere, Theilung der Arbeit, Hervortreten vorzüglich hochbegabter Individuen. 8) Handel und Verkehr. Ihre Wirkungen im Allgemeinen und ihr Einfluß auf die Hebung uncultivirter Völker insbesondere. 9) Die Religion. Die der Naturvölker insbesondere, ihr Inhalt und ihr Einfluß auf den Culturzustand. Wodurch und unter welchen Bedingungen die Religion zu einem Elemente der Civilisation wird. Beispiel: der Muhamedanismus. Anschluß der Kunst an die Religion. 10) Die Fortbildung der Erkenntniß. Ihr Einfluß auf das materielle Wohl, das sociale Leben, die Sittlichkeit und die Religion. Secundäre nachtheilige Wirkungen ihrer Ausbildung. Motive derselben. Die idealistische Lebensansicht. . . . . S. 392.

Rückblick und Resultat. Es ist unerweislich und unwahrscheinlich daß ursprüngliche Verschiedenheiten der geistigen Begabung bei der Entwickelung der Völker mitwirken. Unmöglichkeit einer genauen Analyse der Bedingungen von denen die nationalen Eigenthümlichkeiten der Völker abhängen. Die Civilisation vermag nicht die Summe des Wohlseins der Menschen zu steigern; dennoch liegt in ihr die allgemeine Bestimmung und das Entwickelungsziel der Menschheit. Dieser Bestimmung entspricht ebensowenig ein friedliches Stillleben in sich abgeschlossener kleiner Völkerschaften als eine einförmige und gleichmäßig ausgeprägte Civilisation welche alle Völker der Erde umfaßt, sondern eine Vertheilung der Aufgaben an die einzelnen Völker nach Maßgabe der Naturumgebung und der geistigen Eigenthümlichkeiten derselben. . . . . S. 472.

Literatur.

Acosta, Historia naturale et morale delle Indie. Venet. 1596.

Adair, History of the American Indians. London 1775.

J. Adams, Remarks on the country extending from C. Palmas to the River Congo; with an Account of the European Trade with the Coast of Africa. London 1803.

L. Alberti, description physique et historique des Cafres. Amsterdam 1811.

Alcedo, Col. Don Antonio de, Diccionario geographico-historico de las Indias occidentales. Madrid 1786.

J. E. Alexander, Expedition of discovery into the Interior of Africa, throug the hitherto undescribed Countries of the Great Namaquas, Boschmanns and Hill Damarâs. 2 vls. London 1838.

Allen and Thomson, Narrative of the expedition to the River Niger. 2 vls. 1848.

Allerhand lehrreiche Briefe von der Miſſion der Geſellſchaft Jeſu oder der neue Weltbott. Augsburg 1726f.

Anderſſon, Reiſen in Südweſt-Afrika, deutſch von Lotze. 1858.

Andrews, Journey from Buenos Ayres to the province of Cordova, Tucuman, and Salta to Potosi, thence by the Deserts of Caranja to Arica. and to Santiago de Chili and Coquimbo. 2 vls. London 1827.

Angelis, Pedro de, Coleccion de Obras y Documentos relativos á la Historia, Antiqua y Moderna de las Pronvincias del Rio de la Plata; illustrados con Notas y Disertaciones. 6 vls. folio. Buenos Aires 1836–37.

Annales des sciences naturelles. Paris von 1824 an.

Arbousset et Daumas. relation d'un voyage d'exploration au Nord-Est de la Colonie du Cap de Bonne Espérance en 1836. Paris 1842.

Van Amringe, W. F., investigation of the theories of the natural history of man. New York 1848.

Australia felix, bearbeitet nach Aust. fel. by W. Westgarth. Berlin 1849.

Azara, Fel. de, voyage dans l'Amerique méridional depuis 1781-1801 u. s. w. ed. Walckenaer. Paris 1809.

Baily, Francis, Journal of à Tour in unsettled Parts of North America in 1796–97. London 1856.

Baker, Sydney and Melbourne. London 1845.

Balbi, Atlas ethnographique du Globe. Paris 1826.

Bancroft, Naturgeſchichte v. Guiana. A. d. Engl. 1769.

Barker Webb, Philipp, et Berthelot, Sabin, Histoire naturelle des Iles Canaries. Paris 1840 f.

Barrington, History of New South Wales 1810.

De Barros Geſchichte der Entdeckungen und Eroberungen, der Portugieſen, deutſch v. Soltau. Braunſchweig 1821.

Barrow, Reiſen durch die inneren Gegenden des ſüdl. Afrika. Weimar 1801 und 1805.
Barth, Reiſen und Entdeckungen in Nord- u. Centralafrica, 1849—55. 5 Bde. Gotha 1857—58.
Barthez, Nouveaux élémens de la science de l'homme. Seconde édit. Paris 1806. 2 Bände.
Bartolozzi, Franc. Ricerche Istorico-crifiche circa alle scoperte d'Amerigo Vespucci. Firense 1789.
Baſeler Miſſions-Magazin.
Beechey, Narrative of a voyage to the Pacific and Behringstrait, to cooperate with the Polarexpeditions: performed in H. M. S. Blossom 1825—31. 2 vls. 1831.
Belcher, Narrative of the voyage of H. M. S. Samarang during 1843-46 u. s. w. London 1848
George Bennett, Wanderings in N. S. Wales, Batavia, Pedir Coast, Singapore and China, being a Journal of a Naturalist in those Countries during 1832—4. 2 vls. London 1834.
F. Debell Bennet, a Narrative of a Whaling Voyage round the globe from 1833—36, compris. Sketches of Polynesia, California, the Ind. Arch. u. s. w. 2 vls. London 1840.
Bergmann, Benj., Nomadiſche Streifereien unter den Kalmücken in den Jahren 1802 u. 1803. 4 Theile. Riga 1804.
Bericht über die Unterſuchung einiger Theile des Mosquitolandes. Berlin 1845.
Billing's Reiſe nach den nördlichen Gegenden von ruſſiſch Aſien und Amerika 1803.
Blumenbach, de generis humani varietate nativa. 3. ed. Göttingen 1795.
Boilat, Esquisses Sénégalaises. Paris 1853.
Bory de St. Vincent, l'homme. 2. éd. Paris 1827.
Bosman, Viaggio in Guinea, trad. dal Franz. Venet. 1752.
Bossi, i Negri della Nigrizia occidentale. Torino 1838.
Boteler, Narrative of a voyage of discovery to Africa and Arabistan. London 1835.
Boucher de Perthes, Antiquités Celtiques et Antédiluviennes. Paris 1849.
Boudyck-Bastiaanse, voyage à la côte de Guinée. La Haye 1853.
Bowditch, T. Edward, Miſſion von Cape Coaſt Caſtle nach Aſchanti. Aus dem Engl. v. Leidenfroſt. Neue Bibliothek der neuſt. Reiſebeſchr. v. Bertuch, Bd. 21. Weimar 1820.
Bowditch T. Edward, a, Account of the discovery of the Portuguese in the interior of Angola and Mozambique. London 1824.
Bradford, American Antiquities and Researches into the Origin and History of de Red Race. New York 1843.
Braim, history of New South Wales. 2 vls. London 1846.
Brackenridge, Reiſe nach Südamerika in den Jahren 1817—1818. A. d. Engl. 2 Theile. Leipzig 1821.
Bratring, Reiſen der Spanier nach der Südſee, insbeſondere nach O-Taheite. Berlin 1802.
Brehm, Reiſeſkizzen aus Nordoſt-Afrika 1847—52. Jena 1855.
Brooke, Narrative of events in Borneo and Celebes. Editor Capt. Rodney Mundy. 2. ed. London 1848.
Bruce, Reiſe zur Entdeckung der Quellen des Nil 1768—73. Leipzig 1790.
Brunner, Reiſe nach Senegambien. Bern 1840.
Bryson, Report on the climate and princip. diseases of the Africa station.

Buchner's Repertorium.
Buckton, Western Australia. London 1840.
Buffon, Oeuvres in 4to. Paris 1749–67.
Bulletin de la société ethnologique. Paris.
Bulletin de la société géographique. Paris.
Bulletin de l'académie des sciences de Belgique.
Bunbury, Journal of a residence at the Cape of Good Hope. London 1848.
Burchell, Reisen in das Innere von Südafrika. Weimar 1822.
Burdach, Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig 1826—40.
Burckhardt, Reisen in Nubien. A. d. Engl. Weimar 1820.
Burkart, Joseph, Aufenthalt und Reisen in Mexiko (1825—34). Stuttgart 1836.
Burmeister, Reise nach Brasilien. Berlin 1853.
Burmeister, geologische Bilder.
Busch, Moritz, Wanderungen zwischen Hudson und Mississipi 1851 u. 52. Reisen und Länderbeschreib. herausg. v. Widemann u. s. w. Stuttgart 1854.
Byrne, J. C., twelve years wanderings in the Britisch Colonies from 1835—47. London 1848.
Cailliaud, voyage à Méroe. Paris 1826.
Caillié, Journal d'un voyage à Temboctou et à Jenné 1824–1828. Paris 1830.
Caldcleugh, Travels in South-America. London 1825.
Campbell, Reise in Südafrika. Nürnberg 1816.
Camper, Kleine Schriften. 1782.
G. Careri, voyage autour du monde. Paris 1719.
Carli, Graf Carlo, Brief über Amerika, deutsch von Hennig. Gera 1785.
Carnes, Journal of a voyage from Boston to the West coast of Africa. Boston 1852.
Carpenter, Principles of general and comparative physiology. London 1839.
Carus, C. G., Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung. Denkschrift zur hundertjähr. Geburtsfeier Goethe's. Leipzig 1849.
De Castelnau, Expédition dans les parties centrales de l'Amerique du Sud u. s. w. Paris 1850–57.
De Castelnau, renseignements sur l'Afrique centrale. Paris 1851.
Cavazzi, Histor. Beschreibung der Königreiche Congo, Matamba und Angola München 1694.
De la Chambre, Anleitung zur Menschenkenntniß. Deutsch v. C. L. E. Schmid. Jena 1794.
Chambou, traité de l'éducation des moutons.
Chamisso, Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise. Weimar 1821.
Charlevoix, Père de, Histoire et Description Générale de la Nouvelle France, avec le Journal Historique d'un Voyage fait dans l'Amérique Septentrionale. 6 vls. Paris 1744.
Cheever, Rev. Henry, Life in the Sandwich Islands. London 1851.
Chénier, Louis Sauveur de, recherches historiques sur les Maures et Histoire de l'empire de Maroc Paris 1787. 3 vls.
Cieza de Leon. La cronica del Perù. (Historiadores primitivos de Indias. Madrid 1852.)
Clapperton, Tagebuch der zweiten Reise in's Innere von Afrika. Weimar 1830.
Clarke, R., Sierra Leone. London 1846.

Clavigero, Abbé F. Saverio, History of Mexico collected from Spanish and Mexic. Historians MSS. and ancient Paintings of the Indians u. s. w., transl. by Cullen. London 1787.
Clutterbuck, Port Philipp in 1849. London 1850.
Colenso, Ten weeks in Natal. Cambridge 1855.
Colleccion de varios documentos por la historia de Florida. Tom I. London 1857.
Combes et Tamisier, Voyages en Abyssinie. Paris 1838.
Cooley, the Negroland of the Arabs. London 1841.
Coreal, voyages aux Indes occidentales (1666--97), trad. de l'Esp. Amsterd. 1722.
De Courson, Histoire des peuples Bretons. Paris 1846.
Crawfurd, Journal of an Embassady to the Court of Ava 1834.
Crawfurd, History of the Indian Archipelago. Edinburgh 1820.
Crozet, Neue Reiſe durch die Südſee (1771 f.) Leipzig 1783.
Cruickſhank, Achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküſte (1834 f.) Leipzig.
Cunningham, two years in New-South Wales. London 1827.
Cuvier, Règne animal. 2. édit. Paris 1839.
Cuvier, Die Umwälzungen der Erdrinde, deutſch v. Nöggerath 1830.
Dallas, Geſchichte der Maronen-Neger auf Jamaica. Weimar 1805.
Dalzel, Geſchichte von Dahomey u. ſ. w. A. d. Engl. Leipzig 1799.
Dampier, nouveau voyage autour du monde. Amsterdam 1761.
Dandolo, viaggio in Egitto, nel Sudan. Mil. 1854.
Darwin, naturwiſſenſchaftliche Reiſen überſ. v. Dieffenbach. 2 Bde. Braunſchweig 1844.
Daumas, le Sahara Algérien. Paris 1845.
Davis, el Gringo or New Mexico and her people. New York 1857.
Davis, a, Evenings in my tent or wanderings in Balad Ejjareed. London 1854.
Davis, Crania Britannica.
Dawson, the present state of Australia. London 1830.
Day, five years residence in the West Indies. London 1852.
Delafield, John, Inquiry into the origin of the antiquitys of America. Cincinnati 1836. N. York 1839.
Delegorgue, Voyage dans l'Afrique australe. Paris 1847.
Denham Clapperton and Oudney, narrative of travels and Discoveries in Northern and Central-Africa in 1812-24. 2. ed. London 1826.
Des Marchais, Voyage en Guinée 1725—27. Amsterdam 1731.
Desmoulins, histoire naturelle des races humaines. Paris 1876.
Dessalles, histoire générale des Antilles. Paris 1847.
Dieffenbach, Travels in New-Zealand. London 1843.
Dieterici, über die Sterblichkeitsverhältniſſe in Europa Abh. der Berl. Akad. 1851.
Dobrizhoffer, Geſchichte der Abiponer. Wien 1783.
Doehne, Zulu-Kafir dictionary. Cape Town 1857.
Douville, Voyage au Congo. Stuttgart 1832.
Dowding, Religious Partizanship. Africa in the West. Oxford u. London 1854.
Drake, the book of the Indians, biographies and history. 9th. ed. Boston 1845.
Duflot de Mofras, Exploration du territoire de l'Orégon, des Californies et de la Mer vermeille pendant 1840—42. Paris 1844.
Duhaut-Cilly, Voyage autour du monde. Paris 1834.

Dumont d'Urville, Voyage de l'Astrolabe. Paris 1850.
Dumont d'Urville, a. voyage au Pol Sud. Paris 1841.
Duncan, Reiſe in Weſt-Afrika 1848. A. d. Engl. v. Lindau. Dresden u. Leipzig 1848.
John Dunn, History of the Oregon Territory. London 1844.
Du Petit Thouars, Voyage autour du monde. Paris 1840.
Duprat, Essay sur les races de l'Afrique septentrionale 1845.
Dupuy, Journal of a residence in Ashantee. London 1824.
Durand, Voyage au Sénégal. Paris an X.
Duttenhofer, über die Emancipation der Neger. Nördlingen 1855.
G. W. Earl, the eastern Seas or voyages and adventures in the Ind. Archipelago. London 1837.
G. W. Earl, a, the native races of the Indian Archipelago. London 1853.
A. Earle, Narrative of a nine months' residence on New-Zealand. London 1837.
Eberhard, die Menſchenraſſen. Koburg 1842.
Bryan Edwards, Histoire des colonies anglaises dans les Indes occidentales. Paris 1801.
Bryan Edwards, Proceedings of the governor of Jamaica in regard to the Maroon Negroes. London 1796.
W. F. Edwards, Des caractères physiologiques des races humaines considérès dans leurs rapports avec l'histoire. Paris 1829.
Milne Edwards. Eléments de zoologie. Paris 1855.
W. H. Edwards, Voyage up the River Amazon. London 1857.
Ellis, H., Reiſe nach Hudſonsbay, a. d. Engl. v. J. Ph. Murray. Göttingen 1850.
Ellis, polynesian researches. 4 vols. London 1834.
Engel, das Knochengerüſt des menſchlichen Antlitzes. Prag 1850.
Engel, Unterſuchungen über Schädelformen. Prag 1851.
Epp, Schilderungen aus Holländiſch-Indien. Heidelberg 1852.
Erman's Archiv für wiſſenſchaftl. Kunde von Rußland. Berlin 1841 f.
Erskine, Journal of a cruise among the islands of the Western Pacific. London 1853.
D'Escayrac de Lauture, die afrikaniſche Wüſte und das Land der Schwarzen. Leipzig 1855.
v. Eſchwege, Journal von Braſilien. Weimar 1818.
On the Ethnography and Archaeology of the Amer. Aborigines New Haven 1846.
Edward Long, History of Jamaica. London 1774. 3 vls. 4.
Ethel, Grönland. Stuttgart 1860.
Eyre, Journals of expeditions into Central-Australia. 2 vls. London 1845.
Falconer, Remarks on the influence of climate upon mankind. 1781.
Falkner, Beſchreibung v. Patagonien. A. d. Engl. Gotha 1775.
Farnham, Travels in the Californias. New York 1844.
Featherstonaugh, Excursion throug the Slave States. London 1844.
Fechner's Centralblatt. 1 Band. Leipzig 1853.
v. Feldner, W. Chr. G., Reiſen durch mehrere Provinzen Braſiliens. Liegnitz 1828.
Fermin, description de la colonisation de Surinam. Amsterd. 1769.
L. Fick, die Urſachen der Knochenform. Göttingen 1857.
Fleming, Kaffraria and its inhabitants. London 1853.
Flinders, Voyage to Terra Australis. London 1814.
Foiſſac, Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menſchen. Göttingen 1840.
Foote, Africa and the American flag. New York 1854.

Forbes, Comm. E. F., Dahomey and the Dahomans, being the Journals of two Missions to the King of Dahomey and Residence at his Capital in 1849 and 1850. London 1851.
Forſter, Bemerkungen auf ſeiner Reiſe um die Welt. Berlin 1783.
G. Forſter, Geſammelte Werke. Leipzig 1843.
Fox, the six colonies of New Zealand. London 1851.
A. Frankenheim, Völkerkunde. Charakteriſtik und Phyſiologie der Völker. Breslau 1852.
Frezier, Neueſte Reiſe nach der Südſee und den Küſten von Chili, Peru und Braſilien. Hamburg 1718.
Freycinet, Voyage autour du monde. Paris 1827.
Freyreiß, Beiträge zur näheren Kenntniß des Kaiſerthums Braſilien u. ſ. w. I. Th. Frankfurt 1824.
Fröbel, Reiſe durch den Weſten der Vereinigten Staaten.
Frorieps Notizen. Erfurt 1822 f.
Gage, Voyage dans la Nouvelle Espagne. Amsterdam 1721
Garcilasso, Histoire des Yncas. Amsterdam 1737.
Gardiner, Narrative of a journey to the Zoulou country. London 1836.
Gardiner, a. Visit to the Indians on the frontier of Chili. London 1841
Georgi, J. G, Beſchreibung aller Nationen des ruſſiſchen Reichs, ihre Lebensart, Religion, Gebräuche u. ſ. w. St. Petersburg u. Leipzig 1783.
Giebel, Tagesfragen aus der Naturgeſchichte. Berlin 1857.
Gilii, Nachricht vom Lande Guiana. Hamburg 1785.
Gobat, Journal d'un séjour en Abyssinie 1830—32. Paris 1835.
Godron, De l'espèce et les races. Mémoires de la Société des Sciences de Nancy 1848. Nancy 1848.
Golberry, Reiſe durch das weſtliche Africa. Leipzig 1803.
Gomara, Historia general de las Indias. Historiadores primitivos de Indias. Colleccion dirigida e illustr. por D. Enr. de Vedia 2 vol. Madrid 1852—62.
Graf Görtz, Reiſe um die Welt. Stuttgart und Tübingen 1853.
Gosse, Essai sur les déformations artificielles du crâne. Paris 1855.
Graberg von Hemſö, Das Sultanat Mogh'rib-ul-Aka oder Kaiſerreich Marokko u. ſ. w. Stuttgart und Tübingen 1853.
Granier de Cassagnac, Voyage aux Antilles. Paris 1843.
Gregg, Joſias, Karawanenzüge durch die weſtlichen Prairieen und Wanderungen in Nord-Mejico. Aus deſſen Tagebuch von W. B. Lindau. 2 Thle. Dresden u. Leipzig 1845.
Grey, Journals of two expeditions in Australia. 2 vls. London 1841.
Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale. Paris 1856.
Gumilla, Histoire naturelle, civile et géographique de l'Orénoque. Avignon 1758.
Guyot, Grundzüge der vergleich. phyſikal. Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geſchichte des Menſchen. Deutſch v. H. Birnbaum. Leipzig 1851.
Ueber das Haar. Morgenblatt 1855.
Hale, Ethnography and philology of the Un. States Explor. Expedition. Philadelphia 1846.
Basil Hall, Extracts of a journal written on the Coasts on Chili, Peru and Mexico. 3. ed. Edinburg 1825.
Halleur, Das Leben der Neger Weſt-Africa's mit Rückſicht auf den Sklavenhandel. Vortrag. Berlin 1850.
Hamilton, Reiſe um die Welt. Magaz. der Reiſebeſchr. XI. Berlin 1794.
Harris, John. Navigantium atque Itinerantium Bibliotheca, or complet Collection of voyages and travels u s. w. 2 vls. fol. London 1764.

Harris, John, a, The Highlands of Aethiopia. 2. ed. London 1844.
Head, Rough notes taken during journeys across the Pampas. 2. ed. London 1826.
Hearne, Reiſe vom Prinz Wallis-Fort bis zum Eismeer 1797. Magaz. von merkwürdigen Reiſebeſchreibungen XIV. Berlin 1797.
Heckewelder, Nachrichten von der Geſchichte und den Sitten der indianiſchen Völkerſchaften, welche ehemals Pennſylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten. A. d. Engl. Göttingen 1821.
Hecquard, Hyac., Reise an die Küste und in das Innere von West-Africa. A. d. Franz. Leipzig 1854.
De Hell, Xavier Homaire de, Travels in the Steppes of the Caspian Sea, the Crimea, the Caucasus e. c. London 1847.
Heller, Reiſe in Mexiko in den Jahren 1845—48. Leipzig 1853.
Helms, Travels from Buenos Ayres by Potosi to Lima. 2. ed. London 1807
Herrera, Antonio de, Historia General de los Hechos de los Castellanos en las Islas y Tierra Firme de Mar Oceano. Maps. 2 vls. Folio. Madrid 1730.
Herrera, Antonio de, Descripcion de las Indias occidentales. Madrid 1730.
Heuſinger, Grundriß der phyſiſchen und pſychiſchen Anthropologie. Eiſenach 1830.
Heuſinger, Grundzüge der vergleichenden Phyſiologie, mit beſonderer Rückſicht auf nutzbare Hausthiere. Leipzig 1831.
A. de H. Hilaire, voyage dans l'Intérieur du Brésil. Paris 1830.
A. de H. Hilaire a, Voyage ou sources du R. San Francisco. Paris 1847.
Hines, Oregon, its history. Buffalo 1857.
Hodgkinson, Cl., Australia from Port Macquarie to Moreton Bai. London 1845.
Hodgson, Reminescences of Australia. London 1846.
I. van der Hoeven, Bijdragen tot de natuurlijke geschiedenis von den Negerstamm. Leyden 1842.
Hofacker, J. D., über die Eigenſchaften, welche ſich bei Menſchen und Thieren von den Eltern auf die Nachkommen vererben, mit beſonderer Rückſicht auf die Pferdezucht. Tübingen 1828.
Hoffman, A winter in the Far West. 2 vls. London 1855.
Hollard, De l'homme et les races humaines. Paris 1853.
Holmberg, ethnographiſche Skizzen über die Völker des ruſſiſchen Amerika. Helſingfors 1855.
Hoskins, Travels in Ethiopia above the Second Cataract of the Nile. London 1835.
Howitt, Impressions of Australia felix. London 1845.
Hornemann, Tagebuch ſeiner Reiſe von Kairo nach Mourzuck u. ſ. w. Bibliothek der neueſt. und wicht. Reiſebeſchr. von Sprengel und Ehrmann. Bd. VII. Weimar 1802.
Hueck, de craniis Estonum. 1838.
A. v. Humboldt und Bonpland, Reiſe in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes in den Jahren 1799—1804. A. d. Franzöſ. v. Hauff. Stuttgart und Tübingen 1845.
A. v. Humboldt, Kosmos. Entwurf einer phyſiſchen Weltbeſchreibung. Stuttgart 1847 f.
A. v. Humboldt, Verſuch über den politiſchen Zuſtand von Neuſpanien. Tübingen 1809.
Hunter, dissertatio de hominum varietatibus. Edinburgi 1775.
Hunter, Memoirs of a captivity among the Indians. 7. ed. London 1824.
Huntley, Seven years service on the Slave coast. London 1850.

Huſchke, Schädel, Hirn und Seele. Jena 1854.
Hutchinson, History of Massachusetts. 3. ed. Boston 1795.
James, Account of an expedition from Pittsburgh to the Rocky mountains in 1819–20 under M. Long. Philadelphia 1823.
Jarrold, Anthropologia or on the form and colour of man. London 1838.
Jarves, History of the Sandwich Islands. Boston 1843.
Idrisi, Géographie d', traduit par Am. Jaubert. (Recueil de Voyages et de Mém. publ. par la Société de Géogr. T. V.) Paris 1836.
Jefferſon, Beſchreibung v. Virginien in Sprengel's Beiträgen VIII.
Imlay, Nachrichten von dem weſtlichen Lande der Nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Im Magazin der Reiſebeſchreibungen IX. Berlin 1793.
l'Institut. Paris 1833 f.
Johnston, Travels in S. Abyssinia 1844.
De Jong, Reiſen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Hamburg 1803.
Waſh. Irving, Aſtoria oder Geſchichte einer Handelsexpedition jenſeits der Rocky Mountains. A. d. Engl. Reiſen und Länderbeſchreibungen, herausg. v. F. Widemann, Hauff und Peſchel 14. Lief. Stuttgart 1838.
Liber climatum auctore Scheicho Abu-Ishako el-Faresi vulgo El-Iastachri. Ad similitudinem Codicis Gothani accuratissime delineandum et lapidibus exprimendum curavit Dr. I. H. Möller. 4. Gotha 1839.
Iſert, Neue Reiſe nach Guinea. Berlin u. Leipzig 1790.
Jukes, Narrative of the surveying voyage of H. Maj. Ship Fly in Torres Strait, New Guinea u. s. w. London 1847.
Junghuhn, die Battaländer auf Sumatra. Berlin 1847.
v. Katte, Reiſe in Abyſſinien im Jahre 1836. Reiſen u. Länderbeſchreibungen, her. v. Widemann, Hauff und Peſchel. Lief. 15. Stuttg. u. Tüb. 1838.
Kay, Travels and researches in Kaffraria 1833.
Keate, account of the Pelew Islands 1789.
Keating. Narrative of an expedition to the source of St. Peter's river u. s. w. London 1825.
Kendall, narrative of an expedition across the Prairies. London 1845.
Keppel Expedition to Borneo of H. M. S. Dido for the suppress. of Piracy, with extracts from the Journal of James Brooke, of Saráwak. 2 vls. London 1846.
Keppel, a visit to the Indian Archipelago, in H. M. S. Maeander u. s. w. 2 vls. London 1853.
King, Narrative of a survey of the intertropical and west coasts of Australia between 1818–22 u. s. w. London 1827.
King and Fitzroy. Narrative of the surveying voyage of the Adventure and Beagle between 1826–36 u. s. w. London 1839.
Knox, the races of man. London 1850.
Köler, Notizen über Bonny. Göttingen 1848.
Koelle, grammar of the Bornu or Kanuri Language. London 1854.
Koelle, a, Outlines of the grammar of the Vei Language. London 1854.
Koelle, b, Polyglotta Africana. London 1854.
Kölliker, mikroskopische Anatomie. Leipzig 1850.
Kolff, Voyage of the Dutch Brig Dourga, translated by W. Earl. London 1840.
Kohl, Kitſchi-Gami oder Erzählungen vom oberen See. Bremen 1859.
Koſter, Reiſe in Braſilien. Neue Bibliothek der wicht. Reiſebeſchr. u. ſ. w. Bd. 11. Weimar 1817.
v. Kotzebue, Entdeckungsreiſe. Weimar 1821.
v. Kotzebue, a, neue Reiſe um die Welt. Weimar 1830.
Kretzſchmar, Südafricaniſche Skizzen. Leipzig 1853.

Kruſenſtern, Reiſe um die Welt in den Jahren 1803—6 u. ſ. w. 3 Bde. St. Petersburg 1810—12.
Labat, nouveau voyage aux Isles de l'Amerique. La Haye 1724.
La Billardière, Relation du voyage à la recherche de La Pérouse Paris. An VIII.
Lacépède, les âges de la nature. Paris 1830.
Lacépède, Histoire naturelle de l'homme. Paris 1839.
Lafitau, Moeurs des Sauvages Américains. Paris 1724.
Lahontan, nouveau voyage dans l'Amerique septentrional. La Haye 1703.
Laing, Voyage dans le Timmani, Kouranko and Soolima Countries in Western Africa. London 1825.
Laird and Oldfield, narrative of an expedition into the Interior of Africa (1832—34). London 1837.
R. und J. Lander, Reiſe zur Erforſchung des Niger. Leipzig 1833.
Landolphe, Mémoire contenante l'histoire de ses voyages, rédigés par Quesné. Paris 1823.
Dummore Lang, Cooksland in N. E. Australia. London 1847.
Dummore Lang, a, Account of Neu South Wales. 3. ed. London 1840.
Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt. Frankfurt 1812.
Laplace, voyage autour du monde. Paris 1833.
Laplace, a, campagne de circumnavigation. (1837 f.) Paris 1841.
Latham, Man and his migrations. London 1851.
Latham, a, Natural history of the varieties of man. London 1856.
Lauvergne, les Forçats, considérés sous le rapport physiol. moral et intellectual, observés au Bagne de Toulon. Paris 1841.
J. T. Dauxion-Lavaysse, Reiſe nach Trinidad, Tabago und Venezuela, in Bertuch's neuer Bibliothek V. Weimar 1816.
Lawrence, Lectures on physiology, zoology and natural history of man. 3. ed. London 1823.
Lawson, History of Carolina. London 1718.
Ledyard et Lucas, Voyage en Afrique, traduit par Lallemant. Paris 1804.
Lefèbvre, Petit et Quartin Dillon, voyages en Abyssinie 1839—45. 3 Bde. Paris 1845.
Leichhardt, Tagebuch einer Landreiſe in Auſtralien. Halle 1851.
Leigh, Reconnoitering voyage in South Australia. London 1839.
v. Lery, J, Reiſe nach Braſilien. Nach der vom Verf. veranſtalteten verbeſſerten und vermehrten lat. Ausg. überſetzt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen. Münſter 1794.
Lesson, Voyage médical autour du monde (1822—25). Paris 1829.
Le Vaillant, Erſte und zweite Reiſe in das Innere von Africa vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus in den Jahren 1780—85. A. d. Franz. von J. Reinh. Forſter. Berlin 1790—91.
Lewis, M. Greg., Journal of a residence among the negroes of the West Indies. London 1845.
Lichtenſtein, Reiſe im ſüdlichen Africa. Berlin 1811 u. 12.
Lisiansky, Voyage round the world 1805—6. London 1814.
Livingſtone, Miſſionsreiſen und Forſchungen in Süd-Africa. A. d. Engl. von Herm. Lotze. 2 Bde. Leipzig 1858.
Lopez, Wahrhaftige Beſchreibung des Cap Congo. ed. de Bry. Frankfurt 1597.
Loſkiel, Geſchichte der Miſſion unter den Indianern in Nord-America. Barby 1789.
Lucä, Zur Architektur der Menſchenſchädel nebſt geometriſchen Originalzeichnungen von normaler und abnormaler Form. Frankfurt 1857.
Lucas, traité philosophique et physiologique de l'hérédité naturelle dans les états de santé et de maladie du système nerveux. 2 Bde. Paris 1847.

Lüken, die Einheit des Menschengeschlechts und dessen Ausbreitung auf der Erde. Hannover 1845.
Lyell, Elements of geology. 7. ed London.
Lyell, zweite Reise nach den Vereinigten Staaten. Deutsch von Dieffenbach. Braunschweig 1851.
Lyon, Journal of a residence and tour in Mexico. London 1828.
Macauley, Haïti ou renseignements authentiques sur l'abolition de l'esclavage. Paris 1835.
Mac Cann, two thousand miles' ride through the Argentine Provinces. London 1853
Macgillivray, narrative of a voyage of H. M. S. Rattlesnake 1846—50 u. s. w. London 1852.
Majoribanks, travels in New South Wales. London 1840.
Mallat, les Philippines. Paris 1846.
Marchand, neueste Reise um die Welt in den Jahren 1790, 91 u. 92. Leipzig 1802.
Mariner, Tonga Islands. London 1818.
Marsden, Sumatra. Berlin 1788.
Martin, Essai sur l'origine du language. Paris 1835.
Martius, Von dem Rechtszustand unter den Ureinwohnern Brasiliens. München 1832.
Matthew, Reise nach dem Flusse Sierra Leone auf der Küste von Africa, 1785—87. A. d. Engl. Leipzig 1789.
Maury, A.. des ossemens humains u. s. w., enfouis dans les roches u. s. w. Paris 1852.
Maximilian Prinz v Neu-Wied, Reisen in das Innere von Nordamerica 1832—34. Frankfurt 1839.
Maximilian Prinz v. Neu-Wied, a, Reise nach Brasilien 1815—17. Frankfurt 1820.
Maximilian Prinz v. Neu-Wied, b, Brasilien. Nachträge, Berichtigungen und Zusätze. Frankfurt 1850.
Brantz Mayer, Mexico, Aztec Spanish and Republican u. s. w. Hartford 1853.
Mc Coy, History of Baptist Indian Missions. Washington 1840.
Meinicke, Die Südseevölker und das Christenthum. Prenzlau 1844.
Meinicke, a, Das Festland Australien. Prenzlau 1837.
Melville, H., The present state of Australia u. s. w. London 1851.
Melville. Vier Monate auf den Marquesas. Leipzig 1847.
Meredith, Account of the Gold Coast. London 1812.
v. Meyer, Reisen in Süd-Africa während der Jahre 1840 und 41. Hamburg 1843.
Miers, Travels in Chile and La Plata. London 1826.
Mitchell, Three expeditions into the Interior of East Australia. London 1838.
Mitchell, a, Journal of an expedition into the Interior of Tropical Australia. London 1848.
Moerenhout, voyage aux iles du grand Océan. 2 vls. Paris 1837.
Moffat, Missionary labour in South Africa. London 1842.
Mohammed el Tounsy, Voyage au Darfour par Jomard. Paris 1845.
Mollien, voyage dans la républ. de Colombia. Paris 1824.
Mollien, Reise in das Innere von Africa, an die Quellen des Senegal und Gambia. Neue Bibliothek der wicht. Reisebeschr. Weimar 1820.
Molina, S. Ign., Essai sur l'histoire naturelle du Chili trad. par Gruvel. Paris 1789.
Molina a, Saggio sulla storia civile del Chile. Bologna 1787.

Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1839—53.
Monrad, Gemälde der Küste von Guinea und der Einwohner derselben (1805—9). Neue Bibliothek der wicht. Reisebeschr. Weimar 1824.
Moodie, Ten years in S. Africa. London 1835.
Moore, Travels into the Inland parts of Africa 1730. London 2. ed. s. a.
Morse, report to the Secretary of war in Indian affairs. New Haven 1822.
Morton, Hybridity in animals and plants. New Haven 1847.
Morton, crania Americana. Philadelphia 1839.
Mühlenpfordt, Schilderung der Republik Mexiko. Hannover 1844.
W. J. Müller, Die africanische Landschaft Fetu. Hamburg 1676.
J. G. Müller, Die americanische Urreligion. Basel 1855.
J. W. de Muller, Causes de la coloration de la peau et des différences dans la forme du crâne au point de vue de l'unité du genre humaine. Stuttgart 1853
Mundy, our Antipodes our residence and Rambles in the Australian colonies 3 vls. London 1852.
Hugh Murray, Enquiries respect. the character of Nations. Edinburgh 1808.
Napier, Excursions in Southern Africa includ. a History of the Cape Colony, an Account of de Native Tribes. London 1850.
Die Neuseeländer, nach dem Englischen. Leipzig 1833.
New Zealand, On the British colonization of de New Zealand by the Commitee of the Aborig. Protecting Society. London 1846.
Mrs. Norton, a residence at S. Leone. London 1849.
Nott and Gliddon, Types of mankind. Philad. 1854.
Nott and Gliddon, a, Indigenous races of the earth. Philad. 1857.
Nouvelles annales des voyages, de la géographie et de l'histoire, publ. par Eyriès et Malte-Brun, t. 1—30, Paris 1819—26. Deux. série t. 1—14, 1827—29. Nouv. ann. des voyages et des sciences géographiques. Paris 1830—50. 84 Bde.
Reise der österreichischen Fregatte Novara. Wien 1861.
Nuttal, Journal of travels into the Arkansas Territory. Philad. 1821.
Oelsner-Monmerque, Der Creole. Eine Vorlesung. Berlin 1848.
Olivier, Land- und Seereisen in Niederl. Indien. Neue Bibl. der wichtigst. Reisebeschr. 53. u. 63. Bd. Weimar 1829—33
Omboni, Viaggi nell' Africa occidentale. Milano 1845.
D'Orbigny, l'homme americain de C. Amerique meridion. Paris 1839.
Ovaglie, Historical relatione del regno di Chile Roma 1646.
Oviedo, Historia general y natural de India. Madrid 1851.
Oviedo, Sumarie de la natural historia de las Indias. Madrid 1852.
Owen, Lectures on comparative anatomy of the invertebrate animals. London 1855.
Owen, Narrative of voyages to explore the shores of Africa, Arabia and Madagascar. London 1833.
De Pagès, Reise um die Welt und nach den beiden Polen, zu Lande u. zur See, in den Jahren 1767—71, 73—74 u. 77. A. d. Franz. Frankfurt u. Leipzig 1786.
Pallme, Beschreibung von Kordofan und einigen angrenzenden Ländern. Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Herausg. von Widemann u. s. w. Stuttgart u. Tübingen 1842.
Parchappe, recherches sur l'encéphale. Paris 1836 u. 38.
W. Parish, Buenos Ayres and the province of the La Plata. London 1838.
M. Park, Voyage dans l'Intérieur de l'Afrique. Paris, an VIII.

Parker, S., Journal of an exploring tour beyond the Rocky mountains. Ithaca 1838.
Parkman, The California and Oregon trail. New York 1849.
Parkyns, Mansf., Life in Abyssinia: being Notes collect dur. three years Resid. and Travels in that Country. 2 vls. London 1853.
Parry, Journal of a second voyage for the discovery of a North-West Passage from the Atlantic to the Pacif. in 1811—23. London 1824.
De Pauw, Recherches sur les Américains, ou Mémoires intéressantes pour servir à l'histoire de l'espèce humaine. 2 vls. Berlin 1768.
Péron, Voyage de découverte aux terres Australes. 2. ed. Paris 1824.
Perrin du Lac, Reise in den beiden Louisianen 1801—3. Leipzig 1807.
Peyroux de la Coudrenière, Mémoire sur les sept espèces d'hommes et sur les causes des altérations de ces espèces. Paris 1814.
Pfyffer zu Neueck, Skizzen von der Insel Java. Schaffhausen 1829.
Pickering, The races of man and their geographical distribution. London 1849.
Pigafetta, Premier voyage autour du monde. Paris, an IX.
Philip, Researches in South Africa. London 1828.
E. Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom. 2 Bde. Leipzig 1835.
Polack, New Zealand, being a Narrative of travels u. s. w. London 1838.
Portlock u. Dixon, Reise um die Welt, besonders nach der nordwestl. Küste von America, während der Jahre 1785—88. A. d. Engl. von G. Forster. Berlin 1790.
Pott, die Ungleichheit der menschlichen Rassen. Lemgo 1856.
Power, W. Tyr., Sketches in New Zealand. With Pen and Pencil u. s. w. London 1849.
Du Pratz, Histoire de la Louisiana. Paris 1758.
Prescott, history of the conquest of Mexico 2. ed. London 1844.
Prichard, James Cowles, Natural history of Man. 3. ed. 4 vls. London 1839.
Prichard, J. C., Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. Nach der 3. Aufl. übersetzt und mit Zusätzen versehen von Rudolph Wagner. 4 Bde. Leipzig 1840—48.
Proctor, Narrative of a journey across the Cordillera. 1815.
Proyart, Histoire de Loango, Kakongo et autres royaumes. Paris 1776.
Pruner, die Krankheiten des Orients. Erlangen 1847.
Quandt, Nachrichten von Surinam und seinen Einwohnern, sonderlich den Aramacken, Warauen und Karaiben u. s. w. Görlitz 1807.
Quetelet, Ueber den Menschen und die Entwickelung seiner Fähigkeiten oder Versuch einer Physik der Gesellschaft. Deutsch herausg. von V. A. Riecke. Stuttgart 1838.
Raffenel, Voyage dans l'Afrique occidentale. Paris 1846.
Raffenel, a, Nouveau voyage dans le pays des nègres. Paris 1856.
Stamford Raffles, History of Java. London 1817.
Reichardt, Nicaragua. Braunschweig 1854.
Red River colony. 1824.
Rendu, Études topographiques, médicales et agronomiques sur le Brésil. Paris 1848.
Rengger, Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay. Basel 1830.
Rengger, a, Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26. Aarau 1835.
Richardson, James, Narrative of a Mission to Central Africa. London 1853.

Richardson, a, Travels in the great desert of Sahara in 1845—46 u. s. w. 2 vls. London 1848.
Riley, Schickſale und Reiſen an der Weſtküſte und im Innern von Afrika in den Jahren 1815 u. 16. A. d. Engl. Jena 1818.
Ritter, Erdkunde. Berlin 1822—58.
G. A. Robertson, Notes on Africa, particulary those parts between C. Verd and the R. Congo. London.
J. P. and W. P. Robertson, Lettres on South America u. s. w. London 1843.
Rochet d'Héricourt, Voyage dans le royaume de Choa. Paris 1841.
Rochet d'Héricourt, Second voyage dans le royaume de Choa. Paris 1846.
Rochon, Reiſe nach Madagaskar. Mag. neuer u. merkw. Reiſebeſchr. VIII. Berlin 1792.
Rodriguez, El Marañon y Amazonas, histor. de los descubrimientos. Madrid 1684.
Römer, Nachrichten von der Küſte Guinea. Kopenhagen u. Leipzig 1769.
Roquefeuil, Journal d'un voyage autour du monde 1816—19. Paris 1823.
Cowper Rose, Four years in Southern Africa. 1829.
Ross, J., Narrative of a second voyage in search of a North West Passage (1829—33). London 1835.
Roß, J., a, Entdeckungsreiſe, um die Baffinsbai auszuforſchen. Leipzig 1820.
Ross, b, Voyage of Discovery and Research in the Southern and Antarctic regions. London 1847.
Rougemont, Le peuple primitif. Genève 1855.
Rudolphi, Beiträge zur Anthropologie. Berlin 1812.
Ruſſegger, Reiſe in Europa, Aſien und Africa Stuttgart 1843.
Rüppel, Reiſen in Nubien und Kordofan und dem petr. Arabien. Frankfurt 1829.
v. Sack, Beſchreibung einer Reiſe nach Surinam 1805—7, 1810—12. Berlin 1821.
Sadler, Mich. Thom., The law of population, a treatise, in 6 Books, in Disproof of the Superfecundity of Human Beings and Developing the Real Principles of their Increase. 2 vls. London 1830.
De la Salle, Voyage autour du monde sur la Bonite. Paris 1845.
De Salles, Histoire générale des races humaines. Paris 1849.
Salt, Voyage to Abyssinia 1809—10. London 1814.
Sandifort, Tabulae craniorum. Lugd Bat. 1838.
Sarmiento, Civilisation et Barbarie ou moeurs des peuples Argentins 1853.
Sartorius, Mexico. Darmſtadt 1859.
Savage, Some account of New Zealand. London 1807.
Scarlett, South America and the Pacific u. s. w. 2 vls. London 1838.
Scheffer, Joh, Lapponia 1673. Deutsche Uebers. Frankfurt 1675.
Scherzer, Wanderungen durch den Mittelamericanischen Freistaat. Braunschweig 1857.
Schiel, Reise durch das Felsengebirge. Schaffhausen 1859.
Schleicher, Die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht. Bonn 1850.
Schmarda, Reise um die Erde 1853—57. Braunschw. 1861.
Schoen and Crowther, Journals of the expedition up the Niger in 1841. London 1842.
Schomburgk, Reise nach Guiana. Leipzig 1841.

Schomburgk, Rich., a, Reise in britisch Guiana (1840—44). 3 Bde. Leipzig 1847.
Schoolcraft, Algic Researches. New York 1839.
Schoolcraft, Information respect. the History, Condition and Prospects of the Indian Tribes. Philadelphia 1851 f.
Seemann, Reise um die Welt und nach dem nördlichen Polarmeer. Hannover 1853.
Selberg, Reise nach Java. Oldenburg 1846.
Semple, Sketch of the provincial state of Caracas. London 1812.
Shortland, The southern districts of New Zealand. London 1851.
Sigaud, du Climat et des maladies du Brésil. Paris 1844.
Simon, Pedro, Noticias historiales de las conquistos de tierra firme. Cuenca 1627.
Simpson, Narrative of a journey round the world. London 1847.
De Smeth, Missions de l'Oregon et voyages aux montagnes rocheuses. Gand 1848.
Stanhope Smith, On the causes of the variety of complexion and figure. New Brunswick 1810.
Hamilt. Smith, Natural history of the human species. Edinb. 1848.
J. Smith, Trade and travels in the gulph of Guinea. London 1851.
Smith, Thomas, Unity of the human races. New York 1850.
Sömmering, Ueber die körperlichen Verschiedenheiten des Negers vom Europäer. Frankfurt 1785.
Sonnini, Reisen in Ober- und Niederegypten. Leipzig u. Gera 1800.
Sparmann, Reise nach dem Kap der guten Hoffnung, den südl. Polarländern und um die Welt u. s. w. Berlin 1783.
Spix u. Martius, Reise nach Brasilien 1817—20. München 1823.
Sprengel, Vom Ursprung des Negerhandels. Halle 1779.
Squier, Travels in Central-America. part. in Nicaragua. N. York 1853.
Squier, a, Die Staaten von Central-America. Deutsch von Andree. Leipzig 1856.
Squier, b, The Serpent Symbol. New York 1851.
Stephens, Incidents of travels in Greece, Turkey, Russia and the holy Land. London 1842.
Stephens, Begebenheiten auf einer Reise in Yukatan. Leipzig 1853.
Steedman, Wanderings and adventures in South Africa 1875.
Steen Bill, Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt (1845—47). Kopenhagen und Leipzig 1852.
Stewart, Journal of a residence in the Sandwich Islands. Lond. 1828.
Stevenson, Reise in Arauco, Chili, Peru und Columbia (1804—23). 2 Bde. Weimar 1826.
Stokes, J. L., Discoveries in Australia (1837—43). London 1846.
Strangeways, Sketch of the Mosquito Shore. Edinburgh 1822.
Strzelecki, Description of N. S. Wales and Vandiemensland. London 1842.
Sturt, Narrative of an expedition into Central-Australia. London 1849.
Swainson, Treatise on the geography and classification of animals. Lardners Cabinet Cyclopaedia vl. 66. London 1835.
Tams, Die portugiesischen Besitzungen in Südwest-Africa. Hamburg 1845.
J. Tanner, Mémoires trad. par E. de Blosseville. Paris 1835.
Cooke Taylor, Natural history of society. 1840.
Taylor, New Zealand and its inhabitants. London 1855.
Bayard Taylor, Reise nach Central-Africa, übers. von Ziethen. Leipzig 1855.
Tegg, N. S. Wales Pocket Almanac for 1841. Sydney 1840.

Temple, Travels in various parts of Peru. London 1830.
Ternaux, Recueil de documents sur l'histoire des possessions espagnoles dans l'Amérique. Paris 1840.
Ternaux, a, Voyages, relations et mémorials originaux. Paris 1837—41.
Thompson, G., Travels and adventures in South Africa. 2. ed. London 1827.
Thompson, G. A., a, Narrative of an official visit to Guatemala, London 1829.
Thunberg, Reiſe durch einen Theil von Europa, Africa und Aſien. Berlin 1792—94.
Tiedemann, Das Hirn des Negers. Heidelberg 1837.
Tooke, Russia ou Tableau historique des nations, qui composent cet empire. 4 vls. St. Petersburg 1780.
Tſchudi, Peru, Reiſeſkizzen. St. Gallen 1846.
Tschudi, Die Quechua Sprache. Wien 1853.
Tuckey, Narrative of an expedition to explore the R. Zaire. 1818.
Turnbull, Reiſe um die Welt. Magaz. v. Reiſebeſchr. Berlin 1806.
Tyermann and Bennett, Journal of voyages and traves in the South Sea. London 1831.
Ulloa, Voyage de l'Amérique méridionale. Amsterdam 1752.
Ulloa, a, Physikalische und historische Nachrichten von America. Leipzig 1781.
Unanúe, Observationes sobre el Clima de Lima. 2. ed. Madrid 1815.
D'Unienville, Statitisque de l'Ile Maurice et ses dépendances. Paris 1838.
Vancouver, Reiſe nach der Südſee. Magazin v. merkw. neuen Reiſebeſchreibungen XVIII u. XIX. Berlin 1799—1800.
Vater, Unterſuchungen über America's Bevölkerung aus dem alten Continente. Leipzig 1810.
Vater, Mithridates, Fortſetzung v. Adelung's Mithridates. Berlin 1806—17.
Velasco, J. de, Historia del reino de Quito. Paris 1844.
Villavicencio, Geografia de la Republ. del Ecuador. N. York 1858.
Vincendon-Dumoulin et Desgraz, Iles Taiti. Paris 1844.
Virey, Histoire naturelle du genre humaine. Paris 1824.
Virgin, Erdumſegelung der Fregatte Eugenie (1851—53), herausg. von Skogmann. Ueberſ. von Etzel. Berlin 1856.
(Vollgraff), Ethnognosie und Ethnologie. Marburg 1853.
Volney, Voyage en Syrie et en Egypte. 2 Bde. Paris 1787.
Vrolik, Considerations sur la diversité des bassins des différentes races humaines. Amsterbam 1826.
Waddington and Hanbury, Journal of a visit to some parts of Ethiopia. London 1822.
Wafer, Merkwürdige Reiſen nach der Erbenge Darien. Ueberſetzt. Halle 1759.
R. Wagner, Naturgeſchichte des Menſchen. Kempten 1831.
M. Wagner, Reiſen in der Regentſchaft Algier 1836, 37 u. 38. 3 Bde. Leipzig 1841.
A. Wagner, Geſchichte der Urwelt. 1845.
Wagner und Scherzer, Die Republik Coſta Rica. Leipzig 1856.
Waldeck, Voyage dans la province de Yucatan. Paris 1838.
Walpole, Four years in the Pacific. 2. ed. London 1850.
Warb, Merico im Jahre 1827. Weimar 1828.
Ward, Stephen, The natural history of mankind. London 1849.
Weber, M. K., Die Lehre von den Ur- und Raçenformen der Schädel und Becken des Menschen. Düsseldorf 1830. Amsterdam 1830.
Webster, Narrative of a voyage to the South Atlantic Ocean. Lond. 1834.

Weddell, Voyage pittoresque dans le Nord de la Bolivie. Paris 1853.
Weerth, Die Entwickelung der Menschenracen. Lemgo 1842.
Weld, Reise durch die Staaten in Nord-America 1795—97. Magaz. der Reisen XX. Berlin 1800.
Wells, Explorations and adventures in Honduras. London 1857.
Der neue Weltbott, s. allerhand lehrreiche Briefe.
Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nil. Berlin. 1848.
Werne, a, Feldzug von Sennaar nach Taka. Stuttgart 1851.
West, substance of a journal during a residence at the — London 1824.
White, An account of the regular gradation in man and in different animals and vegetables and from the former to the latter. Lond. 1799.
W. R. Wilde, Lecture on the ethnology of the ancient Irish. London 1844.
Wilkes, Narrative of the Un. States Exploring Expedition. Philadelphia 1845.
Williamson. Observations on the Climate of America. N. York 1811.
Wilson, Missionsreise in das stille Meer. Magaz. v. Reisebeschr. XXI. Berlin 1800.
Wilson, Thomas, On the management of the skin. 2. ed. Lond. 1847.
Wilson, Archaeological and prehistorical Annals of Scotland. Edinburgh 1851.
Wilson, Western Africa, its history, condition and prospects. London 1856.
Winterbottom, Nachrichten von der Sierra Leone Küste. Bibl. der neuesten und wichtigsten Reisebeschr. v. Sprengel u. Ehrmann 23. 2 Bde. Weimar 1805.
Wise, Los Gringos. Paris 1850.
Woodard, Geschichte seiner Schicksale auf Celebes. Bibl. von Sprengel u. Ehrmann 24. Weimar 1805.
Woodard, Relation de la captivité du Cap. Woodard dans l'isle de Celebes. 1805.
Wrangell, Statistische und ethnographische Nachrichten über die russischen Besitzungen in America. Petersburg 1839.
Wullschlägel. Kurzgefasste Grammatik des Negerenglischen. Bautzen 1854.
Wuttke, Geschichte des Heidenthums in Bezug auf Religion, Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben. 2 Th. Breslau 1852—53.
Ximenez, Los historias del origen de los Indios de Guatemala, trad. de la lengua Quiché ed. Scherzer. Viena 1857.
Yule, Narrative of the Mission to the Court of Ava in 1855. London 1858.
Young, Narrative of a residence on the Mosquito shore. 2. ed. London 1847.
Zarate, Histoire de la découverte du Pérou. Paris 1724.
Zeune, Ueber Schädelbildung zur festeren Begründung der Menschenrassen. Berlin 1846.
Zimmermann, Eberh. A. W., Geographische Geschichte des Menschen u. der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere. 3 Bde. Leipzig 1778—83.
Zimmermann, A Grammatical Sketch of the Akra- or Ga-Language, with some Specimens of it from the Mouth of Natives, and a Vocabulary of the some. with an Appendix on the Adanme Dialect. 2 vls. Stuttgart 1858.
Zucchelli, Merkwürdige Missions- und Reisebeschreibung nach Congo. Frankfurt 1715.

Erratum.

Seite 207, Z. 16 v. o. lies: Edward Long anstatt Etwick und Long.

Unter der großen Anzahl von Wiſſenſchaften die ſich mit dem Menſchen beſchäftigen, nimmt die Anthropologie bis jetzt nur noch eine unſichere und zu unbeſtimmt begrenzte Stelle ein. Der Bedeutung ihres Namens gemäß will ſie die Lehre vom Menſchen überhaupt ſein, oder beſtimmter ausgedrückt die Lehre vom Weſen des Menſchen, und erinnert hierdurch ſogleich an die äußerſt verſchiedenen Anſichten, welche über dieſes letztere namentlich in der neueren Zeit aufgeſtellt und ausgebildet worden ſind. Dem Zoologen, und faſt dürfen wir ſagen den Naturforſchern überhaupt, pflegt der Menſch für nichts mehr und nichts weniger zu gelten als für den höchſt organiſirten Paraſiten den die Erde trägt, für das oberſte Säugethier; dem Theologen iſt er ein Weſen das zwar ſeinem ſterblichen Leibe nach der Natur angehört, durch ſeine geiſtige Begabung aber weit über dieſe hinausragt, zu ihr im ſtrengen Gegenſatze ſteht und durch den göttlichem Odem der ihn allein beſeelt hat, eine bevorzugte Stellung einnimmt zwiſchen Gott und Natur. Wer in der Natur als Ganzem eine geiſtige Macht und unbegreifliche Weisheit bewundert, welcher er eine gewiſſe religiöſe Verehrung zuwendet, der würde zwar einen Theil des Streites dieſer beiden Anſichten als bloßen Wortſtreit bezeichnen dürfen, aber auch nur einen Theil; denn die Frage ob der Menſch wenigſtens nach der einen Seite ſeines Weſens außer und über, nicht in der Natur ſtehe, bliebe ihm ebenſo wie die andere ihr nahe verwandte Frage nach der Priorität des Geiſtes oder der Materie als eine ſtreitige zurück.

Eine dritte Anſicht, die in gewiſſem Sinne die beiden angeführten Auffaſſungen mit einander zu vermitteln beſtrebt war, hat zugleich dazu beigetragen den Zwieſpalt jener unter ſich und mit ihr ſelbſt klar zu Tage zu bringen — es iſt die Anſicht, nach welcher der Geiſt des Menſchengeſchlechtes der Geiſt Gottes ſelbſt iſt, derſelbe eine und ab-

solute Geist der seiner unbewußt die Natur schafft, erst im Menschen aber als dem alleinigen Träger des göttlichen Selbstbewußtseins, das Ziel seiner Entwickelung erreicht. Indem es sich nun als eine selbstverständliche Folge dieser Auffassung darstellt, daß Gotteserkenntniß und Erkenntniß des menschlichen Wesens (Anthropologie) identisch sind, da Gott nach dieser Lehre keine andern Attribute haben kann als diejenigen, welche in der geistigen Entwickelungsgeschichte des Menschen selbst als reinmenschliche Attribute auftreten und zugleich als göttliche Mächte in der Culturgeschichte wirken, tritt hiermit zugleich die Schärfe des Gegensatzes hervor, in welchem alle drei erwähnten Ansichten vom Wesen des Menschen untereinander stehen; denn die erste derselben stellt den Menschen ganz in die Natur, unterwirft ihn ganz der Natur, die zweite thut dies nur zum Theil, die dritte, welche aus diesem Gesichtspunkte nicht mehr als eine vermittelnde erscheint, stellt den Menschen ganz über die Natur.

In diesem harten Kampfe der Ansichten, deren eine das Selbstgefühl des Menschen eben so sehr demüthigt als die andere ihm schmeichelt, und bei dem unmittelbaren Interesse das die Sache selbst besitzt, sollte man erwarten, daß die Anthropologie ein vielfach und fleißig bearbeitetes Feld sein würde und daß besonders die Kräfte derer, welche dem Menschen eine so eigenthümlich neue und erhabene Stelle nicht allein auf der Erde sondern im Weltall überhaupt anweisen, sich mit vorzüglichem Eifer ihr hätten zuwenden müssen. Doch dem ist nicht so. Vielmehr ist es in Deutschland gegenwärtig ein gewöhnlicher Fall, daß auf dem Boden verschiedener Wissenschaften oder sogar verschiedener Richtungen innerhalb derselben Wissenschaft durchaus entgegengesetzte Ansichten erwachsen, ohne daß sie sich gegenseitig umeinander bekümmern, ja, ohne daß sich eine jede von ihnen um ihre eigene tiefere Begründung weiter bemüht. Die Stärke der Partei ersetzt die Stärke der Gründe und man kann fast überall der Mühe eines wissenschaftlichen Beweises überhoben sein wo nur Werth gelegt wird auf das Urtheil derer, welche durch Uebereinstimmung in den entscheidenden Punkten unter sich verbunden mit der instinctiven Kraft des Gemeingeistes einander nach außen vertreten. Mit eben so sicherem Takte wird alsdann das auf fremdem Stamme Gewachsene stillschweigend bei Seite gelegt oder ausgestoßen, das Gleichartige aber assimilirt und das wissenschaftliche Leben bewegt sich nur noch in ein-

zelnen gegeneinander abgeschlossenen kleineren Kreisen, während die umfassenderen und principiellen Fragen fast gar nicht mehr zur Sprache kommen.

Dieß gilt unter andern auch von der Frage nach dem Wesen des Menschen; indessen kommt in diesem Falle noch ein zweiter Umstand hinzu, der wesentlich dazu beigetragen hat die Anthropologie nicht zu ihrem Rechte kommen zu lassen: es liegt in der eigenthümlich beschränkten Auffassung welche ihr in früherer Zeit zu Theil geworden ist. Die älteren Bearbeitungen dieser Wissenschaft lassen sie fast nur erscheinen als eine Zusammenstellung einer Menge von Materialien welche andern Zweigen des Wissens bereits angehören und in der Anthropologie sich nur nach eigenthümlichen Gesichtspunkten zusammengeordnet und meist in populärer Weise dargestellt finden: die wichtigsten und interessantesten Lehren welche die vergleichende Anatomie, die Physiologie und Psychologie über den Menschen im Unterschiede von den ihm zunächst stehenden Wesen aufstellen, machten den Hauptinhalt der Anthropologie aus. Hierzu trat dann noch manches Andere, worüber man entweder überhaupt nichts weiß oder worüber doch auf wissenschaftliche Weise nichts zu sagen ist, eine Erörterung über den Ursprung des Menschengeschlechtes, über den animalischen Magnetismus, über geheimnißvolle solare, lunare, terrestrische Einflüsse unter denen das Leben des Menschen steht — zum Theil ein Erbe der älteren Naturphilosophie welche den Fortschritten der Naturwissenschaft erlegen ist. Es stimmt mit dieser Auffassung überein daß wir z. B. von Steffens eine geologische, physiologische und psychologische Anthropologie unterschieden sehen, man wird es indessen nicht minder natürlich als sachgemäß finden daß neuerdings diese Bahn verlassen worden ist; denn die jetzige Zeit, zwar keineswegs dem Glauben an übernatürliche und selbst unmögliche Bezüge und Wechselwirkungen zwischen den natürlichen Dingen abgeneigt, ist doch auf wissenschaftlichem Gebiete mit Zugeständnissen dieser Art im höchsten Grade karg geworden. Daher sind Werke über Anthropologie welche diese Richtung einhielten, mehr und mehr verschwunden. Sie konnten ohnehin als bloße Aggregate von Materialien welche andern Wissenschaften angehörten, kein selbstständiges Interesse in Anspruch nehmen; und die oft oberflächlichen Reden in denen sie sich, um alles menschlich Eigenthümliche in deutscher Weise recht vollständig zu um-

faſſen, über die verſchiedenſten Dinge ergingen, über Tanzkunſt und Declamation, über Poeſie und Liebe konnten ihnen das mangelnde Intereſſe nicht wieder gewinnen.

Einen großen Theil der Schuld daran, daß die Anthropologie ſich in dieſer Form nicht zu halten vermochte, trug namentlich auch die verkehrte Stellung in die ſie dadurch gerieth, daß ſie bald als eine empiriſche bald als eine philoſophiſche Wiſſenſchaft angeſehen und behandelt, gewöhnlich einen unentſchiedenen und ſchwankenden Charakter annahm. Hier trat ſie mit abſtracten Deductionen ohne hinreichende empiriſche Grundlage auf, dort als eine bloße Sammlung intereſſanten rein erfahrungsmäßigen Details, oft beliebig wechſelnd zwiſchen der einen und der andern Weiſe der Behandlung. Im Gegenſatze hierzu bedarf es ſogleich hier der beſtimmten Erklärung daß die Anthropologie als Erfahrungswiſſenſchaft aufzufaſſen iſt, weil ihr Gegenſtand, der Menſch, uns nur auf empiriſchem Wege bekannt wird, und daher, zunächſt wenigſtens, nur die Aufforderung vorliegt ihn auf demſelben Wege zu unterſuchen welcher für die Erforſchung aller übrigen Naturgegenſtände betreten zu werden pflegt.

Bei dem Verſuche die Aufgabe der Anthropologie zu begrenzen und dieſer Wiſſenſchaft eine eigenthümliche und feſt beſtimmte Stelle unter den ihr zunächſt verwandten Zweigen der menſchlichen Erkenntniß anzuweiſen, fällt unſer Blick zuerſt auf zwei weit auseinanderliegende, in Rückſicht ihres Inhaltes wie in Rückſicht ihrer Methode äußerſt verſchiedene Fächer, die bei aller äußeren Ungleichheit doch dieſe bedeutſame innere Aehnlichkeit miteinander beſitzen, daß ſie beide den Menſchen zum ausſchließlichen Gegenſtande ihrer Betrachtung machen und deſſen Weſen zu erforſchen ſtreben, wir meinen die Anatomie, Phyſiologie und Pſychologie des Menſchen auf der einen, die Culturgeſchichte mit allen ſich ihr anſchließenden Wiſſenſchaften auf der andern Seite. Legen wir uns daher die Frage vor was auf allen dieſen Gebieten zuſammengenommen geleiſtet wird um das Weſen des Menſchen zu erkennen und ob die dort gewonnenen Reſultate einander ſo ergänzen, daß aus ihrem Vereine dieſe Erkenntniß hervorgeht.

Anatomie, Phyſiologie und Pſychologie betrachten den Menſchen als Einzelweſen, nicht zwar (wie der praktiſche Arzt und Erzieher) als Exemplar, ſondern als Repräſentanten der Gattung, nicht inſofern er ſich durch particulare zufällige Eigenthümlichkeiten von an-

dern Individuen derſelben Gattung unterſcheidet, ſondern inſofern ſich der gemeinſame oder Gattungs-Charakter aller ihm gleichartigen Individuen an ihm darſtellt und die Geſetze denen das äußere und innere Leben aller Einzelnen unterworfen iſt, an ihm ſich wirkſam erweiſen; aber die Betrachtung der Menſchen in ihrem geſellſchaftlichen Zuſammenleben iſt dieſen Wiſſenſchaften fremd, die ganze Summe der geiſtigen Leiſtungen welche erſt aus der vielfach verſchlungenen Wechſelwirkung der Individualitäten hervorgeht und durch den Lauf der Jahrhunderte ſich fortziehend das äußere wie das innere Leben der Geſellſchaft ſo mannigfaltig und ſo durchgreifend umgeſtaltet, fällt außerhalb ihres Geſichtskreiſes. Und wenn auch die Pſychologie nicht ganz darauf verzichtet einen Blick in dieſes Reich zu werfen, ſo ſieht ſie ſich doch genöthigt hier nur an der Pforte ſtehen zu bleiben und ſich meiſt mit einer hiſtoriſchen Schilderung des Thatſächlichen zu begnügen, da die Verwickelung der zuſammenwirkenden Urſachen hier zu groß wird als daß es ihr gelingen könnte den Gang der Ereigniſſe auf pſychologiſche Geſetze zurückzuführen. Sie findet ihren eigenen vorwärts eilenden Schritt gerade da gehemmt, wo das eigenthümliche Feld der Culturgeſchichte beginnt. Dieſe letztere wendet ihr Intereſſe ausſchließlich dem geſellſchaftlichen Zuſammenleben und ſeiner Entwickelung zu, und der Beitrag welchen ſie von dieſem Standpunkte aus zur Erkenntniß des menſchlichen Weſens liefert, iſt ohne Zweifel eben ſo weſentlich als dasjenige was die erwähnten Naturwiſſenſchaften für dieſen Zweck leiſten. Leider aber bleibt eine große Lücke in dieſer Erkenntniß unausgefüllt zurück, denn jene verſchiedenen Theile unſeres Wiſſens ſtehen bis jetzt wenigſtens noch ſehr unvermittelt nebeneinander, während ſie vielmehr helfend und fördernd ineinander eingreifen ſollten.

Dieß zeigt ſich zuerſt ſchon an dem Verhältniß der Phyſiologie zur Pſychologie. Beide pflegen ſo gegeneinander abgegrenzt zu werden, daß ſich die eine mit dem leiblichen, die andere mit dem pſychiſchen Leben allein beſchäftigt; daher bleibt die an ſo vielen Punkten offen zu Tage tretende Wechſelwirkung der phyſiſchen Organiſation mit dem Verlauf und der Geſtaltung des Seelenlebens gewöhnlich unerörtert, denn eine Unterſuchung dieſes Gegenſtandes paßt weder in den herkömmlichen Rahmen der Phyſiologie noch in den der Pſychologie. Und doch ſind gerade für die Frage nach dem Weſen des

Menschen die eigenthümlichen Formen und Arten dieser Wechselwirkung von der größten, oft geradezu von entscheidender Bedeutung. Man berufe sich nicht zur Entschuldigung auf die Dunkelheit des Wesens der Seele und alles dessen was sich auf ihren Zusammenhang mit dem Leibe bezieht. Die dahin gehörigen Streitfragen würden ohne Schaden sogar ganz unberührt bleiben können, wenn man es sich zur Aufgabe macht zu untersuchen welchen Werth die leibliche Organisation mit ihren eigenthümlichen Einrichtungen, ihrer Entwickelung, den periodischen und nicht periodischen Veränderungen ihrer Zustände für das psychische Leben hat, welche Folgen und Einflüsse von jenen auf dieses letztere ausgehen, und von welcher Art die Rückwirkungen sind, die der Leib von psychischen Thätigkeiten erfährt, in welcher Ausdehnung sie stattfinden, worin ihre näheren und entfernteren Resultate bestehen.

Noch weit größer und folgenreicher für unsere Erkenntniß des Menschen als die Lücke welche zwischen der Physiologie und Psychologie offen bleibt, ist diejenige welche sich zwischen dem naturwissenschaftlichen und dem historischen Theile unseres Wissens findet. Die Culturgeschichte nämlich entwickelt sich durchgängig ohne Zweifel aus dem Zusammenwirken von je vier großen ineinandergreifenden Gruppen von Ursachen. Die eine derselben ist durch die leibliche Organisation der Menschen gegeben. Als der zweite Hauptfactor stellt sich die einem jeden Volke eigene Form seines geistigen Lebens dar, welche wieder an allen ihm zugehörigen Individuen zu einer eigenthümlichen und vielfach beweglichen Welt der Ansichten Interessen und Gefühle ausgestaltet erscheint. Als die dritte Hauptmacht tritt die Naturumgebung des Volkes auf, als die vierte endlich die ganze Summe der socialen Verhältnisse und Berührungen der Einzelnen untereinander, der kleineren und größeren Gesellschaftskreise unter sich und nach außen. Die Culturgeschichte für sich nun pflegt nur den Zweck zu verfolgen, die factische Entstehung und den Verfall der verschiedenen Civilisationen in ihrer ganzen Breite darzustellen und ihre Ursachen so weit als möglich zu ermitteln. Hiermit aber kommt zugleich zu Tage, wie unvermittelt und zusammenhangslos der naturwissenschaftliche Theil der Lehre vom Menschen neben dem historischen dasteht; denn wir sind weit davon entfernt durch eine Philosophie der Geschichte, die aus Physiologie und Psychologie hervorwachsen

müßte, nachweisen zu können, warum die Geschichte bei diesem Volke den einen, bei jenem einen andern Entwickelungsgang genommen hat, warum es bei diesem Volke an aller Geschichte fehlt, bei jenem die Höhe der geistigen Leistungen sich nie bis über ein bestimmtes Maaß erhoben hat — und doch ist es überall der angeführte Kreis von physiologischen und psychologischen Factoren allein, der die wesentlichen Bedingungen des historisch Gewordenen enthält.

Setzen wir der Anthropologie die Aufgabe diese Vermittelung des naturwissenschaftlichen und des historischen Theiles unseres Wissens vom Menschen zu erstreben, so wird sie dadurch nicht allein von dem Vorwurfe befreit der sie bisher traf, eine bloße Zusammenstellung erborgten Materiales zu sein und die Stelle einer selbstständigen Wissenschaft unberechtigter Weise in Anspruch zu nehmen, sondern sie wird auch ihren Namen mit um so größerem Rechte führen, je mehr das Wesen des Menschen vor Allem gerade darauf ruht, daß er aus dem Einzelleben heraus und in ein gesellschaftliches Zusammenleben mit andern eintritt, in und mit welchem es für ihn erst zu einer höheren, wahrhaft menschlichen Entwickelung kommt. Gerade an diesem Punkte seines Uebergangs aus der Isolirtheit in das gesellschaftliche Leben hat ihn die Anthropologie zu erfassen und die Bedingungen und Folgen seiner Weiterentwickelung zu untersuchen.

Versuchen wir diese Aufgabe der Anthropologie durch ihr Verhältniß zur Geschichte noch etwas näher zu beleuchten. Für die historische Betrachtung des Menschen treten die Unterschiede sowohl der leiblichen Organisation als auch der Naturumgebung und ihrer Einflüsse in den Hintergrund: erstere, weil die Entwickelung der Civilisation bis auf wenige und für das Ganze des Menschengeschlechtes nicht sehr bedeutende Ausnahmen bisher auf die sogenannte kaukasische Raçe beschränkt geblieben ist und vielleicht immer beschränkt bleiben wird; letztere, weil die Gestaltung des gesammten Menschenlebens, so vollständig abhängig sie ursprünglich von ihrer unmittelbaren Naturumgebung auch ist — in einer Zeit in welcher es noch keine Geschichte giebt —, gerade mit der fortschreitenden Entwickelung der Civilisation, durch Theilung der Arbeit, durch Erweiterung von Verkehr und Handel, durch Ausbildung von Kunst und Wissenschaft je mehr und mehr sich aus dieser Abhängigkeit herausarbeitet, wenn auch die letztere niemals völlig verschwindet. Will die Geschichte

die verschiedenen Phasen des civilisirten Menschenlebens in ihrem ganzen Umfange darstellen, so ruht dagegen das Interesse der Anthropologie vorzugsweise auf den Hauptzügen und den größten Unterschieden aller Gestalten des Menschenlebens überhaupt, denn für das Wesen des letzteren sind gerade diese Unterschiede das Wichtigste und am meisten Charakteristische, und es würde eine offenbar einseitige Auffassung des Menschen sein, wenn wir unsern Begriff desselben nur aus der Culturgeschichte entnehmen wollten, uneingedenk der nothwendigen Ergänzung, die aus der Betrachtung der culturlosen Völker und des Naturzustandes des Menschen zu ihm hinzukommen muß. Gerade diesen Punkt aber hat die Anthropologie vorzüglich ins Auge zu fassen. Beginnt die Geschichte erst da, wo es einigermaßen sichere Ueberlieferungen giebt, wo Schrift vorhanden ist, wo bestimmte Anfänge der Civilisation vorliegen und bereits gesichert sind, findet sie hauptsächlich da zu thun, wo gewisse Ziele der Entwickelung zum Theil schon als bewußte Zwecke weiter verfolgt werden, wo ein Volk durch die Macht der historischen Verhältnisse, durch die Einwirkung genialer Individuen, die sich aus seinem Schooße erheben oder durch überwältigende Stöße und tiefe Eingriffe die ihm selbst zufällig von außen kommen, in seiner Entwickelung bestimmt wird, so sucht dagegen die Anthropologie alle Völker der Erde zu umfassen, insbesondere auch diejenigen, für die es keine Geschichte giebt, um für den Begriff des Menschen eine möglichst breite und vollständige Basis zu gewinnen, und strebt daraus ein Bild theils von dem zu entwerfen, was vor aller Geschichte liegt theils von dem was man im Gegensatze zu der eben berührten Weise der historischen Entwickelung der Völker die natürliche Geschichte der menschlichen Gesellschaft nennen kann, nämlich die naturnothwendige Gestaltung derselben auf einem gegebenen Boden und unter gegebenen stationären äußeren Verhältnissen.

Wir können die Aufgabe welche wir der Anthropologie in ihrem Verhältniß zur Geschichte zugetheilt haben, in den kurzen und jetzt wohl verständlichen Ausdruck zusammenfassen, daß sie die Naturgrundlage der Geschichte zu erörtern habe. Sie grenzt demnach sehr nahe mit der Geographie zusammen, ohne jedoch in dieser aufzugehen, denn die räumlichen Gestalten der einzelnen Länder, ihre Verhältnisse untereinander, ihre Producte werden von der Geographie einer selbstständigen Betrachtung unterworfen, welcher allerdings in

neuerer Zeit auch die Beziehungen und Einflüsse dieser Dinge auf den Menschen nicht fremd geblieben sind und nicht fremd bleiben dürfen, ohne daß jedoch diese letzteren für sie den einzigen oder auch nur den hauptsächlichsten Gesichtspunkt abgeben können. Hiervon abgesehen gehört aber auch das was die Naturgrundlage der Geschichte ausmacht nur zum kleineren Theile dem Gebiete der Geographie an. Man überzeugt sich hiervon leicht, wenn man die Anforderungen erwägt, denen eine Untersuchung dieses Gegenstandes zu genügen haben würde.

Da der Mensch in der Geschichte weder bloß als lebendiger Leib auftritt, wie ihn die Physiologie betrachtet, noch bloß als geistig lebendiges Wesen, wie ihn die Psychologie auffaßt, sondern als ein eigenthümlicher Verein physischen und psychischen Lebens, die sich gegenseitig in der mannigfaltigsten Weise bedingen und zusammenwirken, so ist er zuerst als dieses Ganze, in der Wechselwirkung seiner physischen Organisation mit seinem psychischen Leben zu betrachten, denn nur als dieses Ganze erscheint er als die elementare Grundlage der Geschichte. Ferner entsteht im Interesse der Geschichte die Frage nach dem äußeren Umfange und der inneren Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes, es fragt sich in welcher Ausdehnung der Begriff des Menschen zur Anwendung zu bringen ist, ob die sämmtlichen Individuen und Völker, welche die gemeine Auffassung diesem Begriffe unterzuordnen pflegt, ohne Unterschied eines und desselben Wesens sind, ob sie einer Art angehören, oder ob es specifische Verschiedenheiten giebt in der physischen und psychischen Begabung der einzelnen Menschenstämme, so daß die Geschichte berechtigt wäre einige der letzteren entweder von ihrer Betrachtung ganz auszuschließen und sie der Zoologie zu überweisen oder doch ihrer Benutzung als bloßer Haus- und Lastthiere von Seiten der höher organisirten und eigentlichen Menschen das Wort zu reden. Mit dieser Frage steht eine andere in nächster Verbindung, die im vorigen Jahrhunderte längere Zeit hindurch die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, jetzt aber fast ganz verschollen zu sein scheint — die Frage nach dem Naturzustande des Menschen. Blicken wir auf die Behandlung die sie erfahren hat, so kann uns ihre jetzige Vernachlässigung wenig wundern, denn bei dem in früherer Zeit so spärlichen Zufluß des empirischen Materiales das zur Bearbeitung dieser

Aufgabe erforderlich ist, erging man sich meist in mehr rednerischen Versuchen um die Lieblingsmeinungen zu begründen, die man sich über den Naturmenschen auf dem Grunde anderer Lieblingsmeinungen von politischer und religiöser Art bereits gebildet hatte. Gerade dieser Punkt ist indessen für die Gesammtansicht die von der Geschichte des Menschengeschlechtes zu fassen ist, von so großer Wichtigkeit, daß er am wenigsten ununtersucht bleiben darf wo es sich um das Wesen des Menschen und um die Grundlage seiner Geschichte handelt; nur wird man sich bei dieser Erörterung stets gegenwärtig zu erhalten haben, daß der Naturzustand nicht aus abstracten Begriffen, sondern auf empirischem Wege zu ermitteln ist. Die vierte Hauptaufgabe der Anthropologie ist die der Ethnographie oder Ethnologie, die sich mit der Untersuchung der Stammverwandtschaften der einzelnen Völker und Völkerstämme beschäftigt. Mit ihr tritt die Anthropologie so nahe an die Geschichte des Menschengeschlechts selbst heran und in die Vorgeschichte desselben hinein, daß es fast als willkürlich erscheint, ob man diesen Zweig des Wissens als einen Theil der ersteren oder der letzteren betrachtet. Nur das genaueste und vielseitigste historische Detailstudium vermag auf diesem Gebiete wissenschaftliche Auskunft zu geben, und die glänzenden Resultate zu denen hier in neuerer Zeit namentlich die deutsche Linguistik geführt hat, stehen auf diesem Felde zugleich als eindringliche Warnungen da gegen die Fehler, welche man in der Bestimmung der Verwandtschaften der Völker und in ihrer Zusammenordnung zu größeren Gruppen oder Raçen begangen hat und noch begeht, indem man sich zu ausschließlich von anthropologischen Gesichtspunkten mit Vernachlässigung der historischen leiten ließ.

Anmerkung. Daß die Begriffsbestimmung, welche neuerdings Latham (Man and his migrations. Lond. 1851) der Anthropologie gegeben hat, in zu enge Grenzen eingeschlossen ist, wird nach dem Vorstehenden keiner weiteren Erläuterung bedürfen. Er unterscheidet zunächst die Natur- und die Culturgeschichte des Menschen: jene betrachte ihn als animalisches, diese als moralisches Wesen. Die Naturgeschichte des Menschen theilt er ein in die Anthropologie, welche die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten des Menschen im Gegensatz zum Thiere behandele, und in die Ethnologie, welche die Lehre von den Raçen oder Varietäten des Menschengeschlechtes enthalte. Von der ersteren sollen (nach p. 74) die Völker nur nach ihren physischen Aehnlichkeiten classificirt und daher z. B. Hottentotten, Eskimos und Feuerländer zusammengeordnet werden, um daraus die Art und Macht der Wirksamkeit äußerer Einflüsse auf den Menschen abzuleiten, in der Ethnologie dagegen sollen die Völker nach ihrer Stammverwandtschaft gruppirt auftreten.

Ueber die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art und über den Naturzuſtand des Menſchen.

Wer zu einem richtigen Begriffe vom Menſchen gelangen will, darf dieſen nicht ausſchließlich als Einzelweſen auffaſſen, denn der Menſch iſt nach dem bekannten treffenden Ausdrucke des Ariſtoteles nothwendig ein geſellſchaftliches Weſen, als Einzelweſen kann er nicht vollſtändig verſtanden werden. Dürfen deshalb Anatomie und Phyſiologie nicht den Anſpruch erheben das Weſen des Menſchen für ſich allein zu beſtimmen, ſo vermögen ſie dieß auch (wie die frühere Erörterung des Begriffes der Anthropologie gezeigt hat) im Bunde mit der Pſychologie nicht zu leiſten, welche vorzüglich auf die Selbſtbeobachtung des eigenen Innern gegründet, mit ihrer Erkenntniß nur wenige Schritte über den Menſchen als Einzelweſen hinausführt. Zwar trägt das geſellſchaftliche Leben in das er eingeht für den Einzelnen Vieles dazu bei, ihn das kennen zu lehren was in ſeinem Innern vorgeht, indem es ihm dieſes an Andern wie in einem Spiegel zeigt und ihm ſogar manches in äußerlich anſchaulicher Geſtalt vor Augen ſtellt, was ſeiner Selbſtbeobachtung ohne die Hülfe dieſer Analogie nur ſchwer oder niemals zu enträthſeln gelingen würde, aber gleichwohl iſt auch das auf dieſe Weiſe ſo ſehr erweiterte Feld der Beobachtung noch viel zu eng begrenzt als daß es genügen könnte aus ihm allein den Begriff des Menſchen zu entnehmen. Um unſern Geſichtskreis noch weiter auszudehnen, wenden wir daher den Blick der Geſchichte eines ganzen Volkes und von dieſer der geſammten Culturgeſchichte zu. Doch auch dieſe Grundlage iſt noch nicht umfaſſend genug, wir bedürfen um das Weſen des Menſchen richtig zu erkennen als Baſis der Kenntniß der geſammten Menſchheit; dieſe Kenntniß ſelbſt aber läßt ſich nicht gewinnen, ſie läßt ſich nicht einmal als Aufgabe in einem hinreichend beſtimmten Sinne denken, wenn nicht die

feste Begrenzung des Umfanges der dem Menschengeschlechte zukommt, vorausgegangen und die Frage beantwortet ist ob das gesammte Menschengeschlecht der Art nach eines sei oder, wenn nicht, in welche engeren Grenzen dieser Artbegriff einzuschließen sei.

Die Frage, ob die Individuen, die wir als Menschen zu bezeichnen gewohnt sind, alle eines Wesens seien oder ob es feste specifische Unterschiede unter ihnen gebe, ist für alle Wissenschaften von Wichtigkeit, weil sie zu allgemeingültigen Resultaten gelangen wollen. Mag die Erkenntniß deren der Mensch fähig ist, eine absolute und für alle denkenden Wesen überhaupt gültige oder nur eine relative, nur für seinen eigenthümlichen Standpunkt nothwendige sein, so bleibt doch all sein Denken und Wissen immer ein specifisch menschliches und es kann ihm daher überhaupt nur daran liegen, daß es rein menschlich und für die Menschen allgemein gültig sei, denn jeder Versuch sich im Streben nach Wahrheit von dem eigenen Wesen unabhängig zu machen und sich über den Kreis von Bedingungen zu erheben an welche die Natur uns gebunden hat, würde einem Versuche gleichkommen durch den Gebrauch bloß eingebildeter Flügel ein Ziel zu erreichen, nach welchem die Füße in Bewegung zu setzen man zu unbequem fände. Je öfter aber solche Versuche schon gemacht worden sind, als desto dringender erscheint die Aufforderung von ihnen abzulassen. Das Wesen des Menschen ist für alle Wahrheiten welche zu Tage gefördert werden, in doppelter Weise ein gemeinsamer nothwendiger Beziehungspunkt, theils insofern es der unvermeidliche Durchgangspunkt und dadurch Mitbedingung aller Erkenntniß überhaupt ist, theils insofern erkannte Wahrheiten auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen und darum eine Begründung verlangen nicht durch individuelle und bloß subjective, sondern durch allgemein menschliche Erfahrungen Vorstellungen und Begriffe. Wir dürfen es daher als eine gemeinsam nothwendige Voraussetzung aller Wissenschaften bezeichnen, daß es ein allgemeines und unveränderliches Wesen des Menschen wirklich gebe, es sei denn daß wir uns mit unserm Wissen auf den nicht schwer zu widerlegenden rein empiristischen Standpunkt stellten, welchem das Allgemeine nichts weiter bedeutet als dasjenige was einen relativ hohen Grad von Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen darf, weil es zu den verschiedensten Zeiten, unter den verschiedensten Umständen und für Menschen von dem verschie-

denſten Bildungsgrad und Bildungsgang ſich zu beſtätigen und von ihnen in annähernd gleicher Weiſe für wahr gehalten zu werden pflegt.

Von beſonderem Intereſſe aber iſt die Frage nach der Art-Einheit des Menſchengeſchlechtes und nach dem Weſen des Menſchen für diejenigen Wiſſenſchaften, welche das Gebiet des Geiſtes behandeln. Dieſe nämlich pflegen zur Grundlage ihrer ganzen Entwickelung die abſtracten Vorſtellungen zu machen die ſich über das geiſtige Leben, über deſſen Bedeutung und Zuſammenhang, auf der jedesmaligen Culturſtufe des Volkes dem ſie angehören als allgemein geläufige vorfinden. Wo ſollten dieſe Wiſſenſchaften auch ihre Anfangspunkte hernehmen für logiſche, pſychologiſche, ethiſche, religiöſe, äſthetiſche Ueberlegungen als aus dem Vorſtellungskreiſe des Volkes aus dem ſie ſelbſt hervorgegangen ſind? Allerdings wird der Forſcher bei der Aufnahme dieſer Vorſtellungen nicht ohne Kritik verfahren, er wird die Geſchichte ihrer Entwickelung beim Einzelnen, bei ſeinem eigenen Volke und in der ganzen Culturgeſchichte überhaupt zu Rathe ziehen. Eben dieß führt ihn aber endlich dahin die geſammte Menſchheit in dieſer Rückſicht in den Kreis ſeiner Unterſuchung zu ziehen, da er ſich, einmal eingetreten auf das weite Feld der Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Begriffe, der Ueberzeugung nicht entſchlagen kann, daß ein zu beſchränkter Begriff vom Menſchen und deſſen geiſtigem Weſen viele ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſichten verderben müßte.

Hat man zwar noch nicht leicht daran gezweifelt daß für alle Menſchen dieſelben Denkgeſetze gelten (obwohl auch dieß nur unter der Vorausſetzung ihrer ſpecifiſchen Einerleiheit ſicher ſteht), ſo iſt es doch ſchon öfter Gegenſtand des Streites geweſen, ob alle derſelben intellectuellen und moraliſchen Entwickelung fähig ſeien, ob das Gewiſſen bei allen auf gleiche Weiſe ſpreche, ob dieſelbe Religion der geiſtigen Faſſungskraft und dem gemüthlichen Bedürfniſſe aller zu entſprechen vermöge. Wer hierauf verneinend antwortet und die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art leugnet, der wird das Weſen des Menſchen aus dem Studium etwa der ſogenannten kaukaſiſchen Raçe allein zu gewinnen ſuchen und ſeine theoretiſchen Anſichten über Recht Sittlichkeit und Religion auf weſentlich andere Grundlagen ſtellen als der Anhänger der entgegengeſetzten Anſicht. Er erhält alsdann eine Rechtslehre und eine Moral, deren Geſetze nur für einen Theil der Menſchheit bindend ſind, denn ob es für die andern Men-

schenarten die er annimmt Verhältnisse gäbe die unsern rechtlichen und moralischen Verhältnissen analog wären, und wenn dieß der Fall ist, welche Beschaffenheit und Ausbildung sie besäßen, würde erst durch eine weitere Untersuchung festzustellen sein, und dasselbe würde von den religiösen, den ästhetischen Vorstellungen und so fort gelten. Giebt es verschiedene Menschenarten, so giebt es auch eine natürliche Aristokratie unter ihnen, ein Herrschergeschlecht der Weißen den niederen Raçen gegenüber, die durch ihre Geburt zum Dienste jenes Adels der Menschheit bestimmt, etwa wie Hausthiere zu zähmen abzurichten und auszunutzen, nach Umständen wohl auch zu mästen oder zu physiologischen und andern Experimenten zu verwenden, nichts moralisch Verwerfliches hätte. Sie einer höheren Sittlichkeit und Geistesbildung entgegenführen zu wollen, würde ebenso thöricht sein, als wenn jemand Pfirsiche auf Lindenbäumen durch Veredelung zu erzielen oder Affen sprechen zu lehren sich bemühte. Wo sich die niederen Raçen unbrauchbar zum Dienste der Weißen zeigten, würde man sie ihrer Rohheit und Wildheit zu überlassen haben als ihrem unabänderlichen Schicksale und ihrer natürlichen Bestimmung. Alle Vertilgungskriege, wo jene den Weißen im Wege sind, wenn auch nicht die gegen sie verübten Grausamkeiten, fänden dann nicht etwa ihre Entschuldigung, sondern vielmehr ihre einfache und volle Rechtfertigung darin, daß eben nur ein physisches Dasein durch sie zerstört würde, das ohne Sinn und Befähigung für höhere geistige Entwickelung dem Untergange preisgegeben werden darf, wo dieser als das Mittel erscheint einer höheren und reicheren Lebensgestalt Raum zu schaffen.

Diese und ähnliche Consequenzen bringt die Ansicht daß es specifische Verschiedenheiten unter den Menschen gebe, als völlig unverfänglich mit sich, wenn auch (wie so häufig) unter denen die den Satz vertheidigen nur wenige sein mögen die seine Folgen auf sich zu nehmen sich entschließen. Es geht hieraus hervor daß es offenbar ganz andere und viel weiter greifende Interessen sind welche der Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes ihre Bedeutung geben als der so oft erhobene, vielleicht unlösbare Zweifel über die Abstammung der Menschen von einem oder mehreren Paaren und der Streit der Meinungen über die Festigkeit oder Flüssigkeit der Raçentypen. Vielmehr erhält der letztere sein Hauptinteresse zum Theil selbst erst aus den angedeuteten Gesichtspunkten.

Aus dieſem Grunde würde es denn auch eine falſche Auffaſſung der Sache ſein, die indeſſen bei Naturkundigen nicht gar ſelten iſt, wenn man meinte aus naturhiſtoriſchen Gründen für oder gegen die Variabilität jener Typen allein über die Art-Einheit des Menſchengeſchlechtes entſcheiden zu können, denn auf welche von beiden Seiten man ſich auch in der Frage über die Veränderlichkeit des äußeren Menſchen ſtellen mag, man wird ſich dennoch dafür erklären müſſen, daß es keine ſpecifiſchen Unterſchiede unter den Menſchen gebe, wenn ſich zeigen ſollte daß ſie alle dieſelben Fähigkeiten beſitzen die nur in verſchiedenen Graden zur Entwickelung gelangen und daß die verſchiedene Entwickelungshöhe die ſie erreichen nur durch die äußeren Umſtände und Lebensverhältniſſe bedingt iſt, unter deren Einwirkung ſie ſtehen. Möchten ſich auch einige äußere und innere Unterſchiede bei gewiſſen Menſchenſtämmen als conſtant zeigen — was ja ſelbſt in Rückſicht auf Völker von demſelben urſprünglichen Stamm kaum in Abrede geſtellt werden kann —, wenn ſich bei ihnen keine Verſchiedenheit in der Form und Art der Entwickelung des geiſtigen Lebens nachweiſen, wenn ſich nicht darthun läßt daß einige unter gleich günſtigen oder ſogar noch günſtigeren äußeren Entwickelungsbedingungen durch die Beſchränktheit ihrer eigenen Natur dennoch auf einer niedrigeren Stufe zurückgehalten werden als andere, ſo kann der Beweis für die ſpecifiſche Verſchiedenheit noch nicht als geliefert betrachtet werden.

Wir wollen hiermit nicht die Behauptung aufſtellen daß, ſo groß und ſo conſtant die äußeren Verſchiedenheiten unter Menſchen auch ſein möchten, dennoch aus nachweislich gleicher geiſtiger Begabung folge daß ſie einer und derſelben Art angehörten, vielmehr erkennen wir die gleiche Berechtigung naturhiſtoriſcher und pſychologiſcher Gründe in dieſer Frage vollkommen an, nur dazu können wir uns nicht entſchließen die letzteren im Ganzen für unwichtiger zu erklären als die erſteren oder ſie, wie ſo oft geſchieht, als eine bloße Nebenſache kaum der Beachtung werth zu halten. Die Frage ob man ſich für oder gegen Art-Einheit zu entſcheiden haben würde, wo beträchtliche und conſtante leibliche Verſchiedenheiten mit gleicher geiſtiger Begabung oder phyſiſche Gleichheit mit pſychiſcher Verſchiedenheit zuſammenträfen, können wir glücklicher Weiſe ganz auf ſich beruhen laſſen, da ſie ſo gut wie keine praktiſche Bedeutung hat: die Natur ſcheint uns

diese Verlegenheit erspart zu haben, indem sie überall mit gleichen äußeren Charakteren auch gleiche psychische Begabung verband, ohne daß sie jedoch (bei Individuen so wenig als bei ganzen Völkern und Stämmen) einen strengen Parallelismus der äußeren und inneren Bildung als Gesetz festgehalten hätte. Läßt sich ein solcher Parallelismus, wie neuere Forscher gezeigt haben (vgl. namentlich Volkmann, Artikel „Gehirn" in Wagner's Handwörterb. der Physiol.) in der Thierreihe nicht allgemein durchführen, indem hier nicht durchgängig die Höhe der Organisation der des geistigen Lebens entspricht, und bleibt es auch innerhalb des Menschengeschlechts noch zweifelhaft, ob den Stufen der geistigen Entwickelung überall ein Stufengang leiblicher Ausbildung überhaupt und namentlich des Gehirns gegenüberstehe, so hat sich doch bis jetzt weder bei Thieren noch bei Menschen ein Streit der physischen und der psychischen Begabung in der Art gefunden, daß mit specifischer Gleichheit der einen specifische Ungleichheit der andern verbunden gewesen wäre.

Mag es als gerechtfertigt erscheinen daß man die Thiere, von deren psychischem Leben wir noch so Weniges wissen, nur nach ihrer äußeren Organisation classificirt, so würden wir doch beim Menschen unsre Unkenntniß seines inneren Lebens als Grund einer Betrachtung desselben bloß von der physischen Seite nicht geltend machen dürfen. Und selbst darin liegt eine Verdrehung der Sache daß Cuvier (Thierreich, übersetzt von Voigt, I. S. 5) um psychologische Gesichtspunkte von der Eintheilung des Thierreiches fern zu halten und wo möglich für immer abzuweisen, vorschützt, alle Lebensäußerungen die bloß zeitweise oder momentan aufträten, seien als Eintheilungsgründe unbrauchbar. Das psychische Leben jeder Thierart ist ohne Zweifel ebenso constant und ebenso dauernd als das leibliche, aber es ist allerdings der Untersuchung weit unzugänglicher. Dieß sollte jedoch nicht verleiten zu vergessen oder doch das Eingeständniß zurückzuhalten, daß alle Classificationen der Thiere die ausschließlich auf ihre organischen Eigenthümlichkeiten begründet sind, nur als vorläufige gelten können, und daß sie, nur aus den uns zugänglichsten Gesichtspunkten entworfen, keine absolute und allgemeingültige Bedeutung besitzen, weil sie die Sache der sie gelten nicht einer allseitigen und erschöpfenden Betrachtung unterworfen haben und darum weit von dem Ideale entfernt bleiben das ihnen vorschweben muß. Was aber

vollends den Menschen betrifft, so reicht für ihn die Beobachtung des Leiblichen und seiner Veränderungen am wenigsten aus um eine Eintheilung zu entwerfen und die Frage nach der Art-Einheit zu entscheiden, weil der Charakter der Menschlichkeit zuerst und vor Allem in der specifischen Entwickelung des geistigen Lebens und erst secundär in der Leiblichkeit als dem Träger dieses geistigen Gehaltes besteht. Daher müßte es sogar als ziemlich gedankenlos bezeichnet werden, wenn jemand ihn nur als naturhistorisches Object behandeln und nach seiner Aeußerlichkeit in Racen oder Arten abtheilen wollte, ohne Rücksicht darauf daß die tiefsten Unterschiede der Individuen wie der Völker auf dem Gebiete des Geistes liegen. Wenn es z. B. Bory de St. Vincent (L'homme. 2. edit. 1827. II. 62) unzweifelhaft fand daß der Neger trotz seines kleineren Gehirnes dieselbe geistige Befähigung besitze wie der Oesterreicher, den er freilich albern genug den Böotier Europa's nennt, dieselbe wie $^4/_5$ der Franzosen, und wenn er allen seinen Menschenarten (p. 129) denselben Grad von Perfectibilität und 9 Europäern unter 10 keine höhere Begabung zuschreibt als den Hottentotten, so darf man hierin eine vollständige Zurücknahme seiner Lehre von der Artverschiedenheit der einzelnen Hauptstämme des Menschengeschlechtes erblicken.

Aus den eben entwickelten Gründen zerfällt unsere Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes als Art in zwei Abtheilungen, deren eine zu erörtern hat, ob alle Menschen ihrer Leiblichkeit nach aus naturhistorischen, die andere ob sie in Rücksicht ihrer geistigen Entwickelung aus psychologischen Gründen als einer und derselben oder verschiedenen Arten angehörig zu betrachten sind.

Erſter Theil.

Naturhiſtoriſche Unterſuchung.

Der Begriff der Art beruht überall wo wir ihn bilden auf der Thatſache daß ſich in allem Wechſel der Erſcheinungen die typiſche Gleichheit der Naturweſen erhält. Zwiſchen dem unorganiſchen und dem organiſchen Reiche der Natur beſteht in dieſer Rückſicht nur der Unterſchied, daß auf dem Gebiete des Organiſchen der Spielraum entweder bedeutend größer oder doch weit augenfälliger iſt, welchen die Naturgeſetze innerhalb der conſtanten Bildungstypen für die Verſchiedenheiten der Einzelweſen noch offen laſſen, und daß die Erhaltung der Typen nur durch Fortpflanzung der ihnen angehörigen Individuen geſchehen kann. Hiervon abgeſehen, iſt die Bedeutung des Artbegriffes für organiſche und unorganiſche Weſen ganz dieſelbe: er bezeichnet die Conſtanz des Complexes der in der Natur regelmäßig zuſammen vorkommenden Merkmale.

Ohne auf den mannigfaltigen Mißbrauch hier einzugehen den man namentlich in der Philoſophie mit dieſem Begriffe getrieben hat, mag es genügen zu bemerken, daß die Arten demnach weder bloß ſubjective Abſtractionen ſind die wir nur bilden um uns in dem unermeßlichen Reichthum der Naturproducte zu orientiren und eine geordnete Ueberſicht über ſie zu gewinnen, noch auch Muſterbilder oder Zweckbegriffe die als wirkende Principien aller Naturproduction zu Grunde lägen. Vielmehr ſind ſie nichts Anderes als empiriſche Geſetze der Naturproduction, denn dem conſtanten Zuſammentreffen gleicher Merkmale muß überall auch ein conſtantes Zuſammenvorkommen, ein conſtanter Complex von Naturbedingungen entſprechen der jenen als Urſache zu Grunde liegt.

So lange man nun durch den Artbegriff nichts weiter bezeichnet als die typische Gleichheit der Naturerscheinungen, die regelmäßig wiederkehrenden Merkmalcomplexe selbst und mittelbar die empirischen Gesetze oder die regelmäßige Wiederkehr der nämlichen Ursachencomplexe durch welche jene typische Gleichheit erhalten wird, spricht der Artbegriff mit Ausschluß alles Hypothetischen nur den Thatbestand dessen aus was die Beobachtung vorfindet und ist daher, für sich allein betrachtet, völlig unverfänglich und ohne alle Schwierigkeit. Verlangt man aber, da es nirgends in der Natur an individuellen Unterschieden der Einzelwesen untereinander fehlt, daß in den Artbegriff die Angabe eines Kriteriums mit aufgenommen werde nach welchem sich entscheiden lasse wie groß der Variationskreis eines jeden Typus, d. h. welche engeren oder weiteren Grenzen für einen jeden anzunehmen seien, oder welche Größe und Beschaffenheit der Differenzen unter Individuen uns berechtige sie zu verschiedenen oder zu denselben Typen zu rechnen, so wird die Definition des Artbegriffes schwierig — oder genau gesprochen, nicht diese Definition (denn das verlangte Kriterium geht sie selbst nichts an), sondern nur die Feststellung einer Regel über die Weite des Variationskreises eines jeden Typus, um die es sich eigentlich hierbei allein handelt, die Feststellung einer Regel, nach welcher die Anwendung des Artbegriffes auf die vorliegenden Naturerscheinungen vorzunehmen ist, und diese Anwendung selbst ist mit Schwierigkeiten verbunden. Der einzige vollgültige positive Beweis dafür daß eine gewisse Summe von Individuen derselben Art angehört, liegt nämlich darin daß ihre Stammeseinheit unmittelbar dargethan wird, und es kann deshalb in allen zweifelhaften Fällen die Frage nach der Arteinheit eigentlich nur entschieden werden durch Schlüsse nach der Analogie mit solchen Fällen, für welche der Nachweis der Stammeseinheit als vollkommen bündig geliefert gelten muß. Da aber über die Größe des Variationskreises und mit ihr über die Frage nach der Einheit oder Verschiedenheit der Abstammung einer Summe von ähnlichen Individuen nur in verhältnißmäßig seltenen Fällen aus directer Beobachtung entschieden werden kann, so bleibt bei der geringen Tragweite und der Unsicherheit der von da zu entnehmenden Analogieen dem Zweifel über die Art-Einheit und Art-Verschiedenheit in vielen Fällen ein großer Spielraum offen. Es ist dies um so mehr der Fall, als einer-

seits sogar innerhalb desselben Stammes nicht selten die späteren Generationen erhebliche Abweichungen von den früheren zeigen deren letzte Grenze sich nirgends mit voller Sicherheit bestimmen läßt, anderseits aber auch manche dieser erst im Laufe der Zeit entstandenen Abweichungen von den Stammeltern sich so constant fortpflanzen können, daß sich kaum mit Gewißheit behaupten läßt daß sie niemals die absolute Constanz erhalten die man den Artmerkmalen selbst zuzuschreiben pflegt. Diese thatsächlichen Verhältnisse werden durch den Ausdruck Varietät bezeichnet, und diese ist theils bloß individuell oder überhaupt von vorübergehender Art, theils mehr oder weniger permanent, in welchem Falle sie Raçe heißt. Die Schwierigkeiten welche die Anwendung des Artbegriffes findet, lassen sich daher auch auf den Ausdruck bringen, daß es darum zu thun sei die Art von der permanenten Varietät oder Raçe zu unterscheiden.

Wir werden die hauptsächlichsten Versuche welche man in dieser Richtung gemacht hat, etwas näher betrachten müssen, um den Weg zu finden auf welchem unsere Untersuchung über die Art-Einheit des Menschengeschlechtes fortzuschreiten hat und zugleich das verschiedene Gewicht der Gründe kennen zu lernen, von denen sie ihre Entscheidung auf dem naturhistorischen Gebiete zu erwarten hat.

Die allgemeinste Anerkennung scheint in der beschreibenden Naturwissenschaft jetzt die Bestimmung des Artbegriffes gefunden zu haben, welche Cuvier gegeben hat*: zu derselben Art gehören alle diejenigen Individuen welche von einander oder von gemeinsamen Eltern abstammen und diejenigen welche ihnen so stark gleichen als diese einander selbst, d. h. so stark als Eltern und Kinder. Prichard's Angabe, daß der Artbegriff gesonderte Abstammung und constante Uebertragung der organischen Eigenthümlichkeiten in sich schließe, ist mit dieser Bestimmung identisch. Sie unterliegt in der That keinem theoretischen Zweifel, aber dafür leistet sie auch für die Entscheidung der praktischen Frage wenig oder nichts, an welchen Kennzeichen sich artgleiche von artverschiedenen Individuen unterscheiden lassen, denn die Schwierigkeit, um deren Lösung es sich handelt, ist eben die, ein unterscheiden-

* La réunion des individus descendus l'un de l'autre ou de parents communs, et de ceux qui leur ressemblent autant qu'ils se ressemblent entre eux (Règne animal. 2. éd. I, 16).

des Merkmal aufzustellen für die große Anzahl von Fällen in denen wir von der Abstammung nichts wissen und in denen zugleich die Aehnlichkeit der Individuen geringer ist als die zwischen Eltern und Kindern oder Stammverwandten überhaupt gewöhnliche. Zu einem solchen Merkmale sind überhaupt nur Bestimmungen brauchbar die sich durch Beobachtung bestätigen oder widerlegen lassen, dieß ist aber in Rücksicht gemeinsamer Abstammung, abgesehen von einzelnen Beispielen, nicht der Fall, denn über die weiter zurückliegenden Generationen sind fast überall nur einige mehr oder weniger wahrscheinliche Muthmaßungen möglich. Zu diesem Mangel kommt indessen noch ein zweiter von viel größerer Bedeutung.

Wird man zwar, wie wir bereits gethan haben, bereitwillig zugestehen daß aus Einheit der Abstammung Einheit der Art folge, wird man auch vollkommen damit einverstanden sein daß das Interesse der Zoologie und der beschreibenden Naturwissenschaften überhaupt den Gesichtspunkt der Stammeseinheit hauptsächlich hervorhebe und festhalte, da es ihnen um die Verbreitung und Geschichte der organischen Wesen vor Allem zu thun ist, so erscheint es doch keineswegs als unverfänglich die Begriffe von Stammeseinheit und Arteinheit geradezu miteinander zu identificiren, wie dieß nach Anleitung jener Definition gewöhnlich geschieht und u. A. auch von Prichard geschehen ist, indem er gesonderte Abstammung und ursprüngliche Verschiedenheit der Charaktere als völlig gleichgeltende Ausdrücke zu betrachten und zu gebrauchen pflegt. Trotz dieser öfters von ihm begangenen Verwechselung der Begriffe sagt er sehr richtig und vorsichtig (Uebers. I, 142) „das Wort Species darf nur gebraucht werden von einem Inbegriff von Individuen, bei denen nichts im Wege steht daß wir sie als die Abkömmlinge eines Stammes betrachten," d. h. die wir nicht genöthigt sind auf verschiedene Stämme zurückzuführen, obwohl für sie (wie wir jetzt noch hinzufügen müssen) damit noch ganz unentschieden und vielleicht sogar unentscheidbar bleibt, ob sie von einem oder von vielen, und im letzteren Falle wieder ob sie von vollkommen oder nicht vollkommen gleichen Paaren wirklich abstammen. Ist man geneigt anzunehmen oder denkt man es sich doch als möglich daß alle oder auch nur einige Thierarten von mehreren Urpaaren abstammen, so muß schon dieß davor warnen daß man die Begriffe von Art- und Stammeseinheit völlig zusammen-

fallen lasse. Will man daher den Artbegriff und den ganzen Kreis seiner Anwendung nicht von vornherein auf einen schwankenden Boden stellen, so wird man jene Beziehung auf gemeinsame Abstammung von ihm fernhalten müssen. Es erscheint dieß als nothwendig, damit er nicht zu eng gefaßt werde und damit alles bloß Hypothetische von ihm ausgeschlossen bleibe. Der Begriff der Arteinheit einer Summe von Individuen beruht, wie wir früher gesehen haben, in dem Reiche der organischen wie in dem der unorganischen Wesen ursprünglich ganz allein auf der Gleichheit ihres inneren und äußeren Wesens, auf dem regelmäßigen Sichzusammenfinden derselben wesentlichen Merkmale, durch das aber über die Gemeinsamkeit oder Verschiedenheit des Ursprunges bei Thieren oder Pflanzen noch nichts mitentschieden wird; vielmehr ist die gemeinsame Abstammung oder Stammeseinheit eine bloß wahrscheinliche Folgerung aus der thatsächlich vorliegenden Gleichheit des Wesens, weil die Fortpflanzung als der einzige Weg der Erhaltung und Uebertragung derselben sich ausweist. Aus diesem letzteren Grunde und nur aus diesem dürfen organische Wesen die derselben Art zugetheilt werden sollen, keine größeren Unterschiede zeigen als diejenigen sind, welche sich an Individuen desselben Stammes wirklich nachweisen lassen, aber es bleibt dessenungeachtet sehr wohl möglich daß Individuen deren Differenzen den Spielraum der Veränderlichkeit nicht überschreiten in welchem sich derselbe Stamm bewegt, dennoch nicht von demselben Elternpaar, ja nicht einmal von vollkommen sich gleichenden Eltern abstammen — und doch würde man in einem solchen Falle vollkommen berechtigt sein sie zu derselben Art zu zählen.

Wir werden demgemäß zwar den Satz festhalten daß aus erwiesener Stammeseinheit die Einheit der Art folge, nicht aber den andern, der mit Unrecht oft von Zoologen für untrennbar von ihm gehalten wird, daß gesonderte Abstammung, wo sie sich darthun läßt, ein ausreichender Beweis für Artverschiedenheit sei. In Fällen von dieser letzteren Art ist man in neuerer Zeit gewöhnlich so verfahren, daß man ähnliche Typen, die bisher für bloße Varietäten gegolten hatten, für verschiedene Arten erklärte, wenn diese Typen entweder bestimmt gegeneinander abgegrenzten räumlichen Gebieten angehörten oder anscheinend für sie unübersteigliche Hindernisse der Wanderung aus einem Gebiete in das andere vorlagen: so führt Agassiz u. A.

den asiatischen und den africanischen Löwen*, Vogt die Gemse der Pyrenäen und der Alpen, den Mouflon in Sardinien und in Klein-Asien an, die trotz geringer oder gänzlich mangelnder Unterschiede doch nicht zu einem Stamme und daher auch nicht zu einer Art gerechnet werden könnten. Namentlich hat Giebel (Tagesfragen aus d. Naturgesch. 1857, S. 69) eine größere Anzahl von Beispielen zusammengestellt die zu beweisen scheinen, daß die Annahme einzelner Urpaare für die einzelnen Thierarten in vielen Fällen unhaltbar ist, theils weil eine massenhafte Existenz einiger in vielen Fällen zur Ernährung anderer erfordert wird, theils weil das Wanderungsvermögen vieler zu beschränkt ist um eine allmähliche Ausbreitung derselben über das ganze Gebiet das sie gegenwärtig einnehmen zu gestatten: so beim Maulwurf, dem Biber, vielen Schnecken und den meisten der Süßwasserbewohner überhaupt. Die Heerden- und Schwarmthiere würde man sich ohnehin nicht wohl als ursprünglich nur in einem Paare geschaffen denken können. Daher hat man sich genöthigt gesehen neuerdings mehrere Schöpfungscentren und ursprüngliche Ausgangspunkte wenigstens für manche Arten anzunehmen. Hiermit erscheint es aber zugleich auch als unerläßlich Arteinheit und Stammeseinheit, die, wie sich gezeigt hat, ihrem Begriffe noch ohnehin nicht zusammenfallen, voneinander fest zu unterscheiden. Dieß könnte in zweckmäßiger Weise so geschehen, daß man sich überall wo es die Thatsachen erfordern, eine Art aus „homogenen Arten, Unter-, Parallel-Arten" oder „Stämmen" bestehend dächte, nämlich da wo unter nachweislich oder doch höchst wahrscheinlich stammverschiedenen Individuen sich gleichwohl nur Unterschiede finden deren Größe die gewöhnlichen Grenzen der Variabilität innerhalb desselben Stammes nicht überschreitet, während die leibliche und geistige Begabung und Entwickelung wesentlich dieselbe ist, so daß nach Prichard's Ausdrucke „nichts im Wege stände sie als Abkömmlinge eines Stammes anzusehen", so lange wir sie von der letzteren Seite allein betrachten. Wenn dieser selbst (Uebers. I, 140) aus de Candolle zustimmend anführt, „es komme nicht selten vor daß zwei Individuen die wirklich zu derselben Species gehören" (d. h. die erweislich gleicher Abstam-

* Swainson (Treatise on the geogr. and classif. of animals. 1835. p. 284) ist geneigt sogar fünf verschiedene Species von Löwen anzuerkennen, und giebt noch einige andere hierher gehörige Beispiele.

mung sind) „in ihrem Aussehen sich mehr von einander entfernen als andere von ganz verschiedener Species", so erinnert dieß vor Allem daran, wie unsicher alle Schlüsse auf Stammeseinheit aus der Aehnlichkeit des Typus für sich allein genommen sind.

Es kommt an sich nur wenig darauf an und muß sogar in gewissem Grade der Willkür überlassen bleiben wie man die Bedeutung des Wortes „Art" bestimme, aber viel kommt darauf an, daß man nicht die Voraussetzung strenger Stammeseinheit, die für sich einen besonderen Beweis verlangt, in den Begriff der typischen Gleichheit der Wesen hineintrage. Der Artbegriff gehört nicht der Zoologie und Botanik allein an, sondern ist allen Wissenschaften gemein: jene werden daher, wenn es sich für sie als nothwendig oder zweckmäßig zeigen sollte, ihm eine nähere Bestimmung hinzufügen dürfen, ihn zugleich aber auch von allen theoretischen Voraussetzungen frei erhalten müssen, weil er nur dazu bestimmt ist den factischen Sachverhalt zu bezeichnen. Wenn man in neuerer Zeit geneigt scheint jede Varietät als ursprüngliche Art zu bezeichnen „die sich allen äußeren Ursachen gegenüber unverändert erhält", und diesen Charakter der Permanenz des Typus selbst unter entgegengesetzten äußeren Einflüssen für das einzige Merkmal der Art zu erklären* (nach dem Vorgange von Désmoulins, Hist. nat. des races humaines. 1826, p. 194), so hält man sich dadurch zwar von dem eben angeführten Vorwurfe frei und trifft eine Bestimmung gegen die an sich nichts einzuwenden ist, aber man geräth in die Gefahr die wirklich vorhandene und nachweisbare Variabilität der Typen zu übersehen oder gar sie zu leugnen, so daß jener Artbegriff (wie dieß bei Morton und seinen Anhängern, in der americanischen Schule der Fall ist) im Grunde nur als eine Definition erscheint, die man zurechtgemacht hat um zu dem beabsichtigten Resultate einer Vielheit von Menschenspecies durch sie zu gelangen.

Wie man die gesonderte Abstammung zum Kriterium der Artverschiedenheit gemacht hat, so hat man ferner ein solches von der Fruchtbarkeit hergenommen. Man stützte sich hierbei vorzüglich auf folgende Thatsachen.

* So Nott and Gliddon, Types of mankind. 1854 und das. Agassiz, p. LXXIV, der die Art als die Summe von Individuen definirt, welche, seit sie dem Menschen bekannt sind, immer dieselben Eigenthümlichkeiten behalten haben.

Im freien Zuſtande und unter normalen Verhältniſſen paaren ſich nicht allein nur Thiere von gleichem Typus miteinander, ſondern auch innerhalb deſſelben Typus meiſt nur die individuell ähnlichſten (namentlich gleichfarbige) am liebſten. Miſchung verſchiedener Typen und Erzeugung von Baſtarden geſchieht im freien Zuſtande nur unter ſeltenen und abnormen Umſtänden, wo ſie aber durch den Menſchen abſichtlich veranſtaltet wird, gelingt ſie meiſt nur mit Hülfe beſonderer künſtlicher Mittel. Der Pferdeſtute müſſen die Augen verbunden werden um ſie mit einem Eſel, der Eſelhengſt muß dem Zebra ähnlich bemalt werden um ihn mit einem Zebra zu paaren u. dergl., und ſelbſt ſolche Mittel reichen meiſt nur aus wo die zu paarenden Individuen möglichſt ähnlichen Arten angehören. Die erzeugten Baſtarde aber ſind unter ſich faſt immer unfruchtbar, oder vermögen doch, ſelbſt wenn ſie dieß nicht ſind, wie z. B. öfters die von Schaafen und Ziegen, ihren gemiſchten Bildungstypus nicht auf die Dauer zu erhalten, ſondern dieſer geht wieder zu Grunde und die Stammtypen allein erhalten ſich. Aehnlich verhält es ſich bei den Pflanzen, wenn auch bei dieſen die Rückkehr zum urſprünglichen Typus oft erſt nach einer längeren Reihe von Generationen erfolgt, namentlich bei Miſchung des Baſtardes mit Exemplaren des Stammtypus. Nach Anleitung dieſer Thatſachen hat Buffon* zu derſelben Art alle Individuen gerechnet, welche im freien Zuſtande unbeſchränkt fruchtbare Junge miteinander zu erzeugen vermögen.

Dieſes Kriterium der Art, obwohl von J. Müller und andern Autoritäten als das hauptſächlichſte vertreten, hat in neuerer Zeit vielfache Angriffe erfahren. Früher iſt es ſchon von Rudolphi (Beiträge zur Anthropol. 1812, S. 160 ff.) beſtritten worden durch die Behauptung daß nicht allein viele Baſtarde auch im Naturzuſtande entſtänden, ſondern daß ſogar für die der Säugethiere Fruchtbarkeit Regel ſei. Geht dieß offenbar weit über die Wahrheit hinaus, da ſonſt unerklärlich ſein würde, daß ſich dieſelben Typen ſo conſtant forterhalten als es der Fall iſt, ſo hat ſich doch allerdings die merkwürdige Thatſache herausgeſtellt, daß Kreuzungen weit voneinander abſtehender Arten und ſelbſt verſchiedener Gattungen ſich bisweilen fruchtbar erweiſen (Eſel oder Pferd mit dem Rinde, Hirſch und Kuh, Bär oder

* Oeuvres in 4to IV. 386: succession constante d'individus semblables et qui se reproduisent.

Bock mit der Hündin, Hund und Katze, Reh und Schaaf, Schwan und Gans), während die von viel näher ſtehenden Arten es nicht ſind: Schakal und Hund, Ochſe und Büffel, Haſe und Kaninchen widerſtehen (wie wenigſtens von Einigen behauptet wird) allen Kreuzungsverſuchen. Freilich iſt von dieſen einzelnen Thatſachen noch ein weiter Weg bis zum Beweiſe einer unbeſchränkten Fruchtbarkeit der Baſtarde unter ſich; ſie können im Grunde nur dazu dienen uns darauf aufmerkſam zu machen, daß wir uns über das Geſetz von denen das Gelingen und Mißlingen von Kreuzungsverſuchen abhängt noch gänzlich in Unwiſſenheit befinden, aber dieß hat manche freilich nicht gehindert dieſe Kluft zu überſpringen. So hat Bory die Miſchlinge vom Schaaf und dem wilden Eſel (onagre), von Wolf und Hund, von Zeiſig und Hänfling als unbeſchränkt fruchtbar bezeichnet, während er das Gleiche vom Maulthiere allerdings nicht behaupten konnte. So erklärt ferner Desmoulins (a. a. O. 195) das Heerdenvieh der vereinigten Staaten jenſeits der Alleghanis für Abkömmlinge des americaniſchen Biſons und des europäiſchen Rindes, von denen jener einen anders geformten Schädel und zwei Rippen mehr hat als dieſes, und läßt die Miſchlinge eine neue ſich ſelbſt fortpflanzende Art bilden. Letzteres erkennt dagegen ſelbſt Morton (Hybridity in animals and plants. New Haven 1847, p. 6) noch als zweifelhaft an. Ebenſo ſoll es ſich mit dem Haushunde in Beziehung auf den Wolf, Fuchs, Schakal verhalten, ebenſo mit den Mulatten die ſtets denſelben Typus behalten und darum als eine neue Art betrachtet werden ſollen, während Miſchlinge von Stämmen derſelben Art (z. B. die von verſchiedenen indogermaniſchen Völkern) keinen feſten Typus bewahrten, ſondern veränderliche Formen zeigten. Dem gegenüber iſt indeſſen geltend zu machen daß bis jetzt nicht ein einziges ſicheres Beiſpiel ſelbſtſtändigen Fortbeſtehens einer Baſtardraçe durch reine Inzucht, namentlich im Reiche der Säugethiere nachgewieſen werden kann, daß die Entſtehung neuer ſelbſtſtändiger Typen auf dieſem Wege deshalb noch durchaus zweifelhaft iſt, daß wir vielmehr in den angeführten Beiſpielen, wo und ſoweit ſie wirklich conſtatirt ſind, nur vereinzelte außerordentliche Thatſachen erblicken können die nur wenig dazu taugen eine weſentlich veränderte Auffaſſung der bekannten Geſetze der Natur in der Erhaltung der Typen zu begründen und den Artbegriff auf eine andere Grundlage zu ſtellen als bisher.

Natürlicher Weiſe laſſen alle Beiſpiele die man anzuführen pflegt um eine unbeſchränkte Fruchtbarkeit verſchiedener Arten miteinander zu beweiſen, wenigſtens ſcheinbar eine doppelte Deutung zu. Wenn z. B. (nach Vogt) Wolf, Hund und Fuchs vollkommen fruchtbare Baſtarde miteinander erzeugen und die ſelbſtſtändige Fortpflanzung von Baſtarden um ſo leichter ſein ſoll je mehr man ſich den höchſten Stufen des Thierreiches nähere, ſo läßt ſich, wenn wir abſehen von dem ſehr problematiſchen zweiten Theile dieſer Behauptung und von den noch bezweifelten Fällen der Baſtarde von Hund und Fuchs, die erfolgreiche Vermiſchung von Hund und Wolf (deren Miſchlinge ſich in einem Falle durch reine Inzucht vier Generationen hindurch fortpflanzten — A. Wagner) auch ſo auffaſſen, daß eben wegen dieſes Factums Hund und Wolf nicht zu verſchiedenen, ſondern zu derſelben Art zu rechnen ſeien. Demgemäß ſtellt R. Wagner (Prichard, Ueberſ. I, 449) den Satz auf, daß „wo eine Vermiſchung der Baſtarde unter ſich angeblich beobachtet wurde (was mit Sicherheit nur von Wolf und Hund, bei beiden Kameelen, Ziege und Schaaf angenommen werden könne) die Selbſtſtändigkeit der elterlichen Thiere als verſchiedener Species wenigſtens bei Säugethieren zweifelhaft ſei.“ Aus ſeiner ſorgfältigen Sammlung von Baſtardfällen aus dem Thierreiche würde hervorgehen, daß es im Grunde gar kein ſicheres Beiſpiel der Fruchtbarkeit (unbeſchränkter Fruchtbarkeit gar nicht zu gedenken) von Baſtarden unter ſich und nur ſehr vereinzelte Beiſpiele von fruchtbarer Vermiſchung derſelben mit einer der Stammarten gebe. Was ſollten in der That auch die ſpecifiſchen Unterſchiede in der Natur noch für eine Bedeutung haben und als wie unzweckmäßig erſchiene ihre Feſtigkeit, wenn ihre Verwiſchung durch fortlaufende Baſtardzeugungen möglich wäre?

Morton (a. a. O.), Vogt's Vorgänger hierin, hat zu zeigen geſucht, daß Baſtarde verſchiedener Thierarten um ſo fruchtbarer unter ſich ſeien, je fähiger ſie ſind zu Hausthieren zu werden. Seine Beiſpiele betreffen hauptſächlich das Pferd, den Eſel, das Zebra; den Wolf, Hund, Schakal, Fuchs; das Schwein; das Hühnergeſchlecht, und es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen daß ſeinen Beiſpielen zufolge die Erſcheinungen der Hybridität wirklich eine größere Ausdehnung beſitzen als man früher angenommen hat. Er ſchließt daraus, daß für den Menſchen, welcher Hausthier im eminenten Sinne ſei, die

Folgerung von unbeſchränkter Fruchtbarkeit auf Arteinheit nicht gelte und ſeine Nachfolger Nott und Glidon unterſcheiden demgemäß unter den Thierarten ſolche die keine, die unfruchtbare und die fruchtbare Miſchlinge miteinander erzeugen als remote, allied und proximate species. Die ſogenannten Menſchenraçen ſollen in dem letzteren Verhältniſſe zueinander ſtehen, da die Permanenz ihrer organiſchen Eigenthümlichkeiten, ſo weit menſchliche Erinnerung reiche, ebenſo wie die der Hunderaçen aus den altägyptiſchen Denkmälern erweislich ſei. Iſt man mit letzterer Behauptung bereits bei dem notoriſch unrichtigen Satze angelangt daß es eigentlich gar keine Variabilität des Typus gebe, worauf wir weiter unten zurückkommen, ſo ſehen wir die Frage über die Hybridität zugleich hier auf den ſchlüpfrigſten Boden hinübergeſpielt auf dem ſie ſich überhaupt bewegen kann, da die Mehrzahl der Hausthiere der beſtändige Hauptgegenſtand des Streites über Arteinheit und Artverſchiedenheit von jeher geweſen und eben deshalb am wenigſten geeignet ſind eine ſichere Entſcheidung an die Hand zu geben.

Allerdings iſt man in neuerer Zeit geneigt geworden vielfach da verſchiedene Arten anzunehmen, wo man früher bloß Raçen innerhalb derſelben Art unterſcheiden zu dürfen geglaubt hat, und in demſelben Maaße in welchem dieß geſchehen iſt, hat natürlicher Weiſe die Fruchtbarkeit aufgehört für ſich allein als durchſchlagender Grund für die Arteinheit zu gelten, ſie hat an Gewicht verloren. Indeſſen dürfen wir nicht unterlaſſen darauf hinzuweiſen, daß dieß namentlich inſofern der Fall iſt als man Arteinheit mit Stammeseinheit als gleichbedeutend auffaßt: die Fruchtbarkeit kann, wie ſich von ſelbſt verſteht, keinen entſcheidenden Grund für gemeinſamen Urſprung mehr abgeben, wenn Stämme die für urſprünglich verſchieden gelten müſſen, ſich als fruchtbar miteinander ausweiſen. Hierbei würde es ſich jedoch immer noch fragen, ob es nicht, wenn wir Stamm und Art, wie früher geſchehen iſt, voneinander unterſcheiden, urſprünglich voneinander verſchiedene parallele Stämme innerhalb der Art gebe, die in ihren weſentlichen Merkmalen wie in Rückſicht des Variationskreiſes den ſie durchlaufen können einander gleich, eine unbeſchränkte Fruchtbarkeit unter ſich zeigten. Vielleicht findet eben dieß auf das Menſchengeſchlecht ſeine Anwendung, ſo daß es bei aller Einheit deſſelben als Art in mehrere urſprünglich verſchiedene Stämme zerfiele.

Mag man ſich noch ſo beſtimmt gegen die Entſtehung neuer Arten

durch Baſtardzeugung, d. h. gegen die bloß relative Gültigkeit des Artbegriffes überhaupt erklären, ſo iſt doch ſo viel zuzugeſtehen, daß man aus unbeſchränkter Fruchtbarkeit für ſich genommen nicht auf Einheit der Abſtammung und wohl ſchwerlich auch nur auf Einheit der Art allgemein ſchließen dürfe. Indeſſen kann man auch Hollard (De l'homme et des races humaines. 1853, p. 113) kaum beiſtimmen, wenn er behauptet, die Anſicht daß Individuen, ſo verſchieden ſie unter ſich auch ſein möchten, doch zu einer Art gehörten, wenn ſie ſich nur miteinander unbeſchränkt fruchtbar zeigten, bewege ſich im Cirkel und ſetze voraus was erſt bewieſen werden ſollte; denn es iſt eben eine Thatſache der Erfahrung daß eine wirklich unbeſchränkte Fruchtbarkeit nirgends vorkommt wo ſich bedeutendere Verſchiedenheiten der Organiſation vorfinden, und ein weſentlicher Vorzug des Charakters der Fruchtbarkeit als Merkmal der Art liegt eben darin, daß er den ſo oft unlösbaren Zweifel über gemeinſame oder getrennte Abſtammung gar nicht erregt, ſondern von ihm ganz abzuſehen verlangt.

Trotz der mancherlei Einwendungen welche ſich gegen die unbeſchränkte Fruchtbarkeit als entſcheidenden Artcharakter erheben laſſen, wird man dieſer Beſtimmung doch nicht, wie neuerdings öfter geſchehen iſt, eine bloß untergeordnete Wichtigkeit beilegen und ſie als Nebenſache behandeln dürfen*. Sie bleibt vielmehr in ihrer ganzen Bedeutung ſtehen, obgleich nicht angeblich iſt wie viele Generationen ſich als fruchtbar ausgewieſen haben müſſen um den Schluß zu rechtfertigen

* Giebel (a. a. O. S. 10 ff.) hat den Streitpunkt ganz und gar verſchoben, indem er die Sache ſo darſtellt als habe die Fruchtbarkeit als einziges Artkriterium gelten und von der Gleichheit der weſentlichen Merkmale innerhalb derſelben Art ganz abgeſehen werden ſollen als von etwas Ueberflüſſigem, was niemandem eingefallen iſt. Daher verlangt er von den Anhängern dieſer Lehre daß ſie nur diejenigen Individuen zu derſelben Art zählen ſollen, die ſich experimentell als unbeſchränkt fruchtbar untereinander nachweiſen laſſen, während die Fruchtbarkeit vielmehr von jeher nur als ein Hülfskriterium geltend gemacht worden iſt zur Entſcheidung einzelner Zweifelsfälle. Es iſt nur eine weitere Verdrehung wenn es heißt, auch aus Unfruchtbarkeit laſſe ſich nicht auf Artverſchiedenheit ſchließen; denn ſo richtig dieß iſt, braucht darum doch die Fruchtbarkeit als Kriterium nicht aufgegeben zu werden, da ihre Bedeutung nur die iſt, daß wo kleinere Differenzen der Organiſation vorliegen, nämlich ſolche deren Weſentlichkeit und Conſtanz (Specificität) beſtritten iſt, die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit einen wichtigen Anhaltspunkt für die Entſcheidung der Frage abgiebt. Mag zugegeben werden daß die auf dieſem Wege gewonnene Entſcheidung keine abſolute und endgültige iſt, ſondern einen bloßen Wahrſcheinlichkeitsſchluß begründet, werthlos und unwichtig iſt ſie gewiß nicht, es ſei denn daß man die Fortpflanzungsfähigkeit ſelbſt für einen unweſentlichen Charakter der Thierwelt erkläre.

daß sie einer und derselben Art angehören, und obgleich ferner nicht allein Unfruchtbarkeit der Paarung von Individuen desselben Stammes in vielen Beispielen vorkommt, sondern auch der Untergang mancher Raçen ebenso constatirt ist wie das Aussterben ganzer Arten. Wenn man kürzlich mehrfach bei Züchtung von Hausthieren selbst die Erfahrung gemacht hat, daß die verschiedenen Raçen bisweilen nicht unbeschränkt fruchtbar unter sich sind oder mißbildete, mangelsinnige, schlecht organisirte Junge miteinander erzeugen — ein Fall zu welchem wir später mehrere Parallelen auch bei der Vermischung verschiedener Menschenstämme finden werden —, so ist auch dieß kein Einwurf von großer Bedeutung gegen die unbeschränkte Fruchtbarkeit als Artmerkmal; denn wo diese als Kriterium hingestellt wird, soll damit nicht sowohl das wirkliche Vorkommen derselben im strengen Sinne, d. h. ausnahmslose Fruchtbarkeit unter allen Individuen und Raçen innerhalb derselben Art behauptet, als vielmehr die Thatsache bloß beschränkter Fruchtbarkeit unter Individuen von specifisch verschiedenem Typus ausgesprochen werden, während zugleich doch der Fortbestand eines und desselben Typus eben durch die Paarung der ihm angehörigen Einzelwesen sich bedingt zeigt. Doch mag es immerhin als ein freilich unvermeidlicher Mangel an dem dieses Kriterium leidet, betrachtet werden, daß sich aus ihm selbst nicht entscheiden läßt ob es innerhalb der Art Varietäten gebe die gleichwohl untereinander eine nur beschränkte oder gar keine Fruchtbarkeit besitzen.

Blicken wir zurück auf unsere bisherigen Erörterungen, so stellt sich der bemerkenswerthe Satz heraus, daß die Schlüsse auf Arteinheit aus gleicher Abstammung absolut sicher, aus unbeschränkter Fruchtbarkeit in höherem Grade wahrscheinlich sind, die auf Artverschiedenheit dagegen aus gesonderter Abstammung oder aus beschränkter Fruchtbarkeit nur eine geringere Sicherheit in Anspruch nehmen können.

Ein Unterscheidungszeichen von Art und Raçe ist ferner gegeben durch den sogenannten Rückfall, d. h. durch die Rückkehr unter sich fruchtbarer Individuen in den ursprünglichen Typus ihrer Stammeltern, der sich eben dadurch allen Varietäten und Raçenabweichungen gegenüber als permanent ausweist. Wie Bastarde ausgehen, so fallen die bloßen Varietäten unter Umständen in ihre Stammtypen zurück und zeigen dadurch daß ihnen keine specifische Selbstständigkeit zukommt, sondern daß sie zu einer und derselben Art mit diesen letzteren gehören.

In dem Falle daß Mischlinge zweier in Rücksicht ihrer Selbstständigkeit zweifelhaften Typen sich zwar unbeschränkt fruchtbar unter sich zeigten, (z. B. Mulatten oder Mestizen), durch fortgesetzte Verbindung untereinander aber zu einem ihrer Stammtypen wieder zurückkehrten (zum Neger, Weißen oder Americaner), würde man eine Artverschiedenheit der letzteren anzunehmen geneigt sein, weil sie sich als gesondert fortbestehende erhielten und ihre Ueberführung in andere Typen mißlänge: man würde hiermit eine nähere Bestimmung des einen der erwähnten Kriterien, der Fruchtbarkeit, gewonnen haben, aber dieser Fall scheint nirgends vorzukommen. Ein wenn gleich schwacher Zweifel an der Richtigkeit des Schlusses bliebe indessen auch hier noch zurück, ob nämlich selbst im Laufe der Zeit erst entstandene Charaktere nicht unter Umständen sich so stark befestigen können, daß sie eine ähnliche Permanenz wie die Artmerkmale erhalten *, so daß sich ein Rückfall zu ihnen ebenfalls nothwendig macht, denn es ist eine wahrscheinliche, obwohl nicht vollständig bewiesene Voraussetzung, daß alle erst im Laufe der Zeit entstandenen Charaktere (Varietäten) nur einen geringeren Grad der Constanz besitzen. Wo Mischlinge nicht unter sich, sondern mit einem ihrer Stammtypen (z. B. Mulatten mit Negern) gepaart, dadurch in diesen zurückfallen, ist dieß natürlich kein Beweis für die specifische Verschiedenheit der Stammtypen selbst, da es eine bekannte und, wie es scheint, allgemeine Thatsache ist, daß bei Raçenmischung die an Zahl überwiegende Raçe die andere absorbirt.

Der Rückfall stellt nur eine specielle Anwendung der allgemeinen Regel dar, nach welcher namentlich Blumenbach bemüht gewesen ist den Unterschied von Art und Raçe zu bestimmen, daß nämlich alle Differenzen unter Individuen und Gruppen von Individuen welche als producirt durch äußere Einflüsse oder überhaupt als im Laufe der Zeit entstanden angesehen werden dürfen, keine Artverschiedenheit begründen. Wird die strenge Allgemeingültigkeit dieser Regel zwar leicht zugegeben, so ist ihre Anwendung doch oft sehr schwierig und unsicher: wenn z. B. (wie Wagner zu Prichard I, 132 nach Schlegel anführt) öfters dieselbe Thierart auf Sumatra, Java, Borneo, Timor, Celebes, selbst auf den Philippinen oder auf dem asiatischen Continente vorkommt und in allen diesen Ländern zwar geringe aber con-

* So lehrt z. B. J. Geoffroy de St. Hilaire, daß sich die Charaktere einer Raçe desto constanter fortpflanzen je älter sie ist.

stante Verschiedenheiten zeigt, so dürfte schwer zu entscheiden sein ob man in solchen Fällen verschiedene Arten oder Raçen anzunehmen habe. Auch ist im Grunde der Satz, daß alle Individuen die sich bloß durch variable Eigenthümlichkeiten voneinander unterscheiden, zu derselben Art gehören, nur eine andere Wendung für die Erklärung des Artbegriffs als des Complexes constanter Merkmale selbst und enthält daher durchaus nichts Neues das zur Unterscheidung von Art und Raçe dienen könnte; aber allerdings hat gerade diese Fassung des Artbegriffes den Vorzug mit Bestimmtheit auf den Punkt hinzuweisen von dessen Untersuchung allein die letzte Entscheidung über Arteinheit in zweifelhaften Fällen erwartet werden kann, nämlich die Größe des Variationskreises aus deren Ermittelung der Umfang einer jeden Art hervorgehen muß.

Auch in Bezug auf dieses letztere Unterscheidungsmerkmal ist zu beachten daß die Schlüsse auf Artgleichheit *im Allgemeinen** eine größere Sicherheit gewähren als die auf Artverschiedenheit. Jene muß nämlich für vollständig erwiesen gelten, sobald dargethan wird daß die größten Unterschiede welche sich unter den fraglichen Individuen wirklich vorfinden, noch innerhalb der Grenzen solcher Differenzen liegen welche im Laufe der Zeit entstehen und verschwinden oder die sich überhaupt an verschiedenen Generationen desselben Stammes finden. Wird dagegen Artverschiedenheit in irgend einem Falle behauptet, so ist es dafür nur ein schwacher Beweis, wenn eine Variabilität der fraglichen Typen, die bis zur wirklichen Ueberführung des einen in den andern ginge, nicht nachweisbar ist oder wenn diese sich, obwohl an sich nicht unveränderlich, doch so weit unsere Erfahrung reicht, als relativ selbstständig gegeneinander zeigen. Vollgültig wäre der Beweis erst, wenn es gelänge ihre Unveränderlichkeit auf positive Weise darzuthun, was nur dadurch geschehen könnte, daß einerseits die Beobachtung der reinen Typen, wenn die verschiedensten äußeren Umstände und Lebenslagen eine hinreichend lange Zeit ihre Einflüsse auf sie ausgeübt hätten, deren Permanenz ergäbe, und daß anderseits durch eine relativ große Zahl von Mischungsversuchen dieser Typen und ihrer Varietäten der Rückfall der Mischlinge zu ihnen sich als

* Wir wollen damit natürlich nicht sagen daß ein triftiger Grund für Artverschiedenheit nur ebenso großes oder gar geringeres Gewicht besitze als ein minder haltbarer gegen sie.

Regel herausstellte. Erweisen sie sich als fruchtbar miteinander ohne daß sich bei den Mischlingen eine Tendenz zum Rückfall in ihre Stammtypen zeigt, so wird man die Festigkeit und daher die Artverschiedenheit der letzteren nur als zweifelhaft ansehen können. Ebenso wird der gleichmäßige Fortbestand der reinen Typen unter nicht wesentlich veränderten äußeren Lebensverhältnissen, selbst wenn er Jahrtausende hindurch erweislich ist, wie dieß z. B. vom Negertypus in Nordost-Africa gilt, für sich allein genommen uns nicht bestimmen dürfen sie als specifisch verschiedene zu betrachten.

Das zuletzt besprochene Kriterium von Art und Raçe ist von Blumenbach und nach ihm von Prichard für die Untersuchung über den Menschen hauptsächlich so benutzt worden, daß sie eine lange Reihe von Schlüssen der Analogie auf dasselbe gründeten: sie richteten ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Frage ob die größten Unterschiede welche unter Menschen vorkommen nur eben so groß oder doch nicht größer seien als diejenigen welche sich unter bekannten Raçen von Thieren finden, so daß wir berechtigt sind sie als bloße Raçenunterschiede aufzufassen oder ob sie den Artunterschieden im Thierreiche als analog gelten müssen. Blumenbach, der noch jetzt in dieser Sache als erste Autorität, als zuverlässiger Beobachter und Sammler zu betrachten ist, zeigt (p. 75 seq.) vollkommen bündig, daß wenn dieselben Gesetze die Variabilität der Typen bei Thieren und Menschen bestimmen, die letzteren nothwendig nur eine Art bilden, da sich an Thieren von gleicher Species in Farbe, Haar, Größe, Schädelform und sonstiger Bildung, größere durch Klima, Futter, Lebensart und andere Umstände bewirkte Unterschiede nachweisen lassen als sich am Menschen irgend finden. Er ist im Wesentlichen völlig unwiderlegt geblieben, obwohl er jetzt oft von denen ignorirt wird die seine Beweisführung unbequem finden; denn zu widerlegen ist es nicht daß z. B. das zahme Schwein mit dem wilden Eber trotz der bedeutenden Verschiedenheit der Schädelgestalt zu derselben Art gehört, da in manchen Gegenden America's die importirten Schweine ganz wieder zu Ebern ausgeartet sind. Den beträchtlich längeren Verdauungskanal der Hauskatze im Vergleich mit dem der wilden Katze, von Einigen als eine wahrscheinliche Folge ihrer mehr vegetabilischen Nahrung angesehen, nehmen Andere freilich als Beweis der Artverschiedenheit beider in Anspruch. Treffend faßt DeSalles (p. 265) die Beweisführung Blumenbach's in

die Worte zusammen: la domestication de l'homme, oscillant perpétuellement entereles extrêmes de la civilisation et l'état sauvage, doit avoir modifier l'homme encore plus profondément que les autres animaux domestiques. Jedenfalls ist der Mensch, zoologisch betrachtet, Hausthier im eminenten Sinne, und man wird sich daher der Folgerung nicht entziehen können, daß, wenn dieselben Gesetze der Variabilität für ihn wie für die Thiere gelten, die Veränderungen welche sich in der kalten und heißen Zone an den Hausthieren zeigen, sich in analoger Weise auch auf den Menschen erstrecken müssen.

Um dieser Analogie willen haben sich daher Nott und Gliddon (wie neuerdings Giebel) nach dem Vorgange Morton's bemüht nachzuweisen daß namentlich die verschiedenen Hunderaçen als verschiedene Species anzusehen seien, denn (heißt es S. 386) ist dieß zugestanden (wie sich dieß aus altägyptischen Monumenten ergebe, welche die Permanenz ihrer Charaktere beweisen), so fällt wegen der Fruchtbarkeit derselben unter sich die Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes, da „zoologisch gesprochen der Mensch und die Caniden ganz dieselbe Stellung einnehmen." Kann dieser Beweis wohl schwerlich für ausreichend gelten um die große Summe von Beispielen die Blumenbach geliefert hat, und deren Consequenz zu entkräften, so steht ihr außerdem auch entgegen, daß von Andern die sämmtlichen Hunderaçen zu einer Art gerechnet werden, weil es keine festen Scheidungsgrenzen, sondern die mannigfaltigsten Uebergänge ihrer Charaktere ineinander giebt und ihre Fruchtbarkeit, wie dieß meist bei verschiedenen Raçen der Fall sein soll, durch die Kreuzung zunimmt (Godron, p. 64). Ueberdieß entkräftet Nott (a. a. O. S. 402) seine eigene Beweisführung aus der Analogie selbst vollständig dadurch, daß er sagt: „Ich habe in früheren Schriften vielfach auf das Täuschende der Gründe hingewiesen die von der Analogie allein hergenommen sind, und behauptet daß es gar keine wahren Analogieen geben kann. Jedes Thier, vom Menschen bis zum Wurme, wird von besonderen physiologischen Gesetzen beherrscht... Die Regeln die bei Viehzüchtern über Raçenverbesserung gelten, hat man auch auf den Menschen anwenden wollen, aber dieß ist sehr unwissenschaftlich und kann keinem intelligenten und erfahrenen Naturforscher einfallen." Gleichwohl ist diese Analogie anerkannt worden, und dieß nicht bloß beiläufig, sondern sie hat

[illegible] allgemein und unbestritten als eine berechtigte und beweis-

kräftige gegolten. Sogar in demselben Buche aus welchem wir soeben citirt haben, spricht sich Agassiz entschieden dahin aus, daß es als erwiesen betrachtet werden müsse daß die Gesetze welche die Variabilität der Typen im Thierreiche beherrschen, „in denselben Grenzen und in demselben Grade" auch für das Menschengeschlecht gültig seien. Würde man freilich fragen, wodurch dieß denn erwiesen sei und warum man alsdann die Blumenbach'sche Consequenz zu ziehen sich dennoch weigere, so dürfte leicht eine verständliche Antwort vergebens auf sich warten lassen.

Mag noch so bündig bewiesen werden daß die Unterschiede der verschiedenen Menschentypen nicht größer sind als die Differenzen die durch die Einflüsse des Klimas, die Nahrung und anderer Umstände an derselben Thierspecies hervorgerufen werden, so kann die Beweiskraft dieses Umstandes für die Arteinheit des Menschengeschlechtes doch schon deshalb nicht hoch angeschlagen werden, weil die Berechtigung zu dieser Parallele überhaupt zweifelhaft ist; denn nicht allein ist die Größenvergleichung von Unterschieden die sich an specifisch verschiedenen Individuen finden sehr unsicher, sondern geradezu unzulässig, weil sie die bis jetzt wenigstens noch völlig unbewiesene und nicht einmal wahrscheinliche Voraussetzung in sich schließt, daß die Größe des Variationskreises für alle oder doch für nicht weit voneinander abstehende Thierarten gleich oder doch nahezu dieselbe sei. Wies schon ein früher angeführter Satz de Candolle's darauf hin daß nicht selten individuelle Varietäten innerhalb derselben Art beträchtlichere Unterschiede zeigen als verschiedene Arten selbst, so darf man ferner nur die Bemerkungen Swainson's (p. 275 ff. und 35) über die Differenzen welche Artunterschiede begründen, durchlaufen um inne zu werden, daß es constante specifische Verschiedenheiten giebt, die dennoch viel unerheblicher scheinen als viele Raçenunterschiede. Wären die letzteren wirklich überall in engere Grenzen eingeschlossen als die Artunterschiede, so würde man daran ein ziemlich sicheres und bequemes Unterscheidungsmerkmal von Art und Raçe besitzen, aber leider ist dem nicht so, da z. B. die Variabilität der dem Menschen doch so nahestehenden Affen bei weitem nicht so weit sich auszudehnen scheint als die der Hausthiere und des Menschen selbst. Der Variationskreis einer jeden Thierspecies scheint vielmehr ein eigenthümlicher zu sein und von besonderen Gesetzen beherrscht zu werden. Daher beweist es nichts,

wenn Agassiz sagt, Chimpanze- und Gorilla-Affe seien nicht verschiedener voneinander als der Mandingo und der Guinea-Neger, und beide nicht verschiedener vom Orang als der Malaie oder Europäer vom Neger: sollten also jene für verschiedene Arten gelten, so seien auch diese dafür zu halten. Daß eigenthümliche Bildungsgesetze die einzelnen Thierarten beherrschen, darauf deutet auch schon die früher erwähnte so verschiedene Vertheilung der Fähigkeit zur Bastardzeugung bei ihnen hin; sicher würde es sein, wenn Desmoulins (p. 190) Recht hätte mit der freilich nicht haltbaren Behauptung, daß die Unterschiede der einzelnen Arten (und demnach auch ihr Variationskreis) in der Thierreihe immer um so geringer würden, je weiter man sich dem Menschen nähere. Auf das Trügerische der besprochenen Schlüsse nach der Analogie von einer Art auf die andere hat neuerdings namentlich Lucas (II, 116 und das. Huzard, vgl. II, 452) hingewiesen, der durch viele Beispiele zeigt wie äußerst verschieden quantitativ und qualitativ die Widerstandsfähigkeit verschiedener Arten gegen Veränderungen durch äußere Einflüsse überhaupt ist, namentlich in Rücksicht der Neubildung und Umbildung der Raçen. Einige andere hierher gehörige lehrreiche Beispiele hat Giebel (a. a. O. S. 45 ff.) gegeben. Sie zeigen daß ähnliche Abweichungen für verschiedene Thiergattungen oft von sehr verschiedener Wichtigkeit sind, „da bei einer Familie oder Gattung dieses, bei einer andern jenes Organ eine bevorzugte Bedeutung für den ganzen Organismus erhalten hat", so daß öfters Merkmale und Merkmalgruppen die bei der einen wesentlich sind, bei einer andern keine festen Artcharaktere ausmachen, sondern mannigfach variiren.

Fassen wir das Ergebniß unserer Ueberlegungen über den Begriff der Art kurz zusammen, so hat sich gefunden daß durch ihn die permanenten Typen bezeichnet werden die sich durch die Fortpflanzung vererben. Wir fanden uns genöthigt die Fragen nach Art- und nach Stammeseinheit voneinander zu sondern, da derselbe Complex constanter Merkmale selbst ursprünglich verschiedenen Stämmen eigen sein kann, und konnten daher Einheit der Abstammung als ein nothwendiges Erforderniß der Art nicht betrachten. War gesonderte Abstammung kein vollgültiger Beweis für Artverschiedenheit, so zeigte sich dagegen die unbeschränkte Fruchtbarkeit zwar als ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal der Art von der Raçe, doch besaß auch dieses keine unbestrittene Allgemeingültigkeit und begründete daher nur eine wahr-

scheinliche Folgerung. Auch der Rückfall endlich und die ihm verwandten Thatsachen reichten nicht aus ein allgemeingültiges Kriterium von Art und Raçe zu liefern. Demnach schien sich ein solches überhaupt nicht aufstellen zu lassen, doch durften wir hoffen eine Entschädigung für diesen Mangel in den Schlüssen der Analogie zu finden, welche uns die Vergleichung der verschiedenen Arten an die Hand geben konnten. Indessen auch diese Erwartung wurde getäuscht, da die Grenzen der Variabilität welche die verschiedenen Typen zulassen von sehr verschiedener Weite zu sein scheinen. Der Ausgang unserer allgemeinen Untersuchung ist also (was bei einem ganz empirischen Gegenstande kaum befremden kann) dieser, daß wir die allgemein gestellte Frage nach einem unterscheidenden Merkmale von Art und Raçe für jetzt wenigstens immer nur im Besonderen aus dem Studium der Größe aller besonderen Variationskreise zu beantworten vermögen die den einzelnen Typen zukommen, d. h. daß wir bei der Frage nach Artseinheit oder Artverschiedenheit ganz an das Studium der einzelnen Erscheinungen selbst gewiesen sind.

Die Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes als Art kann demzufolge zu einem endgültigen Abschlusse nur gelangen, wenn die Resultate lange und gleichmäßig fortdauernder Einwirkung aller möglichen verschiedenen äußeren Verhältnisse unter denen der Mensch fortzuleben im Stande ist, der Beobachtung ebenso vollständig und unzweifelhaft vorliegen als die Erfolge aller möglichen Mischungen seiner verschiedenen Typen in einer längeren Reihe von Generationen. Da die uns zugänglichen Erfahrungen aber bekanntlich von solcher Vollständigkeit und Genauigkeit weit entfernt sind, sehen wir uns genöthigt bei mehr oder weniger wahrscheinlichen Sätzen stehen zu bleiben, die sich zuerst aus der Beantwortung der Frage werden ergeben müssen, ob sich eine allmähliche Veränderlichkeit an den Typen derselben Menschenstämme überhaupt nachweisen läßt und ob sie groß genug ist um die größten unter Menschen wirklich vorhandenen Unterschiede selbst als bloß variable erscheinen zu lassen. Nächstdem wird es sich noch fragen, ob die Mischlinge der verschiedenen Typen durch beschränkte Fruchtbarkeit oder durch steten Rückfall in die Stammestypen mehr Bastarden oder mehr Mischlingen verschiedener Raçen gleichen.

I. Nachweisungen über die Art und Größe der Veränderungen denen der Mensch in physischer Rücksicht unterworfen ist.

Die sämmtlichen bleibenden Veränderungen die, abgesehen von Krankheitserscheinungen, im Laufe der Zeit am äußeren Menschen vorgehen, lassen sich in Rücksicht der Ursachen denen sie ihre Entstehung verdanken in vier Klassen bringen: solche die durch klimatische Verhältnisse bewirkt werden, solche die hauptsächlich durch Nahrung und Lebensweise bedingt sind, ferner diejenigen welche von psychischen Einflüssen überhaupt und namentlich vom Steigen oder Fallen der geistigen Cultur abhängen, endlich die Abweichungen vom Stammtypus welche aus individuell angeborener, auf keine bekannte Ursache zurückführbarer Anlage entspringen und sich mit größerer oder geringerer Beständigkeit weitervererben. Freilich läßt sich in vielen Fällen nicht mit Sicherheit angeben in welche dieser vier Klassen eine vorliegende Erscheinung zu bringen sei oder ob sie als eine Wirkung mannigfaltiger combinirter Ursachen mehreren von ihnen zugleich angehöre, und noch geringer ist oft die Gewißheit darüber, auf welche Weise jene Ursachen die entstandenen Veränderungen erzeugt und welchen Theil die einzelnen Factoren derselben an ihnen gehabt haben, während gleichwohl deren Wirksamkeit selbst in vielen Beispielen außer Zweifel steht. Dieß zeigt sich vor Allem an der Wirkung des Klima's zu deren näherer Betrachtung wir uns zuerst wenden.

Was man die Wirkung des Klima's nennt, setzt sich zusammen aus den unmittelbaren und mittelbaren Einflüssen der Temperatur der Luft, ihrer absoluten Höhe, ihrer Unbeständigkeit und ihrer Differenzen, des Feuchtigkeitsgrades, des Druckes und der chemischen Zusammensetzung der Luft (man denke in letzterer Beziehung namentlich an Malaria-Länder), der Häufigkeit und Beschaffenheit der Winde, des Regens, der Größe und Mannigfaltigkeit ihrer Wechsel, ihrer Regelmäßigkeit u. s. f. Ist nun zwar ausgemacht daß insbesondere längeres Fortwirken dieser Einflüsse gewisse Veränderungen im menschlichen Organismus herbeiführt, so ist doch nur wenig ermittelt auf welche Weise dieß geschieht, und es bleibt daher gewöhnlich nichts weiter übrig als die Coincidenz gewisser klimatischer Einflüsse mit bestimmten Verschiedenheiten der leiblichen Organisation als Factum zu constatiren. Der

Grund davon liegt zum Theil auch darin, daß es ebensowohl mißlingt die Größe der Wirksamkeit von Nahrung und Lebensweise auf den Menschen von der des Klima's abzusondern, da dieses stets mit jenen beiden zugleich seinen Einfluß ausübt und gewöhnlich sie wesentlich mitbestimmt, als die einzelnen Factoren aus denen die Wirksamkeit des Klima's selbst besteht, auf die Veränderungen zu untersuchen die sie für sich allein herbeiführen. Es ist z. B. zwar bekannt welchen Einfluß der Feuchtigkeitsgrad der Luft auf die Lungen- und Hautausdünstung hat, es ist ferner bekannt daß die Sauerstoffaufnahme durch das Athmen zu ihm und zur Lufttemperatur in umgekehrtem, zum Barometerstande aber in geradem Verhältnisse steht, es ist endlich bekannt daß der Barometerstand unter 32—33° der Breite sein Maximum erreicht, daß er unter dem Aequator regelmäßigen täglichen Schwankungen unterworfen ist, aber dieß Alles reicht eben nur hin um uns die Einsicht zu gewähren, daß in Folge dieser Umstände in verschiedenen Klimaten gar manche Verschiedenheiten in der thierischen Oekonomie stattfinden müssen, es läßt aber nicht schließen ob und welche äußerlich wahrnehmbaren Veränderungen sich daran knüpfen werden. Allerdings gewinnt durch die erwähnten Umstände (in Verbindung mit anderen Thatsachen die J. W. de Muller, p. 24 ff. ausführlich entwickelt hat) auf den ersten Blick die Erklärung der schwarzen Hautfarbe des Negers eine gewisse Wahrscheinlichkeit, welche darin besteht, daß die in heißen Klimaten eingeathmete Sauerstoffmenge nicht ausreiche um den Kohlenstoff der Lungen in Kohlensäure zu verwandeln, und daß daher dieser sich zum Theil unverbrannt in den Pigmentzellen der Haut ablagere*. Es läßt sich indessen schwerlich zugestehen daß das Dunklerwerden der Haut bei uns während des Sommers ganz auf denselben Ursachen beruhe wie die Schwärze des Negers und in genauer Analogie zu ihr nur eine längere Dauer und größere Intensität derselben Ursachen erfordere um in sie überzugehen. Es läßt sich ferner kaum zugeben, daß die häufig dunkle schmutzige Hautfarbe bei Schwangeren und die von Blumenbach (p. 156) angeführten Beispiele von völligem Schwarzwerden einzelner Körpertheile bei Wöchnerinnen so

* Berthold, Lehrb. der Physiol. 2. Aufl. II. 325 giebt die ähnliche Erklärung, daß trotz der bedeutenden Ausbildung der Leber in warmen Klimaten diese bei gleichzeitig verminderter Thätigkeit der Lungen, doch nicht vermöge eine hinreichende Menge Kohlenstoff abzuscheiden, daher die Gefäße einen reichlicheren Antheil führten, der bei vermehrter Hautthätigkeit unter der Epidermis zurückgehalten werde.

wie die bei niemals menstruirten Frauen bisweilen beobachtete Schwärze der Haut beweisen daß die Farbe nichts dem Neger specifisch Eigenthümliches sei; denn vor Allem würde der Einwurf ungelöst zurückbleiben, daß unter den Tropen in Ostindien, Südamerica und einem Theile von Africa selbst keine Schwarzen wohnen und daß bei den Negern so wenig als bei andern Völkern sich die Farbe der Haut ausschließlich nach den Verhältnissen richtet welche die Sauerstoffaufnahme bestimmen. Wer gleichwohl an jenem Erklärungsversuche festzuhalten geneigt ist, dem muß die Ergänzung willkommen sein welche ihr Foissac 67 zu geben gesucht hat, indem er die Farbe des Negers hauptsächlich von seiner überwiegend vegetabilischen Kost ableitet, die viel kohlenstoffreicher ist als animalische. Aber auch diese Behauptung leidet an ganz ähnlichen Schwierigkeiten wie die vorhergehende und ist ganz ähnlichen Einwürfen ausgesetzt; und nicht besser steht es damit daß Foissac die verhältnißmäßig so dunkle Farbe der Polarvölker aus geringer Sauerstoffaufnahme, großem Kohlenstoffreichthum des Blutes bei geringer Ausscheidung des Kohlenstoffs, aus den heißen wenn auch kurzen Sommern und dem Winteraufenthalt in den heißen räucherigen Hütten zusammengenommen erklären will. Ist es nicht unwahrscheinlich daß manche dieser Umstände zu der ihnen zugeschriebenen Wirkung etwas beitragen, so bleibt doch unerweislich daß sie die hauptsächlichste oder gar die einzige Ursache derselben sind. Daher erscheint in solchen Fällen die Annahme specifischer Eigenthümlichkeiten der einzelnen Menschenstämme immer noch statthaft. Wie hier sehen wir uns aber fast überall genöthigt uns mit einer entfernten Wahrscheinlichkeit der Schlüsse zu begnügen welche die Art des Causalzusammenhanges leiblicher Besonderheiten mit den einzelnen Factoren der klimatischen und Nahrungs-Verhältnisse betreffen, und sehr häufig fehlt sogar diese.

Ohne Zweifel ist es nur die bisherige Unmöglichkeit die Wirkungen des Klima's, der Nahrung und Lebensweise zu analysiren, welche Godron (p. 16 und 70) zu der Behauptung geführt hat daß das Klima Pflanzen und Thiere nur sehr oberflächlich zu modificiren im Stande sei und daher zur Entstehung der Raçenverschiedenheiten der Menschen nur wenig habe beitragen können; die Ursache der letzteren liege vielmehr in der verschiedenen Nahrung und Lebensweise, während Pflanzen und Thiere in fremdem Klima entweder unverändert fortkämen oder stürben: so leben Wolf und Fuchs von der heißen bis zur kalten Zone und behalten fast alle

ihre Charaktere ebenso unverändert bei, wie die wieder verwilderten Pferde in Süd-America die Charaktere derer in der Krimm und Ukraine besitzen. Die Macht des Klima's läßt sich indessen in dieser Allgemeinheit nicht bezweifeln: es bedarf dagegen nur der Erinnerung an die bekannten Thatsachen (Näheres namentlich bei Heusinger, Grundzüge der vgl. Physiol. 1831, S. 211 ff.), daß in kälteren Klimaten die Größe, die Schnelligkeit des Wachsthums und der geschlechtlichen Entwickelung, die Fruchtbarkeit der Thiere abzunehmen pflegt, während der Haar- und Federwuchs bedeutender wird (Winterpelz), sich starke Fettablagerungen bei ihnen bilden und die Färbung sich bei vielen allmählich verliert bis zum Weißwerden, wogegen unter den Tropen sich die gegentheiligen Veränderungen zeigen. Insbesondere bieten die meisten Hausthiere, welche in sehr verschiedenen Klimaten ausdauern, die unzweideutigsten Beispiele dieser Einflüsse dar. Wer kann ihnen gegenüber, ja wer kann überhaupt, auch abgesehen von Nahrung und Lebensweise, eine Gleichförmigkeit der äußeren Erscheinung beim Menschen erwarten, der unter 75° der Breite wie unter dem Aequator ausdauert, der an der Meeresküste wie 10000′ über dem Meere lebensfähig und lebenskräftig ist?

Eine wie große Accomodation klimatische Verhältnisse der leiblichen Organisation des Menschen abnöthigen, das beweisen vor Allem die bekannten Acclimatisationskrankheiten und die besondern Krankheitsdispositionen die einem jeden Klima eigenthümlich sind, und wenn die Folgen hiervon sich auch nicht immer in einer sichtbaren Veränderung des äußeren Habitus fixiren, so knüpfen sich daran doch unleugbar wichtige Modificationen des inneren Lebensprozesses. Es kommt mehrfach vor daß die Fremden in einer Malariagegend ohne Ausnahme rasch dahinsterben, während sich die Eingeborenen in ihr wohlbefinden und sogar gut aussehen — wir werden die dahin gehörigen Thatsachen später anzuführen haben —, und es scheint dabei keinen Unterschied zu machen ob die Fremden Stammverwandte der Eingeborenen sind oder nicht. Man darf hiermit in Parallele stellen daß der eingeborene Peruaner in einer Höhe von 7—15000′ über dem Meere gedeiht und frei bleibt von den Lungenleiden, die z. B. in Quito den Weißen sehr häufig verderblich werden (Stevenson, II, 174). Sehen wir aber ab von extremen Fällen, von einem plötzlichen und durchgreifenden Wechsel aller wesentlichen äußeren Lebensbedingungen, so berechtigt

nichts zu der Behauptung daß der Menſch in ein ihm fremdes Klima verſetzt nur entweder ſtürbe oder bliebe wie er iſt. Erträgt er die Verſetzung in ein weſentlich verſchiedenes Klima, ſo wird ſein Organismus genöthigt bedeutendere Modificationen des Lebensprozeſſes zu ertragen, und man kann es nicht wahrſcheinlich finden daß dieſe Zumuthungen welche an ihm gemacht werden, unter keinen Umſtänden in äußerlich wahrnehmbarer Weiſe an ihm hervortreten ſollten, während dieß bei den Thieren ſo vielfach der Fall iſt. D'Orbigny (I, 96, 113) geht ſo weit zu behaupten daß in Peru in der erwähnten Meereshöhe ſich durch den Einfluß der Reſpiration der Stamm des Körpers allmählich verlängere, daß die ganze Bildung klein und maſſiv werde, während die Menſchen in feuchten Tiefländern ſchlanker aufwüchſen. Ohne dieſer Anſicht unbedingt beizuſtimmen, wird man doch zugeben müſſen, daß namentlich durch äußere Verhältniſſe die ſich der Grenze nähern, welche der Möglichkeit der Fortexiſtenz des Menſchen gezogen iſt, die phyſiologiſchen Proceſſe durch ganz ungewöhnliche ihnen abgenöthigte Anſtrengungen ſehr bedeutend alterirt werden und daß man ſich kaum würde wundern können, wenn im Laufe der Generationen eine entſprechende Veränderung der leiblichen Bildung in Folge davon aufträte. Unbeſtimmbar bleibt bis jetzt dabei freilich ob ſolche Veränderungen des leiblichen Typus gewöhnlich in ziemlich kurzer Zeit eintreten und alsdann nicht mehr weiter forlſchreiten, ſondern ſich abſchließen (die Anſicht Lyell's, Elements of geology 7th. ed. ch. 37), oder ob ſie wie die Ausartung wilder Pflanzen durch Cultur in viele Varietäten ſich oft erſt lange Zeit erwarten laſſen, dann aber raſch vorwärtsgeht und ſich vervielfältigt — möglich auch daß beides unter verſchiedenen Umſtänden ſtattfindet.

Freilich iſt es nur geiſtreich und nichts weiter, wenn Volney (I, 70) ſagt, die Negerphyſiognomie ſehe gerade ſo aus wie ein Geſicht auf das Sonnenlicht und Hitze heftig wirken, denn ſie zeige überhängende Augenbrauen und halbgeſchloſſene Augenlider, aufgetriebene Wangengegend und vorſtehendes Untergeſicht. Es kann uns daher nicht einfallen der Erklärung beizutreten die Stanhope Smith (p. 106) von den Eigenthümlichkeiten des Tataren dadurch zu geben verſucht daß er ſagt, ſtarke Kälte habe die Wirkung daß Augenlider und Augenbrauen zuſammengezogen, der Mund vollkommen geſchloſſen und dadurch die Wange hervorgetrieben werde, was die größere Kürze und Breite des Geſichts wie die größere Härte der Züge herbeiführe. Eher ſchon läßt

ſich beiſtimmen, wenn die kleinen Augen und geſchwollenen Augenlider der Turkmannen „offenbar eine Einwirkung der Wüſte auf den Organismus“ genannt werden (Ritter, Erdkunde, VIII, 235). Vorſichtig hat Blumenbach (212) einen verändernden Einfluß des Klima's auf die Geſichtszüge allerdings angenommen, nicht aber auf die Geſichtsknochen, ſondern behauptet daß dieſe erſt mittelbar durch die Thätigkeit der Geſichtsmuskeln modificirt würden, wie dieß neuerdings Engel (Das Knochengerüſt des menſchlichen Antlitzes. 1850, Unterſuch. über Schädelformen. 1851) näher begründet hat*, und wir möchten dem Tadel nicht beiſtimmen den Barthez (II, notes 132) in dieſer Rückſicht über Blumenbach ausgeſprochen hat.

Am wenigſten bezweifelt iſt wohl der Einfluß des Klima's auf die Statur und die ſchnellere oder langſamere Entwickelung des Körpers. Nicht allein haben viele Reiſende die Eskimos und die Bewohner des Feuerlandes verglichen und einander ähnlich gefunden, ſo entfernt ſie auch voneinander wohnen, ſondern man hat ſich auch häufig genug durch die Aehnlichkeit des Aeußeren ſogar verleiten laſſen eine beſondere Raçe der „Hyperboräer“ anzunehmen welche die ſämmtlichen Polarvölker der nördlichen Erdhälfte umfaſſen ſollte (Lacépède, Duméril, Virey, Bory). Man muß bei der theils nur ſehr entfernten theils auch ganz unerweislichen Verwandtſchaft mancher dieſer Völker daraus auf einen gewiſſen nivellirenden Einfluß des Klima's ſchließen, da ſie alle von kurzer gedrungener maſſiver Statur ſind. Daſſelbe gilt von den in bedeutender Höhe über dem Meere wohnenden Peruanern, die ſich überdieß ebenſo wie man dieß von den Bewohnern kalter Klimate ſchon oft bemerkt hat, durch verhältnißmäßig bedeutende Größe des Kopfes auszeichnen. So unterſcheiden ſich auch die Hindus der heißen Ebenen von denen der Bergaegenden hauptſächlich durch ſchmalere, weniger vortretende Stirn ohne daß ſich darum eine Verſchiedenheit der geiſtigen Begabung bei ihnen zeigte (Broc bei Lucas a. a. O. II, 465), wogegen Lauvergne (Les Forçats 316) wohl unrichtig behauptet, daß ſich bei Familien die aus bergigen in ebene Gegenden herabzögen der Kopf ſchon nach wenigen Generationen ſtärker entwickele und oben

* L. Fick, Die Urſachen der Knochenformen. 1857, hat dagegen zu beweiſen geſucht daß es einen ſolchen Einfluß der Muskelthätigkeit auf die Knochenformen nicht gebe, obwohl das Wachsthum der Knochen von der Form der ſie umgebenden Weichtheile weſentlich mitbedingt werde.

platter werde, was überhaupt mit dem Fortſchritte der Civiliſation zu geſchehen pflege.

Wenn Zimmermann (Geogr. Geſch. des Menſchen und der vierfüß. Thiere. 1778) aus der hohen Statur der Patagonen und der alten Deutſchen, deren Vaterland früher kälter war als jetzt, im Vergleich mit den Lappen folgern zu dürfen glaubte daß die bedeutendſte Körpergröße dem kältern Theile der gemäßigten Zone angehöre, die geringſte der kalten, während Blumenbach (93) den Wuchs nach den Tropen hin zunehmen läßt, ſo dürfte es hinreichen gegen beides nur an die kleinen unmittelbar neben den Patagonen wohnenden Feuerländer, an die neben den Finnen und Schweden wohnenden Lappen, an die 4′ hohen Buſchmänner und ähnliche Beiſpiele zu erinnern, um bemerklich zu machen daß ſich in dieſer Rückſicht wohl kaum mehr behaupten läßt als daß die kräftigſte Entwickelung des Menſchen wie der Hausthiere in der gemäßigten Zone ſtattzufinden ſcheint. J. Geoffroy St.-Hilaire, der die angeführte Anſicht Zimmermann's theilt, (Ann. des sc. nat. 1832, Froriep's Notizen. 1833. No. 818, S. 54, u. 775, S. 69 f.) hat es eine bekannte Thatſache genannt, daß die Völker welche die kleinſte Statur beſitzen, faſt alle den nördlichſten Theil der nördlichen Hemiſphäre bewohnen. Indeſſen geht ſowohl aus ſeinen eigenen Tabellen, denen man freilich kein unbedingtes Zutrauen ſchenken kann, als aus den zahlreichen Ausnahmen die er zum Theil ſelbſt anführt, deutlich genug hervor, wie es um dieſe Thatſache ſteht. Da (wie er ſelbſt bemerkt) neben Völkern von ſehr hoher Statur öfters ſolche von auffallend geringer Größe wohnen, muß zugegeben werden, daß die Abſtammung von entſcheidenderem Einfluſſe hierauf iſt als das Klima, obgleich man das letztere darum noch nicht für unwirkſam halten mag. Die Thiere, über deren Größenverhältniß in Beziehung zum Klima Geoffroy ebenfalls eine Reihe von Lehrſätzen aufſtellt (a. a. O. u. Froriep's Notizen 1832, No. 702), verhalten ſich in dieſer Rückſicht verſchieden: einige Arten werden in wärmeren Klimaten kleiner, andere in kälteren, je nach ihrem Verbreitungsbezirk (Swainson, p. 275).

Als eine hinreichend bekannte und conſtatirte Wirkung des Klima's, für welche wir ſpäter noch viele beſtätigende Thatſachen anzuführen haben werden, iſt ferner die Beſchleunigung oder Verzögerung der geſchlechtlichen Entwickelung zu nennen. Sie wird freilich ebenſo wie die Körpergröße durch Nahrung und Lebensweiſe weſentlich mitbedingt,

woraus sich dann manche scheinbaren Abweichungen von der Regel erklären, daß sie in kälteren Klimaten später, in wärmeren früher eintritt. Sie erstreckt sich auf das geistige Leben ebensosehr als auf das physische: bei den Arabern z. B. zeigen schon Knaben die ruhige Haltung und das gesetzte Betragen von Männern (Hoskins, p. 179), schon die kleinen Kinder sind viel verständiger und weiter fortgeschritten als die von demselben Alter bei uns, wohl schwerlich bloß deshalb weil sie, wie Brehm angiebt (I, 56), von den Müttern so ganz sich selbst überlassen bleiben daß ihnen von den Fliegen Augen, Lippen und Nase oft fürchterlich zerfressen werden, und sie in solcher Hülflosigkeit ihre Körper- und Geisteskräfte früher gebrauchen lernen. Daß diese Präcocität wenigstens keine feste Eigenthümlichkeit der Raçe ist, geht z. B. daraus hervor daß dieselbe geistige Frühreife sich ebenso an den weißen Creolen in Westindien und an den Brasilianern zeigt (Rendu, p. 13); daß die Kinder der Eingeborenen von Nukuhiva, kaum ein Jahr alt, ganz allein im Wasser schwimmen (Wise 138); daß auch die Kinder der Indianer in Guiana ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten viel früher gebrauchen lernen, als Kinder bei uns (Schomburgk in den Monatsber. der Gesellsch. f. Erdk. N. F. 1845 2, 162. In denselben Breiten und Klimaten fällt indessen gleichwohl die Pubertätszeit bei Negern und Mongolen früher als bei Europäern (Lacépède, p. 109 f.) — theils wohl eine Folge der Lebensweise, theils eine Folge des Umstandes daß die angestammte Eigenthümlichkeit sich nur langsam und im Laufe mehrerer Generationen ändern kann. Ein bekanntes Beispiel der Zähigkeit der Raçeneigenthümlichkeit dem Klima gegenüber ist die Frühreife und das frühe Altern der jüdischen Weiber in Mitteleuropa.

Was die Fruchtbarkeit betrifft, so pflegt man einen ähnlichen Einfluß des Klima's auch auf sie anzunehmen. Daß sie ungewöhnlich groß bei den Negern in ihrem Vaterlande sein müsse, scheint schon aus den ungeheuern Verlusten hervorzugehen die Africa, ohne daß eine Abnahme der Bevölkerung bemerkbar gewesen wäre, so lange Zeit durch den Sklavenhandel erlitten hat. Im Gegensatze zu ihnen hat man das Aussterben der eingeborenen Americaner und anderer Völker häufig zum Theil von der Unfruchtbarkeit der Raçe hergeleitet, eine Frage die wir später zu prüfen haben werden. Hier bemerken wir nur daß in neuerer Zeit namentlich Quetelet (S. 67) es in Zweifel gezogen hat ob unter übrigens ganz gleichen Umständen der Norden oder der Süden

der Fruchtbarkeit günstiger sei. Er ist der Ansicht, daß, obgleich die südlichen Länder von Europa fruchtbarer sind als die nördlichen, doch andere Einflüsse hierbei überall den des Klima's überwiegen. Die größte bekannte Fruchtbarkeit, die zugleich mit großer Demoralisation verbunden ist, ist die von Guanaxuato in Mexico aus dem J. 1825, sie zeigt das Verhältniß = 1 : 16,08. Zu St. Jago auf Haiti war eine Frau, die 7 Kinder in 3 Jahren, 13 Kinder in 6 Geburten, zweimal Drillinge und dreimal Zwillinge hatte; und eine andere, welche 200 Descendenten um sich sah, eine Negerin. 100 Enkel sind keine Seltenheit (Macauley 167; 171; 176).

Zwar wenig bestreitbar, aber gleichwohl in vieler Beziehung dunkel ist die Einwirkung des Klima's auf die Hautfarbe. Daß diese sich nicht nach der geographischen Breite und der mittleren Jahrestemperatur allein richtet ist oft bemerkt und an der Bevölkerung America's namentlich von A. v. Humboldt nachgewiesen worden; die dunkelsten Völker dieses Erdtheiles leben nämlich keineswegs gerade unter dem Aequator. Schon Columbus wunderte sich über diese Erscheinung (Herrera 1, 3, 12). Dasselbe gilt in gleicher Weise von den Polynesiern, in Rücksicht deren Beechey die Bemerkung gemacht hat, daß die schwärzeren auf den vulkanischen, die helleren auf den Koralleninseln sich finden. Die Bewohner der Marquesas-, Schiffer-, Gesellschafts-, Freundschaftsinseln bilden eine Reihe die von helleren zu dunkleren Nüançen der Farbe fortgeht, noch etwas dunkler sind die Neu-Zealänder und Sandwichinsulaner (Hale, p. 9) und die Bewohner der Osterinsel (Forster, S. 211). In gleicher Breite aber mit den Polynesiern und zum Theil in nur geringer Entfernung von ihnen lebt bekanntlich eine große Zahl von schmutzig schwarzbraunen Völkern, unter denen wieder z. B. die Van-Diemens-Länder dunkler sind als die dem Aequator näheren Neu-Holländer (Péron). Die Einwohner der Ost- und Westküste von Süd-Africa sind sehr dunkel; 300 engl. Meilen landeinwärts folgen auf beiden Seiten zwei lichte Streifen, die Mitte ist wieder ganz schwarz (Livingstone 1, 379). Auch an die dunkle Hautfarbe der Aino muß erinnert werden.

Diese und ähnliche Thatsachen legen die Vermuthung nahe, daß die Hautfarbe nicht sowohl durch klimatische Verhältnisse als vielmehr durch die Abstammung bestimmt werde, und mit der Hautfarbe gilt dieß zugleich auch von der Farbe und Beschaffenheit des Haares und,

obwohl weniger constant, der Iris, denn es ist unter ihnen ein Parallelismus insofern unverkennbar, als sich fast überall mit dunkleren Schattirungen der Haut nicht allein Schwärze der Iris und des Haares, sondern auch ein verhältnißmäßiges Krauswerden des letzteren zusammenfindet — ein Verhältniß das schon Blumenbach (164 ff.) ausführlich besprochen hat. Nur die weiße Race hat Völker von rosigem Teint, heller Iris und blondem Haar, und hierin allein schon scheint ein Beweis für die stärkere Einwirkung der Stammeseigenthümlichkeit als des Klima's in dieser Rücksicht zu liegen*. Eines der interessantesten Beispiele bieten dafür die Berbern in Nordafrica dar: blaue Augen, weißer Teint und rother Bart sind bei manchen Kabylen sehr allgemein (Prévost in Nouv. Ann. des voy. 1848, I, 126), hoher Wuchs, weiße Haut und blondes Haar finden sich besonders bei den Chaouias im Auras (Guyon, ib. 1848, II, 390, vgl. auch M. Wagner, Reisen in Algier. 1841, II, 56). Diese Charaktere, um derentwillen man sie schon oft als Nachkommen der Vandalen bezeichnet hat, besitzen sie namentlich in hochgelegenen Gegenden, wodurch freilich wieder zweifelhaft wird, was in diesem Falle Folge des Klima's und was dagegen Folge der größeren Reinheit des Blutes sei. Mehrere Beispiele welche dafür sprechen daß die Hautfarbe stärker durch die Abstammung als durch das Klima bestimmt wird, finden sich zusammengestellt von Humboldt (Neu-Spanien, I, 117, ff.). Es gehören dahin z. B. die Mexicaner welche weit dunkler als die Eingeborenen der heißesten Länder von Süd-America, dabei aber im Norden und in kalten Gebirgsgegenden ebenso braun als im Süden sind und in heißen Thälern die gewöhnlich bekleideten Körpertheile oft dunkler als die unbekleideten, die Handfläche und Fußsohle stets bedeutend heller gefärbt haben (Mühlenpfordt 103); es gehören dahin die Peruaner, deren Farbe nach Humboldt (Reise 2, 55) in den heißen Tiefebenen dieselbe bleibt, wie in den Cordilleren; ferner die anderwärts (Humboldt und Bonpland, Reise, IV, 495) von ihm erwähnten Guaicas an den Quellen des Orinoco, die bedeutend heller sind als die sie umgebenden Indianervölker, obwohl sie ganz

* Dahin spricht sich auch der Vf. des interessanten Aufsatzes über das menschliche Haar im Morgenblatt 1855, No. 14 aus: Die Haarfarbe der Iren und Celten müßte sich sonst schon längst entweder in Folge von Mischung mit der der benachbarten blonden Stämme ausgeglichen haben oder die dunkelhaarigen Celten müßten heller geworden sein, da sie in dem Landstriche von Europa wohnen, der die blondesten Menschen auf der ganzen Erde enthält, nämlich nördlich von 48° d. Br.

unter denſelben äußeren Bedingungen zu leben ſcheinen wie dieſe Andere Beiſpiele dieſer Art ebendaſelbſt 491: ſehr ſchwach ſtützt freilich Desmoulins (p. 21, 162, 168) ſeine Behauptung daß die reinen Raçen überall ganz ihre Eigenthümlichkeit behielten, hauptſächlich auf die Rohillas, eine Colonie der Afghanen im Norden des Ganges, die noch jetzt dieſelben phyſiſchen Charaktere beſäßen wie die Isländer, weißen Teint, blaue Augen, blondes Haar, europäiſche Phyſiognomie. Seine Autorität dafür iſt Riquet, welcher hinzuſetzt, ſie ſollten bei hellem Tage ſchlecht ſehen, ſo daß der Verdacht entſteht, es ſei hier nur von Albinos die Rede geweſen. Uebrigens bieten die Afghanen alle Nüançen der Farbe dar: im weſtlichen Tafellande ſind ſie von europäiſch hellem Teint, im Oſten am Indus dunkel und ſelbſt ſchwärzlich (Prichard, IV, 91). In manchen Fällen iſt die Hautfarbe weder aus der Abſtammung noch aus dem Klima zu erklären: ſie muß von noch anderen mitwirkenden Faktoren beſtimmt werden. Die portugieſiſchen Creolen (d. i. Miſchlinge) auf Java, welche ſich ſeit Jahrhunderten auf der Inſel fortpflanzen, ſind viel ſchwärzer als die Javanen ſelbſt (Pfyffer zu Neueck 67).

Uncultivirte Völker beſonders halten, wenigſtens unter den gewöhnlichen Verhältniſſen, wie ihren Typus überhaupt, ſo auch die Eigenthümlichkeiten der Hautfarbe und des Haares meiſt unveränderlich feſt. Dieß zeigen namentlich die Fulahs, die als ein ſtammfremdes Volk mitten unter Negern lebend, ihre Eigenthümlichkeiten gleichwohl bewahrt haben. So vermochte ferner Burckhardt (Reiſen in Nubien, 1820, S. 194) die Nachkommen der bosniſchen Soldaten, welche von Sultan Selim 1420 abgeſchickt ſich in Nubien feſtſetzten, noch zu erkennen an ihrer hellbraunen Farbe und an ihren Geſichtszügen, die nordiſchen Urſprung verriethen. Auch Rafalowitſch (Erman's Archiv f. wiſſ. Kunde v. Rußl. XIII, 114) will ſie an ihrer hellen Haut in Derr in Nieder-Nubien noch erkannt haben. Wenn aber Duprat (Essay sur les races de l'Afrique sept. 1845) behauptet daß Berber, Araber, Türken und Juden in Nordafrica ihre Unterſchiede vollkommen bewahrt hätten, trotz der Gleichheit der Verhältniſſe unter denen ſie lebten, ſo iſt zu erinnern daß weder die Sache ſelbſt in dieſer Allgemeinheit richtig iſt, noch auch eine Gleichheit der Verhältniſſe wirklich ſtattfindet, endlich daß Duprat ſich ſelbſt widerlegt indem er die Mauren, welche faſt nur Städtebewohner ſind, für un-

gemischte Araber erklärt. Daß sich aber auf Ile Maurice (wie d'Unienville I, 276 ff. angiebt) die Creolen- und Mozambique-Neger, Malgaschen, Malaien, Telingas, Malabaren und Bengalen leicht voneinander unterscheiden lassen und alle ihre besonderen Eigenthümlichkeiten behalten, spricht nicht gegen den Einfluß des Klima's, da dieses kaum wesentlich von dem ihres Vaterlandes verschieden und bei der steten Erneuerung aller Sklavenbevölkerungen überhaupt schwerlich lange genug auf sie gewirkt hat um eine Veränderung in dieser Rücksicht erwarten zu lassen, während auf der andern Seite jene einzelnen Stämme auch als Sklaven durch Sprache, Sitten und Lebensweise sich scharf voneinander gesondert halten.

Allerdings weisen manche Fälle mit Bestimmtheit darauf hin, daß Eigenthümlichkeiten der körperlichen Bildung welche viele Generationen hindurch bestanden haben, nur schwer und langsam sich ändern, aber sie reichen nicht hin um den durch viele Gegenbeispiele zu erhärtenden Satz zu entkräften, daß bei gemeinsamer Abstammung mehrerer Völker und bei ursprünglich gleichen Eigenthümlichkeiten doch eine Veränderlichkeit der physischen Charaktere durch die Einwirkung klimatischer Verhältnisse namentlich in Verbindung mit veränderter Nahrung und Lebensweise in ausgedehntem Maaße besteht. Findet zwar keine regelmäßige Zunahme in der Dunkelheit der Hautfarbe gegen den Aequator hin statt, so läßt sich doch nachweisen daß sie ebenso wie manche andern physischen Eigenthümlichkeiten zum Theil von localen Verhältnissen abhängt welche außer der geographischen Breite eines jeden Ortes dessen Klima mitbedingen. Die hierher gehörigen Thatsachen sind aber zum Theil nicht frei von Widersprüchen und deshalb so schwer zu deuten, daß sich erst bei noch größerer Ausdehnung der Beobachtungen einige sichere Regeln über die Wirkung des Klima's werden aufstellen lassen.

Bergbewohner sind meist heller und kräftiger als die ihnen stammverwandten Bewohner von Tiefländern. Die Hindus sind in den kälteren Gebirgsgegenden, namentlich im Himalaya, sehr weiß, haben oft blaue Augen, Bart und Kopfhaar sind dabei bisweilen kraus, braun oder roth. Die Siah-Posch oder Kaffern von Hindukuh, welche eine dem Sankrit nahe verwandte Sprache reden, sind europäisch weiß, die Bewohner von Kaschmir brünett (Elphinstone, Alex. Burnes, Prichard IV, 91, 209 ff.). Die Hindustani sind groß, rüstig, kriege-

risch, hellfarbig, die Bengalen in ihrem feuchten und immer milden Klima klein, schwächlich, furchtsam und schwarz* (Lassen Ind. Alterthumsk. I, 404 u. Anh. LXXVIII). Einen besondern auffallenden Contrast bilden die schönen kräftigen Tudas im Nilaghiri in hohen gesunden Gegenden zu den benachbarten elenden Curumbars in den ungesunden Niederungen. Steigt der Abessinier, dessen gewöhnlich olivenbraune Haut in der Regenzeit heller wird und sich dem rosenfarbigen Teint des Europäers nähert, aus dem Hochlande in die Thäler herab, so wird er braunschwarz. Analoge Veränderungen zeigen sich auch am Fell, dem Haar und der Wolle der Thiere (Lefèbre III, 299). Ferner sind die Bewohner von Enarea in den Tief- und Sumpfländern völlig schwarz und haben die Gesichtszüge und das wollige Haar der Neger, während die der Bergländer von Enarea und Kaffa noch nicht so dunkel als die Neapolitaner sind (Bruce II, 309); und wenn letzteres (nach Combes et Tamisier IV, 285) auch zu viel gesagt ist, so steht doch der bedeutende Unterschied außer Zweifel. Die Batoka am Zambesi sind sehr dunkel und negerähnlich, die im Hochlande haben die Farbe von Milchkaffee (Livingstone 2, 191). In Uebereinstimmung hiermit steht der bemerkenswerthe und schon oft hervorgehobene Umstand, daß der eigentliche und stark pronocirte Negertypus sich fast immer nur in den heißen Tiefländern findet, wogegen die Bewohner höher gelegener Gegenden meist von ihm abweichen und sich sowohl leiblich als geistig denen der Niederungen überlegen zeigen. Hombron (a. a. O. S. 282) sucht zu zeigen daß die Polynesier überall in ungesunden Gegenden häßlicher und den Malaien ähnlicher werden. Winterbottom (S. 240 f.), der angiebt daß magere Leute von dunklerer Farbe beim Fettwerden zugleich auch heller würden, fand die Bewohner der ungesunden Küstengegend von Sierra-Leone dunkler als die tiefer im Lande lebenden. So hören wir auch von den Arawaken in Guiana, daß während manche fast so hell sind wie die Spanier und Italiener, namentlich die in der Nähe des Meeres in den ungesunden Niederungen wohnenden sehr dunkelbraun, bisweilen selbst so dunkel wie die helleren Neger sind (Journal of the Royal geogr.

* Wer freilich die Hautfarbe für durchaus constant erklärt, muß sie bei den Hindus aus Mischung mit den dunklen Urbewohnern Indiens ableiten. So z. B. Hombron (Zoologie zu D. d'Urville, Voy. au Pole Sud. I. 164), Omalius d'Halloy u. A.: das Kastenwesen kann dieser Deutung zu Hülfe kommen.

Soc. II, 229 nach Hilhouse). Auf ähnliche Verhältniſſe würde die ſonderbare Nachricht zu deuten ſein, welche Viedma bei de Angelis III § 9 von den Chiriquane's giebt, daß die in den alten Miſſionen (Piray) lebenden dunkelbraun (color moreno), die heidniſch gebliebenen aber (§ 50) faſt ſpaniſch weiß ſeien, beſonders Weiber und Kinder.

Auf ſolche und andere Beiſpiele dieſer Art hat man die Anſicht gegründet daß heiße und feuchte Länder das Dunkeln der Hautfarbe vorzüglich begünſtigen (Jarrold 188 ff., Heuſinger 87). Vielfach hat man dabei auch auf die häufigen Gallenkrankheiten hingewieſen, die ſich bei Ueberſiedelung aus hohen trockenen in tiefe ſumpfige Gegenden einſtellen. Fernere Beſtätigungen ergeben ſich wenn wir die Veränderungen der Farbe in's Auge faſſen welche die Europäer in andern Erdtheilen und namentlich unter den Tropen erleiden. Schon der kurz verweilende Reiſende verliert ſeine Farbe. „Da ich nach Ghadames kam (ſagt Richardson I, 265) hatte ich roſige Farbe, jetzt bin ich geworden wie dieſe gelben Menſchen.“ Die bedeckten Hautſtellen behalten übrigens ihre urſprüngliche weiße Farbe, wie man an den franzöſiſchen Soldaten in Algier conſtatirt hat, wogegen von den Indianern Nord-America's verſichert wird daß die bedeckten Körpertheile nicht heller ſeien als die nackt getragenen (Say bei James I, 285). Daſſelbe iſt bei den Eingeborenen von Mexico und Peru der Fall (Humboldt und Bonpland, Reiſe II, 250). Indeſſen darf man dieß ſchwerlich als Eigenthümlichkeit der Raçe betrachten, denn auch für den Europäer der auf Java wie in Weſtindien und Africa ſchnell ſeine rothen Wangen verliert, bleibt es nicht bei dieſem Verluſte allein, wenn er ſich dauernd dem tropiſchen Klima ausſetzt. Wer längere Zeit in Guinea lebt und ſich der Sonne viel ausſetzt, wird faſt kupferfarbig (Monrad S. 371), und wenn berichtet wird daß die portugieſiſchen Koloniſten, die nach Durand (I, 169) in Cachaux in Weſt-Africa faſt alle ſehr ſchwarze Mulatten geworden ſind, auf den Kap Verdiſchen Inſeln, auf der Guineaküſte, in Quilimane (Owen I, 290), in Batavia, Ternate, Bombay (Forrest, Voy. to New Guinea. 1779, p. 36), in Larentuka auf Flores und in Dilli auf Timor (Olivier II, 266) nach einer Reihe von Generationen faſt ſchwarz oder ganz ſchwarz geworden ſind, ſo wird man die Urſache hiervon gewiß nicht in der Vermiſchung mit den Eingeborenen allein ſuchen dürfen. Nach Raffenel (n. v. I, 53) giebt es viele Beiſpiele von

unzweifelhaft reinen Arabern, die schwärzer geworden sind, als die dunkelen unter den Negern; und Individuen der kaukasischen Raçe erhalten unter der tropischen Sonne allmählich ganz die Negerfarbe (eb. I, 272). Selbst Pruner (83), der mit der Annahme verändernder Einflüsse des Klima's auf die menschliche Organisation nichts weniger als freigebig ist und namentlich die Raçenunterschiede im Bau des Skeletts für völlig unveränderlich hält, theilt aus eigener Beobachtung mit, daß der in Aegypten sich acclimatisirende Europäer nach kurzer Zeit schmutzig bräunliche Hautfarbe erhält, in Abessinien eine eigenthümliche Bronzefärbung annimmt, fahl an der Küste von Arabien, kachektisch weiß in Syrien, hellbraun in den Wüsten Arabiens und lebhaft roth auf den syrischen Gebirgen wird, während dabei das Haar nicht bloß seine Farbe zum Dunkleren verändere, sondern auch eine weichere Textur erhalte, sich verdünne und zum Krauswerden sich neige. Eine interessante Skale aller Nüançen bis zum Negerschwarz durchlaufen namentlich die Juden. Haben sie westlich von Tomsk in der Barabinsky-Steppe helle Haut und lichtfarbiges Haar (Simpson II, 410), was in England und Deutschland schon seltner ist, so zeigen sie abgestuft dunklere Farbe in Spanien, Portugal, Syrien, Ostindien und Congo (Näheres bei Prichard IV, 597), und mag es auch sein daß die von Johann II. 1492 aus Portugal verbannten Juden sich in St. Thomas mit Negern gemischt haben (wie Sprengel 32 nach Oldendorp S. 287 angiebt), so ist die Mischung im vorliegenden Falle sicherlich noch weniger für die einzige Ursache ihrer veränderten Farbe zu halten als in den vorhin erwähnten.

Scheint demnach bei demselben Volke, wenn es in verschiedenen Breiten wohnt, nicht selten die Dunkelheit der Farbe gegen den Aequator hin ziemlich regelmäßig zuzunehmen — wie z. B. die Chinesen von Peking bis nach Canton alle Schattirungen von heller bis zu dunkler Kupferfarbe, die Araber von der Wüste bis nach Jemen herab alle von olivenfarbig bis schwarz zeigen, die Australier um Moreton Bay kohlschwarz, 10° südlicher aber überall mehr kupferfarbig sind (Dunmore Lang 380)—, so dürfen wir doch die wichtigen Ausnahmen nicht übersehen die der auch von Livingstone I, 99 gebilligte Satz erleidet, daß mit der Wärme und Feuchtigkeit die Schwärze der Haut zunimmt. Eine mehr nur scheinbare Ausnahme bietet die weiße

Raçe in Süd-America dar: daß die Europäer nahe am Aequator in dem heißen und feuchten Guayaquil sehr schönen weißen Teint, selbst einen helleren als die Spanier in ihrer Heimath und rothe Wangen besitzen, daß blaue Augen und lichtes Haar bei den Frauen dort gewöhnlich sind (Stevenson II, 108, Basil Hall II, 109) wird sich wohl aus dem Seeklima und aus vorsichtiger Schonung erklären lassen. An den ungesunden Plätzen jener Gegenden, wie Panama, Portobello, Carthagena, zeigen daher die spanischen Creolen nicht das blonde Haar und die frischen Farben die in Guyaquil so häufig sind (Ulloa I, 145). Dahin gehört ferner daß die Spanier auch in Chili weißer und von frischerer Farbe sind als in ihrem Vaterlande, die Portugiesen in Brasilien aber bleifarbig oder gelblich (Frezier S. 88). Auffallender dagegen ist es, daß während es in Carthagena allerdings noch blonde und rothhaarige Frauen giebt, sich in dem viel kälteren Santa Fé nur brünette mit dunklem Haar finden (Mollien II, 132). Dasselbe Verhältniß der Farbe wird an den Indianern von Peru mit Nachdruck von Tschudi (II' 359) hervorgehoben, wogegen Zarate (I, 41) angiebt, daß auch in Peru die Bergbewohner von hellerer Farbe seien als die der Ebenen; je kälter das Klima, sagt jener, desto dunkler ist ihre Hautfarbe: in der Puna dunkel rothbraun, in der Sierra bedeutend lichter, fast rostroth, aber dunkler als an der Küste, in den Wäldern fast waizengelb. Siedeln sich die Bewohner der Puna in den Wäldern an, so werden sie nur sehr wenig heller, die der Wälder werden dagegen in der Puna nach wenigen Jahren dunkelbraun. Durch dieses Beispiel der eingeborenen Peruaner bestimmt, die stark gebräunt in den Anden sind, obgleich sie dort nur zwei Regenmonate im Jahre haben, hat d'Orbigny (I, 77) ein heißes und zugleich feuchtes Klima, wenigstens wenn das Land dabei hinreichenden Schatten gewähre, dem Weißwerden der Haut vielmehr für günstig erklärt, indem er zum Belege dafür die hellen Yuracares (Antisana) anführt im Gegensatze zu den Quichuas und Aymaras. So sah auch Dobrizhoffer (II, 18) in den Wäldern von Paraguay oft Indianer von europäisch weißer Hautfarbe, wogegen die fast ganz auf dem Wasser lebenden, dem Wetter stark ausgesetzten Payaguas von verhältnißmäßig dunkler Farbe sind, dunkler wenigstens als die Guaranis (Demersay im Bulletin soc. géogr. 1854. I, 17). Ganz dieselbe Bemerkung hat schon

Gumilla gemacht (I ch. V, 2), Humboldt und Bonpland (Reise IV, 495) haben sie bestätigt, und wenn man noch hinzunimmt daß v. Eschwege (I, 85) angiebt, die niederen Klassen in Portugal und Spanien, besonders die dem Wetter viel ausgesetzten Fischer, besäßen ganz dieselbe Farbe wie die Indianer von Minas Geraes, die bei letzteren nur durch Unreinlichkeit noch verstärkt werde, so wird man sich nicht wundern, wenn z. B. A. de St. Hilaire (I, 426) die Farbe der brasilianischen Indianer für eine bloße Folge des Klima's und der Unreinlichkeit erklärt. Hombron (a. a. O. I, 166) weist indessen darauf hin, daß die Bergbewohner von Neu-Guinea und den Philippinen, obgleich in feuchten dichten Wäldern lebend, nicht weniger schwarz sind als die Neuholländer, aber er bemerkt auch (S. 334) daß die schwärzesten Neger in den Colonien nach einigen Jahren in warmem und sehr feuchtem Klima etwas von ihrer Schwärze verlieren. Daß nicht gerade Hitze und Feuchtigkeit allein eine gelblich braune Hautfarbe bedingen, zeigen namentlich mehrere der Polarvölker und die Mehrzahl der nordamericanischen Indianer, unter denen wieder die Eingeborenen eines großen Theiles der Nordwestküste eine merkwürdige Ausnahme machen durch ihre europäisch weiße Farbe.

Da in vielen Fällen, in denen sich so auffallende und unerwartete Verschiedenheiten der Hautfarbe finden, wesentliche Unterschiede weder in den Nahrungsverhältnissen noch in der Abstammung vorliegen, scheint nur übrig zu bleiben, daß man den scheinbaren Widerspruch der Thatsachen aus der Lebensweise der einzelnen Völker und insbesondere aus dem größeren oder geringeren Schutze erkläre den sie sich gegen die Einwirkungen des Klima's zu verschaffen wissen. Dieß ist namentlich da von großer Bedeutung, wo ein hoher Wärmegrad in Verbindung tritt mit starken und häufigen Wechseln der Temperatur oder der Trockenheit und Nässe. Schutzlosigkeit gegen klimatische Einflüsse in diesem letzten Falle scheint das Dunkeln der Haut am stärksten zu begünstigen. Kranke, welche Zimmer und Bett lange hüten. werden weißer; vom Frühling an, wo man sich mehr exponirt, wird die Haut dunkler, als sie im Winter war. Allgemein bekannte zahlreiche Beispiele in europäischen und außereuropäischen Ländern lehren daß die allen Witterungswechseln ausgesetzten Fischer und Schiffer von dunklerer Farbe sind als die übrige Bevölkerung. Wenn dagegen

Belcher (II, 94) auf den canarischen Inseln und unter den Malaienvölkern an den Bajows das Gegentheil beobachtet zu haben glaubt, und bemerkt daß die Sandwichsinsulaner und Tahitier vor dem Verbote des Fischens (?) und Badens durch die Missionäre von hellerer Farbe gewesen seien, so steht er mit dieser wahrscheinlich irrthümlichen Behauptung ebenso isolirt als d'Orbigny und Troyer (Bullet. de la soc. ethnol. 1846, 22. Mai) mit dem, wie es scheint, von keinem Reisenden bestätigten Satze, daß bei Völkern von brauner und schwarzbrauner Haut das dem Wetter stets ausgesetzte Gesicht oft hellfarbiger sei als die geschützten Theile und daß auf den Sandwichinseln gerade die Vornehmeren einen dunkleren Teint zeigten. Allerdings giebt es Völker, bei denen die Hautfarbe der Männer und der Weiber verschieden ist, ohne daß sich eine Stammverschiedenheit beider oder ein ungleiches Maß des Schutzes gegen Witterungseinflüsse bei ihnen annehmen ließe: so bei den Eingeborenen am mittleren Pilcomayo, deren Weiber so weiß wie die Spanierinnen sein sollen (Erbaul. Geschichten derer Chiquitos, Wien 1729. S. 447), bei den Coroados und Puris, bei denen die Männer viel dunklere braune Farbe haben, während die der Weiber fast gelblich ist und ihre Wangen einen deutlich sichtbaren Anflug von Roth zeigen (Burmeister 246, 260). Wenn wir aber auch solche Fälle als bis jetzt unerklärlich hinnehmen müssen, so schmälern sie doch die sonstige Gültigkeit der Regel nicht, daß die Hautfarbe wie das gesammte Aussehen wesentlich mitbedingt sei durch die Lebensgewohnheiten überhaupt, durch Bequemlichkeit und Reichthum des Lebens oder Mühseligkeit und Mangel, insbesondere durch den damit verbundenen hinlänglichen oder unzureichenden Schutz gegen Hitze Kälte und Nässe. Wir finden dieß bei allen Raçen bestätigt.

Kommen bei den Hindus zwar in allen Kasten helle und dunkle Individuen in den verschiedensten Nüançen vor, so sind doch die niederen Kasten meist dunkler, die Brahmanen meist heller, so daß sie im Vergleich mit der übrigen Bevölkerung als weiß erscheinen, selbst in Mahratta Dekhan und Calcutta. Ein Wanderstamm der Radschputen, die Bengari, welche als Kornhändler das Land zu durchreisen pflegen (ausführlich über sie Ritter, Erdk. V, 687 ff.), sind viel dunkler und robuster geworden als ihre übrigen Stammverwandten (Lassen a. a. O. I, 404 ff. und Anh. LXXVIII). Die Frauen und Mädchen der

Haſſanieh-Araber in Oſt-Africa, ſehr ſorgſam in der Erhaltung ihres hellen Teints, ſind licht bronzegelb und von den dunkelbraunen Männern ſo verſchieden daß man geneigt iſt ihre Stammverwandtſchaft zu ihnen deshalb in Abrede zu ſtellen (Brehm I, 331). Manche Frauen in El Obeid (Kordofan) die ſich gegen die Sonne ſchützen, ſind nicht dunkler als gebräunte Europäerinnen (ebendaſ. 308). Ebenſo ſind innerhalb der gelbbraunen mongoliſchen Raçe z. B. in China und Japan die Arbeiter braun, vornehme Damen faſt weiß oder ganz weiß, und auf den Luchu-Inſeln wechſelt die Farbe von ſehr dunkel bis faſt weiß (Prichard IV, 519 ff.). Dahin ſcheint auch zu gehören, daß viele Weiber in Boni (Celebes) von ſehr weißer Farbe ſind (Olivier II, 175). Beſonders auffallende Verſchiedenheiten der Hautfarbe und des Haares finden ſich bei den finniſchen Völkern, ohne daß ſie ſich aus Miſchungen erklären laſſen: die ſchwarzhaarigen dunkelfarbigen Lappen und Wogulen ſtehen als nahe Stammverwandte neben den blonden hellen Finnen, den ſchwarzhaarigen aber hellen Magyaren und den rothhaarigen Oſtiaken. L. v. Buch bezeichnet mit Beſtimmtheit den Schutz gegen die klimatiſchen Einflüſſe durch gute Nahrung, warme Kleidung und Wohnung u. ſ. f. bei den Finnen, im Gegenſatz beſonders zu den kleinen, körperlich wenig entwickelten Lappen, als die Urſache dieſer Erſcheinung. Auch viele Völker der Südſee, hauptſächlich die der Geſellſchafts-, Sandwichinſeln und Neu-Zealands, bieten ſo bedeutende Unterſchiede der Complexion dar, daß man oft geneigt geweſen iſt eine Miſchung verſchiedener Raçen in großer Ausdehnung bei ihnen anzunehmen, doch entbehrt dieſe Vorausſetzung der Unterſtützung durch ſprachliche Gründe und iſt in neuerer Zeit ziemlich allgemein wieder aufgegeben worden. Jedenfalls bedarf ſie einer großen Beſchränkung und iſt in Polyneſien nur für den Tonga- und Samoa-Archipel als richtig nachweisbar (wie wir anderwärts zeigen werden), daher die bedeutenden Unterſchiede der Farbe und Körperbildung die ſich auf den meiſten dieſer Inſelgruppen unter den verſchiedenen Ständen finden, ausſchließlich als eine Wirkung der äußeren Verhältniſſe angeſehen werden müſſen.

Suchen wir das Reſultat das ſich aus den vorſtehenden Thatſachen ziehen läßt, kurz zuſammen zu faſſen, ſo ſcheint ſich zu ergeben, daß die Hautfarbe, obwohl der geographiſchen Breite und ſelbſt der mittleren Jahrestemperatur nicht immer proportional, doch weſent-

lich durch das Klima bestimmt wird; daß die Größe und Art des Einflusses den das Klima auf sie ausübt, vorzüglich mitbedingt wird durch die Lebensweise; daß nächst diesen beiden die Abstammung am einflußreichsten auf sie wirkt; daß vielleicht auch die Nahrungsverhältnisse sie mitbestimmen helfen, obwohl nur in untergeordneter Weise. Was nun weiter die Wirkung des Klima's betrifft, so begünstigen heiße und feuchte Länder bei mangelndem Schutze durch Wälder und bei einer Lebensweise die den Organismus den klimatischen Einflüssen vielfach preisgiebt, das Dunkeln der Haut am stärksten. Häufige und starke Wechsel der Temperatur, namentlich auch Wechsel von großer Trockenheit und Nässe bräunen die Haut in jedem Klima und bei jeder Raçe in ziemlich hohem Grade, wenn der Körper ihnen oft und ungeschützt ausgesetzt wird.

Demnach werden wir natürlich nicht etwa erwarten können daß der Europäer in America oder Africa, daß der Neger in America nach einigen Jahrhunderten oder überhaupt jemals den Typus der Eingeborenen annehmen werde, denn wo Nahrung und Lebensweise, wo die ganze Pflege des Leibes und Geistes durchaus verschieden sind und bleiben zwischen Einwanderern und Eingeborenen, da können sich die ersteren höchstens in sehr entfernter Weise den letzteren in ihrer körperlichen Bildung allmählich nähern, zumal wenn (wie dieß in überseeischen Kolonien immer der Fall ist) ein ununterbrochener Zufluß neuer Einwanderer zu den alten hinzukommt. Ueberhaupt aber wird die Verähnlichung nur so weit geschehen, als die Wirkung der klimatischen Verhältnisse für sich allein genommen dieß mit sich bringt. Hauptsächlich aus diesem Gesichtspunkte sind die nachfolgenden Bemerkungen von Interesse.

Sollen schon die im vorigen Jahrhundert nach Pennsylvanien und an den Mohawk ausgewanderten Deutschen, obgleich viele derselben von reinem Blute sind, in Gestalt Gesichtsbildung und Charakter sich von ihren Stammverwandten in der Heimath beträchtlich unterscheiden, so sind die Differenzen zwischen dem Yankee und dem Engländer doch noch viel bedeutender. „Bleiche, etwas dunklere Farbe, Glätte und Schlaffheit der Züge (softness of feature) fallen jedem Fremden auf. Deutlicher ist diese Wirkung des Klima's in den mittleren und südlichen als in den nördlichen Ländern, deutlicher im Flachlande nahe am Meere als in der Nähe der Apalachischen Gebirge, deutlicher bei der niederen arbeitenden Klasse als bei den Vornehmeren. Die Farbe der

Bewohner von Neu-Jersey unterhalb der Wasserfälle ist bedeutend dunkler als die der Pennsylvanier, weil ihr Land flacher liegt und viel mit stehenden Wassern bedeckt ist. Noch tiefer ist die Farbe südlich längs der Küste von Maryland und von Virginien. Die Einwohner der Niederungen von Carolina und Georgia, die ärmeren nämlich und arbeitenden, sind nur wenig heller als die Irokesen. Meist sind sie so dünn und mager, daß ihre Glieder unverhältnißmäßig lang erscheinen." „Die Haare sind stärker und straffer als beim Europäer und kräuseln sich nicht gut. Ihre Straffheit nimmt zu mit jeder Generation" (Stanhope Smith p. 68 ff. und Imlay 126. Vater 71). Charpenter (in Todds Cycl. of Anat. and Physiol. IV, p. 1330) sagt: Der ächte Yankee ist von dem Engländer an der Schärfe und Eckigkeit der Knochenbildung des Gesichts zu unterscheiden. Der Abstand der Aeste des Unterkiefers ist verhältnißmäßig größer und bewirkt die eigenthümliche Viereckigkeit des Untergesichts im Gegensatz zu der ovalen Form desselben bei dem Engländer, wodurch sich der Anglo-Americaner zugleich ein wenig dem eingeborenen Americaner nähert." Der Yankee ist im Vergleich mit dem Engländer mager, obwohl er nach längerem Aufenthalte in Europa beleibt zu werden pflegt. Es herrscht in dieser Rücksicht indessen ein Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden: namentlich der Virginier — nach Chevalier indeß nicht der Westvirginier — ist groß schlank und hager, der Neu-Engländer ist kürzer und plumper gebaut und hat meist rundes Gesicht, wobei namentlich dieß Beachtung verdient, daß die Abstammung beider gleich ist. Die Hagerkeit und Bläße der Nordamericaner belegt Kriegk mit Beweisen in Lüdde's Zeitschr. f. Erdk. 1, 484 f.; auch schnellere physische und geistige Entwickelung sowie frühes Alter ist dem Yankee charakteristisch. Daß die englischen Einwanderer in Nordamerica kräftiger und energischer zu arbeiten vermögen als ihre Nachkommen, ist schon öfters bemerkt und neuerdings von Johnston (Notes on North-America. 1851) bestätigt worden. Man darf hierbei daran erinnern, daß das Fleisch unserer Hausthiere dort allgemein weniger nahrhaft und schmackhaft und deren Bildung überhaupt schlechter sein soll (Franz, Anweisung zur Vervollk. der Viehzucht, S. 108 und Clemens in der deutschen Vierteljahrschrift 1849. II, 78). Noch mehr als seine Magerkeit gelten für den Americaner seine steifen struppigen Haare als charakteristisch — das lockige Haar

des Europäers wird in America schlicht* (Jarrold S. 169) — und sein auffallend langer Hals, daher er von den englischen Witzblättern (namentlich von Punch) immer mit einem Storchhalse und einer wahren Mähne abgebildet wird. Letzteres ist im Gegensatze zum seidenartigen Haare des Engländers eine offenbare Annäherung an den americanischen Indianer. Der lange Hals steht in Verbindung mit einem schwächer entwickelten Drüsensysteme, zu welchem sich die bekannte nervöse Reizbarkeit des Americaners gesellt. Man hat diese Eigenthümlichkeiten sehr richtig einerseits in Beziehung gebracht zu den austrocknenden Westwinden, die in den Vereinigten Staaten herrschen — trotz der fast doppelten Regenmenge, die hier im Vergleich mit den meisten europäischen Ländern fällt, wird dennoch Dürrung der Ernte nicht selten schädlich (Williamson 11 not.) — andrerseits zu der rastlosen Geschäftigkeit des Yankee, zu seiner großen Neigung zu Spirituosen, von denen überwältigt er sich wie ein Rasender geberdet, endlich zu der Strenge der Gesetzgebung in dieser Hinsicht, der frühen Erziehung zu einem hohen Grade von Selbstbeherrschung und der weiten Ausbreitung der Mäßigkeitsvereine (Dessor in A. Allg. Ztg. 1854 Nr. 23, Ausland 1853. S. 1100, Fechner's Centralbl. 1854. S. 114). Endlich wird dem Americaner noch eine weniger oder nur selten klangvolle Stimme zugeschrieben, und Künstler haben bemerkt daß er etwas kürzere Augenlider als der Europäer habe (Jarrold S. 135).

Während in Neu-Süd-Wales ähnlich wie in Nord-America die Kinder europäischer Eltern sich zu einem langen und hageren Wuchse neigen (Lesson p. 110 und Majoribanks p. 217), ist eine Tendenz zum Fettwerden bei den europäischen Kolonisten am Kap der guten Hoffnung zu bemerken (Barrow II, 121), wobei man sich an die großen Fettschwänze der dortigen Schaafe und an die Fettpolster auf den Hüften der eingeborenen Weiber erinnert. Auch die weißen Creolen in Westindien haben Anlage zum Fettwerden, sie sind groß und wohlgewachsen und dabei durch Gewandtheit und Gelenkigkeit der Glieder vor den Europäern ausgezeichnet. Ihr blasser gelblicher Teint und ihre Präcocität sind schon erwähnt worden. Ihre Augen sind tiefliegend, gewöhnlich von hellgrauer, schwarzer oder dunkelbrauner Farbe. Die

* Dagegen erzählt Camper (Diss. sur les diff. des traits du visage. Utrecht 1791, p. 80) daß das schlichte Haar der Leute aus Münster und der Provinz Drenthe sich nach einiger Zeit kräusele, wenn sie nach Amsterdam übergesiedelt seien, wohin viele Dienstboten von dort kämen.

Haut ist stets kühl anzufühlen (Bryan Edwards p. 175). Manche Schriftsteller (so auch Vater a. a. O.) schreiben ihnen auch vorstehende Backenknochen zu, doch wird dieß von andern entschieden in Abrede gestellt. Nott gesteht ihnen außer dem blasseren Teint keine Eigenthümlichkeiten zu durch die sie sich von andern weißen Menschen unterschieden. Beachtung verdient indessen in Rücksicht auf diese Behauptung daß die meisten Europäer, und namentlich Engländer, nur nach Westindien gehen um sich schnell zu bereichern und dann wieder zurückzukehren. Joseph Brown (in der Cyclop. of practical medicine. II, 419) hebt noch hervor daß dasselbe Elternpaar welches in Westindien Kinder von westindischer Farbe und Gesichtsbildung erzeuge, in der Heimath ganz europäisch geartete erhalte. Creolen, welche aus dem Norden Spaniens stammen, verlieren zu Lima in der zweiten Generation das Roth der Wangen, ebenso etwaiges rothes Haar und blaue Augen (Unanúe 106).

Die Veränderungen welche an den Negern in America vorgegangen sind, werden erst später zur Sprache kommen, da sie ihren Ursprung nicht sowohl dem Klima als vielmehr andern Nahrungsverhältnissen und Lebensgewohnheiten sowie dem Verkehr mit einer geistig höherstehenden Raçe verdanken. Hier bemerken wir nur daß wenn aus älterer Zeit auch ein paar Beispiele von Negern angeführt werden (schon Blumenbach 60 hat sie erwähnt) die in den Norden versetzt allmählich heller und endlich weiß geworden sein sollen, diese doch, selbst wenn man sie unbezweifelt hinnimmt, so isolirt stehen als die, wie es scheint, ebenfalls verbürgte Angabe de La Salle's (II, 281) daß das dunkelbraune (vielleicht gefärbte?) Haar einer französischen Dame in Ostindien brennend roth geworden sei. Von Botokuden freilich, unter denen es in ihrem Vaterlande fast ganz weiße Menschen mit röthlichen Wangen giebt, obgleich sie unter 20° s. B. wohnen, kann es kaum befremden, wenn sie in Europa im Winter völlig weiß werden, wie dieß Prinz Max (R. nach Brasil. II, 4, 66) bemerkte. Wird man an jenen Fällen zwar nicht darum Anstoß nehmen, weil das Weißwerden eines Negers längere Zeit erforderte als das Schwarzwerden eines Europäers (wie Blumenbach 112 und schon vor ihm Hunter p. 38 glaubte), so liegt doch der Gedanke an Hautkrankheiten die unbeachtet geblieben sind zu nahe um ihnen Beweiskraft zuzugestehen. Ebenso wird man an eine krankhafte Affection zu denken geneigt sein, wenn

Anderſſon (R. in Südweſt-Afr. 1858) von einem Neger erzählt deſſen glänzend ſchwarze Haut in einer ſehr kalten Nacht auf einmal blaß aſchgrau wurde. Wenn im Gegenſatze hierzu Prichard (IV, 600 nach Hodgson) von Tuariks ſpricht, die in einer Oaſe allein lebend allmählich an Haar und Geſichtszügen negerähnlicher geworden ſeien, ſo ſteht dem Glauben an dieſe Umwandlung entgegen, daß neuerdings durch Barth eine weit größere Ausbreitung der Neger über Nord-Africa in älterer Zeit wahrſcheinlich geworden iſt und daß Miſchungen von Negern und Tuariks im ſüdlichen Gebiete der letzteren vielfach vorkommen.

Den Einfluß des Klima's auf Temperament und Charakter der Völker hat man oft in eben ſo hohem Grade übertrieben als den auf ihre körperliche Bildung. So ſollte nach Falconer (Remarks on the influence of climate. 1781) ein heißes Klima die Senſibilität in hohem Maaße ſteigern, zu allgemeiner Leidenſchaftlichkeit, ſinnlichen Ausſchweifungen, Rachſucht, Leichtſinn und Unbeſtändigkeit, Furchtſamkeit und Faulheit disponiren, ein kaltes die entgegengeſetzten Charaktereigenſchaften erzeugen. Selbſt eine tiefe Einwirkung deſſelben auf die politiſche Verfaſſung, auf die Geſetze und die Religion ſucht er bis in's Einzelne nachzuweiſen. Allerdings haben Reiſende (z. B. Werne) mehrfach an ſich ſelbſt und an Andern bemerkt daß der zeitweiſe Aufenthalt in tropiſchem Klima „eine ungeheuere Reizbarkeit des Temperamentes" hervorbrachte die ſpäter in Europa wieder verſchwand, und es findet ſich Aehnliches bei bereits acclimatiſirten Einwanderern hier und da: „eine krankhafte Gereiztheit iſt der durchgehende Gemüthszuſtand hier zu Lande (in Port Natal), dieß iſt jedoch mehr der Fall in der Bai, d. h. um d'Urban herum als hier (in Pietermaritzburg), ſo daß die mehr nüchternen Maritzburger ſich über nichts was dort unten geſchieht wundern außer wenn es etwas Verſtändiges iſt" (Bleek in Petermann's Geogr. Mittheil. 1856. S. 369). Dieſe Einflüſſe ſcheinen jedoch theils nur vorübergehend und individuell theils von ganz localer Natur zu ſein. Als allgemein läßt ſich wohl nur das Eine feſthalten, daß insbeſondere die dauernde Einwirkung eines heißen Klima's erſchlaffend wirkt und zu ausdauernder Energie ſowohl in körperlicher als in geiſtiger Thätigkeit unfähig macht, oder (wie es Pöppig II, 180 ausdrückt) daß ein ſolches den Menſchen phyſiſch und moraliſch weit unbewegter läßt als ein gemäßigtes. Nicht

immer sind die unter heiterem Himmel lebenden Menschen heiterer, zu Spielen und Tänzen geneigter als die in Nebel und Wolken häufig eingehüllten. Im nördlichen und südlichen America leben wie in der Südsee ungesellige und finstere Menschen unter sehr ähnlichen klimatischen Verhältnissen wie fröhliche und gesellige. Während Aegypter und Hindus sich geduldig ruhig und leidenschaftslos zeigen, sind die Eskimos und Tschuktschen großentheils leicht erregbare heitere und elastische Naturen. Der heutige Chilene (sagt Pöppig I, 442) besitzt nicht die hervorstechende Leidenschaftlichkeit und Unbeständigkeit, die ein Vorurtheil des europäischen Nordens so gern dem Südländer zuschreibt, sondern zeigt sich ruhig und besonnen. Wir kommen auf diesen Punkt ausführlicher im zweiten Theile zurück.

Der bedeutende Einfluß der Nahrung auf das Gedeihen des leiblichen und mittelbar des geistigen Lebens ist wohl noch niemals in Zweifel gezogen worden*. Außer ihrer Quantität und Beschaffenheit ist in dieser Rücksicht vorzüglich auch die Größe der Arbeitskraft von Wichtigkeit welche erfordert wird um sie zu erlangen: nur wenn sich der Mensch gut verdauliche, seinen klimatischen und individuellen Bedürfnissen angemessene Nahrungsmittel in ausreichender Menge ohne übergroße Anstrengung zu verschaffen vermag, kann eine kräftige Entwickelung des Körpers (mit dem wir es hier allein zu thun haben) erfolgen. Es ist hieraus ersichtlich in wie inniger Verbindung die Nahrungsverhältnisse mit der ganzen Lebensweise und den sämmtlichen Lebensgewohnheiten stehen. Die Wirksamkeit jener kann daher nur richtig beurtheilt werden, wenn man diese zugleich mit beachtet. Wir bemerken ferner daß überall, wenn zwar nicht immer bei verschiedenen Völkern, doch bei den verschiedenen Klassen desselben Volkes, die Beschaffenheit der Kleidung und Wohnung, die gesammte Pflege des Leibes dem Ueberflusse oder Mangel an Nahrung parallel zu gehen und mit ihm zusammenzuwirken pflegt, so daß es in den meisten Fällen auch hier nicht möglich ist aus dem gewöhnlich allein hervortretenden Totaleffecte die Größe und Art des Einflusses jener einzelnen Factoren abzusondern.

Daß Reichthum und Armuth der Lebensweise auf das Wachsthum

*) Eine kurze Zusammenstellung der Hauptnahrungsmittel vieler Völker bei Foissac 20.

und die Sterblichkeit einen entschiedenen Einfluß ausüben, hat namentlich Quetelet statistisch bewiesen. Geoffroy (Edinb. new philos. journal. April—Juli 1833, Froriep's Notizen 1833. No. 818, S. 53) hat sogar zu zeigen gesucht daß bei den Säugethieren überhaupt eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen der Körpergröße und der ihnen von der Natur angewiesenen Nahrung herrsche. Die Folgen des Hungers und des massenhaften Genusses für sich allein unzureichend nahrhafter Stoffe, namentlich der Kartoffel, oder der Consumtion ungeeigneter oder schlechter Nahrungsmittel überhaupt, lassen sich schon in den großen Städten und Fabrikdistrikten unserer modernen Culturstaaten hinreichend studiren. Das bekannteste und hervorragendste Beispiel dafür bietet Irland dar, in Bezug auf welches man freilich oft Energielosigkeit Faulheit und Schmutz die zur celtischen Stammeseigenthümlichkeit gehören, als Haupturſache dieser Erscheinung bezeichnen hört: 1641 und ff. JJ. wurden Irländer von Ulster aus Armagh und dem Süden von Down durch die Engländer in die Gebirge verjagt; als man sie später wieder auffand, waren sie völlig entstellt, nur 5′ 2″ groß, dickbäuchig, krummbeinig, verzerrten Gesichts, mit offenem vorliegendem Munde und herausstehenden Zähnen (Prichard Ueberſ. II, 373 Anm. nach dem Dublin University Magazine. No. 48, p. 658). In anderen Welttheilen finden sich noch größere Beispiele von ähnlicher Art, welche die Wirkungen solcher Verhältnisse noch anschaulicher hervortreten lassen, weil sie an ganzen Völkern gleichmäßig zu Tage kommen.

Die Buschmänner sind, wie ihre Sprache beweist, ein den Hottentotten verwandter Stamm der auf steiniges unfruchtbares Gebiet von seinen Feinden hinüber gedrängt ist und dort eingeschlossen gehalten wird. Selbst an Quellwasser und Regen leidet ihr Land Mangel. Wenn die Jagd mit Bogen und Pfeil unergiebig ist, suchen sie Wurzeln, Ameisen, Heuschrecken, Schlangen, Eidechsen um den Hunger zu stillen. Die Abweichung ihrer Körperbildung von der ihrer Stammverwandten und ihre größere Thierähnlichkeit, die Lichtenstein so frappant geschildert hat, sind wir um so mehr berechtigt hauptsächlich dieser elenden äußeren Lage zuzuschreiben, als die Buschmänner am Zuga-Fluß und im Nord-Osten des Ngami-See's, welche keinen Mangel leiden, große gut gebaute Menschen sind und viel besser aussehen als die weit tieferstehenden südlichen in der Wüste, mit denen sie dieselbe Sprache reden

(Livingstone im Journal R. geogr. Soc. XXI, 23 und XXII, 164). In ähnlicher Weiſe läßt ſich an allen Völkern die wir auf der unterſten Stufe der Menſchheit in leiblicher und geiſtiger Beziehung finden, nachweiſen daß ſie im tiefſten materiellen Elend leben. Dahin gehören namentlich die Eingeborenen von Feuerland und Neu-Holland. Jene bewohnen eine wilde äußerſt gebirgige Felſenküſte, welche zum Theil ſogar der freien Bewegung große Hinderniſſe darbietet, ſo daß ſie genöthigt ſind den größten Theil ihres Lebens in ihrer Hütte oder im Kahne ſitzend zuzubringen, wovon krumme dünne Beine die natürliche Folge ſind (Wilkes I, 124). Von Kälte und Hunger haben ſie viel zu leiden. Indeſſen iſt es trotz ihres elenden Ausſehens höchſt wahrſcheinlich daß ſie den kräftigen Araucanern ſtammverwandt ſind, mit denen ſie d'Orbigny ungeachtet der nicht unbedeutenden Verſchiedenheiten zwiſchen beiden, in Rückſicht ihrer Körperbildung zuſammenſtellt, während ſie in ihren Sitten mit den noch viel unähnlicheren Patagonern Uebereinſtimmungen zeigen. Auch auf die äußere Aehnlichkeit der Feuerländer mit den Eskimos hat man mehrfach aufmerkſam gemacht, in welchem Falle ſich nur daran denken läßt daß die Einwirkung von Klima und Lebensweiſe zu einer gewiſſen Analogie der leiblichen Bildung hingeführt hätte. Neu-Holland iſt bekanntlich zum großen Theil ſchlecht bewäſſert und ohne größere Jagdthiere: es ſtehen unter den Stämmen der Eingeborenen auch hier die am ſchlechteſten genährten leiblich und geiſtig am tiefſten: je weiter man von Port Jackſon aus nach Norden geht, nach Port Macquarie, Clarence, Moreton und Rockingham Bay, Port Eſſington, deſto beſſere leibliche und geiſtige Begabung trifft man bei den Eingeborenen an (Hodgson p. 254; King I, 203; Leichhardt 415 f.). Die im öſtlichen Theile des Binnenlandes wohnenden ſind oft dem Hunger ausgeſetzt, finden nur ſparſam Känguruhs und Muſcheln zur Nahrung, die Anwohner des Lynd- und Mitchell-Fluſſes und des Golfs von Carpentaria beſitzen dagegen Fiſche in Menge und zeigen ſich nicht ſo furchtſam und ſcheu wie jene, ſondern ſind dem Verkehr weit geneigter (Leichhardt S. 250 und ſonſt). Auch die von Australia felix ſind leiblich und geiſtig beſſer begabt als die Eingeborenen von Neu-Süd-Wales (Byrne I. 365). So wenig man bisher auch bezweifelt hat daß die Bewohner von Neu-Holland ſämmtlich eines Stammes ſind, finden ſich doch bedeutende Verſchiedenheiten der Körperbildung unter ihnen, die man demnach haupt-

sächlich von Nahrung und Lebensweise wird ableiten müssen. Die unverhältnißmäßig langen und hageren Arme und Beine der Eingeborenen von Neu-Süd-Wales sind nicht allgemein, im Nordwesten finden sich große musculöse Menschen (Grey I, 232). Namentlich am Darling giebt es große Verschiedenheiten der Züge wie der Farbe (Mitchell I, 211). Das Haar ist bei Einigen schlicht, bei Andern wollig oder lockig, bei noch Andern kraus (Hale 106, Wilkes 185, Hodgson 223, Dampier II, 141). Außer der gewöhnlichen kleinen Stirn finden sich auch zurücklaufende Stirnen, namentlich im Westen und im Innern (Stokes I, 89; Sturt II, 135), in der Gegend von Port Stephens bisweilen auch solche von europäischer Form (Dawson p. 339). Aehnliche Verschiedenheiten kommen auch in der Gestalt der Nase vor.

Man hat behauptet daß ein Volk bei vorwiegend animalischer Kost kräftiger und kühner, dabei aber auch leidenschaftlicher und unlenksamer werde, daß es sich überhaupt leiblich und geistig besser entwickele als bei Pflanzenkost. In solcher Allgemeinheit ausgesprochen ist diese Ansicht, welche Foissac (S. 197) bekämpft hat, ohne Zweifel unrichtig, denn man vergißt dabei, daß die erste Bedingung für leibliches und geistiges Wohlbefinden nicht sowohl die große Nahrhaftigkeit der Speisen als vielmehr ihre volle Angemessenheit zu dem besonderen Bedürfniß des Organismus ist, welches letztere sich vor Allem nach dem Klima und dann nach der Größe und Art der Leistungen richtet die ihm zugemuthet werden. Bedarf es zur Erhaltung derselben Körperkraft im Winter und in kalten Klimaten wegen des stärkeren Verbrauches sehr reichlicher und substanzieller, daher durchaus animalischer Kost, so erreicht der Bewohner der heißen Zone dasselbe mit einem kleinen Quantum vegetabilischer Nahrung. Selbst der Arbeiter sättigt sich in Benguela mit einer Hand voll Maniokmehl vollkommen (Tams S. 56), der Kru-Neger bleibt höchst muskelkräftig und ausdauernd in den anstrengendsten Arbeiten bei rein vegetabilischer Kost, namentlich Reis; dasselbe gilt von den Bewohnern von Yarriba (Köler S. 57; Lander I, 81), wogegen bekanntlich die Engländer die feuchte Hitze tropischer Klimate hauptsächlich deshalb weit weniger vertragen als Portugiesen Spanier und selbst Franzosen, weil sie von ihrer Fleischkost und den hitzigen Getränken nicht abzulassen pflegen. Nur

in Brasilien scheinen die Portugiesen hiervon eine Ausnahme zu machen: sie genießen dort Fleisch, Fische und geistige Getränke in Menge ohne Schaden, wie es scheint — doch mag allerdings ihre körperliche und geistige Schlaffheit hiermit in nahem Zusammenhange stehen. Der Eskimo bedarf zu seinen Mahlzeiten bedeutende Quantitäten Fleisch, Fett, Thran, Talg u. s. f.; massenhafter Genuß schwerer Nahrungsmittel aber muthet den Verdauungsorganen eine so große Arbeit zu, daß sich das geistige Leben zu höherer selbstständiger Regsamkeit und Lebendigkeit nicht entwickeln kann, wenn er auch etwas minder schädlich wirken mag als die Consumtion großer Mengen zu wenig nahrhafter Speisen. In warmen Klimaten bedarf man allerdings meist weniger Nahrung, aber es giebt Ausnahmen: die Neger z. B. an der Goldküste sind sehr starke und gierige Esser, auch die Europäer zeigen dort starken Appetit (Allg. Hist. d. R. IV, 127).

Wenn man sich darauf beschränkt den Engländer mit dem Irländer, den Europäer überhaupt mit dem Reis essenden Hindu und Javanen oder selbst dem Chinesen zu vergleichen, der nur wenig Fleisch genießt, so kann es allerdings den Anschein gewinnen daß animalische Kost vorzugsweise zu höherer kräftigerer Entwickelung des Geistes und Charakters befähige. Anders gestaltet sich aber die Sache, wenn man umfassendere Vergleichungen anstellt. Die südafricanischen Völker können auf die Dauer animalische Nahrung nicht entbehren (Lichtenstein I, 110). Die Hottentotten und Kaffern, die mit Vorliebe gleich den Völkern in kälteren Klimaten Talg und Fett massenhaft genießen (Thunberg I, 175; Gardiner p. 175), sind in Rücksicht auf geistige Regsamkeit und Charakter äußerst verschieden voneinander. Geistige Trägheit, friedliches Wesen, Gutmüthigkeit und Arglosigkeit waren die hervorstechenden Eigenschaften der ersteren schon bei der Ankunft der holländischen Kolonisten am Kap im 17. Jahrhundert, und doch waren sie, wie noch jetzt die kriegerischen Kaffern, ein großentheils von Milch lebendes Hirtenvolk das zahlreiche Heerden besaß. Gleich ihnen sind die Buräten und viele anderen der sibirischen Nomadenvölker klein und schwächlich bei ganz animalischer Nahrung (Pallas). Der größte Theil der Südseeinsulaner dagegen, zwar starke Esser, aber fast nur von Vegetabilien und Fischen lebend, obwohl sie auch Fett gern ver-

zehren (Moerenhout I, 120), ist geistig sehr aufgeweckt und vortrefflich begabt, viele von ihnen in hohem Grade kriegerisch. Die wildesten und zugleich befähigtsten von allen, die Fidschiinsulaner, leben fast ganz von Vegetabilien, namentlich von Yamswurzeln. Die Bewohner von Neu-Caledonien sind groß wohlproportionirt und kräftiger als die der Neuen Hebriden, obgleich sie nur wenige Hühner und selbst zum Theil nur kärgliche Pflanzenkost besitzen (Forster in d. Samml. d. Reisebeschr. XXII, 71). Die Mohav-Indianer am Colorado in Nordamerica sind athletische Menschen bei ausschließlich vegetabilischer Nahrung (Sitgraves im Bullet. soc. géogr. 1855, I, 379). Nach diesen Beispielen, die sich leicht noch vermehren ließen, wird man nicht mehr geneigt sein mit Lesson (128) die Pflanzenkost der Bewohner von Ualan (Mikronesien) als Ursache ihrer Weichlichkeit und Friedfertigkeit anzusehen, noch auch anderwärts einen Zusammenhang dieser Art anzunehmen, wie z. B. Gerdy und Lucas (II, 474) thun.

Die Fähigkeit sich mit tauglichen, in genügender Menge vorhandenen Speisen, von welcher Art sie auch sein mögen, kräftig zu ernähren, scheint außer von klimatischen Verhältnissen hauptsächlich von der Gewöhnung des Organismus abzuhängen, die sich mit der Stammeseigenthümlichkeit zu vererben pflegt, nachdem diese letztere sich mit den Naturbedingungen, auf deren Boden sie sich entwickelte, bereits vollständig in's Gleichgewicht gesetzt hat. Es verdient indessen bemerkt zu werden, daß der so vielfach von der Natur bevorzugte Europäer auch in Rücksicht der vegetabilischen Kost, die ihm in größter Menge zu Gebote steht, durch seine Getreidearten insofern günstiger gestellt ist als die Bewohner der übrigen Erdtheile, als diese bei gehöriger Zubereitung leichter verdaulich und zugleich nahrhafter sind als die vorwaltende vegetabilische Kost des eingeborenen Americaners, der Mais, als der Cus-cus und die Hirse des Africaners und selbst der Reis des Asiaten, welche daher in größeren Quantitäten verzehrt werden und deshalb minder vortheilhaft auf das leibliche und geistige Leben zurückwirken müssen.

Fernere Beweise von dem großen Einfluß den Nahrung und Lebensweise auf den Menschen ausüben, liefern die americanischen Indianer. So wenig zweifelhaft es ist daß die im Westen des Felsengebirges zu derselben Hauptabtheilung des Menschengeschlechtes

gehören wie die im Osten — namentlich die Indianerstämme im Innern des Oregongebietes sehen denen sehr ähnlich welche ehemals den östlichen Theil der Vereinigten Staaten inne hatten — so stehen sie doch sowohl leiblich als geistig hinter den östlichen Indianern zurück: ihre Hülfsquellen sind geringer, ihre Nahrung und Lebensweise ärmlicher (Hale 199). Alle reinen Fischervölker dieser Gegenden sind schwächlicher als ihre Stammverwandten und wenig unternehmend, weil ihnen die Gewohnheit angestrengter Thätigkeit abgeht, die den Jägervölkern eigen ist: so die Takhalis oder Carriers im Norden von Neu-Caledonien, die Fischervölker am Columbia, die Obercalifornier der Küste, die nur $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch, dabei schlank kleiner und schwächlicher sind als die von der Jagd lebenden Bewohner der Thäler im Innern (Farnham p. 364). Zu den schwächlichsten und elendesten Menschen gehören die Paiuches am nördlichen Colorado und in der Gegend nach dem großen Salzsee hin (ebendas. 376 ff.). Die Schoschonies leben in einem fast wüsten Lande mit sehr wenigem Wilde (Büffel giebt es nur in der Nähe des Felsengebirges), sie werden nur fett zur Zeit des Lachsfanges, im Winter und Frühling aber wieder mager (Wyeth bei Schoolcraft I, 206). Auch die Körpergröße der Eskimos ist je nach dem Reichthume ihres Landes sehr verschieden (Seemann II, 53). Zeigt der americanische Indianer im Allgemeinen keine Anlage zum Fettwerden, so findet sich eine solche doch ausnahmsweise bei den Moxos in Südamerica, welche durch den Betrieb von Landbau und Schifffahrt neben der Jagd und Fischerei ein mehr geschütztes und gesichertes Leben führen (d'Orbigny).

Kaum bei irgend einem Volke soll sich ein größerer, durch Nahrung und Lebensweise hervorgerufener Unterschied zeigen als bei den Jakuten: die in den Wiesen an der Südseite des Gebirges leben in Wohlstand, sind 5′ 10″ — 6′ 4″ groß, wohlgebaut, stark und gewandt, wogegen die nördlichen unter mittelgroß, verkümmert sind und von ungesunder Farbe (Billings S. 122). Ein ähnlicher Unterschied findet zwischen dem Wandervolke der Rennthier-Tschuktschen und dem an der Küste festsitzenden Tschuktschenstamme statt, über welchen sich jener die Superiorität anmaßt (ebendas. S. 233, Wrangell S. 59). Die Araber sind in ihren Lebensgewohnheiten sehr verschieden und ihre physischen Eigenthümlichkeiten haben sich dem ent-

sprechend gestaltet, wie sich schon in Aegypten zeigt. In kälteren Gegenden sind sie hell (gelb im Hedschas, weiß in Algerien und Aleppo sagt d'Escayrac S. 185), in Mekka sind sie gelbbraun und haben weder die Adlernasen noch die schönen Züge der Beduinen, in Jemen sind die Nasen von gerader griechischer Bildung. In Hauran (südlich von Damascus) sind die Araber meist von kurzer Statur, schmalem Gesicht, dünnem Bart, während die Fellahs größer und derber sind, starken Bart, aber einen weniger scharfen und feurigen Blick besitzen: ein Unterschied der wohl als Folge der Lebensweise angesehen werden muß, da er vor dem 16. Jahre noch nicht bemerkbar ist (Ritter Erdk. XV, 990). Die Beduinen mitten in der Wüste besitzen negerähnliches fast wolliges Haar, in Nubien südlich von Dongola leben Araber von glänzend schwarzer Farbe, die sich gleichwohl mit Negern nicht mischen (Prichard IV, 590 ff.). Die Sheighia in Nubien sind glänzend dunkelschwarz (Waddington and Hanbury p. 122 not.), die schönsten Leute im Orient, die Türken nicht ausgenommen (wie es ebendas. p. 194 heißt). Indessen bemerkt Hoskins p. 128), der sie schwarzbraun nennt, daß sie bisweilen weitere Nasenlöcher und dickere Lippen hätten als die Europäer, was den Gedanken an eine Vermischung mit Negern nahelegt.

Daß insbesondere die Größe des Körpers wesentlich von der besseren oder schlechteren Ernährung abhängt, hat Milne Edwards (Elémens de zoologie, p. 254; vgl. auch S. Geoffroy St.-Hilaire in Ann. des sc. nat. 1832, Froriep's Notizen, 1833, Nr. 775, S. 72) durch mehrere Beispiele zu beweisen gesucht. Es zeigt sich dieß an den statistischen Angaben über Körpergröße die den verschiedenen Arrondissements von Paris und den verschiedenen Departements von Frankreich entnommen sind. Eine interessante Bestätigung liefert dafür auch das französische Soldatenmaaß. Es betrug vor 1789 5′ 1″, für die Reiterei 5′ 3″. Hat sich zwar vom J. 1816 an nach den Napoleonischen Kriegen unter dem Einflusse des Friedens die mittlere Körpergröße der Franzosen zunächst, wie es scheint, etwas gehoben, so mußte das Soldatenmaaß 1818 doch auf 4′ 9″ herabgesetzt werden, 1830 trat eine weitere und 1848 eine nochmalige Ermäßigung desselben ein, weil sich nicht mehr die nöthige Anzahl von Leuten von der gesetzlichen Größe vor-

fand (A. Allg. Ztg. 1852, Nr. 22 Beil.). Daß die Entwickelung des Rumpfes wesentlich durch die Uebung der Muskeln bedingt ist, geht aus den vergleichenden Messungen hervor, die Quetelet an Europäern Kaffern und Ojibbeways im Gegensatze zu Negersklaven angestellt hat (Bullet. de l'acad. des sc. de Belgique, tome XX). Auch auf die Form des Beckens übt die Lebensweise einen bedeutenden Einfluß aus. Während die malaiischen und japanischen Frauen ein verhältnißmäßig weites Becken von großen Durchmessern haben und leicht gebären, besitzen die Chinesinnen öfters hohe schmale Becken, was sich nur der sitzenden Lebensart mit Wahrscheinlichkeit zuschreiben läßt, da auch bei Malaiinnen und Japanerinnen von hoher Abkunft schwere Geburten vorkommen (Allg. medic. Centralztg. 1853, Nr. 6, S. 37 nach Epp). Ob ein ähnlicher Unterschied zwischen Stadt- und Landbewohnern auch in Europa hier und da etwa als Regel stattfindet, wäre einer näheren Untersuchung nicht unwerth.

In noch stärkerem Maaße tritt die Macht des Einflusses welchen Nahrung und Lebensweise auf den Menschen ausüben da hervor, wo mit der Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten noch eine Verschiedenheit der socialen Verhältnisse, eine Abstufung der Stände und eine Absonderung der einzelnen Klassen der Bevölkerung voneinander in Verbindung steht. Durch ihr Zusammenwirken mit den Unterschieden der Nahrung und Lebensweise erzeugt sie bei stammverwandten und einander ursprünglich in jeder Hinsicht ähnlichen Menschen in Folge ungleicher Cultur des leiblichen und geistigen Lebens allmählich eine immer größere Ungleichheit in der Entwickelung ihrer inneren und äußeren Charaktere. Hierher gehören die auffallenden Unterschiede die sich unter den finnischen Völkern finden, so wie diejenigen welche unter den verschiedenen Kasten und Ständen in Indien und Polynesien bestehen. Es ist von ihnen schon die Rede gewesen, sie verdienen aber hier insofern eine wiederholte Erwähnung, als außer Nahrung und Lebensweise namentlich auch die socialen Verhältnisse zu ihnen mitwirken: auf der einen Seite, beim Adel, das Bewußtsein unantastbarer Superiorität, zu welchem in Polynesien sogar noch der Glaube an eine unmittelbare Gemeinschaft mit den Göttern und die religiöse Verehrung kommt welche die Aristokratie genießt; auf der andern, beim Volke, das Bewußtsein zum Dienen geboren, oder, bei einzelnen Kasten, sogar unrein und ausgestoßen zu sein, das

lebenslange Gefühl der völligen Werthlosigkeit der eigenen Existenz. Aehnlich waren die Verhältnisse auch im alten Inka-Reiche: der Adel war wie in Polynesien und wie die höchste Kaste in Indien im Besitze alles Wissens und aller Geistescultur, die daher mit seiner gänzlichen Ausrottung durch die Spanier spurlos verschwinden mußte. Analoge, wenn auch in Folge geringerer Exclusivität minder scharf ausgeprägte Unterschiede zwischen Adel und Volk finden sich überall. Unter den Kurden, der türkisch-persischen Grenze entlang, unterscheidet der Reisende leicht die Kaste der fast als Sklaven lebenden Landbauern an ihrer friedlich regelmäßigen, oft ganz griechischen Physiognomie von der höheren Kaste der Krieger (Prichard IV, 68). Die letzteren haben grobe eckige Züge, starre graue oder blaue Augen. Indessen zeigen sich auch sprachliche Verschiedenheiten zwischen beiden Kasten: die der Ackerbauer steht sprachlich den Persern näher als die der Krieger. Daher ist Stammverschiedenheit zwischen beiden nicht unwahrscheinlich (Ritter, Erdk. IX, 570 f. und 622). Bei den Bechuanas von Littaku zeichnen sich die höheren Stände durch hellere Farbe, bedeutendere Körpergröße und mehr europäische Züge aus (Philip II, 128). So mildern sich auch bei Chinesen die mehrere Generationen hindurch in Wohlstand und Bildung gelebt haben, die Eigenthümlichkeiten der mongolischen Raçe und machen edleren Zügen Platz (Epp S. 168). Die freien Indianer vom Ekuador sind meist besser gebildet, hübscher und hellfarbiger, als diejenigen, welche den Weißen dienstbar sind und als Hirten und Ackerbauer leben. Jene sind in manchen Gegenden so weiß und von so guter Physiognomie, daß sie sich nur durch die Kleidung von den Europäern zu unterscheiden scheinen (Villavicencio 167).

Wie die Nöthigung verschiedene Lebensgewohnheiten anzunehmen zur Ausprägung verschiedener innerer und äußerer Charaktere führt, zeigen ferner die Bewohner von Wojjerat im Südosten von Tigre. Sie sollen die Nachkommen der portugiesischen Soldaten sein, die sich im 16. Jahrhundert (1542?) hier niederließen. Zwar ist dies von Combes et Tamisier (IV, 319) bezweifelt worden, doch sagt wenigstens noch Poncet in seiner Reise vom J. 1698 von ihnen, man erkenne sie leicht, sie seien die sog. weißen Abessinier (Allerhand lehrreiche Brief v. d. Mission. der Ges. Jesu od. d. neue Welt-Bott. Augsb. 1726. III, S. 100). In dem gemäßigten Klima

dieſes Berglandes von rohen Völkern umgeben und durch ſie zu vielfachen Kriegen genöthigt um ſich unabhängig zu erhalten, ſind ſie zu einem ſtolzen athletiſchen Geſchlechte geworden, kräftiger als die Mehrzahl der Eingeborenen; ſie ſtehen inſofern in einem auffallenden Gegenſatz zu den von Kaufleuten ſtammenden Portugieſen, die in Oſtindien in ungeſunden Gegenden bei ausſchweifendem Leben zu Schwächlingen und unkräftiger als die dortigen Eingeborenen geworden ſind (Salt p. 274 not.). Die Fulahs im Süden von Bornu, von einfacherer Lebensweiſe als ihre weiter im Weſten wohnenden Stammverwandten, eingeengt zwiſchen Völkern, die auf einer bedeutend niedrigeren Culturſtufe ſtehen als ſie ſelbſt, noch einfache anſpruchloſe Rinderhirten ohne das ſtolze Bewußtſein von Eroberern und Reformatoren das die weſtlichen Fulahs beſitzen, ſind ein kleiner Menſchenſchlag und haben außer den kleinen Geſichtszügen Händen und Füßen, der hohen Stirn und dem ſchlanken Wuchs nur geringe Aehnlichkeit mit denen des Weſtens (Barth, Reiſen u. Entdeckungen, II, 476). Ueberhaupt entſpricht, wie wir anderwärts zeigen werden, das ſehr verſchiedene Aeußere der in Inner-Africa ſo weit verbreiteten Fulahs, ziemlich genau den verſchiedenen Culturſtufen und ſocialen Verhältniſſen in denen ſie leben, ohne daß ſich dieß hinreichend aus Vermiſchung mit Negervölkern erklären ließe. Zwiſchen den Bewohnern der ſüdlichen und nördlichen Kingsmill-Inſeln (Mikroneſien) findet eine große Verſchiedenheit im Aeußeren wie im Charakter ſtatt, obwohl man ſonſt keinen Grund zu der Annahme hat, daß ſie verſchiedene Völker ſeien; die letzteren aber leben in Frieden und haben mehr als hinreichende gute Nahrung, während in Bezug auf beides das Gegentheil von den erſteren gilt (Wilkes V, 107).

Der Beweis für die Macht ſolcher Verhältniſſe, welchen man von den Barābra in Nubien herzunehmen geneigt ſein möchte, iſt dagegen Einwürfen ausgeſetzt die ſich ſchwerlich beſeitigen laſſen. Die Barabra werden als glänzend dunkelſchwarz, ſonſt aber durchaus nicht als negerähnlich beſchrieben: ſie haben dünnes kleinlockiges, aber nicht wolliges Haar, ſpitzige Naſe mit weiten Löchern, großen Mund, doch nur mäßig dicke Lippen. Gleichwohl reden ſie nach Rüppel (S. 126 ff.) eine Negerſprache, die ſich mit ihren Dialekten über die ganze Strecke von Dongola nach El Obeid, bis nach Kordofan ausbreitet. Dieſe Sprache herrſcht auch in Darfur (Burckhardt

S. 486), und es scheint daher (wie Cooley p. 118 not. nach Ibn Khaldun angiebt) jenes Volk der Barabra von Negerabstammung zu sein, wie die eingeborene Bevölkerung von Kordofan und Darfur selbst, sich aber in Folge von Ackerbau, Handel und höherer Cultur überhaupt in seinen äußeren Formen allmählich veredelt zu haben, wie dieß auch von andern Negervölkern als Wirkung der Einführung des Islam mehrfach behauptet wird (vgl. Prichard II, 342 ff.). Indessen steht dieser Ansicht entgegen daß die Nubier als sehr schöne, nicht negerähnliche Menschen von den älteren arabischen Geographen (Isthakri p. 21 cod. Goth., Idrisi trad. p. Jaubert I, 25) auf das Bestimmteste bezeichnet werden, daß insbesondere die jetzige Provinz Berber schon unter dem vierten Khalifen nach Mohammed von Ababja-Arabern die aus Jemen herüberkamen, erobert worden und die heutigen Barabra aus Mischung mit diesen entsprungen sein sollen (Hoskins S. 200), wie ihr Land überhaupt offenbar zu denen gehört wo eine vielfache und zum Theil sehr durchgreifende Vermischung von Negervölkern mit Abessiniern und Arabern stattgefunden hat. Endlich bemerken wir noch, daß Lepsius (in d. Bericht über d. Verh. der Preuß. Akad. 1844, S. 382) in ganz Darfur und dem größten Theile von Kordofan die Kundschara-Sprache als die herrschende bezeichnet, die ein der Nuba-Sprache ganz fremdes Neger-Idiom sei, während jene vielleicht noch zu den kaukasischen (semitischen?) Sprachen gerechnet werden dürfe. Hiermit übereinstimmend, wie es scheint, zähl Russegger (II, 3, 192) und auch Brehm (I, 72) die Barabra zu den äthiopischen (abessinischen) Völkern, indem er zugleich auf sprachliche Aehnlichkeiten hinweist die für diese Ansicht sprechen sollen.

Viele der bisher angeführten Beispiele haben uns die bedeutenden Veränderungen kennen gelehrt, welche durch die Verbindung verschiedener Nahrung und Pflege des Leibes mit verschiedener Stellung im socialen Leben entstehen. Wie sich aber an eine Ungleichheit der letzteren zugleich auch eine solche in den sämmtlichen Lebensgewohnheiten zu knüpfen pflegt, so ist in den meisten Fällen auch eine entsprechend verschiedene Cultur des geistigen Lebens mit ihr verbunden. Indem wir jetzt dazu übergehen die Wirksamkeit dieser

letzteren, der psychischen Einflüsse, auf das Aeußere des Menschen einer näheren Betrachtung zu unterwerfen, drängt sich uns die Bemerkung auf daß auch hier eine Absonderung der besonderen Einflüsse, welche jene einzelnen Factoren ausüben, nicht leicht gelingen wird, denn bei allen oder doch bei der großen Mehrzahl von physischen Veränderungen welche durch die längere Fortdauer psychischer Einflüsse hervorgerufen werden können, geschieht ihre Wirkung in gleichem Sinne und in gleicher Richtung mit der Wirkung, welche von der Ernährung und der Lebensweise ausgeht. Reichliche Nahrung nämlich und bequemes äußeres Leben pflegen überall mit einem bleibenden Gefühle der Sicherheit in der Beherrschung aller Lebensverhältnisse, mit einer Festigkeit der socialen Stellung und (wo von Unterschieden der Bildung innerhalb desselben Volkes die Rede sein kann) einem relativ hohen Maaße von geistiger Cultur verbunden zu sein, welche sämmtlich auf die Ausbildung des Körpers günstig zurückwirken, wogegen es in gar manchen Fällen am Tage liegt, daß Hunger Schmutz und äußeres Elend ebensosehr als Verdummung und allmählich eingetretene vollständige Stumpfheit des Geistes, Gleichgültigkeit und Energielosigkeit selbst der eigenen dringenden Noth gegenüber, im Bunde mit einem fortdauernden schweren Drucke der socialen Verhältnisse, dazu beigetragen haben die Entwickelung des Leibes zu hemmen und der Verkümmerung preiszugeben.

Je weiter ein Volk in seiner geistigen Ausbildung noch zurück ist, desto vollständiger steht es, ebenso wie der Einzelne, unter der Herrschaft der äußeren Lebensverhältnisse und der Naturumgebung. Diese wirken theils direct, wie wir gesehen haben, auf die Organisation ein, theils indirect, indem sie die Hauptbeschäftigungen Interessen und Leidenschaften der Menschen mitbestimmen und dadurch die eigenthümlich nüancirten Gefühle von Kraft und Gesundheit oder von Ohnmacht Unsicherheit und mangelndem Selbstvertrauen, die so mächtig wirkenden individuellen Lebensgefühle mitbedingen, die dem Geist eine gewisse ständige mittlere Haltung verleihen und ihren entsprechenden Ausdruck in der leiblichen Sphäre finden. Sind nun alle Lebensverhältnisse von sehr einfacher Art und richtet sich die innere Thätigkeit bei einem ganzen Volke gleichförmig und fast ausschließlich auf die Befriedigung physischer Bedürfnisse, so werden wir bei ihm auch eine große äußere Aehnlichkeit der Individuen

erwarten, denn geringe Regsamkeit des Geistes und gleichförmige Ausprägung der Gemüthseigenschaften drückt auch dem Gesichtsausdruck und der ganzen leiblichen Bildung den Stempel der Einförmigkeit auf und läßt sie nur wenig nüancirt erscheinen: größere Unterschiede und reiche Mannigfaltigkeit werden sich hierin erst bei höher entwickelten Völkern zeigen.

Wie schon die Römer die alten Germanen einander alle sehr ähnlich fanden, so geht es gewöhnlich dem civilisirten Europäer mit den sogenannten Wilden. Mangel an Uebung des Auges mag freilich oft hauptsächlich den Reisenden zu einem solchen Urtheile bestimmen, wie z. B. wenn Kendall (II, 363) von den Mexicanerinnen sagt, daß sie den Fremden alle als sehr ähnlich erscheinen, weil sie sämmtlich bei gleicher Kleidung schwarzes Haar, dunkle glänzende Augen und sehr regelmäßige Züge haben; doch würde selbst jener Mangel kaum diese Folge haben können, wenn nicht die Unterschiede an welche das Auge des civilisirten Menschen in seiner Heimath gewöhnt ist, wirklich bedeutender wären als diejenigen welche er bei uncultivirten Völkern meistens vorfindet. Bekannt und viel besprochen ist die Aeußerung Ulloa's (II, 92 f.) daß wer einen eingeborenen Americaner gesehen hat, alle gesehen habe. Schon Molina hat dieß als lächerliche Uebertreibung gerügt und bemerkt, man habe sich durch die Aehnlichkeit der Hautfarbe verführen lassen; alle von ihm selbst gesehenen Stämme besäßen auch deutlich verschiedene eigenthümliche Züge und ein Chilese sei z. B. von einem Peruaner nicht weniger verschieden als ein Italiener von einem Deutschen. So hebt auch Hale (199) hervor, daß keine zwei europäischen Völker sich so stark im Aeußeren von einander unterscheiden als die Indianer ober- und unterhalb der großen Fälle des Columbia. Aehnlich spricht sich Lavayssé aus (R. nach Trinidad Tabago und Venezuela in Bertuch's N. Bibl. V. S. 187) über die Chaymas und Parias in Süd-America im Vergleich mit den nordamericanischen Indianern. Sogar Europäer erkannten einen bei den Dacotahs eintretenden Assineboin, trotz der nahen Stammverwandtschaft jener zu diesen, sogleich als Fremden (Keating I, 388). Doch es ist unnöthig die Beweise dafür zu häufen, daß (wie jetzt allgemein bekannt ist) die Unterschiede zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen von America zum Theil sehr bedeutend sind, zumal da man Ulloa sehr Unrecht

damit gethan hat ihm die gegentheilige Behauptung aufzubürden, denn er sagt nur, es finde in Bezug auf Hautfarbe und Körperbau eine große Aehnlichkeit statt, die Gesichtszüge aber und noch mehr die Körpergröße seien ziemlich verschieden. Die Sache verhält sich so, daß die einzelnen Völker meist ohne Schwierigkeit sich von einander unterscheiden lassen, während allerdings eine sehr große Aehnlichkeit unter den Individuen die demselben Volke angehören, zu herrschen pflegt. (Letzteres heben Humboldt und Bonpland, R. i. d. Aequinoctialgeg. II, 192 und Rengger, Naturgesch. d. Säugeth. v. Paraguay S. 6 hervor.) Beides ist nicht selten mit einander verwechselt worden. Die große Einförmigkeit der Erscheinung die sich an den Eingeborenen von America im Ganzen zeigt, ist zwar auch von A. v. Humboldt, der sie mit d'Orbigny z. Th. aus dem Mangel einer Vermischung mit andern Völkern ableitet (2, 15) und von Morton noch behauptet worden, welcher letztere nur die Eskimos davon ausnimmt, beruht aber auf einer leicht erklärlichen Täuschung. Es besteht eine solche Einförmigkeit fast durchgängig nur in Rücksicht der näheren Stammverwandten, daher es allerdings als seltene Ausnahme in America erscheint, daß die Gesichtszüge der Botokuden so mannigfaltig und verschieden sind als bei Europäern (Prinz Maximilian zu Wied II, 4). Eine zweite Ausnahme dieser Art machen die Indianer am Orinoco (Humboldt und Bonpland, R. in d. Aeq. III, 493). Es ist sogar vielfach von Reisenden bemerkt worden daß es oft schwer sei an den Gesichtszügen Männer und Weiber in America zu unterscheiden. Dasselbe behauptet Pickering (the races of man. p. 15) von der mongolischen Raçe überhaupt, und wenigstens von manchen Negervölkern gilt dasselbe, da es Mollien (S. 383) von den Balantes im Süden des Gambia anführt. Huschke (Schädel, Hirn und Seele, S. 48) bemerkt überdieß daß der Unterschied der Geschlechter in Rücksicht der Schädelcapacität beim Neger am geringsten sei und von diesem bis zum Europäer allmählich immer beträchtlicher werde. Wie de Hell (Trav. in the Steppes of the Caspian.) bei den mongolischen Stämmen am Caspischen Meere eine große Aehnlichkeit unter den Individuen desselben Volkes fand, so ist eine solche für die Eingeborenen von Süd-America auch von d'Orbigny bestätigt worden, der sehr richtig diese gleichmäßige Erhaltung desselben Typus auch

noch dadurch motivirt, daß sich die verschiedenen Völker nicht mit einander zu vermischen pflegen.

Man kann kaum in Zweifel darüber sein daß diese große physische Aehnlichkeit bei den Eingebornen vorzüglich aus mangelhafter Ausprägung geistiger Individualität, aus dem tiefen Stande der Geistesbildung überhaupt entspringt. Bei barbarischen Völkern (bemerkt Humboldt, Neuspanien I, 116) findet sich mehr eine Stamm- und Hordenphysiognomie als eine individuelle. Will man diese Erscheinung auch nicht geradezu als eine größere Thierähnlichkeit bezeichnen, so liegt doch zum Vergleiche die Bemerkung nahe, daß auch bei unseren Hausthieren größere Unterschiede im Aeußeren als bei ihren wilden Stammeltern erst gleichzeitig mit den Verschiedenheiten in der Entwickelung ihres psychischen Lebens aufzutreten scheinen, die von den besonderen Beziehungen abhängen in welche sie zum Menschen treten. Zwar schreibt Köler (S. 91) den Individuen desselben Negerstammes eine ebenso große Mannigfaltigkeit der leiblichen Bildung zu als sich bei europäischen Völkern finde, doch ist dieß (abgesehen von Mischvölkern) schwerlich in größerer Ausdehnung richtig, da wenigstens die Gleichförmigkeit der Gemüthseigenschaften innerhalb desselben Negervolkes außer Zweifel steht; denn der Sklavenhändler in Ober-Aegypten (Schendy) erkundigt sich nur nach der Heimath des Sklaven genau, nicht nach seinen Charaktereigenschaften, weil eine lange Erfahrung gelehrt hat, daß die Differenz der Individuen desselben Stammes in dieser Hinsicht im Ganzen von weit geringerer Bedeutung ist als die Abstammung: so gelten die Nubas und Gallas für sehr treu, die aus dem nördlichen Abessinnen für verrätherisch und boshaft, die meisten der übrigen hält man für treue gute Hausklaven, doch wenig tauglich zu körperlicher Arbeit, die von Fertit für wild und rachsüchtig (Katte S. 131; Burckhardt S. 423, 447). Wenn Burmeister (Geol. Bilder. II, 101) von großen individuellen Verschiedenheiten der Physiognomie bei den Negern spricht, so ist auch dieß hauptsächlich wohl von nationalen Zügen zu verstehen, da sich ihm zur Beobachtung in Brasilien Individuen von verschiedenen Negervölkern darboten, deren Unterschiede um so stärker hervortreten mußten, da sie unmittelbar nebeneinander gestellt werden konnten. Bei den im Vergleich mit den Negern geistig so viel höher stehenden und lebendigeren Polynesiern und namentlich bei den begabtesten unter

ihnen, den Fidschiinsulanern, sind die Individuen desselben Stammes physiognomisch fast so verschieden als die Bewohner irgend eines europäischen Landes (Hale S. 10, 48).

Spricht die Gleichförmigkeit der äußeren Erscheinung, welche bei uncultivirten Völker vorzuherrschen pflegt, für einen bedeutenden Einfluß des geistigen Bildungsgrades auf die leibliche Gestalt, so dürfen wir um so weniger unerwähnt lassen, daß es außer geistiger Unbildung noch eine zweite Quelle zu geben scheint aus welcher eine solche Gleichförmigkeit entspringt. Eine Assimilation der Gesichtszüge, der Körperhaltung und der Bewegungen auf psychologischem Wege, nämlich durch unwillkürliche Nachahmung, mag innerhalb der einzelnen Familien und größeren Gemeinschaften ganz ebenso vielfach stattfinden, als sich eine solche in der Aneignung sprachlicher Ausdrücke und Wendungen und so vieler kleinen Lebensgewohnheiten zeigt, und es wächst daher wohl auch aus diesem Grunde die Gleichförmigkeit eines Volkes im Aeußern immer um so mehr, je abgeschlossener und verkehrsloser es für sich lebt. In den Clans der Schotten z. B. sind die Familienähnlichkeiten so kenntlich und auffallend wie sonst nirgends (Jarrold p. 112). Eine solche Assimilation zeigt sich oft in besonders hervorstechender Weise an Einzelnen die eine lange Reihe von Jahren unter einem stammfremden Volke zugebracht, dessen Sitten und Lebensart angenommen und sich geistig in dasselbe hineingelebt haben. Wie man diese Bemerkung z. B. an Gützlaff gemacht hat, als er nach längerer Zeit aus China zurückkehrte, so hat man auch namentlich in America öfters verwilderte Europäer gefunden, die von dem Indianervolke unter dem sie lebten, kaum noch zu unterscheiden waren. Auch in Neu-Zealand und selbst in Neu-Holland sind ähnliche Fälle vorgekommen.

Eine analoge und leicht verständliche Rückwirkung des geistigen Lebens spricht sich ferner darin aus, daß die freigeborenen Negerkinder in Sierra Leone bessere Züge, schönere intelligentere Augen, freiere Haltung und geraderes edleres Benehmen, nicht selten auch eine angenehmere zartere Gestalt zeigen als ihre aus der Gefangenschaft von den Sklavenschiffen erst befreiten Eltern (Mrs. Norton, A residence at S. Leone, p. 278). Derselbe Unterschied fand sich schon in früherer Zeit zwischen den Maronen- und Sklaven-Negern in Jamaica (Dallas, S. 148) und scheint bei dem seit der Emanci-

pation gewachsenen Selbstgefühl der Neger eine fernere Berücksichtigung in Zukunft zu verdienen: „Man muß die Schwarzen nicht mehr behandeln wie früher, sie können jetzt denken hören und sehen so gut als die Weißen, sie sind klüger geworden als sie waren und werden es bald noch mehr werden", sagte ein Neger auf Jamaica zu Lewis (p. 84). Derselbe Unterschied wurde endlich von d'Orbigny und Broc an den Freien und Sklaven unter den Guaranis in Paraguay Corrientes und Bolivia bemerkt. Wo man auch in Westindien einen Neger in einer übergeordneten Stellung zu andern finden mag, zeigt er immer mehr kaukasische Züge, lange gerade oder gebogene Nase, meist eine judenähnliche Physiognomie (Day I, 141). Wie man diese Erfahrungen auch wenden und deuten mag, sie sprechen wenigstens sehr bestimmt dafür, daß die Körperbildung des Negers nicht die absolute Unveränderlichkeit besitzt die manche ihr zuschreiben möchten; und wenn man auch geneigt sein sollte ihrer Umbildsamkeit nur einen geringeren Spielraum zuzugestehen als sich für die höheren Raçen annehmen läßt, so haben doch insbesondere diejenigen entschieden Unrecht welche wie z. B. Nott jede Veränderung des Negers in America leugnen.

Was zuerst die geistigen Eigenschaften betrifft, so liegen hinreichende und einstimmige Nachrichten vor. Stevenson (I, 179 und 198) bemerkte mehrfach daß die in Peru erzeugten Neger bessere geistige Anlagen und höhere Fertigkeiten erlangten als die neu aus Africa importirten. Von physischen Unterschieden die zwischen ihnen stattfänden erwähnt er dagegen nichts, außer daß die Creolen-Neger stärker und athletischer gebaut seien. Nach Tschudi (I, 154) sind die neu eingeführten Neger weniger aufgeweckt und lebhaft als die Creolen, aber geduldig und viel treuer als diese. Die größeren Fähigkeiten der Creolen-Neger haben ferner die Zeugnisse bestätigt welche die Commission der französischen Deputirtenkammer i. J. 1839 aus den Kolonieen erhielt. Hiermit übereinstimmende Erfahrungen hat de Lisboa gemacht (Bullet. de la soc. ethnol. 1847, janv. p. 54) und dazu bemerkt daß die besseren Anlagen nicht als Folge der Erziehung zu betrachten seien, denn diese fehle auch dem Creolen gänzlich, woraus sich folgern lasse daß der tiefe Stand des geistigen Lebens in Africa eine Wirkung der dortigen socialen Verhältnisse sei. Auch Froberville (Bullet. de la soc. géogr. 1847. II, 326),

der doch sowohl die physische als auch die moralische Sensibilität des Negers für bedeutend stumpfer hält als die des Weißen, spricht aus eigener Beobachtung von „der auffallenden intellectuellen Verschiedenheit" zwischen den africanischen Eltern und ihren in den Kolonieen geborenen Kindern. Ueberdieß ist bekannt daß die in America selbst geborenen Neger dort bedeutend höher bezahlt werden als die neu eingeführten, eine Thatsache die uns aller weiteren Beweise für die Ueberlegenheit der ersteren überhebt. Man wird bei solchen Unterschieden der inneren Begabung nicht erwarten können daß Unterschiede der äußeren Erscheinung fehlen sollten, da wir im Großen und Ganzen einen solchen Parallelismus des physischen und psychischen Lebens bemerken, daß sich in der Sphäre des letzteren nichts von Bedeutung ändern kann ohne auf das erstere seine Rückwirkung zu äußern und in ihm seinen Ausdruck zu finden. Sollten sich solche Veränderungen in der leiblichen Bildung der Neger in America nicht in größerem Umfange nachweisen lassen, so würde zu beachten sein daß es dort einer ununterbrochenen neuen Zufuhr von Negern aus Africa bedurft hat um die Sklavenbevölkerung in der erforderlichen Weise zu ergänzen und daß es daher nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Sklaven geben kann, deren Voreltern eine längere Reihe von Generationen in America erlebt haben. Die Fälle in welchen dieses Letztere stattfindet, gehören größtentheils wahrscheinlich dem Süden der Vereinigten Staaten Westindien und Süd-America an, da es statistisch festzustehen scheint, daß die Neger in den Neu-England-Staaten weniger gut fortgekommen sind, wenn es auch zu viel behauptet oder wenigstens unbewiesen ist, daß die klimatischen Verhältnisse es ihnen unmöglich machten sich dort zu halten.

Daß die in America geborenen Neger leicht unterscheidbar sind von den neu eingeführten, weil der Typus ihrer Raçe bei ihnen minder entschieden ausgeprägt ist versichert d'Orbigny (I, 143), gegen welchen als Gewährsmann in dieser Sache schwerlich etwas einzuwenden sein dürfte. Lyell (Zweite Reise) erfuhr von vielen Aerzten in den Sklavenstaaten Nord-Americas, daß die Neger welche vielfach mit den Weißen umgingen (abgesehen natürlich von bloß geschlechtlichem Umgange) sich in Kopf- und Körperform diesen allmählich (im Laufe mehrerer Generationen) näherten, und bringt diese Wahrnehmung in Verbindung mit der Beobachtung Dr. Hancock's,

daß auch bei den Negern in Guinea selbst höhere Cultur des Geistes den allgemeinen Ausdruck der Physiognomie im Laufe der Zeit verändere, die Unterkinnlade etwas zurücktreten lasse und selbst die Schädelform modificire. Daß ein solcher Unterschied namentlich an den Hausſklaven und Plantagennegern hervortrete, welche letzteren ihren ursprünglichen Typus unverändert behalten, hat schon Prichard nach Wiſemann angeführt. Auf Beobachtungen dieser Art gestützt, behauptet Ward (p. 157), daß die Neger im Laufe von 2—300 Jahren in einigen Theilen von America, ohne daß sich Mischung mit anderen Raçen annehmen ließe, unter dem Einflusse besserer physischer und moralischer Verhältnisse ihre wulstigen Lippen und hervorragenden Unterkiefer theilweise verloren und daß sich ihre früheren Eigenthümlichkeiten überhaupt gemäßigt haben. Williamson (p. 42) bestätigt diese Milderung der Negercharaktere namentlich für die Neger von Long Island, und Lavayssé (S. 139, 141) spricht von der besseren, sowohl leiblichen als geistigen Begabung der Creolen-Neger als von einer allgemeinen Erfahrung der Pflanzer in Westindien. Stanhope Smith endlich, der (S. 265 Anm.) ausdrücklich versichert daß er nicht von Mulatten, sondern von reinen Negern rede, bemerkt daß besonders die wohl verpflegten reinlichen Hausſklaven in America öfters allmählich ihren specifischen unangenehmen Geruch verlören, daß ihr Haar minder kraus sei und sich in der dritten Generation oft in einen Zopf von mehreren Zollen flechten lasse. Er erzählt sogar einen von vielen Beobachtern constatirten Fall, daß ein Neger ohne Krankheit völlig weiß und schlichthaarig geworden sei. Hauptsächlich in New Jersey gebe es Neger mit gerader Nase, wohlgebildeter Stirn und senkrecht stehenden Schneidezähnen (S. 91, 115, 170 f.). Diese Angaben, wenn man sie auch nicht alle für völlig unparteiische Beobachtungen halten mag, sind theils zu zahlreich und bestimmt, theils in Rücksicht ihrer Quellen zu frei von jedem Verdachte der Lüge als daß man sie kurzer Hand abweisen dürfte. Bemerkenswerth ist an ihnen außerdem vorzüglich noch zweierlei: zuerst daß ihnen gemäß gerade die bedeutendsten Veränderungen der Neger in die nördlichen Theile der Vereinigten Staaten fallen, woraus es wahrscheinlich wird daß die klimatischen Verhältnisse nicht ohne Einfluß auf sie gewesen sind; dann daß gerade die dritte Generation als diejenige erwähnt wird, bei welcher

die Umbildung deutlicher hervorzutreten beginne — dieselbe Generation von welcher Philip (II, 129) behauptet, daß mit ihr auch in den südafricanischen Missionen die Kopfbildung der Kinder von ihrer ursprünglichen Gestalt abzuweichen und sich zu veredeln anfange, dieselbe von welcher Mallat (I, 45) angiebt, daß sich mit ihr der gezähmte Negrito von Manilla modificire und sich in Farbe und Charakter dem Tagalen nähere. Mag man in diesem Punkte zum Glauben oder Unglauben geneigt sein, jedenfalls ist diese Coincidenz merkwürdig und fordert zu weiterer Untersuchung auf.

Aehnliche Beispiele von einer mehr oder weniger bedeutenden Umgestaltung des leiblichen Typus durch veränderte Culturverhältnisse finden sich auch in größerer Nähe bei uns, nur daß in manchen solchen Fällen sich nicht mit Sicherheit entscheiden läßt in wie weit eine Mischung verschiedener Völker auf sie von Einfluß gewesen ist; und diese Ungewißheit ist um so häufiger und natürlicher, als fast alle erheblichen Verschiedenheiten in den Culturzuständen der Völker erst in Folge ihres Zusammenstoßes mit andern eintreten.

Wenn wir treue Bilder oder wenigstens genaue Schilderungen der leiblichen Gestalt von Individuen desselben Volkes aus verschiedenen Zeiten besäßen, so würde sich wahrscheinlich aus ihrer Vergleichung nachweisen lassen, daß die äußeren Eigenthümlichkeiten des Volkes sich dem Fortgang, Stillstand oder Rückschritt seiner Culturentwickelung genau anschließen, sich ihnen gemäß umgestalten oder unverändert erhalten. Sehr richtig bemerkt de Salles daß alle roheren Völker im Vergleich mit den civilisirten einen großen Mund und etwas dicke Lippen besitzen. Zimmermann (I, 54) hat eindringlich hingewiesen auf die großen Verschiedenheiten der alten und der jetzigen Deutschen, und sie aus den Veränderungen des Klima's und der Lebensweise zu erklären gesucht; indessen mag die Umbildung welche ihr geistiges Leben und ihr Charakter erfahren hat in nicht geringerem Grade dazu beigetragen haben. Die große Statur, das vorzugsweise blonde und rothe Haar, die blauen Augen und der helle Teint den sie zur Zeit der Römerkriege besaßen, ist bei ihnen zwar nicht verloren gegangen, aber doch jedenfalls weit seltener geworden. Wir finden bei Jarrold (S. 155 und 216) die analoge Angabe, daß noch zur Zeit Heinrichs VIII. rothes Haar in England vorherrschend und im Anfange des 15. Jahrhunderts graue Augen

häufiger als jetzt, dunkle Augen und dunkles Haar dagegen selten gewesen seien; und wenn er anführt (S. 153) daß, nach alten Bildern zu urtheilen, die Backenknochen der Engländer stärker hervorgestanden hätten, wie sie auch jetzt noch im Norden des Landes immer höher würden, so erinnert dieß an die so strengen Züge die uns auf den Bildern der altdeutschen Malerschule entgegentreten und uns daran mahnen, daß auch unsre eigene Physiognomie sich nicht vollkommen gleich geblieben ist. Abgeschliffenere Sitten, vielseitigere innere Beweglichkeit und eine oft geringere Festigkeit des Charakters scheinen darauf hingearbeitet zu haben das Starre zu erweichen, das Harte zu verflüssigen, das Eckige zu runden.

Als einen ferneren Beleg für den Einfluß welchen die verschiedene Gestaltung des geistigen Lebens auf die Körperformen ausübt, führen wir die Sikhs an, eine religiöse Sekte die im J. 1469 von Nanaka gestiftet, seit dieser Zeit isolirt lebt. Ursprünglich Hindus des Pendschab, unterscheiden sie sich jetzt von ihren nächsten Stammverwandten auffallend und etwa in demselben Grade wie die Hindus von den Chinesen durch äußerst regelmäßige Züge und ovales Gesicht (Prichard IV, 240 nach Alex. Burnes). Sie tragen lange Bärte (Malcolm in Asiatic Researches XI, p. 259) und sollen mehr als jedes andere asiatische Volk an Gesicht und Haltung den Europäern gleichen, mit einziger Ausnahme der Bewohner von Kaschmir, (Pavie in den Mém. de la soc. ethnol. I, 263).

Streitiger ist der Fall in welchem sich die Osmanli-Türken und die Magyaren befinden. Die im Vergleich mit ihren Verwandten in Asien so sehr veredelte Kopf- und Gesichtsbildung der ersteren hat man von den schönen Weibern des Harems allein ableiten, die vortheilhafte Veränderung der Magyaren, die bei ihrer Ankunft in Europa von erschreckender Häßlichkeit für alle ihre Nachbarn waren, allein aus ihrer Mischung mit Germanen und Slawen erklären wollen. Es wohnen in der europäischen Türkei nur 700000 Türken als herrschendes Volk in zerstreuten Kolonieen unter 15 Millionen stammfremder Völker (Schafarik), und wenn man auch die Einflüsse des Harems sich nicht so ausgedehnt denken will, daß sie sich auf das Volk im Ganzen erstreckt haben, so würde es doch das angegebene Verhältniß, selbst abgesehen von den bestätigenden historischen Zeugnissen die dafür sprechen, für sich allein schon

wahrscheinlich machen, daß Mischungen vielfach stattgefunden haben — in geringerem Grade wohl beim Volke als bei den höheren Ständen, da dessen Sprache weit weniger als die Schrift- und feinere Umgangssprache mit arabischen persischen und europäischen Elementen angefüllt ist (Schleicher, D. Spr. Europa's). Das Meiste scheint demnach die Ansicht für sich zu haben, daß sowohl die Vermischung mit fremden Völkern als auch der Fortschritt zu höherer Cultur bei den Osmanlis dazu beigetragen haben die Körperbildung zu verschönern. Aehnlich verhält es sich wohl mit den Magyaren. Sie sind gegenwärtig von ihren Stammverwandten im Norden, den Finnen, weit verschieden, doch ist ihre Sprache eine rein finnische, wenn ihr auch einige indogermanische Elemente beigemischt sind (Pott). Wo sie wahrscheinlich unvermischter, zugleich aber auch uncultivirter geblieben sind, in einigen abgelegenen, besonders den gebirgigen Landestheilen, findet sich der häßliche primitive Typus noch jetzt; von diesem zu dem edleren Typus zeigt das platte Land alle Uebergangsstufen; beide stehen nebeneinander in Szegedin; eine vollkommen regelmäßige schöne Bildung zeigen namentlich auch die Bauern von reinem Blute in Cumanien und Jazygien (Rey in Nouv. Ann. des voy. 1849. II, 113). W. F. Edwards (p. 73) giebt als häufig in Ungarn vorkommende Eigenthümlichkeiten an: ziemlich runden Kopf, niedrige zurücklaufende Stirn, schiefgeschlitzte Augen mit erhobenem äußeren Winkel, kurze platte Nase, dicke vorstehende Lippen, platten Hinterkopf der mit dem Halse in einer Linie liegt, schwachen Bart*, kleine Statur. Diese Form ist offenbar von der finnischen, von welcher Edwards meint daß auch sie in Ungarn noch aufzufinden sein müsse, sehr weit entfernt und läßt sich auch mit der der Lappen nicht vergleichen, sie ist fast eine Carricatur des mongolischen Typus; denn die Finnen haben kurzen, keilförmig eiförmigen Schädel mit geraden und flachen Schläfen und kugelrundem Hinterhaupt, der Schädel der Lappen ist kleiner und dünner und hat abschüssigeren Hinterkopf (Retzius in Müller's Archiv. 1845. S. 109, 118; vgl. auch Hueck, de craniis Estonum. p. 10). Man wird freilich geneigt werden an der Lehre von der absoluten Constanz der Raçentypen stark zu

* Die Magyaren besitzen gegenwärtig außerordentlich große und schöne Bärte, auf deren Cultur sie sehr halten.

zweifeln und eine ziemlich ausgedehnte Umbildſamkeit der Schädelformen durch Klima Lebensweiſe und Geiſtescultur anzunehmen, wenn man ſieht daß ſich Retzius (a. a. O.) genöthigt findet um der verſchiedenen Schädelbildung willen die Stammverwandtſchaft ſelbſt der Finnen und Lappen in Abrede zu ſtellen. Jene waren von alten Zeiten her freie Eigenthümer des Bodens, die Denkmäler ihres Landes und ihre alte Poeſie zeugen von einer höheren Cultur in früherer Zeit, während die Lappen von jeher armſelige Nomaden geweſen und geblieben ſind. Sollten die Unterſchiede der Körperbildung nicht erſt hieraus zu erklären und als allmählich entſtandene zu betrachten ſein? Ovalen Schädel beſitzt der Karele, runden der Sawolax, viereckig gerundeten der Tawaſtländer, aber der finniſch redende Karele ſoll kein Finne ſein, ſondern ſeine Sprache verloren und ſich ſtatt deren eine andere angeeignet haben, bloß weil ſein Kopf oval iſt (Retzius, ebendaſ. 1848, S. 394 f.). Und doch zeigen auch z. B. die Kroaten und Dalmaten nicht den ſlawiſchen Typus, während ſich der altägyptiſche dagegen noch an den heutigen Fellahs nachweiſen laſſen ſoll und der griechiſche ſich in Griechenland, namentlich in Morea (Pouqueville) erhalten hat, trotz der vielfachen Beimiſchung fremden Blutes (Edwards p. 101, not.).

Aehnliche Beiſpiele, die aus Völkermiſchungen allein zu erklären wenigſtens ſehr mißlich iſt, giebt es noch mehrere. Wir können es deshalb nicht für gerechtfertigt halten daß der Sprachforſcher dem Anatomen und Zoologen in dieſem Punkte ſo große Zugeſtändniſſe mache wie Pott (S. 147 ff.) gethan hat, indem er annimmt daß bei den Magyaren Osmanlis Finnen und Samojeden eine weſentliche Veränderung der Körperformen durch Miſchung herbeigeführt worden ſei, während ſie ihre Sprachen in verhältnißmäßig großer Reinheit feſtgehalten hätten, daß ein „Austauſch der Leiber" mit ſtammfremden Völkern bei ihnen ſtattgefunden habe ohne einen Austauſch der Seele —, während ſich umgekehrt die jetzigen romaniſchen Völker das Lateiniſche als Sprache unterſchieben laſſen mußten, wenn dieß auch nicht ohne Beſchädigung der weſentlichen Eigenthümlichkeiten ſeines Baues abgegangen ſei. Ohne eine ſolche Annahme geradezu für unmöglich erklären zu wollen, wird man doch überall wo ſie ſtatthaft ſein ſoll, der dringendſten Gründe für

ſie bedürfen; denn Miſchungen von großer und allgemeiner Ausdehnung, die den leiblichen Typus eines Volkes weſentlich ändern, laſſen ſich kaum denken ohne daß die Sprache zugleich eine Umbildung von einigermaßen entſprechender Bedeutung erführe. Wenn freilich ſtammfremde Menſchen, wie z. B. die Chineſen im oſtindiſchen Archipel, keine Weiber mitbringen, ſondern ſich nur mit Angehörigen ihres neuen Vaterlandes verheirathen können, ſo kann man ſich kaum wundern, wenn die Miſchlinge ihrer Körperbildung nach der einen, mit ihrer Sprache einer andern Raçe angehören (ſo z. B. auf Java gewöhnlich, nach de Jong II, 373), aber ein ſolches Verhältniß wird immer ein ſeltener Ausnahmefall ſein. Zeigt ſich allerdings an den romaniſchen Völkern deutlich, wie vollſtändig ſelbſt die Sprache der Beſiegten von der der Sieger überwunden werden kann, ſo ſcheint doch der Umwandlung welche ſich das Lateiniſche im Munde jener gefallen laſſen mußte die Umbildung der Körperformen im Großen und Ganzen wohl zu entſprechen, durch welche aus Celten in Gallien die heutigen Franzoſen, aus Iberern die heutigen Spanier geworden ſind. Wie viel hierbei der Miſchung, wie viel anderen Urſachen zuzuſchreiben ſei, wird ſich ſchwer entſcheiden laſſen, nur ſollte man über jene nicht dieſe vergeſſen. Man iſt überhaupt leicht zu freigebig mit der erſteren Annahme, weil ſie ſich überall als bequemes Auskunftsmittel, oft als letzte Zuflucht der Erklärung darbietet. Wenn z. B. die Finnen für ein urſprünglich mongoliſches Volk angeſehen werden, das ſeinen leiblichen Typus wahrſcheinlich durch Miſchung mit Völkern der weißen Raçe veredelt habe (Castrén), ſo ſcheint dieſer Anſicht gerade ganz hauptſächlich die hohe ſprachliche Vollendung des Finniſchen und der Beſitz einer Flexion entgegenzuſtehen, durch welche ſie ſich von den indogermaniſchen Sprachen nur wenig unterſcheidet, ſondern ſich vielmehr als ein Uebergangsglied zu dieſen darſtellt, denn jeder Sprachforſcher wird zugeſtehen, daß eben dieſe hohe ſprachliche Ausbildung des Finniſchen und die durchgebildete Flexion desſelben ihr ſicherlich nicht aus einer Aufpfropfung indogermaniſcher Elemente auf einen mongoliſchen Grundſtamm erwachſen ſein könne. Was die Magyaren und Osmanli-Türken betrifft, ſo wird jedenfalls zuzugeben ſein daß Beimiſchung fremder Elemente zur Umbildung ihrer Körperformen mitgewirkt hat, einen wie großen Spielraum

man aber geneigt ist ihren Folgen einzuräumen, wird hier wie überall hauptsächlich von dem Grade der Festigkeit abhängen den man den Raçentypen äußeren und inneren Einflüssen gegenüber überhaupt zutraut. Zur richtigen Würdigung dieses Gegenstandes, auf den wir später zurückkommen werden, fügen wir hier nur noch einige Bemerkungen bei.

Naturforschern pflegt die Schädelbildung als ein untrügliches Kennzeichen der Abstammung zu gelten, doch wird gerade von denen unter ihnen welche sich am genauesten mit dem Studium der Raçenschädel beschäftigt haben, zugegeben daß die individuellen Verschiedenheiten der Kopfform um so bedeutender werden, je mehr eine höhere und allgemeinere Bildung Platz greift (so von Retzius a. a. O. 1848, S. 205). Bei rohen Völkern finden sich nach Engel (Unterss. über Schädelformen. S. 121) nur wenige Abweichungen vom Raçentypus, häufige dagegen bei civilisirten. Wir haben oben bereits nachgewiesen daß dieß im Allgemeinen richtig ist, wenn auch nichts ausnahmslos; hier erwähnen wir diesen Satz nur auf's Neue wegen des Zugeständnisses das durch ihn in Rücksicht der Veränderlichkeit der Schädelform gemacht wird. Wenn Edwards (S. 30) der Meinung ist, die Wirkung der Civilisation auf die Körperform lasse sich nur sehr gering anschlagen, weil sich innerhalb eines und desselben Volkes die verschiedensten Bildungsstufen bei gleichem leiblichen Typus fänden — ein Satz der vor Allem gegen jeden Versuch der Beurtheilung der Geistesgaben aus der Schädelform sprechen würde —, so ist vorzüglich daran zu erinnern, daß zur Begründung dieser Behauptung eine schärfere Abgrenzung der nationalen Typen gegeneinander und eine genauere empirische Feststellung ihrer Variationsweiten erforderlich sein würden als bis jetzt vorliegen. Dagegen finden sich mehrere beachtenswerthe Angaben, welche zu beweisen scheinen daß die Schädelbildung keineswegs so constant ist als man so oft versichert hat. Retzius selbst (a. a. O. 1845, S. 89) fand die weiblichen Schädel welche der höheren und mittleren Klasse in Schweden angehörten, im Allgemeinen weit kleiner als solche von Landleuten und betrachtet dieß als Wirkung der verschiedenen Lebensweise und Beschäftigung. Latham (p. 63 f.) theilt aus Wilson's Archaeology and prehistoric annals of Scotland eine Tafel mit welche durch Messungen

zu beweisen scheint, daß die Schädelcapacität bei den Schotten in alter Zeit minder groß war als in späterer, was er als eine Folge der Civilisation anzusehen geneigt ist. Was die Neger betrifft, so waren die in New York ausgegrabenen alten Negerschädel nach Dr. Warren viel dicker und verriethen, phrenologisch betrachtet, weit geringere geistige Gaben als solche von neuerem Datum (Quarterly Review. 1851, June, p. 96). Dieß Alles scheint auf die u. A. von J. W. de Muller (S. 64 ff.) und neuerdings auch von Engel (Unters. über Schädelformen. S. 120 ff.) ausgesprochene Ansicht hinzudrängen, daß die Schädelgestalt überall wesentlich abhängig sei von der Geistescultur und sich mit ihr verändere.

Als beachtenswerth für die fernere Untersuchung dieses Gegenstandes erwähnen wir die Ansicht des Abbé Frère, welcher zeigen zu können glaubte, daß eine Menschenraçe, je ursprünglicher ihr Typus noch sei, desto stärker entwickelten Hinterkopf und desto plattere Stirn besitze, während sich mit dem Fortschritte der Civilisation diese zu wölben jener aber sich abzuplatten scheine (Serres in der Gazette médicale de Paris. 1852. 31. Juillet). Hiermit würde es wohl zusammenstimmen daß nach Huschke (Schädel, Hirn und Seele. S. 100) beim Neger die hintersten Hirnlappen, beim Mongolen die mittleren, beim Europäer die vorderen vorherrschend entwickelt seien; nur sehen diese und ähnliche allgemeine Angaben einem phrenologischen Schematismus zu ähnlich, der die großen Verschiedenheiten der Einzelvölker innerhalb derselben Raçe aus den Augen setzt, um ohne Mißtrauen aufgenommen werden zu können.

Diese Veränderungen welche die leiblichen Eigenthümlichkeiten der Völker erfahren, gehen freilich so langsam als die Fortschritte der Culturgeschichte selbst und sind daher theils schon aus diesem Grunde in historischer Zeit nur in geringem Umfange nachweisbar, theils insbesondere auch deshalb weil genauere Beobachtungen über diese Gegenstände erst der neueren und neuesten Zeit angehören. Dürfen wir dem Obigen zufolge allerdings an dem Satze Prichard's (II, 338) festhalten, daß die physischen Charaktere der Völker immer ihrer geistigen und socialen Bildungsstufe proportinal sind, so werden wir uns doch hüten müssen in der Ausführung des Satzes, daß die Culturfähigkeit und geistige Begabung der Raçen und einzelnen Völker ihrer körperlichen Schönheit entspreche, so weit zu gehen als nament-

lich Courtet de l'Isle (Bullet. de la soc. ethnol. 1847) gethan hat. Bei Völkern wie bei Individuen finden die geistigen Fähigkeiten und Leistungen zwar ihren entsprechenden Ausdruck in der Sphäre des Leiblichen, aber wenn auch vielleicht noch zugegeben werden kann daß regelmäßige Schönheit der natürliche Ausdruck einer allseitigen gleichmäßigen Geistesbildung sei und daß sich die Völker ihr in dem Maaße nähern in welchem ihre Entwickelung diesem Ziele zustrebe, so würde doch gerade in diesem Falle eine mehr einseitige Richtung und nur unvollständige Durchbildung des geistigen Lebens, von so großer Bedeutung sie übrigens auch sein möchte, sich nicht immer in einer Verschönerung der Körperformen aussprechen können.

Blicken wir zurück auf unsere bisherigen Erörterungen über die Veränderungen denen der äußere Mensch sich unterworfen zeigt, so werden wir unter den Ursachen von denen sie abhängen die zuletzt betrachteten für nicht minder einflußreich ansehen dürfen als die geographischen und klimatischen Verhältnisse, denen man oft eine zu ausschließliche Wichtigkeit beigelegt hat. Insbesondere warnen uns die Erscheinungen welche wir als Folgen der verschiedenen Culturzustände kennen gelernt haben, die der Mensch durchläuft, vor einer solchen Ueberschätzung der letzteren. Beschränken wir uns hier auf die physischen Veränderungen denen der Mensch ausgesetzt ist, um erst später die Uebertreibungen zu beleuchten, welche man sich in Rücksicht auf die Einwirkung von Boden und Klima auf das psychische Leben oft hat zu Schulden kommen lassen, so ist zuerst zu beachten daß überhaupt nur im Zustande völliger Uncultur eine allseitige Abhängigkeit des Menschen von seiner Naturumgebung stattfindet: ersteigt er eine höhere Bildungsstufe, so hört er schon damit auf, genau dem Boden und den Naturverhältnissen zu entsprechen denen er angehört. Es kommt aber noch außerdem der wichtige Umstand hinzu, daß sich überhaupt für kein Volk ein vollständiges Entsprechen seines Aeußeren und seiner Naturumgebung erwarten läßt, weil sie höchst wahrscheinlich alle ohne Ausnahme erst durch mehr oder weniger ausgedehnte Wanderungen in den Besitz ihrer jetzigen Wohnplätze gelangt sind. Daher wird man es bei der mannigfaltigen Durchkreuzung und verschiedenen Richtung der Wege die sie genommen haben mögen, sehr erklärlich finden daß Völker von sehr verschiedenem Typus gleichwohl

in denselben Breiten und unter sehr ähnlichen oder selbst gleichen klimatischen Verhältnissen nebeneinander leben; denn in Folge der Wanderungen muß für sie eine Accumulation der miteinander verschmolzenen Einflüsse verschiedener Klimate eingetreten sein (wie Latham a, p. 525 dieß treffend genannt hat), indem sie successiv in verschiedenen Breiten ansässig geworden sind und längere oder kürzere Zeit die Einflüsse verschiedener Naturumgebungen, oft wohl auch verschiedener Lebensweisen und Culturzustände, durch die sie hindurchgegangen sind, an sich erfahren haben.

Außer dem Klima, der Pflege des Leibes und der Cultur des Geistes giebt es endlich noch eine vierte Quelle für die Veränderungen denen die leibliche Organisation im Laufe einer längeren Reihe von Generationen unterworfen ist. Sie liegt in der spontanen Entstehung neuer Eigenthümlichkeiten, welche sich nur auf eine individuelle Anlage Einzelner zu Abweichungen in der Körperbildung von ihren Stammeltern zurückführen läßt, ohne daß angegeben werden kann wie und warum diese Abweichungen überhaupt auftreten und woher sie gerade bei denen stammen an welchen sie sich zuerst zeigen: aus diesem Grunde nennen wir solche Eigenthümlichkeiten spontan entstehende und wenden ihnen eine besondere Betrachtung zu, obwohl es kaum zweifelhaft ist daß ihre Ursachen in denselben oder ähnlichen Verhältnissen zu suchen sind als diejenigen waren mit welchen wir uns bisher beschäftigt haben.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache daß nicht allein kein Individuum seinen nächsten Stammverwandten, kein Kind seinen Eltern vollständig gleicht, sondern daß auch die Kinder desselben Elternpaares sowohl unter sich als auch von jenen selbst oft beträchtlich verschieden sind. Unter günstigen Umständen vererben sich die so entstandenen Eigenthümlichkeiten dauernd auf die späteren Geschlechter: wir dürfen daher hierin eine ergiebige Quelle für die Veränderungen erblicken, welche die leibliche Bildung der demselben Stamme angehörigen Individuen allmählich erleidet, und von dieser Seite her einen wesentlichen Beitrag zur Erklärung der Differenzen erwarten die sich in den Körperformen der Menschen überhaupt finden. Die auf dem bezeichneten Wege entstehenden Verschiedenheiten fixiren sich

als erbliche namentlich dann, wenn nur solche Individuen welche sie bereits besitzen, sich miteinander verbinden — ein Fall der freilich in den modernen Culturstaaten Europa's, bei der großen Dichtigkeit der Bevölkerung, der weiten Ausdehnung des Verkehrs und der verhältnißmäßig so wenig scharfen Scheidung der Stände, nur selten vorkommen wird, häufiger dagegen in Zuständen von größerer Ursprünglichkeit, wenn isolirt lebende Familien allmählich ohne bedeutenderen Zuzug von außen zu einem Volke heranwachsen. Man hat allerdings, um auch dieser Erklärung der Raçeneigenthümlichkeiten zu begegnen, behauptet daß jene spontan entstehenden Abweichungen vom Typus der Stammeltern sich nirgends auf die Dauer erhielten, sondern bei Menschen und Thieren immer schon nach wenigen Generationen durch Rückfall wieder verschwänden (Morton), indessen verliert dieser Einwurf sein Gewicht schon bei einem oberflächlichen Blicke auf die Hausthiere überhaupt und seine Unhaltbarkeit kommt vollends zu Tage, wenn man bedenkt daß gerade in der neueren Zeit die Inzucht sich immer deutlicher als das geeignetste Mittel zur Erhaltung edler Raçen herausgestellt hat.

Von den Pflanzen gilt im Allgemeinen der Satz daß der Same nur die Art, nicht die Varietät fortpflanzt. In der Thierwelt entstehen und verschwinden Abweichungen vom Stammtypus bei einigen Arten und Gattungen leichter als bei anderen, scheinen sich aber auch um so regelmäßiger zu vererben je schwerer und seltener sie entstehen (Prichard I, 374), und zwar so, daß die aus innerer Anlage hervorgegangenen Abweichungen sich gleichmäßiger auf die späteren Generationen übertragen als die nur durch äußere Umstände herbeigeführten, und ebenso diejenigen welche mit den natürlichen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten der Art in einer bestimmten Beziehung stehen, gleichmäßiger als solche denen eine Beziehung dieser Art fehlt (Carpenter p. 419 ff.) Die Zucht der Hausthiere beruht bekanntlich ganz auf der geordneten Uebertragung solcher größtentheils spontan entstandenen und im Einzelnen nicht weiter erklärbaren Eigenthümlichkeiten: Farbe und Beschaffenheit der Haut und des Haares, Neigung zur Fettbildung, Kraft, Größe und Gestalt, selbst geistige Eigenschaften sucht man durch Paarung einander entsprechender Exemplare zu erhalten oder zu verbessern und erblich zu machen, wobei natürlich Klima Nahrung und Lebensweise immer begünstigend oder hindernd

mitwirken. (Viele hierher gehörige Beispiele erblich gewordener individueller Eigenthümlichkeiten und die einschlagende Literatur bei Heusinger, Anthropol. S. 93 ff. u. Vgl. Physiol. S. 247 ff. Lucas I, 239 u. 291 ff.; II, 466 ff.).

Hauptsächlich ist an den Hausthieren die Uebertragung leiblicher und geistiger Verschiedenheiten von ihren Stammeltern vielfach beobachtet worden, und wenn es in den meisten Fällen dieser Art bei einem bloßen Ansatze zur Bildung neuer Raçen bleibt, der schnell wieder verschwindet*, so kann die Ursache davon eben so sehr in der Ungunst der äußeren Umstände als in dem Mangel an solchen Individuen liegen die durch ähnliche Charaktere ausgezeichnet mit einander gepaart werden müßten, um die einmal entstandene Abweichung als erbliche Eigenthümlichkeit einer neuen Raçe fixirt erscheinen zu lassen. Daß neue Raçen auf diesem Wege aber bisweilen wirklich entstehen ist durch mehrere Beispiele bewiesen. Eines der bekanntesten ist das der sog. Otterschafe, die von einem Schafe von besonders langem Leibe und kurzen Gliedern in Massachussets (1791) gezogen wurden und sich weit und schnell in Nord-America verbreiteten, da man für ihre Zucht Sorge trug, weil sie nicht über die Zäune springen können (Philos. Transactt. 1813). Diese Raçe hat sich nicht allein erhalten, sondern zeigt sich auch so dauerhaft, daß bei Kreuzung derselben mit gewöhnlichen Schafen der Mischling immer entweder der einen oder der andern Raçe nachschlägt (Bachman bei Smyth p. 310). In ähnlicher Weise ist bei den ungarischen Schweinen der ungespaltene Huf erblich geworden. So zeugte 1770 ein Bulle ohne Hörner in Paraguay lauter ungehörnte Kälber (Azara); ein Bock mit niederwärts gebogenem cartilaginösen und höckerförmig hervorragendem knöchernen Nasentheile pflanzte diese Eigenthümlichkeiten auf seine Nachkommen fort (Pallas); zufällig entstandene Federbüsche mancher Arten von Vögeln vererben sich und werden durch Wucherung zu einer gefährlichen Krankheit (Vers.). Aehnliche Beispiele haben Jarrold (S. 113), Foissac (S. 59), Knight (Philos. Transactt. 1837) zusammengestellt. Daß auch Temperamentseigen-

* Lucas II, 896 kommt zu dem Resultate, daß die im Laufe der Zeit erst entstandenen Eigenthümlichkeiten um so undauerhafter sind, je weiter sie sich vom Artcharakter entfernen, je wenigere Generationen hindurch sie sich noch fortgepflanzt haben und je vollständiger die Einflüsse fortzuwirken aufhören denen sie ihre Entstehung verdanken.

schaften sich oft vererben, z. B. bei den Pferden Bissigkeit und Neigung zum Schlagen (so bei den polnischen) oder Gelehrigkeit und Sanftheit, ist bekannt.

Von noch größerer Wichtigkeit als die regelmäßige Vererbung mancher angeborenen individuellen Eigenthümlichkeiten ist für die Erklärung der Racenverschiedenheiten die ebenfalls nicht seltene Vererbung solcher Eigenschaften die ohne angeborene Anlage dazu erst im Laufe des Lebens auf zufällige Weise entstanden oder absichtlich angebildet sind. Hierher gehören die Beispiele von gelungenen Acclimatisationsversuchen, welche dem physischen Leben zuerst bedeutende Anstrengungen abnöthigen, während die nachfolgenden Generationen in Folge der Veränderungen die mit ihrer Organisation vor sich gegangen sind, nichts mehr zu leiden haben, sondern sich in ihrer neuen Heimath so wohl befinden als ihre Voreltern in der alten. In einer Höhe von 9000′ über dem Meere konnten Windhunde in Mexico zur Hasenjagd kaum noch gebraucht werden, ihre Jungen aber ließen sich ohne Schwierigkeit dazu verwenden (Lyell). Die nach Bogota eingeführten Gänse legten anfangs nur wenige Eier, nur ein Viertel derselben konnten sie ausbrüten und von ihren Jungen starb die Hälfte; in der zweiten Generation gediehen sie schon besser. Dahin gehört ferner daß selbst äußere Verstümmelungen sich bisweilen auf die Nachkommen übertragen. Williamson (S. 40) sah in Carolina Hunde, denen 3—4 Generationen hindurch die Schwänze fehlten, da eines der Stammeltern zufällig ihn verloren hatte. Eine dreijährige Kuh die ihr linkes Horn durch einen Eiterungsprozeß verloren hatte, warf drei Kälber welche statt des linken Hornes nur kleine Knoten an der Haut hatten (Thär). Hunde und Pferde denen Schwänze oder Ohren gestutzt werden (so z. B. die Zughunde auf Kamtschatka — Langsdorff II, 236), pflanzen öfters diesen Mangel ganz oder zum Theil auf ihre Nachkommen fort (Blumenbach nach vielen Beobachtern). Es kann dieß kaum befremden, wenn man bemerkt daß auch psychische Eigenschaften und Instincte die erst im Laufe des Lebens erworben worden sind, sich häufig vererben. Wo die Ochsen nicht als Zugvieh gebraucht werden, ist es weit schwerer sie zum Ziehen zu gewöhnen als da wo dieß schon mit mehreren Generationen der Fall war (Sturm). Ebenso verhält es sich mit dem Paßgang der Pferde, ferner mit dem Milchgeben der

Kühe auch nach der Abgewöhnung des Kalbes, mit dem Bellen der Hunde und dem Miauen der Katzen: jenes verschwindet wieder bei verwilderten Hunden, dieses hat in America ganz aufgehört. Bekannt ist ferner daß Gelehrigkeit und Abrichtungsfähigkeit bei Hunden, namentlich bei Schäfer- und Jagdhunden meist erblich sind, welche letzteren die besondere Art der Jagd zu der sie gebraucht werden sollen, oft sehr leicht lernen. Wo häufige Fuchsjagden gehalten werden, sind die jungen Füchse auch ohne vorausgegangene eigene Erfahrung furchtsamer und vorsichtiger (Leroy). Andere Beispiele von Vererbung angebildeter Instincte bei Lucas (II, 479, 482 ff.). Bei Beurtheilung mancher Fälle dieser Art wird man sich allerdings hüten müssen der Naturanlage unmittelbar zuzuschreiben, was wenigstens ebensowohl die Folge großen Nachahmungsinstinctes sein kann, wie z. B. in dem von Carpenter (p. 421 not.) mitgetheilten Falle, daß einige Hunde den Pecari sogleich nicht einzeln, sondern in Masse angreifen lernten, während andere bei der unvortheilhafteren Angriffsweise blieben; daß aber selbst erworbene psychische Eigenthümlichkeiten eine entsprechende Naturanlage bei den Nachkommen zu begründen vermögen, läßt sich nicht bezweifeln.

Es würde freilich voreilig sein aus solchen an Thieren gemachten Beobachtungen für sich allein genommen die Entstehung der Menschenraçen zu erklären, indessen wird man zugestehen müssen, daß sie für diesen Zweck eben so viel, wenn nicht mehr leisten als manche der Gründe die man bis jetzt für die Annahme einer specifischen Verschiedenheit unter ihnen vorgebracht hat, denn man hat sich dabei hauptsächlich darauf gestützt daß dieselben Eigenthümlichkeiten sich eine unbestimmt lange Zeit hindurch gleichmäßig bei ihnen vererbt zu haben scheinen. Hat man von den wenigen Beispielen von fruchtbarer Bastardzeugung welche constatirt sind, die Berechtigung hernehmen wollen das Gesetz zu bestreiten daß unbeschränkte Fruchtbarkeit nur innerhalb der Art stattfinde, so würde man ungefähr dieselbe Berechtigung in Anspuch nehmen dürfen um aus der ebenfalls nur ausnahmsweisen Vererbung mißbildeter Leibesglieder die Entstehung der Menschenraçen zu erklären. Jedenfalls reichen die Fälle von Vererbung individueller Eigenthümlichkeiten hin um einen Weg zu zeigen auf welchem die Entstehung sehr verschiedener Raçen möglich *wenn sie auch* nicht erkennen lassen auf welche Weise sie bei dem

Menschengeschlechte wirklich vor sich gegangen ist. Zugleich eröffnen die Thatsachen welche für eine Uebertragung selbst gewisser erworbener leiblichen und geistigen Charaktere oder vielmehr für einen prädisponirenden Einfluß auch der erworbenen Bildung auf die Begabung der Nachkommen sprechen, einen psychologisch und culturhistorisch höchst interessanten Gesichtspunkt, aus welchem die allmählich fortschreitende Umbildung und Entwickelung eines Volkes in leiblicher wie in geistiger Rücksicht eine eigenthümliche Motivirung erhält.

Indem wir unsere Betrachtung jetzt dem Menschen zuwenden, erinnern wir daran, daß wir früher die Gültigkeit des Schlusses nach der Analogie von den Thieren auf den Menschen in Rücksicht der Größe des Variationskreises zurückgewiesen haben. Man wird hiervon an dieser Stelle keinen Einwurf hernehmen können, theils weil es sich hier nicht um die Variationsweite, sondern um die bei Thieren und Menschen in gleicher Weise vorkommende Erblichkeit individuell angeborener oder erworbener Eigenthümlichkeiten handelt, theils weil wir in Bezug auf den Menschen eines solchen Schlusses nach der Analogie gar nicht bedürfen um diese Erblichkeit wahrscheinlich zu machen, die sich vielmehr in vielen Beispielen direct nachweisen läßt.

Wenn wir hierbei auch solche Fälle mit aufzählen in denen sich Krankheiten und Deformitäten erblich zeigen, so wird man auch diesen ihre Beweiskraft nicht bestreiten dürfen; denn darf man zwar mit Recht gegen sie einwenden, daß die leiblichen Verschiedenheiten der Menschenstämme sich nicht als krankhafte Abweichungen von einem Normaltypus betrachten und sich nicht als Degenerationen in Parallele zu den Erscheinungen des gestörten Lebensverlaufes stellen lassen, so kann man doch die Unstatthaftigkeit einer solchen directen Analogie sehr wohl zugeben, ohne darum diesen Punkt selbst fallen zu lassen. Es ist nämlich nicht allein in gar manchen Fällen unentscheidbar ob eine sich forterbende Eigenthümlichkeit für eine krankhafte zu halten sei oder nicht, sondern man kann auch die Thatsache der Vererbung von Krankheiten und Deformitäten eben nur als einen speciellen Fall von der allgemeinen Regel ansehen, daß sich abweichende Besonderheiten der Organisation von aller Art häufig auf die Nachkommen übertragen, so daß jedes Beispiel der Erblichkeit jener einen neuen Beitrag zu dem Beweise für die Erblichkeit dieser überhaupt liefert.

Daß Familieneigenheiten der mannigfaltigsten Art sich ebenso wie die spontanen Abweichungen von ihnen oft regelmäßig vererben, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Zu den oft angeführten Beispielen dieser Art gehört die dicke Lippe die im Hause Habsburg seit seiner Verbindung mit den Jagellonen erblich wurde; die große Leibwache Friedrich's I. von Preußen die einen sehr großen Menschenschlag erzeugte. So pflegen sich Farbe und Beschaffenheit von Haut und Haar trotz der Ungunst des Klima's nicht allein beharrlich zu übertragen, sondern dasselbe gilt auch oft von zufällig an ihnen auftretenden Abweichungen. Die bekannte Erblichkeit des Temperamentes, der Schärfe, Stumpfheit oder des Mangels einzelner Sinne gehört ebenfalls hierher. Viele Beispiele von erblicher, erst in späteren Jahren eingetretener Blindheit und Taubheit, und von abwechselnder Vererbung von Taubstummheit, so daß immer jedes zweite oder dritte Kind ein taubstummes war, giebt Lucas I, 339, 427, 430. Einen Fall von erblicher Blindheit auf einem Auge und doppeltem Daumen an der rechten Hand theilt Harris (a, I, 286) mit. Die sogenannten Stachelschweinmenschen der Familie Lambert mit ihren zapfenförmigen Hautauswüchsen in der Hand und an der Fußsohle sind oft citirt worden. Crawfurd sah am Hofe von Ava einen Siamesen, der über und über, auch im Gesicht, mit langem Seidenhaar bedeckt, dessen Zähne aber mangelhaft entwickelt waren. Er hatte diese Eigenthümlichkeit auf eine seiner Töchter und diese wieder auf einen ihrer Söhne vererbt (Crawf. I, 319 f., 322 f., Yule 93)*. Ebenso finden sich sechsfingerige, sechszehige Menschen und solche bei denen mehrere Finger oder Zehen durch Häute verbunden oder miteinander verwachsen waren, oft als Beispiele erblicher Eigenthümlichkeiten angegeben. Die so häufige Tendenz der späteren Generationen, einmal vorgekommene Abweichungen zu reproduciren, zeigt sich vorzüglich in der erblichen Uebertragung einer großen Menge von Krankheiten (worüber ausführlich Lucas II,

* Genau dieselbe Wucherung der Flaumhaare bei mangelhafter Zahnentwickelung sah der Herausg. bei einem Russen, der gegenwärtig umherreist. Auch hier hatte sich die Eigenthümlichkeit auf den Sohn des Mannes vererbt. Besonders merkwürdig ist es, daß auch die einzelnen bei ihm stärker entwickelten Partieen des Haarkleides (z. B. in den Ohrmuscheln, auf der Nase) genau so bei den Siamesen entwickelt waren.

507 ff.), unter denen wir nur an Kropf Cretinismus und Geistes-krankheiten hier erinnern wollen.

Auch der Albinismus ist hier zu nennen welcher in manchen Gegenden der Erde, wie namentlich auf dem Isthmus von Darien, in so vielen Beispielen auftritt, daß man öfters die dortigen Albinos für eine besondere Menschenraçe gehalten hat. So hörte Coreal (2, 140), daß es dort eine besondere Art von weißen Indianern gäbe, die nicht gut sähen und alles beim Mondschein verrichteten. Ueber sie berichtet auch Wafer (127). Daß diese Bildung sporadisch bei Thieren und Menschen aller Zonen und Raçen vorkommt hat schon Blumenbach (p. 278) nachzuweisen gesucht und sein Beweis würde sich jetzt leicht noch bedeutend vervollständigen lassen. Wird man zwar Prichard (I, 344) nicht bestimmen können, wenn er das Krankhafte in der Bildung der Albinos überhaupt leugnet, und ihnen nur eine zartere Organisation als selbst den weißen Menschen zuschreibt, wie diese wieder von zarterer Bildung seien als die dunkleren, so ist doch die Vermuthung G. Forster's (Sämmtliche Schriften IV, 231) höchst wahrscheinlich richtig, daß helle Menschen die keine Albinos waren, wo sie bei andern Raçen und namentlich in der Südsee vorkamen, von den Reisenden nicht selten irrthümlich für Albinos gehalten worden sind. Oft ist dieß wegen der Ungenauigkeit der vorliegenden Angaben nicht zu entscheiden, was um so weniger wundern kann, da auch anderseits Verwechselungen Hautkranker mit Albinos mehrfach vorgekommen zu sein scheinen, weshalb schon Blumenbach (153) darauf hingewiesen hat daß die weißgefleckten Neger mit unbeschädigter Epidermis wohl zu unterscheiden seien von denen welche erst in Folge von Hautkrankheiten ihre Flecken erhielten, wie dieß öfters auch bei Malabaren und Tataren vorkomme. Wenn nun z. B. Bennett (I, 437) einen Neuholländer mit Flachshaar, lichtblauen Augen und weißer Haut mit kleinen lichtbraunen Flecken beobachtete; wenn Raffenel (Voy. p. 228) einen Neger sah dessen Haut so weiß war als die eines sonnenverbrannten Nordländers, obwohl mit schwarzen Flecken, dessen Haar und Bart roth, dessen Iris grünlich war bei matt weißlicher Sclerotica; wenn Proyart (Hist. de Loango, p. 196) einen ähnlichen beschreibt der an Blumenbach's bekannte Abbildung erinnert, so haben wir in diesen Fällen an Albinismus zu denken. Dagegen liegt kein Grund dazu vor, wenn

Lander (Reise zur Erforschung des Niger I, 124) von einem hellbraunen Menschen spricht, der obgleich von Negerabstammung und deutlich ausgeprägten Negerzügen, hellbraune Augen und silberweiße Augenlider und Brauen besaß, und weiterhin (II, 195) von einem „kohlschwarzen Mann" mit hellbraunen Augen. Unter den Fulahs fand Mollien (S. 57) fast weiße Menschen die er ausdrücklich als keine Albinos bezeichnet. Aehnliche Beispiele führt auch Prichard an (I, 227 f. u. 368) und Genaueres über die Albinos in Africa gibt Raffenel (n. v. I, 227).

Wir werden später noch viele Fälle namhaft zu machen haben, in denen sich individuelle Abweichungen vom nationalen Typus zeigen, aber freilich können sie schon deshalb nur selten in einer längeren Reihe von Generationen sich erhalten und Bestand gewinnen, weil eben der unveränderte nationale Typus überall derjenige ist welcher dem Boden und Klima, den äußeren Verhältnissen überhaupt entspricht unter denen das betreffende Volk lebt. Indessen gibt es bei den Schwarzfüßen und Mandans in Nord-America, von denen manche eine fast weiße Haut und rothe Wangen besitzen, ganze Familien deren Haar grau oder schwarz mit weiß gemischt ist (Prinz Max zu Wied, R. in N.-Am. II, 106 f.) und bei den Chaouia-Berbern im Auras-Gebirge ist der Mangel des Ohrläppchens, der auch bei den Cagots in Spanien vorkommt, ohne Zweifel durch Vererbung dieser einst zufällig entstandenen Particularität, allgemein geworden. (Guyon in L'institut 1848, II, p. 92 u. Nouv. Ann. des voy. 1848. II, 390).

Auch dafür daß äußere Verstümmelungen von den Eltern auf die Kinder übergingen, fehlt es nicht an Beispielen, obwohl das Gegentheil weit gewöhnlicher ist. Es soll eine alte Erfahrung sein daß Judenkinder oft mit ungewöhnlich kurzer Vorhaut geboren werden, da schon der Talmud diesen Fall vorgesehen hat. Die Kinder eines Offiziers, dessen kleiner Finger der rechten Hand zerhauen und krumm geheilt war, besaßen einen analogen Defect (Blumenbach). Nach Gosse (p. 7 not.) vererbte ein Offizier, der in der Schlacht bei Eylau verwundet war, die Narbe an der Stirn auf sein Kind. Andere Beispiele erblicher Deformitäten und Verstümmelungen finden sich zusammengestellt von R. Wagner (Naturgesch. des Menschen II, 245 ff.) u. Lucas (II, 409); Beispiele daß unregelmäßige Schädelgestaltungen,

welche sich früher nicht in der Familie gefunden hatten, auf die Kinder vererbten, hat Gosse (134) gesammelt. Daß bei Völkern welche dem Schädel eine künstliche Form geben, die späteren Generationen eine entsprechende Naturanlage zeigten, ist bis jetzt nicht beobachtet worden. Zwar hält Pöppig (Art. „Indier" in Ersch u. Gruber's Encycl. S. 370 Not. 34) dieß für möglich und Rathke (Müller's Archiv 1843, S. 147) ist geneigt nach dem Vorgange des Hippokrates dasselbe anzunehmen um die außerordentliche Höhe der bei Kertsch in der Krimm gefundenen Schädel (macrocephali) zu erklären, ja Gosse denkt daran, die eigenthümlichen Schädeltypen mancher Menschenraçen aus erblich gewordener künstlich hervorgerufener Schädelform abzuleiten: doch behaupten Tschudi und Morton nach ihren Erfahrungen bestimmt das Gegentheil und Gosse selber bemerkt (138) sehr richtig, daß da, wo die künstliche Schädelgestaltung, wie gewöhnlich, nur an Knaben ausgeführt wurde, man ihre Erblichkeit gar nicht erwarten könne.

Dagegen zeigen die europäischen Kinder im Vergleich mit den Naturvölkern, daß die Gestalt der Zehen bei den Neugeborenen durch die Beschuhung ihrer Voreltern leidet. Wie es sich in dieser Rücksicht bei den Mädchen aus den höheren Ständen in China verhält, scheint noch nicht untersucht zu sein.

Wenden wir uns von dem Gebiete des physischen Lebens dem des psychischen zu, so begegnet uns auch hier eine Vererbung der Charaktere in vielen Beispielen. Zu diesen gehört zuerst die instinctive Gebrauchsweise der Sinne welche sich bei Naturvölkern, auch abgesehen von aller Erziehung und Nachahmung, wesentlich anders gestaltet als bei civilisirten Menschen, und in nächster Verbindung mit ihr die verschiedenen Lebensgewohnheiten, von denen die Richtung wesentlich mitbestimmt wird welche die Ausbildung des Geistes und Charakters zu nehmen strebt. Wirft der Polynesier, wie vielfach erzählt wird, sein Kind das sich noch nicht im Schwimmen versucht hat, ungefährdet in's Wasser, läßt der Gebirgsbewohner das seinige sorglos an steilen Abgründen spielen, so dürfte der städtische Stubensitzer wohl schwerlich dasselbe wagen. Die Kinder der Eingeborenen von Pitcairn (Mischlinge von Weißen und Tahitiern) schwammen in einem Alter von zwei bis drei Jahren lustig in der Brandung umher (Bennett a, I, 35), die dreijährigen Kinder der Chonos in Süd-America

stürzen sich selbst in's Wasser um zu schwimmen (King and Fitzroy, Append. p. 127). Es erscheint dagegen als keine Leistung von großer Bedeutung daß die Kinder der Araber im unteren Mesopotamien schon in einem Alter von 7—8 Jahren ohne fremde Hülfe durch den Strom schwimmen (Ritter, Erdk. XI, 970). Die vierjährigen Kinder der Gauchos in Süd-America sind schon vollkommen geschickte und sichere Reiter (Scarlett I, 163; Head p. 20). Bei den Buschmännern kriechen ganz junge Säuglinge schon umher, noch nicht einjährige Kinder gehen keck auf den Beinen, etwas ältere graben sich schon selbst Zwiebeln auf dem Felde aus (Lichtenstein II, 376). Wie das Kind civilisirter Eltern sich instinctiv den Lebensgewohnheiten und der Bildung seiner Väter anzuschließen sucht, so thut dieß in gleicher Weise das Kind des rohen Naturmenschen, welches, wie eine große Reihe von Beispielen gezeigt hat, der Civilisation weit schwerer zu gewinnen ist und immer eine gewisse Neigung zu behalten scheint zu der ungebundenen Lebensweise seiner Stammverwandten zurückzukehren. Auf solche und ähnliche Thatsachen gestützt, deren nähere Untersuchung wir erst später vorzunehmen haben werden, haben Rush, Girou, Spurzheim, Burdach u. A. behauptet daß sich die erworbene geistige Bildung der Menschen ebenso vererbe wie die leibliche. Namentlich hat Lucas (I, 476 ff., 577 ff. II, 766 ff.) eine Anzahl von Beispielen zusammengestellt die dafür sprechen. Insbesondere haben Nott und Glidden die Ansicht geltend gemacht, daß die gesammte culturhistorische Entwickelung der Völker nicht auf der Verfolgung bewußter Zwecke, ebensowenig auf der eigenthümlichen Verkettung äußerer Umstände, sondern wesentlich nur auf angeborenen und gleichmäßig vererbten Instincten beruhe, die bei den eigentlichen Culturvölkern von höherer, bei den sogenannten Naturvölkern dagegen von niederer, mehr thierischer Art seien, was von Andern wohl auch so ausgedrückt worden ist, daß man gesagt hat, je tiefer ein Volk in der Cultur stehe, desto mehr führe es ein Leben bloß nach Instincten, je höher es sich entwickele, desto mehr verlören sich diese letzteren bei ihm oder träten doch zurück hinter eine mehr bewußte Lebensgestalt.

Wie häufig mechanische, künstlerische Talente und selbst die Neigung und Vorliebe für gewisse Arten der Beschäftigung sich vom Vater auf den Sohn und Enkel übertragen, ist bekannt und erklärt sich,

da eine besondere Befähigung zu eigenthümlichem Gliedergebrauch und zu einer höheren Vollkommenheit der Auffassung sinnlicher Gegenstände dafür die Hauptgrundlage bilden, im Wesentlichen aus organischen Verhältnissen. Der Umfang des Angeborenen und Erblichen beschränkt sich aber nicht auf solche Eigenthümlichkeiten des geistigen Lebens, deren Abhängigkeit von physischen Bedingungen leicht und bestimmt nachweisbar ist, er erstreckt sich auch auf das was als der eigentliche Heerd desselben erscheint, denn es unterliegt keinem Zweifel daß wir eine höhere geistige Regsamkeit und Begabung bei einem Volke und Stamme finden als bei einem andern, wie dieß in ähnlicher Weise von den einzelnen Klassen der Bevölkerung und von den Individuen gilt. So haben z. B. die Missionäre in Hindostan die Kinder der Brahmanen weit bildungsfähiger und begabter gefunden als die aus den niederen Kasten. Aehnliche Erfahrungen liegen auch anderwärts vor. Die Geschichte der Künstler und Gelehrten wie die der Regentenhäuser lehrt daß eine bedeutendere allgemeine Lebendigkeit des Geistes, Strebsamkeit und Befähigung zu tieferer vielseitiger Durchbildung oder kraftvoller Wirksamkeit sich nicht selten eine längere Reihe von Generationen hindurch in einzelnen Familien erhalten, während sich andere ebenso entschieden durch die entgegengesetzten Eigenschaften auszeichnen. Dasselbe bestätigt auch ein etwas tiefer dringender Blick auf die Geschichte der Familien im gewöhnlichen bürgerlichen Leben. Allerdings wird man in solchen Fällen sich hüten müssen unmittelbar der Naturanlage selbst zuzuschreiben was erst das Resultat der Nachahmung, der Erziehung und des Fleißes ist, z. B. die so häufige Vorliebe für die Berufsthätigkeit des Vaters u. dergl., aber bei allen Zugeständnissen die man nach dieser Seite hin machen mag, bleibt doch eine sehr bedeutende Verschiedenheit der erblichen Anlage zurück, da in vielen Beispielen eine sehr ähnliche Entwickelung des Geistes und Charakters in derselben Familie vorliegt, ohne daß dabei von einer Ueberlieferung auf jenem anderen Wege die Rede sein könnte. Mag man auch noch so wenig geneigt sein eine erbliche Aristokratie des Geistes anzunehmen, mag man zugestehen daß wo eine solche wirklich bestände, sie sich ohne eine ununterbrochene Ergänzung durch frische Kräfte aus anderen Schichten der Bevölkerung auf die Dauer nicht zu halten im Stande wäre, da sie sich immer durch Ueberreizung und Anstrengung oder durch Verweichlichung und Erschlaffung schnell

abnutzen und selbst zu Grunde richten würde, so bleibt es doch eine feststehende Thatsache, daß es nicht allein in Rücksicht auf Geistes- und Gemüthsbildung feiner und gröber organisirte Menschen giebt, sondern daß sich auch in Familien Kasten und Stämmen, wenn nicht ausschließlich, doch oft vorzugsweise, diese Eigenthümlichkeiten lange Zeit hindurch erhalten und fortpflanzen.

Der Schwerpunkt aller vorstehenden Erörterungen liegt in dem Beweise des Satzes, daß unter günstigen Umständen eine regelmäßige Vererbung ursprünglich bloß individueller Eigenthümlichkeiten stattfindet, und daß diese Vererbung ebensowohl für viele erst erworbene als für angeborene Charaktere eintreten kann. Auch da wo gegen Gemeinsamkeit der Abstammung nicht der geringste Zweifel vorliegt, aus einem Volke das wir keinen Grund haben für gemischten Ursprungs zu halten, selbst aus einer Familie zu welcher überhaupt nur wenige und scheinbar wenigstens ziemlich einflußlose Elemente neu von außen hinzugetreten sind, sehen wir Individuen von beträchtlich verschiedener leiblicher und geistiger Begabung hervorgehen, einen noch verschiedeneren Entwickelungsgang durchlaufen und ihre speciellen Eigenthümlichkeiten auf die späteren Generationen übertragen, von denen diese bald in größerer bald in geringerer Schärfe und Bestimmtheit, bald mit größerer bald mit geringerer Zähigkeit und Ausdauer festgehalten werden. Erinnert man sich dabei an die unübersehbare Mannigfaltigkeit welche die Charaktere der einzelnen Familien und Klassen einer jeden Bevölkerung der genaueren Beobachtung darbieten, so erkennt man in dieser Differenzirung der Individuen, auf welche alle Raçenbildung sich gründet, ein wichtiges Naturgesetz, dessen Bestimmung es zu sein scheint dem Gesetze der Erhaltung der Arten und der Constanz in der Uebertragung ihrer Charaktere das Gegengewicht zu halten.

Indem wir hiermit unsere Betrachtung über die Ursachen schließen, von deren Zusammenwirken die Veränderungen abhängen welche die physische Organisation des Menschen erfährt, finden wir uns aufgefordert das Resultat zu ziehen und einen prüfenden Blick auf die Tragweite zu werfen die der Wirksamkeit dieser Ursachen zukommt. Die Behauptung daß die verschiedenen Typen welche die einzelnen

Menschenstämme besitzen, unveränderlich dieselben bleiben, ist ein Irrthum; nur über die Grenzen ihrer Veränderlichkeit läßt sich streiten. Was die einzelnen Factoren welche zu diesen Veränderungen mitwirken, für sich allein zu leisten vermögen, läßt sich ebensowenig mit voller Bestimmtheit angeben als was sie in den meisten einzelnen Fällen bei der Umbildung der Völker wirklich geleistet haben und welches die Grenzen sind über welche ihr Einfluß nicht hinausreicht. Versuchen wir ihre Macht gegeneinander abzuwägen, so scheint die Ansicht das Meiste für sich zu haben, daß die Macht der geistigen Cultur am bedeutendsten, die der klimatischen Verhältnisse für sich allein genommen am geringsten ist, während die Wirksamkeit von Nahrung und Lebensweise, die freilich überall im innigsten Zusammenhange mit jenen beiden stehen, eine mittlere Stellung zwischen ihnen einnimmt. Das spontane Auftauchen und Forterben neuer Eigenthümlichkeiten endlich scheint man den einflußreichsten unter den Ursachen die auf die Differenzirung der Menschen hinwirken, gleichstellen zu müssen, doch wird man dabei zu beachten haben, daß es erst da zu größerer Macht und Bedeutung gelangt, wo höherere Cultur bereits festen Boden gewonnen hat oder wo doch wenigstens der Zustand der ursprünglichen rohen Gleichförmigkeit der Individuen in der äußeren Organisation wie im inneren Leben schon verlassen ist, und wo daher (namentlich in Folge mannigfaltiger Verschiedenheiten in der Entwickelung der individuellen Charaktere) auch die erst erworbenen, im Laufe des Lebens einzelnen Eigenschaften die Begabung der nachfolgenden Generationen in ausgedehnterem Maaße mitbestimmen können.

II. Ueber die bedeutendsten anatomischen und physiologischen Verschiedenheiten welche unter den einzelnen Menschenstämmen vorkommen.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitte die Art und Größe der Veränderungen kennen gelernt welche sich an den Körperformen der Menschen nachweisen lassen und sie auf die Ursachen zurückzuführen gesucht denen sie ihre Entstehung verdanken. Sollen wir nun zur Entscheidung der Frage kommen, ob die sämmtlichen Völker der Erde als einer und derselben Art angehörig zu betrachten oder ob specifische

Unterſchiede unter ihnen anzunehmen ſeien, ſo werden wir vor Allem wiſſen müſſen wie beträchtlich die größten Unterſchiede ſind die unter den Menſchen in anatomiſcher und phyſiologiſcher Rückſicht factiſch vorkommen. Nur daraus werden wir beurtheilen können ob die Größe der wirklich vorhandenen Differenzen innerhalb oder außerhalb des Kreiſes der Veränderlichkeit fällt welche ſich für die Körperbildung des Menſchen nachweiſen läßt, oder wir werden dann wenigſtens eine ſichere Vergleichung zwiſchen jenen Differenzen ſelbſt und dieſem Veränderungskreiſe anſtellen, wir werden jene an dieſen meſſen können.

Haben wir demnach einerſeits die Unterſchiede der Körperformen und des leiblichen Lebens welche innerhalb des Menſchengeſchlechtes vorkommen, mit den äußeren Veränderungen zuſammenzuſtellen die der Menſch erleidet, um zu einer richtigen Würdigung der Bedeutung der erſteren zu gelangen, ſo zeigt es ſich anderſeits für dieſen Zweck nicht minder nothwendig ſie mit den Verſchiedenheiten welche zwiſchen dem Menſchen und den ihm zunächſt ſtehenden Thieren ſtattfinden, vergleichend zuſammenzuhalten, denn erſt dieſe letztere Vergleichung liefert uns den Maaßſtab unbezweifelter ſpecifiſcher Verſchiedenheit deſſen wir bedürfen. Daher faſſen wir hier das Charakteriſtiſche des Affen, und zwar der am höchſten ſtehenden Arten dieſer Gattung, im Gegenſatz zum Menſchen etwas näher in's Auge. Es kommt uns dabei nicht auf Erſchöpfung des Details noch auf kleinere anatomiſche Differenzen überhaupt an, ſondern nur auf die richtige Heraushebung der maßgebenden und durchgreifenden Hauptunterſchiede. Sie beſtehen in Folgendem.

Das Gehirn des Affen* ſteht an Maſſe und Entwickelung beträchtlich zurück gegen das des Menſchen. Die Geſichtsbildung zeichnet ſich aus durch platte Naſe und vorſtehenden Unterkiefer, ſehr geringes Kinn und den Mangel ſchwellender Lippen, kleinen Geſichtswinkel (30—35° bei ausgewachſenen Exemplaren). Das äußere Ohr iſt im Vergleich zum menſchlichen ſehr roh geformt und hat kein Ohrläppchen. Die Zähne ſind nicht ganz von gleicher Länge und durch Zwiſchenräume mehr getrennt. Die Größe der Hundszähne iſt bedeutender als die der anderen, der erſte untere Backenzahn iſt von ko-

* Ueber die Differenzen des Menſchen und Affen in oſteologiſcher Beziehung ſ. namentlich Owen in Transactt. of the zool. soc. I. 343 u. d. Auszug daraus in Schreber's Säugethieren v. A. Wagner, Suppl. I. S. 25.

nischer Form und immer stärker als der zweite. Der Affe hat ein Zwischenkieferbein, das indessen bei manchen Arten nicht selten fehlt, und das Hinterhauptsloch liegt bedeutend weiter nach hinten. Das Becken ist von nur geringem Umfange und seitlich enger als von vorn nach hinten, während beim Menschen das Umgekehrte stattfindet, die Wirbelsäule ist nur einfach gekrümmt und ihre Krümmung nach der Bauchseite offen. Die vorderen Extremitäten und Hände sind verhältnißmäßig weit länger als die menschlichen, auch die Füße sind eigentlich große krumme Hände, denn der Affe hat vier opposible Daumen, die jedoch nur klein und schwach sind und mit den übrigen Fingern, wie auch diese selbst, fast nur gleichzeitig bewegt werden können. Er hat ferner krumme Knie, das Fersenbein ist stärker nach oben gerichtet, so daß auch die menschenähnlichsten Arten nicht auf der Sohle, sondern nur auf deren äußerem Rande bei gekrümmten Zehen und daher nicht ohne Beschwerde wirklich aufrecht stehen können: dieser Umstand und die erwähnte Lage des Hinterhauptloches machen den Affen zum Kletterer, während es sich aus der anatomischen Construction des Menschen mit Nothwendigkeit ergiebt daß er aufrecht geht. Die Behaarung und Haarstellung, die Körperlänge von 3′, die weit größere Beschränkung im Klima und in der Nahrung, die Lebensdauer von nur 30 Jahren sind fernere wichtige Unterschiede des Affen vom Menschen. Das langsame Wachsthum, die lange Kindheit und späte Entwicklung zur Pubertät, der Mangel einer bestimmten Brunstzeit und ausgedehnter Instincte überhaupt, die Menstruation, eine große Reihe von besonderen Krankheiten, das Vermögen der Sprache, des Lachens und Weinens, sind weitere physiologische Merkmale des Menschen die ihn ebenso fest von den Affen scheiden als sie in die gesammte Entwickelung seines Lebens auf's Tiefste eingreifen, so daß es schon ihnen allein gegenüber nur als ein grober Mißgriff erscheinen kann, wenn Bory, hierin von Linné abweichend, das oberste Geschlecht der Säugethiere aus dem Menschen und den Orangs gebildet hat.

Als die menschenähnlichsten Affen werden der Chimpanse und der neu entdeckte, ebenfalls dem Genus Troglodytes angehörige Tschego am Gaboon bezeichnet. Indessen zeigen auch sie die erwähnten Unterschiede vom Menschen. Größere Aehnlichkeit in der Handbildung mit dem Menschen als der Chimpanse die Orangs und Gibbons, besitzt der

Gorilla: er hat nur 8 Handwurzelknochen, abgeplattete Nägel, die Länge der Hand ist geringer, ihre Breite dagegen relativ größer als bei den andern Affen. (Näheres über die erwähnten Arten in Comptes Rendus. 1853, XXXVI, p. 925 ff.)

Erzählungen von Menschen die in hohem Grade affenähnlich sein sollten, giebt es aus älterer und neuerer Zeit viele. So glaubt man z. B. noch jetzt in Indien an deren Existenz in Tschittagong, andere sollen zwischen Palmo, Tschumbulpur und den Nerbuddaquellen wohnen (Ausland 1855. S. 1200), und man kann sich über einen solchen Glauben freilich nicht wundern, da von ungebildeten Völkern den Thieren überhaupt eine höhere Stellung angewiesen zu werden pflegt als ihnen zukommt und es alsdann nahe genug liegt den Affen, die auch uns so leicht als unsre eigene Carricatur erscheinen, eine ganz besondere Rolle zuzutheilen, sei es eine mythologische oder eine rein menschliche: manchen Negervölkern gelten sie als travestirte Menschen die nur nicht sprechen wollen, damit man sie nicht zwinge zu arbeiten. Wir brauchen kaum hinzuzufügen daß sich bis jetzt noch alle jene Geschichten von der Existenz affenähnlicher Menschen in Nichts aufgelöst haben. Das Wahre an ihnen beschränkt sich auf die bekannte Thatsache, daß der affenähnlichste der Menschen der Neger ist, dessen typische Eigenthümlichkeiten wir deshalb mit denen des Affen unmittelbar zusammenstellen wollen. Bei Behauptungen wie die von Nott and Gliddon (p. 182 und 457) daß die Hottentotten und besonders die Buschmänner moralisch und physisch nur wenig vom Orang-Utang und nicht weiter von diesem als der Europäer von ihnen selbst verschieden seien, haben wir nicht nöthig uns aufzuhalten, da sie zu den unverschämten Uebertreibungen* gehören, die eingegeben vom Interesse des Sklavenhalters und Sklavenhändlers nur in America noch Glauben finden. Ueber öftere Verwechselung von Affen und Menschen handelt Ehrenberg in seiner Arbeit über den Cynocephalus der Egypter (Abh. der Berliner Akad. 1833).

In scharfer Ausprägung findet sich der Negertypus (wie Prichard

* Aehnliche handgreifliche Uebertreibungen finden sich dort mehrere: so p. 434, oder wenn es p. 185 heißt, ganz Africa sei südlich vom 10° n. B. nur von Menschen bewohnt, deren Verstand so dunkel sei als ihre Haut und deren Schädelbildung jede Erwartung einer künftigen Verbesserung als eine utopische Träumerei erscheinen lasse. Da diese Behauptungen bei Nott nicht auf Unkenntniß beruhen können, entbinden sie uns von ernsthafter Prüfung mancher andern von seinen Ansichten.

II, 44 bemerkt hat) nur zwiſchen den Wendekreiſen, namentlich im Innern der nördlichen Hälfte dieſes Gebietes, dem ſog. Sudan, und an der Weſtküſte von Africa. Nach der genaueren Angabe Latham's (a, 471 f.) erſtreckt ſich das Negergebiet in dieſem engeren Sinne nur vom Niger bis zum Senegal und über einen Theil von Sennaar Kordofan und Darfur. Die anthropologiſchen Eigenthümlichkeiten welche ſich hier finden, ſind folgende.

Das **Skelett** des Negers iſt ſchwerer, die einzelnen Knochen dicker und größer im Verhältniß zu den Muskeln als beim Europäer (Pruner, die Krankheiten des Orients, Einl. S. 64); namentlich gilt dieß von dem ſehr harten dichten und ungewöhnlich dicken **Schädel**, deſſen Beſchaffenheit es erlaubt daß kämpfende Neger, Männer und Weiber, einander wie Böcke ſtoßen (Hamilt. Smith p. 190 ff.), ohne ſich dabei beſonders empfindlich zu zeigen. Bei einigen verbindet ſich das Schläfenbein unmittelbar mit dem Scheitelbein in ſeiner ganzen Länge, wie bei simia troglodytes (Owen), doch iſt dieß durchaus nicht conſtant und findet ſich zuweilen auch bei Mongolen (Hollard 251). Duncan (II. 246) giebt an daß in Dahomey Schädel ohne Längs- und Quernähte öfter, nicht bloß als ſeltene Ausnahmen vorkämen. Nach Sömmering (51 ff.) iſt die Capacität des Schädels beim Neger abſolut geringer und alle Dimenſionen ſeines Kopfes kleiner als beim Europäer, die abgehenden Nerven dicker, das **Gehirn**, welches nach Pruner zugleich härter iſt, im Verhältniß zu ihnen kleiner (Monroe, Pruner) — eine entſchiedene Affenähnlichkeit. Eine ſolche iſt zwar von Tiedemann (D. Hirn des Negers) allgemein und entſchieden in Abrede geſtellt, durch die von ihm ſelbſt gegebenen Abbildungen aber in anderer Rückſicht beſtätigt worden, nämlich inſofern das große Gehirn ſeines Buſchmannweibes (Taf. V.) in der Anzahl und Schönheit ſeiner Windungen nicht minder weit hinter dem des Negers (Taf. I.) zurückſteht als dieſes hinter dem des Europäers, wenn auch die Rohheit der Gehirnbildung bei simia troglodytes in dieſem Punkte noch viel bedeutender erſcheint als die des Negerhirns. Daß die Windungen des letzteren maſſiver entwickelt und minder zahlreich ſind als beim Europäer — bei welchem ſie freilich auch in dieſer Rückſicht ſehr variiren — ſcheint ſicher zu ſtehen (Burmeiſter Geol. Bilder II, 123). Hierauf ſcheinen ſich aber auch die Aehnlichkeiten in der Bildung des Negerhirnes mit dem Gehirn des Affen zu be-

schränken, denn die Schädelcapacität des Negers ist nicht (wie Blumenbach, Lawrence und noch Morton, Cran. Am. p. 260 behauptet haben) geringer als die aller anderen Raçen (S. Tiedemann, W. Hamilton, Parchappe, Rech. sur l'encéphale und namentlich Huschke, Schädel Hirn und Seele, welcher letztere für den Neger 37,57 Unzen Gehirn angiebt aus 54, für den Malaien nur 36,41 aus 98 Beobachtungen). Die Scheitelgegend ist beim Neger hochgewölbt und (nach Huschke ebend. S. 27) um 2% besser entwickelt als beim Europäer, die Stirn dagegen oft schlechter als beim europäischen Weibe; vorherrschend ausgebildet, schwerer und rundlicher als bei jenem soll das Hinterhaupt, der Wurm stärker sein (S. 78, 100): das Negerhirn besitze demnach den Typus des kindlichen und weiblichen Gehirnes und nähere sich dem Hirntypus der höheren Affen, nur daß es durch Länge, das weibliche europäische dagegen durch Breite ausgezeichnet sei (S. 157). Hiermit scheint indessen nicht wohl zusammenzustimmen daß der Uebergang vom Hinterkopf zum Rücken beim Neger flacher als beim Europäer ist (nach Sömmering S. 7), daß er überhaupt weniger hervorragenden kürzeren Hinterkopf besitzen soll (Burmeister, G. B. II, 119). Hat der zuletzt erwähnte Gelehrte aus diesem Umstande die weiter nach hinten gerückte Lage des Hinterhauptsloches erklären wollen, welche Lawrence (311) nach Sömmering (S. 54) auf's Neue hervorgehoben hat, so ist diese dagegen von Prichard (I, 290) ganz geleugnet, von Latham als nicht constant bezeichnet worden, während Hollard (S. 247) eine geringe Differenz (außer bei den Hottentotten) hierin zugiebt (ebenso Arnoux im Bullet. soc. ethnol. 1847 p. 217), zugleich aber treffend bemerkt daß die besondere Form des Negerschädels dieß erfordere, die Aufrechthaltung des Kopfes dadurch aber nicht im Geringsten beeinträchtigt werde.

Die Oberfläche des **Gesichtes**, die man gewöhnlich als klein angegeben findet, ist gleichwohl im Verhältniß zur Schädeloberfläche größer als beim Europäer (Sömmering, Lawrence). Während beim Europäer die Stirn, die Nasengegend und das Gebiß nahe gleiche Abschnitte des Gesichtes bilden, findet beim Neger eine beträchtliche Größenzunahme dieser Theile von oben nach unten statt. (Näheres hierüber bei Burmeister G. B. II, 126, der dieses Verhältniß indessen in besonders auffallender Weise bei einem Kaffern fand.) Der

Gesichtswinkel beträgt wenig über 70° und das vortretende Untergesicht giebt dem Ganzen ein mehr schnauzenartiges Ansehen. Der schmale, seitlich zusammengedrückt erscheinende Kopf bietet für den Ansatz der mm. temporales einen auffallend großen Raum dar, aus deren vorzüglich starker Entwickelung in die Breite und Länge man schon öfter die seitliche Compression des Schädels hat erklären wollen. Die Stirn ist klein und kugelig, ihre Oberfläche höckerig und uneben (Blumenbach), die Augen, deren Höhlen nach Prichard (I, 292) nicht umfangreicher als beim Europäer sind, während sie Sömmering (S. 21) als größer bezeichnet, sind enggeschlitzt, schwarz von Farbe und vorliegend, meist mit gelber Conjunctiva (Pruner), oft sind Blutstreifen darin zu sehen (Clapperton 184). Die Backenknochen sind vorwärts gerichtet und daher ist die Wangengrube verhältnißmäßig tief. Die breite dicke platte Nase mit weiten Löchern steht mit den Kinnladen zusammen aus dem Gesichte hervor. Die flachen Nasenbeine sollen zwar häufiger als bei Europäern mit einander verschmelzen, es scheint aber diese Eigenthümlichkeit, die auch bei Polynesiern nicht selten ist, nicht für den Neger charakteristisch zu sein. Das Siebbein ist stark entwickelt. Man hat dieß oft mit einer bedeutenden Ausbildung des Geruchssinnes beim Neger in Beziehung gesetzt, es ist aber daran zu erinnern, daß eine solche nur ausnahmsweise bei Negervölkern vorkommt. (Hierüber weiter unten mehr.) Die Nasenhöhle ist wie die Mundhöhle geräumiger als beim Europäer, der untere Rand der knöchernen Nasenöffnung abgerundet, der Nasenstachel unbedeutend (Sömmering S. 24 f.), der Nasenknorpel mangelhaft ausgebildet (Duttenhofer S. 32). Die Lippen, besonders die Oberlippe, sind wulstig und dadurch von denen des Affen sehr verschieden, ihre Farbe geht von schmutzig rosenfarbig bis kirschroth und von dunkelroth bis schwärzlich (Sömmering S. 12), oder ist außen braun und geht nach innen in roth über (Burmeister). Der Oberkiefer ist langgestreckt, schmal, nach vorn gerichtet, die Zunge dick und groß, das Gaumengewölbe größer und namentlich länger als beim Europäer. Der Raum für die Zähne soll sehr groß sein, so daß der hinterste Backenzahn sich freier entwickeln kann. Oft sind 6 Backenzähne vorhanden. Die Schneidezähne stehen nicht ganz senkrecht, vorzüglich die oberen sind schief nach vorn geneigt und sehr lang. Ihre blendende Weiße, die man oft als Raçeneigenthümlichkeit bezeichnet hat, scheint meist durch

Abreiben mit Pflanzenfasern Kalk und dgl. hervorgebracht zu sein (W. J. Müller, die afr. Landschaft Fetu, S. 31; Lander III, 94; Raffenel, Voy. p. 198; Hecquard, S. 38); es giebt auch Gegenden wo man ganz ungewöhlich viele schlechte und ausgefallene Zähne sieht, z. B. in Nyffe (Clapperton, a. a. O.). Ein Zwischenkieferbein hat der Neger nicht, sondern nur, wie auch der Europäer, im Kindesalter eine Furche die dasselbe andeutet. Der Kinnladenrand ist schmal und nach vorn verlängert, das Kinn nur klein, aber breit und zurücktretend. Die mm. masseteres sind ebenso wie die temporales stark entwickelt. Das äußere Ohr steht vom Kopfe ab, ist klein und dickwandig, nicht affenähnlich breit und flach (Burmeister), aber es ist gleichmäßiger gerundet als beim Europäer (Pruner), wie überhaupt bei den niederen Raçen die Helix platter, der Tragus aber und das Ohrläppchen kleiner sein sollen (Hollard, S. 99). Die Stimme des Negers ist schwach und heiser bei den Männern, sehr hoch und schrillend bei den Weibern (H. Smith).

Das **Haar** des Negers, welches sich nicht allmählich wie das des Europäers gegen die Stirn die Schläfe und den Nacken hin verliert, sondern abgesetzt ist wie eine Perrücke (Sömmering, S. 8), fehlt nicht selten an einzelnen Stellen ganz, so daß es wie bei den Hottentotten Buschmännern und Australnegern der Südsee in einzelnstehenden Büscheln wächst. Es hat die bekannte wollige Beschaffenheit, obwohl von thierischer Wolle wesentlich verschieden*, und verdankt seine Kräuselung dem Umstande, daß sein Durchschnitt eine

* Die Fasern der Wolle sind am obern Ende getheilt und verfilzen sich daher leicht, sie werden von oben nach unten stärker oder ihre Dicke ist überhaupt ungleich. Der Schaft des menschlichen Haares ist an der Wurzel am dicksten und endigt oft mit einer ganz feinen Spitze, bisweilen jedoch ist das Ende auch durch einen oder mehrere Einschnitte in kurzen Strecken gespalten (Henle in Froriep's Notizen 1840. No. 294, S. 615). Während die Haare verschiedener Thierspecies fast immer bedeutendere Verschiedenheiten zeigen, ist dieß mit denen der Menschenraçen nicht der Fall. (Vgl. Eble II, 86 ff.; Wilson manag. of the skin p. 80 ff.). Browne (bei Schoolcraft III, 367 ff.) will gefunden haben, daß der Durchschnitt des Haares beim eingeborenen Americaner cylindrisch (kreisförmig?), beim Europäer, dessen Haar sich daher öfters locke, mehr oval, beim Neger stark elliptisch sei und daß beim ersteren und letzteren der Centralkanal für den Färbestoff fehle; indessen erledigt sich die letztere Differenz dadurch, daß die Marksubstanz, deren Zellen vielmehr Luft enthalten, unter allen Bestandtheilen des Haares überhaupt am meisten variirt, in den Wollhaaren auch des Europäers aber gewöhnlich und in den farbigen Kopfhaaren häufig *fehlt* (Kölliker II, 1, 113 ff.).

Ellipse darstellt (Henle). Die Windungen in denen es wächst, haben 3—4‴ Durchmesser, es ist härter elastischer glänzender und dicker als das des Europäers. Gewöhnlich wird es nicht über 3″ lang, was nicht etwa die Folge beständigen Abschneidens ist, denn alle Negerinnen (in Brasilien) streben nach langem Haare (Burmeister). Indessen soll diese natürliche Kürze des Haares nicht allgemein sein. Viele Negervölker schneiden es regelmäßig; und es soll, wenn beständig ausgekämmt, auf der Guineaküste die Länge von 1′ erreichen (Isert S. 164). Dandolo (271) sah bei den Bakkara am weißen Nil ein paar sehr schwarze Negersklavinnen mit ungeheurem perrückenartigen Haarwuchs von einem halben Meter Umfang. Doch scheint es zweifelhaft ob in diesen Fällen von ungemischten Negern die Rede ist (S. Abschn. III). Der Bart ist meist nur gering und wächst oft erst in spätem Alter; der Backenbart fehlt gewöhnlich ganz: daher der besondere Stolz der unter den Negern lebenden Mauren auf ihre Bärte als Zeichen arabischer Abkunft (M. Park I, 247), und der hohe Werth den man z. B. in Aschanti auf einen starken Bart setzt (Bowdich S. 391). Auch Brust und Körper sind nur wenig, Arme und Beine gar nicht behaart (H. Smith).

Der relativ dickere **Hals** des Negers, der etwa 1″ kürzer ist als der des Europäers und sein stark entwickelter Nacken (Burmeister) in Verbindung mit der geringeren Biegung der **Wirbelsäule** befähigen ihn dazu Lasten leicht auf dem Kopfe zu tragen (H. Smith), was er mit solcher Vorliebe zu thun pflegt, daß z. B. die Fantis selbst die zum Steinefahren bestimmten Schiebkarren auf den Kopf nehmen (Duncan I, 23). Der Brustkasten ist größer und gewölbter als beim Europäer. Das **Becken**, mit dessen Gestalt die Kopfform in natürlichem Zusammenhange steht, ist enger, keilförmiger, bei sehr hohen verticalstehenden Darmbeinen und rückwärts geneigt (Pruner), alle seine Durchmesser sind kleiner als beim Europäer und der schmalere, schlankere Bau desselben hat wieder einen aufgetriebenen, mehr hängenden Bauch zur Folge (Burmeister, G. B. II. 121 f.). Vrolik (p. 12 ff.) hat die größere Affenähnlichkeit desselben ausführlich nachgewiesen. Was die **Glieder** betrifft, so hatte schon White die relativ größere Länge des Unterarmes beim Neger bemerkt: beim Europäer ist das Verhältniß zwischen den Abschnitten des weiblichen Armes = 12 : 9 : 6, zwischen denen des männlichen = 12,5 : 10,5 : 7, beim Negerweibe da-

gegen = 12 : 10 : 7, beim Neger = 12,8 : 9,6 : 7,5 : demnach erscheinen beim Neger namentlich die Hände als lang gezogen bei relativ geringer Breite. Sie sind mit schönen weißen Nägeln versehen, fühlen sich aber hart an wie Holz (Burmeister). Daniell (L'Institut 1846. II, p. 88) giebt dagegen an daß nach seinen Messungen nur die Finger und Hände des Negers, nicht der Arm relativ länger sei als beim Europäer. Die Haut zwischen den Fingern reicht beim Neger weiter herauf als beim Europäer (van der Hoeven). Die Hautfalte welche vom untern Theile des Handballens nach dem Gipfel der Falte hin verläuft, die durch die Einlenkung der ersten Glieder der drei letzten Finger gebildet wird, hat Serres die kaukasische Falte genannt; sie soll den Negern ganz fehlen, bei den Mongolen Chinesen und eingeborenen Nord-Americanern nur angedeutet sein (Fechner's Centralblatt 1853. S. 55). Da indessen die Abessinier in gleichem Falle sein sollen, scheint man dieß nicht als charakteristisch für den Neger ansehen zu dürfen. — Der Unterschenkel des Negers ist nach Burmeister relativ länger, der Oberschenkel relativ etwas kürzer als beim Europäer. Da der letztere Unterschied jedoch geringer ist als der erstere, ist das Bein im Ganzen von größerer Länge, der vollständige Plattfuß des Negers aber, der weder oben noch unten gewölbt ist und dessen Knöchel nur $1\frac{1}{3}$—$1\frac{1}{2}$" über dem Boden steht, gleicht dieß so wieder aus, daß das Bein sogar kurz scheint. Nach Köler (S. 90) wären die Unterextremitäten verhältnißmäßig bald etwas zu lang bald etwas zu kurz und zu dünn. Der Oberschenkel ist ohne Fülle, wie der Neger überhaupt zur Fettbildung sich nicht geneigt zeigt. Die Kniee sind etwas gebogen, die Waden schwach, hoch oben stehend und wie zusammengedrückt von der Seite. Krumme Beine sind häufig, wahrscheinlich eine Folge davon daß die Kinder sperrbeinig auf dem Rücken der Mutter zu sitzen pflegen (Monrad S. 52; Raffenel S. 52). Wegen der Schwäche der Beine (Graf Görtz II, 43) soll ein Schlag auf das Schienbein dem Neger besonders empfindlich sein (Day II, 98). Die Ferse des Negers ist länger breiter und niedriger als die des Europäers und der ganze Fuß daher länger — eine Eigenthümlichkeit die auch den Mischlingen stets bleiben soll, selbst wenn ihre Farbe schon weiß geworden ist (Day I, 51). Die Zehen sind klein, und zwar die erste kleiner als die zweite und von dieser durch einen freien Raum getrennt (Burmeister). Die Sesambeine sollen bei Negern

weit häufiger als bei Europäern sein (Sömmering). Duttenhofer (S. 35) giebt an daß der Neger oft stundenlang auf dem äußeren Rande eines oder beider Füße stehe, was bei seinem Plattfuße ihm freilich schwer werden möchte.

Ueber das **Blut** des Negers finden sich schon bei Sömmering verschiedene Angaben. Pruner bezeichnet es als dick schwarz und pechartig, wogegen Foissac (S. 67) und Omboni (p. 159), letzterer nach vielen Beobachtungen, einen Unterschied der Farbe des Negerblutes von dem des Europäers bestimmt leugnen. J. W. de Muller (S. 45) bemerkt daß auch bei weißen und farbigen Menschen in heißen Klimaten das arterielle Blut dem venösen stärker gleiche in Folge größeren Kohlenstoffgehaltes, und man hat behauptet daß das Uebergewicht dieses letzteren eine größere Trägheit des Geistes mit sich bringe. Nur choleriſches und phlegmatiſches Temperament sollen bei Negern vorkommen. Die sehr stark entwickelten Genitalien zeigen eine sehr häufige Turgescenz. Auch die Drüsengebilde sind durchaus stark entwickelt (Pruner). Der Magen hat eine mehr rundliche Gestalt (Sömmering). — Die **Haut** gewährt dem Neger einen stärkeren Schutz gegen die Sonnenstrahlen als dem Europäer, da er der Sonne längere Zeit ausgesetzt, selbst bei 30° R. keine Blasen auf der Haut bekommt; sie ist am ganzen Körper merklich dicker als die des Europäers, immer kühl und sammtartig anzufühlen. In Rücksicht des letzteren Punktes sollen indessen die rohen Völker Central-Africa's, deren Haut leicht runzelig werde und aufspringe, eine Ausnahme machen (d'Escayrac S. 186). Sie ist mehr oder weniger schwarz in Folge der Ablagerung des Pigmentes, das (nach einer wohl nicht vollkommen zuverlässigen Analyse) zu $^9/_{10}$ aus Kohlenstoff, zu $^1/_{10}$ aus Eisen und Fett bestehend (de Muller), sich in den gewöhnlichen Zellen der Schleimschicht der Epidermis, nicht in besonderen Pigmentzellen findet, während die Lederhaut des Negers sich ganz so verhält wie die des Europäers (Kölliker II, 1, 52). Dieses Pigment, welches beim Negerfötus noch fehlt, lagert sich wie in der Schleimschicht der Oberhaut auch in der des Nagels ab (Béclard, Anat. générale, p. 309, bei Kölliker S. 83), ferner in den Hirnhäuten des Negers (de Muller), ausnahmsweise, obwohl selten, auch am Zahnfleische und Gaumensegel (Arnoux im Bullet. soc. ethnol. 1847, janv. p. 52) und an der Zunge (Pruner in der Zeitschft. der deutschen morgenl. Ges. I, 131). Nur

Handteller und Fußsohle sind, wohl in Folge stärkerer Abschuppung, heller gefärbt, ersterer ist oft von ganz europäischer Farbe (Burmeister). Nach Flourens' älterer Ansicht sollte es zwischen Oberhaut und Lederhaut beim Neger besondere, dem Weißen fehlende Gebilde geben die den Farbstoff enthielten, später dagegen hat auch er die jetzt allgemein geltende Ansicht anerkannt, daß die Structur der Haut bei weißen und dunkeln Menschen durchaus nicht wesentlich verschieden sei, da auch bei jenen die Pigmentablagerung ganz in gleicher Weise stattfindet wie bei diesen, nur in sehr geringer Quantität. Kölliker (a. a. O.) bemerkt zwar daß sich kein mikroskopisch sichtbares Pigment finde wo die Haut weiß oder gelblich weiß erscheine, fügt aber auch hinzu daß sich ein solches nachweisen lasse wo intensiver gelbe, bräunliche oder braunschwarze Schattirungen an der Haut des Europäers auftreten. Krause (Art. „Haut" in Wagner's Handwörterb. S. 115 und 123), der Flourens' Schilderung der Haut (Ann. des sc. nat. 1837, p. 156, 1838, p. 239, 1839, p. 343 und Comptes rendus 1843, p. 335) als unklar bezeichnet, hebt hervor daß Sommerflecken und braune Muttermale in der Haut des Europäers in ihrer Structur ganz so sich verhalten wie die Epidermis des Negers (Vgl. Simon in Müller's Archiv. 1840, S. 167), und daß die Haut der in heißen Klimaten gebräunten Weißen wahrscheinlich eine ganz analoge Veränderung erleide. Kann hiernach die Hautfarbe des Negers nicht als ein specifischer Unterschied desselben von anderen Raçen geltend gemacht werden, scheint sie sich vielmehr hauptsächlich erst in Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen zu entwickeln, so sehen wir dieß noch weiter durch andere Umstände bestätigt: vor allem dadurch, daß ihre Entwickelung bei den verschiedenen Völkern eine ziemlich ungleichmäßige ist, ferner dadurch daß die Haut des Negers im Alter von ihrer Schwärze verliert und fahler wird (Carnes p. 372), und daß die Weiber während der Menstruationsjahre, wo der überschüssige Kohlenstoff noch auf anderem Wege entfernt wird, meist etwas weniger schwarz sein sollen als die Männer (de Muller). Endlich ist hierher noch zu rechnen, daß die neugeborenen Negerkinder von hellgrauer Farbe sind und in den nördlichen Theilen der Negerländer die schwarze Farbe vollständig erst gegen das dritte Jahr hin erhalten (Pruner)*, wie auch die in der kalten Jahreszeit geborenen

* Camper (Kleine Schriften. I. St. 24) sah ein Negerkind, das bei

etwas langsamer schwarz werden, wozu als Parallele zu erwähnen ist, daß die Kinder der Araber im Süden, auch wo diese unvermischt mit Negern geblieben sind, aber deren Farbe haben, bei der Geburt einen geringen Anflug von Kupferfarbe zeigen (d'Escayrac S. 125), während die der americanischen Raçe gelblich weiß oder röthlich braun zur Welt kommen (S. die Belege bei Prinz Max zu Wied S. 103). Die Eingeborenen von Adelaide in Australien, gelbbraun nach der Geburt, werden später bräunlich schwarz (Köler im Monatsb. d. Ges. f. Erdk. III, 44). Ebenso allmählich wie die Hautfarbe des Negers entwickelt sich auch sein krauses Haar, beim Säugling ist das Haar ursprünglich kastanienbraun und seidenartig (Burmeister, G. B. II, 134). — Die Hautausdünstung des Negers hat bekanntlich einen eigenthümlich stinkenden Geruch, der jedoch bei manchen Individuen nur gering ist, während er sich bei andern schon aus der Ferne kund gibt (Burmeister, R. nach Brasil. S. 89). Besonders stark ist er z. B. bei den Balantes und Bissagos (Arnoux a. a. O. p. 215) und bei den Negern im Süden von Sierra Leone, bei den Jboes, Papaws, Mokos u. s. f. (R. Clarke p. 51). Er entspricht dem üblen Geruch den auch das schwarze Gefieder der Vögel und das schwarze Haar der Hunde in Guinea besitzt (Foissac S. 76).

Es fällt in die Augen daß die vorstehende Schilderung des Negertypus, bei welcher wir es vorgezogen haben alle Einzelnheiten mit Belegen zu versehen um jeden Schriftsteller sich selbst vertreten zu lassen, ohne aus den oft nicht einstimmigen Angaben vieler ein willkürliches Ganze von zweifelhafter Richtigkeit selbst zu bilden — es fällt in die Augen daß diese Schilderung gar manches enthält wodurch eine gewisse Affenähnlichkeit des Negers außer Zweifel gestellt wird, wenn auch der Abstand zwischen ihm und dem Affen noch groß genug bleibt um jeden Gedanken an eine nähere oder auch nur gleich nahe Verwandtschaft beider untereinander als die zwischen Neger und Europäer zu entfernen. Haben wir schon im Vorhergehenden hier und da darauf hinweisen müssen, daß die Unterschiede der letzteren in manchen Punkten minder bedeutend sind als sie auf den ersten Blick zu sein scheinen, so wollen wir hier sogleich noch einige weitere Bemerkungen hinzu-

der Geburt von röthlicher Farbe war, zuerst an den Rändern der Nägel und um die Brustwarze sich schwarz färben; am dritten Tage färbten sich die Geschlechtstheile, am fünften und sechsten allmählich der ganze Körper.

fügen um die Würdigung dieses Gegenstandes, der so leicht durch den ersten Eindruck besticht, noch vollständiger zu berichtigen.

Der vorzüglich dicke und harte Schädel, den man als charakteristisch für die Negerraçe zu bezeichnen pflegt, ist ihr nicht ausschließlich eigen. Wir brauchen uns hier nicht darauf zu berufen daß ein solcher bei Geisteskranken häufig vorkommt (Dumoutier) und daß Herodot ihn den alten Aegyptern zuschreibt. Aehnliches wird vielfach erwähnt. Die Vandiemensländer zerbrechen Holz meist auf dem Kopfe, den sie dabei als Stützpunkt benutzen (Labillardière II, 54; Melville p. 348). Die Schädel der Neuholländer sollen viel dicker sein als die der Europäer (Dawson p. 66). Dasselbe gilt in Süd-America von den Pehuenchen und manchen Indianern Brasiliens (Pöppig I, 466; Spix und Martius 696). Herrera erwähnt daß die spanischen Eroberer nicht im Stande waren die Schädel der Eingeborenen von Cuba und Haiti mit einem Schwertstreiche zu spalten. Ulloa (a, II, 99) giebt die in alten americanischen Gräbern gefundenen Schädel als 6—7‴ dick an, Polack (I, 214) fand dasselbe an einem Neu-Zealänder Schädel. Die außerordentliche Dicke der Schädel bei den Zulu-Kaffern, die bekanntlich nicht zu den Negern im engern Sinne gehören, ist Delegorgue II, 219) geneigt als eine Folge der Sonnenhitze anzusehen, welcher sie den bis auf einen Haarbüschel am Scheitel kahl geschorenen Kopf aussetzen. Auffallend dicke Schädel wurden in Frankreich an vielen Orten ausgegraben (Serres in L'Institut. 1853. II, p. 123), und durch dieselbe Eigenthümlichkeit zeichnen sich auch die Bretagner aus, welche sogar wie die Neger öfters Stirn gegen Stirn kämpfen, und Mangel an Schutz des Kopfes scheint auch hier die Ursache zu sein (Lenormant in Nouv. Ann. des voy. 1848. I, 110).

Schiefstehende prominirende Vorderzähne kommen nach den Abbildungen Sandifort's durchaus nicht bei den Negern allein vor, sondern zeigen sich, obwohl in geringerem Grade auch bei den Kaffern, Amboinesen, Cinghalesen, Japanern u. s. f. Auch bei Europäern sind seitlich comprimirte Schädel mit schiefstehenden Schneidezähnen nicht selten (R. Wagner II, 219).

In Bezug auf das Verhältniß unter den Abschnitten des Armes hat Jarrold (S. 62) durch Messungen nachgewiesen, daß der Vorderarm der Schotten (12″ bei 6′ Körperlänge) in der Mitte steht zwischen

dem der Neger (12½" bei 6') und dem der Engländer (11½" bei 6') und daß ebenso die Handlänge bei jenen verhältnißmäßig sehr groß ist: daher denn auch in diesem Punkte die Affenähnlichkeit des Negers nicht als specifisch gelten kann.

Die schlechten oder mangelnden Waden sind in Sennaar und Taka ebenso den Arabern eigen wie den Negern (Werne S. 58). Dasselbe hat Brehm (I, 176) bei den Nomadenvölkern von Ost-Sudan vielfach beobachtet und findet den Grund dafür darin, daß sie auf den Fersen zu sitzen pflegen, wobei dann der Oberschenkel ganz platt auf dem Unterschenkel aufliege. Außerdem ist jene Eigenthümlichkeit bei den Negern nicht allgemein.

Ferner ist von Burmeister unter Anderm die Bildung des Fußes, der Zehen und ihre Stellung gegeneinander als eine Affenähnlichkeit des Negers hervorgehoben worden. In der That ist vielfach bemerkt worden daß die große Zehe von den Negern häufig fast wie ein Daumen gebraucht wird, aber so verführerisch es auch sein mag diesen Punkt zu betonen, so ist doch leicht zu zeigen wie geringer Grund hierzu vorhanden ist. Dasselbe wird nämlich nicht allein von den Neuholländern ebenfalls berichtet (Mitchell I, 303; Howitt p. 284; Hodgson p. 245), die häufig ihre Speere zwischen den Zehen fortschleppen um sie zu verbergen (King I, 370), sondern auch von den Indianern am Orinoco (Gilii S. 252) und in Yucatan, welche letzteren ganz gewöhnlich sogar Geldstücke mit den Füßen aufheben, Steine umfassen und werfen u. dergl. (Waldeck p. 65). Montezuma hielt sich Leute, die Jongleurkünste mit den Füßen ausführten, wie dies anderwärts mit den Händen geschah; ihre Kunstfertigkeit war so auffallend, daß Cortes einige von ihnen mit nach Spanien brachte. (Gomara 439). Die Marquesasinsulaner, die Malaien von Luzon und Samar wie manche Bewohner von Sumatra, die Indianer von Paraguay und selbst die Bewohner von Corrientes bedienen sich in gleicher Weise der Füße und namentlich der ersten und zweiten Zehe zum Aufheben und Festhalten nicht allzu schwerer Gegenstände (Langsdorff I, 151; Mallat II, 38; de Pagès S. 175; Marsden S. 455; Rengger S. 11 und 376). Mögen solche Thatsachen Bory (I, 45) zu der Behauptung bewogen haben, daß die opposiblen Daumen an den unteren Extremitäten des Affen nicht als ein specifischer Unterschied desselben vom Menschen gelten könnten, indem er zugleich anführt daß dieselbe Eigen-

thümlichkeit in gleichem oder noch höherem Grade in Folge vielen Kletterns sich bei den Harzsammlern des Marrensin (Dep. des Landes) auszubilden pflege, so erhält dadurch die Sache allerdings eine andere Wendung, jedoch eine solche die es zugleich nöthig macht in diesem Punkte die angebliche Affenähnlichkeit des Negers fallen zu lassen. In wie hohem Grade der Gebrauch der Glieder von der Uebung abhängig ist, zeigt sich vorzüglich an den Bajaderen in Ostindien. Schon im ersten Lebensjahre biegt die Mutter der künftigen Bajadere auf Java alle Glieder mit Vorsicht rückwärts vorwärts und seitwärts. Es wird kein Schmerzenslaut dabei gehört. Die Bajadere vermag das vorderste Glied jedes Fingers für sich allein vor- und rückwärts zu strecken, ihre Hand nach außen oder rückwärts eben so flach und hohl zu machen wie wir den Handteller, und selbst die ganze Hand rückwärts auf den Vorderarm aufzulegen. Ihre Zehen besitzen dieselbe Fertigkeit zum Anfassen wie die Finger und die Wirbelsäule ist nach allen Seiten hin biegsam und gelenkig (Gumprecht, Ztschrft. f. allg. Erdk. 1854. II, 118 nach dem Tageb. eines Officiers).

Die unangenehme Hautausdünstung des Negers hat man ebenfalls oft für etwas ihm specifisch Eigenthümliches gehalten. Selbst abgesehen aber davon daß in dieser Beziehung bedeutende Verschiedenheiten unter den Negern selbst vorkommen, daß auch in Nordost-Africa z. B. einzelne Stämme der Bischari übelriechende Hautausdünstung haben (Werne a, 228 u. sonst): so verbreitet auch der eingeborene Americaner einen eigenthümlichen, obwohl schwächeren Geruch (catinca), wie dieß schon Blumenbach (163) von den Caraiben und anderen Völkern angeführt hat. Er vererbt sich vom Neger und Americaner auf den Mulatten und Mestizen (Humboldt, Neuspanien I, 192). Besonders die Araucaner, die fast nur von Fleisch leben, sind von äußerst widrigem Geruch, der unter dem Namen soreno in Chili bekannt ist (Lesson im Complément des Oeuv. de Buffon. II, 163). Dagegen versichert Hearne (S. 257) von den Nord-Indianern daß bei gehöriger Reinlichkeit nichts dieser Art an ihnen zu bemerken sei, und Oviedo y Valdes (bei Ternaux 130) sagt von den Indianern von Panama nur daß sie übel röchen wie die Neger wenn sie sich einen oder zwei Tage nicht wüschen. Say (bei James I, 285) will den Geruch der Hautausdünstung der Indianer hauptsächlich von den Stoffen ableiten mit denen sie sich einreiben, bemerkt aber zugleich daß der Ge-

ruch der Weißen ihnen selbst oft widerwärtig sei. Wenn, wie versichert wird, die Eingeborenen von Luzon die Hemden ihrer Herren durch den Geruch von andern zu unterscheiden vermögen (Mallat II, 38) und die Australier Aehnliches leisten (Australia felix, nach Westgarth p. 127), so ergiebt sich daraus daß nicht allein auch die Hautausdünstung der weißen Raçe, sondern auch jedes Individuum einen specifischen Geruch besitzt, der ja ohnehin durch die Spürkraft des Hundes sicher steht. Auch soll ein geübter Haarhändler deutsches und französisches Haar, ja selbst irisches schottisches englisches und welsches durch den Geruch voneinander unterscheiden können (Morgenblatt 1855. No. 110, S. 316). Mag es nun freilich wohl unrichtig sein, daß während die Hottentotten unerträglich übelriechend wären, Buschmänner und Kaffern hiervon sich ganz frei zeigten (wie Kretzschmar S. 207 angiebt), so geht doch aus Obigem deutlich genug hervor daß man die übelriechende Hautausdünstung des Negers nicht als etwas Specifisches und ihm ausschließlich Eigenthümliches betrachten darf. Eine gute Autorität (Rengger a, S. 244) behauptet sogar vielfach an Europäern beobachtet zu haben, daß mit ihrer Acclimatisirung in Paraguay auch ihre Hautausdünstung einen stärkeren, unangenehmeren, etwas negerähnlichen Geruch annehme, und daß sie in Folge dieser Veränderung ihrer Hautthätigkeit wie die Indianer und Neger alsdann weniger von den Moskitos beläftigt würden. Diese letzteren nämlich greifen zwar (nach Humboldt und Bonpland IV, 91) die Indianer und Europäer auf gleiche Weise an, aber die Folgen ihrer Stiche, die Anschwellungen welche entstehen und vielleicht auch der Schmerz (?) sind bei den ersteren geringer. Nach Unanúe (108) reagirt der Schweiß des Europäers und Negers alkalisch, der des Indianers sauer, diese Säure aber läßt sich durch fortgesetzte Fleischnahrung beseitigen, wie sich jene Eigenthümlichkeit des Negers durch vegetabilische Nahrung verringern läßt. Auch der Schweiß des spanischen Creolen ist sauer oder alkalisch je nach der Nahrung.

Es kann unsre Absicht nicht sein durch diese Bemerkungen die allerdings vorhandene größere Affenähnlichkeit des Negers im Vergleich mit dem Europäer ganz aus dem Wege zu räumen, wohl aber in Rücksicht dieses Punktes zur Vorsicht zu mahnen, den man so oft übertrieben und ausgebeutet hat um theoretisch Unhaltbares und praktisch Verkehrtes zu stützen. Bald hat man Eigenthümlichkeiten die er mit weit

höher stehenden Raçen gemein hat und nur in bedeutenderem Grade oder in größerer Allgemeinheit besitzt als diese, als specifische Thierähnlichkeiten an ihm hervorgehoben, bald hat man unsere Unkenntniß der physischen Charaktere der übrigen Raçen benutzt diese auf Kosten des Negers zu erheben; denn es ist noch völlig unausgemacht ob sich nicht etwa bei Völkern von malaiischer, americanischer Raçe u. s. f. gleich ungünstige Beckenformen, Hand-, Armverhältnisse u. dergl. finden wie beim Neger: es fehlt noch an den nöthigen Messungen um dieß beurtheilen zu können fast gänzlich.

Verfolgen wir jetzt die auffallendsten anatomischen Verschiedenheiten weiter die sich unter den einzelnen Völkern und Raçen finden, so ist über die Neger der Südsee (Australneger, Negritos, Negrillos) nur zu bemerken daß sie sich, nach dem Wenigen was man bis jetzt über sie weiß, von den in Africa lebenden nur durch besonders stark ausgeprägte Negerphysiognomie (sie ist bisweilen sogar als übertriebene und karrikirte Negerphysiognomie bezeichnet worden) und durch kleinere Statur unterscheiden: sie sind durchschnittlich nur 4′ 8—9″ engl. hoch, ohne daß man Grund hätte diesen geringen Wuchs durch Nahrungsmangel oder sonstiges Elend verursacht zu glauben. Sie sind, mit Ausnahme der Buschmänner, die durchnittlich kaum 4′ erreichen (Lichtenstein) wohl die kleinste Raçe der Erde. Dagegen sind die Riesen- und Zwerggeschlechter, von denen ältere Reisebeschreibungen erzählen, verschwunden und ähnlich wird es wohl mit den bis in die neueste Zeit und an den verschiedensten Orten der Erde immer wieder aufgetauchten geschwänzten Menschen gehen (Vgl. Castelnau, Renseignements und darüber bes. Trémaux im Bullet. soc. géogr. 1855. I, 139 ff.), deren abnorme Anhängsel sich gewöhnlich, wie z. B. auf Sumatra, als die Enden hinten herabhängender Kleider von Baumrinde oder Fellen ausgewiesen haben.

Die Hottentotten und Buschmänner theilen, trotz mancher Abweichungen von den Negern im Einzelnen, namentlich in der Kopfform und Physiognomie, die hauptsächlichen Eigenthümlichkeiten derselben. Heben wir nur das Wichtigste hervor wodurch sie sich auszeichnen sollen, so ist vor Allem zu bemerken, daß Thunberg (II, 168) das Rückgrat der Hottentotten als sehr stark einwärts gekrümmt bezeichnet, während anderwärts das Kreuzbein der Weiber als besonders stark nach außen gebogen angegeben wird. Der Oberschenkelknochen ist bei den Busch-

männern affenähnlicher geſtaltet als bei Europäern (Vrolik S. 21). Virey hat als beſonders weit getriebene Affenähnlichkeit der Hottentotten und Buſchmänner die höhere Ferſe und geneigtere Fußſohle hervorgehoben, doch ſcheint es dieſer Angabe an Beſtätigung durch neuere zuverläſſige Beobachtungen zu fehlen. Cuvier weiſt in ſeiner ausführlichen Beſchreibung des von ihm unterſuchten Buſchmannweibes, abgeſehen von anderen Charakteren die dem Negertypus überhaupt angehören, auch auf das kleine Ohr mit ſchwach entwickelter Ecke und faſt ganz mangelndem hinteren Theile des äußeren Randes hin zur Vergleichung mit dem Affen, und ſtellt die Fettpolſter die ſich auf den Hüften der Hottentottenweiber oft, durchaus nicht immer (Burchell I, 153) bilden nachdem ſie geboren haben, in Parallele zu ähnlichen Gebilden bei manchen weiblichen Affen, wie Mandrill und Pavian, wogegen Desmoulins (S. 306) dieſe Analogie ſelbſt und nicht minder die größere Affenähnlichkeit dieſer Völker überhaupt zu bekämpfen geſucht hat. Fettpolſter auf den Hüften kommen auch bei Negerinnen vielfach vor (Pruner S. 60), in Congo, in Mandara, bei den Makuas und Kaffern am untern Niger, ſelbſt bei den Weibern der ſüdlichen Tuariks, wo ſie mit Schwarzen gemiſcht ſind (Omboni p. 161; Denham Clapperton and Oudney I, 201; Salt p. 41; Fleming p. 111; Bunbury p. 159; Laird and Oldf. II, 166; Barth I, 328 u. 599, 4, 351). Bei manchen Negern gelten ſie ſogar für eine beſondere Schönheit: die Weiber um Cap Coaſt tragen an dieſer Stelle zum Putz ein Polſter (cunka — Huntley I, 70), was an bekannte europäiſche Moden der neueren Zeit erinnert. Auch die Nubierinnen von Berber und die Somaliweiber haben bisweilen dieſe Fettpolſter (Combes II, 108; Burton 108) und die Biſcharis, ſonſt von weſentlich kaukaſiſchem Charakter, gleichen in Betreff der mangelhaft entwickelten Waden den Negern (Combes II, 327). Endlich erwähnen wir noch als auffallende Abnormität die viel beſprochene Hottentotten-Schürze, welche indeſſen als eine affenähnliche Bildung nicht in Anſpruch genommen werden kann. Sie beſteht in einer Verlängerung des praeputium clitoridis und der Nymphen, die als den Buſchmannweibern eigenthümlich von Péron und Lesueur zuerſt genau beſchrieben worden ſein ſoll in einem ungedruckt gebliebenen Memoire von J. 1805. Hiſtoriſche Bemerkungen und eigene Beobachtungen über dieſen Gegenſtand von J. Müller finden ſich in deſſen Archiv. 1834. S. 319. Einen ähnlichen,

doch nur einſeitigen Auswuchs hat Sonnini (I, 300) und vor ihm ſchon Thevenot in Aegypten angegeben und in Abeſſinien vermuthet, weil auch dort die Mädchen beſchnitten würden. Dieſen Grund freilich kann man nicht gelten laſſen, denn obwohl die Beſchneidung der Mädchen in Africa bei vielen Völkern vorkommt, außer in Aegypten nämlich in Sennaar und den umliegenden Ländern (Bellad Sudan), in Congo, bei einigen der Betſchuana-Völker u. ſ. f. (Caillaud II, 278; Douville I, 66, 108; Delegorgue II, 561), ſo iſt dieß doch höchſt wahrſcheinlich nur von der Clitoris zu verſtehen, deren vollſtändige Exſtirpation in Bellad-Sudan von Werne (S. 201) berichtet wird. Daß dieſe in Oſt-Africa ausſchließlich bei den Muhammedanern geſchehe (wie ſich in Nouv. Ann. des voy. 1835. III, 172 angegeben findet) iſt bei ihrer weiten Verbreitung über Africa kaum wahrſcheinlich. Auch bei den Suſus und Mandingos im Weſten findet ſie ſtatt (Matthew S. 72). Ungewöhnlich große Clitoris, aber keine Beſchneidung dieſer Art ſoll auch bei den Weibern der Patagonier vorkommen (Foiſſac, S. 100). Ebenſowenig darf man natürlicher Weiſe aus dem Beſchneiden der Nymphen und Zuſammenheilen der Wundränder bis auf eine kleine Oeffnung, das in den Ländern am Nil von der erſten Katarakte an aufwärts allgemein gebräuchlich iſt, auf eine ähnliche Beſchaffenheit dieſer Theile wie bei den Hottentottenweibern ſchließen. Dagegen erzählt Bosmann (III, 88) von den Weibern von Wydah, daß ſie beſchnitten werden könnten wie die Hottentotten, und J. Adams (p. 15, 75) theilt mit daß man in Dahomey eine künſtliche Verlängerung der Nymphen hervorbringe. Auch R. Clarke (p. 49) bemerkt daß ſich die Weiber von Popo durch ungewöhnlich große Nymphen und Clitoris auszeichnen. Eine ähnliche künſtlich hervorgebrachte Deformität bei den Mandan-Weibern beſchreibt Pr. Max zu Wied (R. in N. Am. II, 107). Bei den Weibern der Buſchmänner kommt ſogar eine Doppelbildung der Schürze vor (zwei Fälle dieſer Art bei v. Meyer S. 116, 164).

Als eine der bedeutendſten Abweichungen von der normalen menſchlichen Bildung würde das von Tſchudi entdeckte os Incae am Hinterkopfe der Alt-Peruaner zu nennen ſein, welches von der Geſtalt eines rechtwinkligen Dreieckes in ähnlicher Weiſe bei Wiederkäuern und Fleiſchfreſſern vorkommt (Näheres in Müller's Archiv 1844. S. 107), wenn man es für eine feſte Raçeneigenthümlichkeit halten

dürfte, die es indeſſen nicht zu ſein ſcheint. Zeune (S. 15) ſah ein ſolches Zwickelbein auch am Schädel einer erwachſenen Kalmückin und an dem einer Javanerin. Demnach ſcheint dieſe Bildung nur eine individuelle Abnormität zu ſein.

Vor der Zeit der Inkas exiſtirte nach Morton (Cran. Am. 102 ff.) in Peru ein halbciviliſirtes Volk mit langen, ſeitlich ſchmalen und thieriſch ungeſtalten Schädeln, die bei niedriger zurücklaufender Stirn und einem Geſichtswinkel von nur 67° eine Capacität von bloß 75 Cubikzoll beſaßen. Zeichnet ſich nun zwar die americaniſche Raçe vor allen andern, auch abgeſehen von der Anwendung künſtlicher Mittel, durch niedergedrückte Stirn aus (A. v. Humboldt, Neu-Spanien. 1808. I, 154 u. not.), ſo würde doch die angeführte Schädelbildung, wenn ſie eine natürliche wäre, wofür ſie Morton urſprünglich hielt, zu den merkwürdigſten Abnormitäten gehören die es gibt; aber Morton ſelbſt hat ſeine frühere Anſicht über dieſen Gegenſtand ſpäter zurückgenommen (On the Ethnogr. p. 18; und bei Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes. II, 325 ff.).

Bemerkenswerth iſt ferner daß an den altägyptiſchen Monumenten, wie ſchon Winckelmann hervorgehoben hat, das Ohr etwas höher liegt als gewöhnlich. Dureau de la Malle hat dieſe Eigenthümlichkeit neuerdings an mehreren Mumien, wie an einem in Paris lebenden Kopten beſtätigt gefunden und auch an Juden Aehnliches zu beobachten geglaubt (Revue Encyclopédique und Literary Gazette June 23. 1832). Dagegen fand Czermack (Sitzungsber. d. Wiener Akad. 1852. IX, S. 427 ff.) an den beiden von ihm unterſuchten Mumien nichts dieſer Art. Auch Morton's Unterſuchungen (Cran. Aegypt. p. 26) lieferten ein negatives Reſultat. Er erklärt dieſen Unterſchied für unweſentlich und vermuthet daß nur der Ohrknorpel größer geweſen ſein und weiter hinauf gereicht haben möge. Nach Nott and Gliddon ſoll die Sache ganz auf einem Irrthum beruhen. Erſcheint dieß noch als unſicher, ſo ſteht dagegen feſter daß die abweichende Bildung welche Blumenbach (224) an den Schneidezähnen der ägyptiſchen Mumien zu beobachten geglaubt hat, daß ſie nämlich oben glatt und den Backenzähnen ähnlich geſtaltet ſeien, keine Raçeneigenthümlichkeit, ſondern Folge der Lebensweiſe und der ſo oft (u. A. auch in Deutſchland) vorkommenden Abnutzung derſelben iſt.

Endlich verdient hier noch das natürliche Loch eine Erwähnung das

am Olekranon der ausgestorbenen Bewohner der canarischen Inseln (der Guanchen) sich findet. Es kommt außer bei diesen auch bei den Hottentotten vor, wie die Verschmelzung der Nasenbeine, ist aber kein constanter Charakter und auch in Deutschland nicht selten (J. Müller in s. Archiv 1834. S. 336; de Salles p. 204; Hollard p. 251; Prichard Uebers. 2, 353). Man darf daher hierauf keinen so hohen Werth legen wie Desmoulins (p. 297, 303) gethan hat, der die Verschmelzung der Nasenbeine zu einer specifischen Eigenthümlichkeit der Buschmänner, selbst den Hottentotten gegenüber, hat machen wollen.

Aus der vorstehenden Zusammenstellung der größten Abweichungen, welche sich in anatomischer Rücksicht unter den Menschen überhaupt finden, ergiebt sich mit Bestimmtheit, daß es die Vergleichung des affenähnlicheren Negers mit dem Europäer ist auf die wir uns beschränken dürfen, wenn es sich darum handelt das Maximum der unter den einzelnen Menschenstämmen vorkommenden Unterschiede der Körperbildung festzustellen. Etwas anders gestaltet sich die Sache, wenn wir eine ähnliche Vergleichung aus dem physiologischen Gesichtspunkte versuchen.

Fassen wir die physiologischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Menschenstämme in's Auge, so haben wir uns dabei vor Allem an den bekannten Satz zu erinnern, daß bei allen Wesen die zu derselben Art gehören, die Einrichtung der thierischen Oekonomie dieselbe ist. Diese Uebereinstimmung erstreckt sich namentlich auf die Körperwärme und Pulsfrequenz, auf den Eintritt der Geschlechtsreife und die Dauer der Geschlechtsthätigkeit, die Dauer und Häufigkeit der Trächtigkeit und die Anzahl der Jungen, die mittlere Lebensdauer und die periodischen Veränderungen des Organismus überhaupt, die Körperstärke und die Krankheiten. Versuchen wir nun eine Parallele zu ziehen zwischen der weißen Raçe und den übrigen in Rücksicht dieser physiologischen Leistungen und Eigenschaften, so wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß man es hierbei nicht mit bleibenden specifischen, sondern nur mit angebildeten Unterschieden zu thun hat, die in äußeren Verhältnissen oder in wechselnden inneren Zuständen ihre vollständige Erklärung finden: mit solchen, die aus Cultur Halbcultur und Uncultur, aus größerer oder geringerer Abhängigkeit von der unmittelbaren Naturumgebung, aus rohen oder verfeinerten Lebensgewohnheiten, aus dem

Vorherrschen bloß natürlicher oder künstlicher Bedürfnisse, aus Mangel an Vorsorge Einsicht und Kraftübung oder dem Gegentheile derselben hervorgehen. Die größere Leistungsfähigkeit, die zähere Ausdauer und höhere Energie des physischen Lebens findet sich im Allgemeinen, wie man schon von vorn herein zu erwarten geneigt sein wird, auf Seiten der Naturvölker, der vollständigere Schutz gegen schädliche Einflüsse aller Art aber, in Verbindung mit besserer Nahrung und regelmäßiger Kraftübung, daher die ausgedehntere Acclimatisationsfähigkeit, die längere mittlere Lebensdauer, die weit geringere Verwüstung des Lebens durch Krankheiten und die größere Muskelkraft auf Seiten des civilisirten Menschen.

Die **mittlere Körperwärme** und die Anzahl der Athemzüge bieten unter den Tropen und in den Polargegenden keine Abweichung von Bedeutung dar. Zwar haben Einige behauptet, daß die erstere in der heißen Zone um 2—3° geringer, Andere (Davy) daß sie in Ceylon um 2° höher sei, dieß ist jedoch unbestätigt geblieben. Gmelin, Roß und Parry fanden unter 74° n. Br. keine Abweichung in dieser Beziehung (Foissac S. 15). Unter Livingstone's Zunge zeigte allerdings das Thermometer 100°, unter der der eingeborenen Makololo nur 98°; und doch war Livingstone ganz frei von Fieber (Liv. 2, 166). Ebenso wenig hat sich neuerdings der angeblich rasche **Puls** der Südländer bestätigt. Bei einigen nordamericanischen Völkern beträgt der Puls nur 64, was vielleicht mit der Seltenheit der Fieber bei manchen derselben (Say bei James I, 260) in Zusammenhang steht. Prichard (I, 133) deutet jenen Umstand auf eine nur geringe Energie der Lebensfunctionen überhaupt, da auch die Menstruation der Weiber bei vielen Indianervölkern nur gering sein soll (Lahontan II, 154 und Rengger S. 11) und die **Mannbarkeit** der Mädchen erst ziemlich spät eintrete, nämlich um das 18te bis 20ste Jahr, mit 40 Jahren aber die Fähigkeit zu gebären bei ihnen aufhöre. Die letzteren Erscheinungen sind indessen durchaus nicht allgemein bei der americanischen Raçe; denn der Eintritt der Pubertät beim weiblichen Geschlechte fällt in das 14te Jahr bei den Potowatomis, in das 15te und 16te bei den Sioux (Keating I, 434), die Mädchen pflegten mit 14 Jahren bei den Delawares und Irokesen zu heirathen (Lafkiel S. 72), und in der heißen Zone werden die Ehen unter den Eingeborenen in America so früh geschlossen als anderwärts, nämlich in einem Alter der Mädchen von 10—13 Jahren

(d'Orbigny, Strangeways), obwohl im alten Mexico die Mädchen erst mit 16—18, die Männer mit 20—22 Jahren zu heirathen pflegten (Clavigero VI, 38) und das Gesetz des alten Inkareiches jenen ein Alter von 18—20, diesen ein solches von 24 Jahren vorschrieb (Garcilasso IV, c. 8). Wenn trotz des kalten Klima's bei den Mongolen Kalmücken Samojeden Lappen Kamtschadalen Jakuten Ostiaken u. a. die Pubertät der Mädchen schon ins 12te bis 13te Jahr fällt*, so mag die animalische Nahrung dieser Völker und die in ihren Hütten herrschende Hitze hierzu wesentlich mit beitragen. In denen der Eskimos soll sie bis auf 28° steigen (?), während sie draußen bis auf —28° sinkt (Parry 2. voy. p. 502). Ungewöhnlich spät fällt der Eintritt der Pubertät in der heißen Zone auf den Fidschiinseln, nämlich für die Mädchen um das 14te, für die Knaben um das 17te bis 18te Jahr (Wilkes III, 93), ungewöhnlich früh in der gemäßigten Zone auf Neuseeland, wo die Mädchen oft schon mit 11 Jahren heirathen (W. Brown N. Zeal. 38). Bei den Eingeborenen von America scheint die Pubertätszeit im Wesentlichen ebenso wie bei andern Menschenstämmen von Klima und Lebensweise abhängig zu sein (s. oben S. 45). Da man indessen unter Andern auch diesen Punkt benutzt hat um die Behauptung zu unterstützen daß sie ein schwächliches Geschlecht seien, dem es an eigner Lebenskraft fehle, das an einem ursprünglichen Mangel der Organisation leide und daher nothwendig von selbst zu Grunde gehe, auch wenn die weißen Einwanderer nichts zu seinem Untergange beigetragen hätten (de Pauw, Rech. sur les Américains; später von Martius und Andere), so macht es sich nöthig auf die Prüfung dieses Satzes, der eine so wesentliche Verschiedenheit der Organisation dieser Raçe von der der übrigen behauptet, näher einzugehen. Um jedoch den Verlauf unserer Untersuchung nicht zu sehr durch Details zu unterbrechen die sich nur auf einzelne Menschenraçen beziehen, werden wir diese und die analoge Frage welche einige Völker der Südsee betrifft, in einem Anhange zu diesem Abschnitt für sich allein behandeln.

Für die europäischen Länder hat man in großer Ausdehnung statistisch nachgewiesen daß das **Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten** = 106 : 100 ist, und es scheint so ziemlich in

* Es würde von Interesse sein zu constatiren wie es sich in dieser Rücksicht mit den Magyaren verhält.

allen Klimaten ein ähnliches Uebergewicht der Knaben über die Mädchen stattzufinden, wenn nicht besondere Umstände auf eine Aenderung dieses Verhältnisses hinwirken. Hofacker (Ueber die Eigensch. welche s. b. Menschen und Thieren vererben) erklärt dieß aus dem überwiegenden Einfluß des Mannes, der in Europa durchschnittlich 5—6 Jahre älter sei als die Frau. Außerdem sollen auch die männlichen Geburten mit dem höheren Alter beider Eltern zunehmen. Selten ist ein regelmäßiges Uebergewicht der weiblichen Geburten wie es Quetelet S. 35 aus dem Journal Asiat. Jul. 1826 und Sadler II, 371) nach Tabellen vom J. 1813—20 von der weißen Bevölkerung am Kap d. g. H. mittheilt, während sich bei ihren Stammverwandten in Europa nichts dieser Art findet — eine Thatsache die zu beweisen scheint daß man feste Raçeneigenthümlichkeiten in diesen Verhältnissen nicht zu suchen habe, sondern daß sie ganz von localen oder jedenfalls doch particularen und wechselnden Einflüssen abhängen. An der Goldküste ist nur in den Küstengegenden, nicht im Inneren die Zahl der Weiber größer als die der Männer (Wilson W.-Afr. 181). Stehen bei den Indianern in Central-America die männlichen und weiblichen Geburten einander ungefähr gleich so werden dagegen bei den Weißen und Mulatten dieser Gegenden, bei den Ladinos, die ersteren von den letzteren bedeutend übertroffen, in dem Verhältniß = 2 : 3 oder wenigstens = 4 : 5 (Galindo im Journal R. geogr. soc. IV, 126). In Yucatan soll das Verhältniß der Weiber zu den Männern nach einigen Gewährsmännern = 2 : 1 sein (Stephens S. 171), in der Stadt Goyaz in Brasilien sind die Weiber den Männern gegenüber in der Mehrzahl (Castelnau I, 328), in Cochabamba in Süd-America soll die Zahl der Weiber zu der der Männer sogar das unglaubliche Verhältniß = 5 : 1 erreichen (Bullet. soc. géogr. 1855. I, 209 nach Gibbon). Noch auffallenderes wird von Venezuela berichtet. Nach Otto (Reiseerr. 237) werden daselbst mehr Mädchen als Knaben geboren und ist die Zahl der Weiber unverhältnißmäßig groß, namentlich aber in Cumaná, wo 7 Weiber auf einen Mann kommen. Schon dem oberflächlichsten Beobachter macht sich ferner das starke numerische Uebergewicht der Weiber über die Männer in Granada, der Hauptstadt von Nicaragua, kenntlich nach Reichardt (Nic. 88). Häufiger scheint der entgegengesetzte Fall vorzukommen: bei den Juden in Berlin ist das Verhältniß der weiblichen zu den männlichen Geburten = 100 : 208,

bei den Juden in Livorno = 100 : 120, und in den preußiſchen Staaten überhaupt = 100 : 111 (Burdach I, 532, Hoffmann bei Quetelet S. 56); ein ähnliches auffallendes Uebergewicht der Knaben = 4:3 findet auch in Neu-Rußland ſtatt, in den Gouv. Jekaterinoslaw Cherſon Beſſarabien und Taurien (Fechner's Centralbl. 1853. S. 368). Auf Galega, nordöſtlich von Madagascar, hat die franzöſiſche Regierung ſogar die Polyandrie unter den Negern autoriſirt, weil die Ueberzahl der männlichen Geburten zu groß wurde (Laplace II, 119). In Tahiti ſoll jetzt ebenfalls ein ſtarkes Uebergewicht der Männer ſtattfinden (Journal R. geogr. soc. III, 174). Wenn von Buenos-Ayres berichtet wird, daß die männlichen Geburten um 23 Proc. den weiblichen voranſtehen, ſo hat man hierbei die Einwanderung vielleicht nicht genügend berückſichtigt, welche ein Uebergewicht der Männer über die Weiber herbeizuführen ſcheint (Zeitſchr. f. allg. Erdk. N. F. 4, 143). Auch die ältere Nachricht, welche von einem numeriſchen Vorherrſchen der Weiber ſpricht, ſcheint irrthümlich zu ſein (Caldcleugh I, 184). In der Provinz Rio-Janeiro überwiegt bei den Weißen die Mehrzahl der Männer, bei Indianern, Mulatten und Creolnegern findet das Gegentheil ſtatt (Caſtelnau I, 138). Mehr Mädchen als Knaben werden in Mexico geboren — und zwar in abſteigender Reihe des Ueberſchuſſes — in Vera-Cruz, Cajaca, Puebla, Mechoacan, Guanajuato, Jalisco; mehr Knaben als Mädchen in Alta California, Neu-Mexico, Sonora, Chihuahua, Coahuila, Neu-Leon: im Allgemeinen gilt hier der Satz, daß vom Aequator wegwärts zuerſt der Ueberſchuß der Mädchen abnimmt, bis weiter nach Norden hin das Gegentheil eintritt, wie denn namentlich Tomanlipas, wie es ſcheint, einen beſtändigen Ueberſchuß an männlichen Geburten zeigt (Brantz Maier 2, 46, nach offiziellen neueren Quellen). In Ober-Californien wird eine weit geringere Zahl Mädchen als Knaben geboren, oder die Sterblichkeit unter jenen muß viel größer ſein als unter dieſen, denn das bedeutende Uebergewicht der männlichen über die weibliche Bevölkerung iſt ebenſo unzweifelhaft als die Folge deſſelben, daß nämlich die Volkszahl, mit einziger Ausnahme der Miſſion San Luis Rey im Abnehmen begriffen iſt (Coulter im Journal R. geogr. soc. V, 67). Dieſelbe Urſache ſoll zum Theil der allmählichen Entvölkerung Auſtraliens zu Grunde liegen, wenn ſie auch ſicherlich nicht die einzige iſt und wohl ſchwerlich als Zeichen eines in der Organiſation der Ein-

geborenen selbst liegenden Mangels an Lebenskraft angesehen werden darf. Die Zahl der Weiber wird in Australien immer geringer im Verhältniß zu der der Männer (Eyre II, 417). In den bekannten Districten Australiens ist das Verhältniß der Männer zu den Weibern bei den Eingeborenen = 3 : 2 (1,56 : 1), das der Erwachsenen zu den Kindern nur = 5 : 2 (11 : 5), die Sterblichkeit der Kinder ist ungeheuer, die große Mehrzahl derselben überlebt den ersten Monat nicht (Fechner's Centralbl. 1853. S. 29 u. 208 nach Westgarth im Journal of the Ind. Archipel. Dec. 1851). Dagegen bemerkte Sturt (II, 77 u. 136) öfters bei kleineren Stämmen im Innern eine Ueberzahl der Weiber, deren Verhältniß zu den Männern er = 2 : 1 oder sogar noch größer angiebt. Dasselbe haben auch Andere behauptet (d'Urville I, 495 nach dem Australian 14. Oct. 1826).

Angeborene **Deformitäten** sind bei der großen Mehrzahl der Naturvölker ungleich seltener als bei Culturvölkern, und es ist gegenwärtig als hinreichend constatirt zu betrachten, wie unrichtig fast überall die früher von Ulloa, Robertson und Anderen gehegte Ansicht ist, welche dieser Thatsache den Kindermord als hauptsächlichen Erklärungsgrund unterschiebt. Capit. Landolphe (I, 137. not.) sah während seiner langjährigen Reisen an den africanischen Küsten und in America nur einen einzigen mißgestalteten Neger. Auch Brehm hat (I, 222) die Seltenheit von Mißbildungen bei den Negern in Ost-Sudan bestätigt, sieht aber sonderbar genug darin eine größere Thierähnlichkeit, weil verfeinertes Leben und geistige Arbeit für civilisirte Völker eine reiche Quelle von Krankheiten werden. Von Tahiti bemerkt Ellis (I, 80) daß Deformitäten in früherer Zeit selten gewesen, jetzt aber häufiger seien; namentlich finden sich sehr viele Buckelige auf allen Gesellschaftsinseln (Lesson im Compl. des Oeuvr. de Buffon II, 214). Pickering (p. 77) spricht sowohl hier als auch im übrigen Polynesien von häufigen angeborenen Mängeln und vielen Krankheiten. Neu-Zealand scheint indessen hiervon eine Ausnahme zu machen (Polack II, 273). In Peru giebt es nach Gomara (276) viele Schiefe, Krüppel und Blinde unter den Eingeborenen, da sie, wie der Berichterstatter erklärend hinzufügt, abwechselnd heißer und kalter Witterung ausgesetzt sind. Die vielen Einäugigen aber, welche man um Leon zahlreicher als im ganzen übrigen Nicaragua findet, haben ihre Gebrechen wohl in Folge des vielen Staubes daselbst (Oviedo XLII, c. 4). Auch in Nord-

America, ſeltener in Braſilien, fand man in neuerer Zeit Krüppel in größerer Anzahl (Prinz Max, R. in N.-Am. I, 461; James II, 112, not.). Die Eingeborenen ſollen dort jetzt früher altern und mehreren Krankheiten unterworfen ſein als ſonſt (Heckewelder S. 388). Demnach ſcheint es daß der Geſundheitszuſtand der Naturvölker durch ihr Zuſammentreffen mit civiliſirten Menſchen ſich weſentlich verſchlechtert habe, theils wohl in Folge von neuen Krankheiten die ihnen von dieſen zugetragen wurden oder die ſich durch die Berührung mit dieſen neu bei ihnen erzeugten, theils auch in Folge veränderter Kleidung und Lebensweiſe, die ſie im Umgange mit den Ankömmlingen allmählich annahmen, zumal da wo Miſſionäre auf eine ſolche Umgeſtaltung ihrer Lebensgewohnheiten hinwirkten. Wir werden auf dieſen Punkt im Anhange zurückkommen.

Die **Zeichen des Alters** treten zum Theil, obwohl nicht ſämmtlich, bei uncultivirten Völkern ſeltener und ſpäter ein als bei civiliſirten. Da beſchwerliches Leben, mangelhafter Schutz gegen die Einwirkung des Klima's, harte Arbeit und Anſtrengung die mittlere Lebensdauer herabdrücken und vor der Zeit altern machen, kann man ſich nicht wundern daß z. B. die nordamericaniſchen Indianer meiſt ſchon mit 40 Jahren alt ausſehen und daß ihre Weiber, auf denen die Hauptlaſt der Arbeit zu liegen pflegt, noch weit ſchneller altern (West) (p. 112). Aehnliche Beiſpiele finden ſich unter allen Raçen in Menge und bedürfen keiner beſonderen Anführung. Um ſo ſtärker zeugt es aber für die Kräftigkeit und Lebensenergie der Organiſation, daß graues Haar und Kahlköpfigkeit zwar auch bei dieſen Völkern vorkommen, jedoch ſelten und erſt im hohen Alter (Keating I, 156; d'Orbigny I, 128; Gilii 247 ff.; Tſchudi II, 361 u. A.). Auch die Zähne ſind und bleiben meiſt gut bis in's ſpäte Alter, ſie nutzen ſich allmählich ab durch den Gebrauch, werden aber ſelten cariös. So verhält es ſich bei den eingeborenen Americanern, bei den Neu-Zealändern und andern Polyneſiern (Belegſtellen bei d'Urville II. 392), bei den Buſchmännern (Burchell II, 221). Auch ſcheint das Zahnen den Kindern keine Beſchwerde zu machen. Schon M. Polo bewunderte die ungeheuere **Ausdauer in körperlichen Anſtrengungen** aller Art deren er die Tataren fähig ſah. Ganz ähnliche Schilderungen wie die ſeinigen ſind in dieſer Rückſicht oft von den Eingeborenen Nord-America's gegeben worden, die auf ihren Kriegs- und Jagdzügen Hunger und Durſt, Hitze Kälte

und Nässe, die längsten und beschwerlichsten Märsche mit einer beispiellosen Ruhe ertragen. Hierzu befähigt sie freilich eine frühe Abhärtung. Zu dieser gehört namentlich auch ein lange fortgesetztes Fasten und bei manchen Völkern eine äußerst schmerzhafte Selbstpeinigung aus religiösen Gründen, wobei es für den Gequälten ebenso wie für den zu Tode gemarterten Feind ein Ehrenpunkt ist, nicht den geringsten Schmerzenslaut hören zu lassen. Die Weiber, welche, um keinen Feigling zu gebären mit derselben Standhaftigkeit die Wehen ertragen, pflegen sich bei ihnen allein in den Wald zurückzuziehen wenn ihre Zeit gekommen ist, baden sich nachdem sie geboren haben gewöhnlich sogleich in einem Flusse, und gehen dann oft mit dem Kinde auf dem Rücken wieder an ihre Arbeit. So geht es z. B. bei den Sioux, während allerdings die Weiber der Potowatomis sich nach der Geburt noch 10 Tage möglichst vor Kälte zu schützen suchen (Keating I, 130), doch ist dieß ebenso wie schwere Geburten überhaupt als Ausnahme zu betrachten.

Dieser Fähigkeit zu großen körperlichen Anstrengungen überhaupt, welche wir in Nord-America auf den höchsten Grad gesteigert finden, pflegt eine ähnliche Fähigkeit der **Verdauungsorgane** parallel zu gehen, die durch Gewohnheit und Uebung im Hungern und Entbehren oft nicht minder als in der Gefräßigkeit und Ueberladung eine unter cultivirten Menschen beispiellose Stärke erlangen. Daß wir es hier bloß mit den Folgen der Gewöhnung, nicht mit Raçeneigenthümlichkeiten zu thun haben, beweisen die ähnlichen Leistungen der altgriechischen Athleten und mancher Araber: die Kameelführer welche die Reise von Kairo nach Suez machen die 30 und mehrere Stunden währt, essen während derselben gar nicht, mancher Araber rühmt sich aber auch einen ganzen Schöps auf einmal verzehren zu können (d'Escayrac 128; Bay. Taylor S. 369). Auf ihren Wüstenreisen pflegen die Beduinen-Araber täglich nur zwei Schlucke Wasser aus ihrem Schlauche und zwei kleine Klöße zu je 5 Unzen zu genießen, die aus Mehl Kameel- und Ziegenmilch zusammengebacken sind: sechs Beduinen sollen sich an der Mahlzeit eines einzigen Europäers sättigen; wo sie dagegen Vorrath finden, sind sie entsprechend gefräßig (Ritter, Erdk. XIII, 315, 325). Wir begnügen uns mit einigen wenigen Beispielen. Eyre's Begleiter, ein eingeborener Australier Namens Wylie, aß in einer Nacht $6\frac{1}{2}$ Pfund gekochtes Fleisch (die Knochen nicht mit gewogen) und konnte durch-

schnittlich jeden Tag 9 Pfund zu sich nehmen (Eyre II, 34). Noch Außerordentlicheres erzählt Simpson (II, 309) von zwei Jakuten. Ein kleines Kalb verzehrt ein Guarani in wenigen Stunden (Dobrizhoffer I, 281). Die Eskimos sind von unglaublicher Gefräßigkeit (Ross 447). Außer Eiern, Muscheln und Vegetabilien verzehrt jeder Grönländer durchschnittlich 645 Pfd. Fisch und 748 Pfd. Fleisch und Speck im Jahr. Junge kräftige Männer verzehren bisweilen monatelang täglich 8—10 Pfd. Fleisch außer einer beträchtlichen Quantität Schiffsbrod (Etzel 374). Dagegen lebt ein Arowake im Felde drei Wochen lang oder selbst einen ganzen Monat von zehn Pfund Kassavabrod (Hilhouse im Journal R. G. S. II, 232). Von der Eß- und Hungerfähigkeit der Buschmänner erzählt Lichtenstein Ungeheures. Einer von ihnen soll einst 14 Tage lang nur von Wasser und Salz gelebt haben (Thompson I, 99). Ebenso wie die Kaffern sollen sie sich aber auch in wenigen Tagen wieder mästen können, wie von vielen Reisenden erzählt wird. Wenn Hungersnoth einzutreten droht, ist es bei den Kaffern gewöhnlich nicht jeden Tag zu essen (Delegorgue I, 134). Von der Fähigkeit der Tibbos lange zu hungern und sich dann mit kaum genießbarer Nahrung zu begnügen, erzählt Richardson (II, 45) Außerordentliches. Auch an das vielbesprochene Verzehren großer Quantitäten von fetter Erde, wie es bei den Otomaken am Orinoco und sonst vielfach vorkommt (Nähere ausführliche Nachweisungen darüber b. Heusinger, die Geophagie) dürfen wir hier erinnern. Wie dieses Erdeessen, so geschieht bei anderen Völkern der Genuß selbst größerer Mengen von faulem Fleisch, von Fischroggen der 2—3 Monate lang in der Erde gefault hat und dergl. ohne Schaden für die Gesundheit; bisweilen sind, wie z. B. bei den Takhalis oder Carriers in Nordwest-America, solche verdorbene Substanzen die eigentliche Lieblingsspeise, welche aufbewahrt wird bis sie den wünschenswerthen Grad von Reife erlangt hat. Die Konjagen auf Kadjak kochen Bärenexcremente mit Beeren zusammen und gebrauchen sie als Gewürz, auch wenn es ihnen nicht an Nahrung fehlt. Gekochtes Wallfischfleisch wird in Erdlöcher gelegt, um zu faulen: dann erst ist es ein beliebtes Nahrungsmittel. Sie können lange hungern, aber auch ungeheure Quantitäten essen (Holmberg 89, 91 u. 93). Eine solche Depravation des Geschmackes, die man in ähnlicher Weise bisweilen an halbverhungerten Negern beobachtet hat, scheint eine tiefe und fortdauernde Störung

der Verdauungsthätigkeit vorauszusetzen, doch hören wir nicht daß das allgemeine Wohlbefinden dieser Menschen darunter leide.

Ueber die **Muskelkraft** verschiedener Völker hat zuerst Péron Versuche mit dem Dynamometer und im Ringen angestellt. Diese ergaben daß die Vandiemensländer hinter den Australiern, diese hinter den Timoresen zurückstanden, sie alle aber zeigten sich bedeutend schwächer als die Europäer (Péron II, 417 ff.). Er weist hierbei darauf hin daß die Timoresen zwar mit Nahrungsmitteln reich versorgt sind, aber in einem heißen Klima unthätig leben und durch Mangel an Uebung körperlich unkräftig werden, während sich die Schwäche der zuerst genannten Völker aus ihrer oft nur schlechten Nahrung, häufigem Mangel und aufreibendem Wechsel äußerster Kraftanstrengung mit apathischer Ruhe erkläre. Freycinet (II, 714) hat die Versuche mit dem Dynamometer fortgesetzt und ist dabei zu folgenden Resultaten gelangt:

Weiße Creolen von Ile de France	heben	im	Mittel	64,4	Kilogr.
Franzosen ebendaher	„	„	„	60,3	„
Sandwichinsulaner	„	„	„	66,2 u. 58,3	„
Mozambikneger	„	„	„	57,1	„
Malgaschen	„	„	„	56.9	„
Eingeborene der Carolinen	„	„	„	54,2	„
Neu-Zealänder (20—25 J. alt)	„	„	„	51,4	„
Timoresen und Papuas	„	„	„	49,0	„
Australier	„	„	„	45,6	„

Hiervon verschieden sind die Resultate welche Buckton (p. 91) mitgetheilt hat:

	mittl. Stärke der Arme	mittl. Stärke der Hüften
12 Tasmanier	50,6 Kilogr.	— Myriagr.
17 Neu Holländer	50,8 „	10,2 „
56 Timoresen	58,7 „	11,6 „
17 Franzosen	69,2 „	15,2 „
14 Engländer	71,4 „	16,3 „

Ueber die Neu-Zealänder findet sich anderwärts (Journal R. geogr. soc. XXIII, 92) die Angabe daß sie im Mittel 367 Pfund Avoir du poids zu heben vermöchten. Sie heben durchschnittlich 55 Pfund weniger als englische Soldaten (R. d. Novara 3, 119). Mit Recht hat Foissac (p. 41) in Rücksicht der Beweiskraft solcher Versuche bemerkt, daß sie nur da für entscheidend gelten könnten, wo sie Menschen von gleicher Natur und gleicher Gewöhnung in physischen Anstrengungen

beträfen. Dieß zeigt sich u. A. daran, daß der americanische Hercules Cantfield bei den Versuchen mit dem Dynamometer nur ebenso große Körperkraft zeigte als ein Ojibbeway-Häuptling (Quetelet p. 155). Man würde (wie Ham. Smith p. 165 erinnert) auch im Laufen Reiten Speerwerfen u. s. f. Versuche anstellen müssen um zu einem richtigen Urtheile über die Verhältnisse der Körperstärke bei verschiedenen Völkern zu gelangen. Man würde endlich besonders auch die Ausdauer in diesen Thätigkeiten ebenso prüfen müssen wie die Größe der einzelnen momentanen Leistungen. Reicht das bis jetzt vorhandene Material nicht aus um diese Untersuchung zu einem abschließenden Resultate zu führen, so scheint es doch nicht ohne Interesse das Wichtigste davon zusammenzustellen.

Die Vandiemensländer fand Péron (II, 85) weit schneller im Laufe als die Europäer. Dieß kommt natürlich bei uncultivirten Völkern häufig vor, da ihre Sicherheit und Subsistenz im Kriege und auf der Jagd so oft von der Schnelligkeit ihrer Füße abhängt. Das americanische Elenn (élan) wird auf offener Prärie von manchen, aber freilich nur von wenigen Indianern im Laufe erreicht, seltener noch ist dieß mit dem Musethier und dem Bison der Fall (J. Tanner I, 201). Aehnliches wird von der Schnelligkeit der Lappen und Tunguſen behauptet. J. E. Alexander (II, 261) erzählt von zwei Namaquas, Vater und Sohn, die nur mit einem Messer bewaffnet auf Zebras Jagd machten und diese im Laufe einholten. Unter den Barolong giebt es Leute, welche die Giraffen mit Glück zu Fuß verfolgen (Moffat p. 463). Hottentotten Kaffern und Betschuanas sind zwar minder muskelkräftig als die englischen und selbst die holländischen Kolonisten am Kap, aber ausdauernder als diese (Moodie I, 43; Burchell II, 439). Der kleine magere Hottentotte übertrifft (wie Alberti bemerkt) den Kaffern im Lastenheben, und selbst ein durch seine Stärke berühmter weißer Kolonist am Kap stand im Lanzenwerfen und Laufen den Kaffern nach: offenbar eine Folge der größeren oder geringeren Uebung, welche hier allein maßgebend ist, während die Raçeneigenthümlichkeit als solche darauf keinen Einfluß hat.

Für die so vielfach behauptete Körperschwäche der eingeborenen Americaner hat Péron (II, 444 ff.) viele Belegstellen gesammelt. Bei näherer Prüfung dieser so oft ausgesprochenen Meinung zeigt sich indessen, daß sie hauptsächlich auf dem raschen Dahinschwinden der

Indianerbevölkerung beruht. Unter dem Drucke der Eroberer gingen sie überall schnell zu Grunde, in Süd-America hauptsächlich durch gezwungene Minenarbeiten. Man hat deshalb Neger herbeigeschafft welche die Arbeit aushielten, und daraus schloß man daß der americanische Indianer, namentlich im Vergleiche mit dem Neger, ein schwächlicher Mensch sei.* Allerdings ist die rüstige und lange ausdauernde Arbeitskraft des Negers in beiden Geschlechtern unter tropischer Sonne, ohne daß selbst die Fruchtbarkeit desselben sich mindert wenn nicht die Anstrengungen übergroß werden, eine bekannte Thatsache, aber man vergaß bei dem Schlusse den man daraus in Rücksicht der Indianer zog, daß der Neger sich in sein Schicksal als Sklave verhältnißmäßig leicht zu finden pflegt, wogegen der Indianer sich mit wenigen Ausnahmen zur Sklaverei untauglich gezeigt hat, weil er durch sie deprimirt in tiefe Schwermuth versinkt die seine Arbeitskraft verzehrt, und mit Gewalt in der Sklaverei oder Gefangenschaft festgehalten gewöhnlich aus psychischen Ursachen zu Grunde geht. Noch neuerdings hat von Sack (I, 87) diese Erfahrung in Surinam wieder bestätigt gefunden. Daß es dem Indianer nicht an physischer Kraft zur schwersten Arbeit fehlt, beweist eine große Summe unbestreitbarer Thatsachen. Insbesondere zeigen die südamericanischen Völker alle Charaktere physischer Stärke, manche derselben sind von athletischem Bau, mehr herkulisch als schön (d'Orbigny). Burmeister sah eine Frau von 115 Jahren, die noch alle Zähne hatte, wie ihre Schwester von 121 Jahren (Zeitschr. f. Erdk., N. F. 3, 243). Die freien Indianer von Ecuador (Quito) sind meist besser gebildet, hübscher und hellfarbiger als diejenigen, welche den Weißen dienen, in manchen Gegenden so weiß und gut aussehend daß sie nur durch die Kleider von den Europäern zu unterscheiden sind (Villavicencio 167). Sogar die Feuerländer haben sich als sehr starke Menschen ausgewiesen, deren einer bisweilen zwei englischen Matrosen viel zu schaffen machte (King and Fitzroy I. 415). Die in den Bergwerken von Chili arbeitenden Apires (Hapiris), die zwar nach einigen Angaben keine Indianer von reinem Blute zu sein scheinen, von Tschudi (II, 117) indessen durchgängig als solche bezeichnet werden, sind von außerordentlicher Körperkraft: ihre gewöhn-

* Das gerade Gegentheil hiervon geben Frezier (353) und Helms (16, 87) an, daß nämlich nur die Indianer, nicht die Neger die schweren Bergwerksarbeiten zu ertragen vermöchten.

liche Last (welche Tschudi auf nur 50—75 Pfd. angiebt), die sie täglich zwölfmal aus einer Tiefe von 240 Fuß heraufschleppen, beträgt mehr als 200 Pfd. (Darwin II, 113; Andrews I, p. XXI). Die indianischen Lastträger in Peru tragen auf der Reise an ihrem Stirnriemen Kisten die weit über einen Centner schwer sind (Pöppig, Reise II, 313; Weddell p. 305). Den 50 Lieues langen Weg von Pasco nach Lima legt ein Indianer in drei Tagen zu Fuß zurück (Proctor p. 314). Aehnliches erzählt Tschudi (I, 84) von den Märschen der Indianertruppen im Kriege. „Wo man auch den Versuch gemacht hat, hat sich gezeigt, daß der Indianer als Arbeiter einen sehr viel höheren Grad körperlicher Anstrengung zu ertragen vermag als der stärkste Europäer" (W. Parish p. 291 und Molina, Essai sur l'hist. nat. du Chili. 1789, p. 314). Die Indianer von Quito können den größten Theil des Tages hindurch ein Gefäß auf dem Rücken tragen, das 12—16 Gallonen Wasser hält (Stevenson II, 176). Die Indianer von Caracas tragen auf Reisen Lasten von etwa 200 Pfd. (Semple p. 79). „In den Minen von Süd-America (sagt Capt. Head p. 113 vgl. 225 f.) habe ich die Indianer mit Werkzeugen arbeiten sehen die unseren Bergleuten zu schwer waren, und Lasten sie tragen sehen die niemand in England hätte tragen können. Ich berufe mich auf die Reisenden die auf ihren Schultern über den Schnee gekommen sind, ob sie im Stande wären ihnen das Gleiche zu erweisen, und wenn nicht, was kann komischer sein als ein civilisirter Mensch der auf den Schultern eines Mitmenschen reitet, dessen physische Kraft er zu verachten wagt?" Gehen wir weiter nach Norden, so hören wir daß die Indianer in Mittel-America mit einer Last von 6 Arroben gewöhnlich einen Weg von 5—6 Lieues täglich zurücklegen (Legendre bei d'Urville b X, 291) und daß die Indianer von Mexico Lasten von 13 bis zu $16^1/_2$ Arroben auf ihren Schultern aus den Bergwerken zu Tage fördern (Ward II, 201); wobei allerdings zu bemerken ist, daß nach Lyon (1,259) und Burkart (1,152) die Arbeiter in den Bergwerken von Zacatecas keine reinen Indianer sondern Mischlinge sind die den Weißen näher stehen. Nach Lahontan (II, 94) und Perrin du Lac (II, 29) sind die Eingeborenen von Nord-America zwar minder kräftig, aber weit ausdauernder in der Anstrengung als die Europäer. Dasselbe giebt Rengger (S. 12) von den Indianern von Paraguay an und Weld (S. 470) theilt mit daß Engländer über eingeborene Nordamericaner

in kurzem Wettlauf und im Springen siegten, in langem Wettlauf dagegen ihnen unterlagen. Indessen werden auch bei ihnen einzelne Beispiele sehr großer Körperkraft gefunden (Prinz Max II, 278). Zwei Ojibbeways insbesondere zeigten sich bedeutend muskelkräftiger als Belgier von demselben Alter (Quetelet im Bullet. de l'acad. des sc. de Belg. L'Institut 1846, II, p. 78). Zu den größten und kräftigsten der Nord-Americaner gehören namentlich die Osagen, die bisweilen 60 engl. Meilen in einem Tage zu Fuße zurücklegen (Nuttal p. 821). Die Indianer von Peru, die sog. Postillons, welche aber zu Fuße gehen, legen oft an einem Tage 20 und mehr leguas zurück, bisweilen sogar 30 von Morgens bis Abends (Temple 1,269). Roger Williams erzählt, daß die Indianer von Neu-England 80—100 miles weit in einem Tage und den folgenden Tag ebensoweit zurück liefen (Hutchinson I, 411 not.). Auch bei den Eskimos kommen Beispiele sehr bedeutender Körperstärke vor, denn es bedurfte um sich eines solchen zu bemächtigen in einem von Beechey (p. 553) erzählten Falle so vieler englischen Matrosen als irgend hinzutreten konnten. Daß der Bartwuchs der Americaner nur spärlich ist, kann nach den angeführten Beispielen gegen die allgemeine Kräftigkeit ihrer Constitution nichts beweisen. Sie theilen diese Eigenthümlichkeit überdieß mit den Mongolen und Negern und selbst mit vielen Süd-Arabern (Pickering p. 225).

Unter den Völkern mongolischer Raçe, deren kräftige Organisation noch nicht bezweifelt worden zu sein scheint, gehören zu den stärksten die Bewohner der Insel Quelpart, sie vermögen größere Lasten zu heben als englische Matrosen (Belcher I, 350). Was endlich die Malaien und Polynesier betrifft, so hören wir von den Makassaren daß sie mit großen Lasten ohne Mühe täglich einen Weg von 40—50 engl. Meilen zurücklegen (Woodard p. 147). Zwar erzählt Labillardière (II, 176) daß die Bewohner der Freundschaftsinseln den französischen Matrosen im Ringen meist unterlagen, aber Cook fand die Tongainsulaner im Boxen und Ringen gewöhnlich stärker als seine eigene Mannschaft (Vgl. darüber auch Mariner II, 314). Wilkes (III, 31 und IV, 45) erzählt von einem Tongainsulaner der vom Nachmittag bis zum andern Morgen auf der See schwamm und sich treiben ließ, und von einer Sandwichinsulanerin, welche sogar 30 Stunden auf dem Wasser zubrachte. Einen ähnlichen Fall von achtzehnstündigem Schwimmen auf der See durch das sich eine

Familie vergebens zu retten strebte, erzählt Cheever 123. Von der sehr bedeutenden Körperkraft der Häuptlinge auf den Sandwichinseln ist öfter die Rede (Jarves 77). Die Tahitier können zwar mit einer Last von 50 Pfd. an jeder Seite den ganzen Tag zu Fuße gehen (Darwin (II,179), zeigten sich aber bedeutend schwächer als englische Matrosen (Forster zu Hamilton 21). Gleichwohl hält sie Moerenhout (II, 162) für sehr kräftige und sogar den Europäern physisch überlegene Menschen. Die Neu-Zealänder zeigten sich im Werfen der Speere wie im Treffen geübten Engländern als nachstehend (Die Neuseeländer 316).

Man hat behauptet daß die mittlere **Lebensdauer** in der gemäßigten Zone am längsten sei und namentlich nach der heißen hin abnehme. Da es keine statistischen Berichte über das Verhalten uncultivirter Völker in dieser Rücksicht giebt, müssen wir uns mit einigen zerstreuten Notizen über diesen Gegenstand begnügen, welche zeigen werden daß auch in dieser Hinsicht keine festen Raçenunterschiede vorhanden sind. Die mittlere Lebensdauer der Australier mag kürzer sein als die der Europäer, da sie viel mit äußerer Noth zu kämpfen haben, doch werden sie häufig 70 Jahre alt (Grey II, 247). Daß die americanischen Indianer öfters ein sehr hohes Alter erreichen ist früher häufig in Abrede gestellt worden, jetzt aber durch vielfache Beispiele belegt und zugestanden (Burmeister, R. S. 250). Amerigo Vespucci erzählt in einem Briefe bei Bartolozzi (Ricerche I stor. circa alle scoperte d'Am. Vesp.) daß er Sohn Vater Großvater Ur- und Urur-Großvater zusammengesehen habe. Auch Lery sagt schon von den Eingeborenen Brasiliens (Tupinambas, Tamoyos) sie seien wenigeren Krankheiten unterworfen als die Europäer und würden 100—120 Jahre alt, und Pigafetta (16) versichert sie würden 125 und selbst 140 Jahre. Prinz Max (a, II, 107) sah einen Indianer der sich 107 Jahre zurückerinnern konnte. Stevenson (I, 267) hat ähnliche Beispiele in Peru aus den Kirchenbüchern nachgewiesen. (Vgl. auch Tschudi II, 360; Spix und Martius, R. S. 1152; Dobrizhoffer II, 51, 57, 281; Rengger, S. 12; Azara, a. a. O.; Clavigero, Append. V, 1; Sigaud, p. 448 ff.). Menschen von dunkler Haut, Neger und Indianer — die letzteren trotz ihrer meist ungesunden Lebensweise — sollen unter den Tropen vorzugsweise fähig sein ein hohes Alter zu erreichen (Humboldt und Bonpland, R. III, 86). In Peru erreichen nach Pöppig (R. I, 208) nur die Farbigen und Indianer ein solches. Es er-

ſcheint daher als Ausnahme, namentlich in Süd-America, daß die Indianer am Orinoco von Gilii (S. 250) als ſchwächlich, empfindlich gegen alle Luftveränderungen, vielen Krankheiten und oft einem frühen Tode unterworfen geſchildert werden. Beiſpiele von ungewöhnlich langer Lebensdauer kommen gerade in der heißen Küſtengegend von Vera Cruz vielfach vor. Im Dorfe Cosóliacác lebten 1831 unter 1595 Menſchen 40, die zuſammen 3407 Jahr alt waren und 1830 ſtarb dort eine Frau von 136 Jahren (Mühlenpfordt II, 47). Was die Malaien betrifft ſo führt Lichtenſtein (I, 79, 98, 269) von ſolchen am Kap d. g. H. Beiſpiele eines Alters von 107 und 120 J. an. Unter den Eingeborenen der Philippinen giebt es viele hundertjährige und man ſieht achtzigjährige faſt mit voller Manneskraft arbeiten (Mallat I, 114). Beiſpiele hohen Alters bei Polyneſiern und Negern hat Foiſſac S. 177 zuſammengeſtellt. Auch von den letzteren ſteht dies außer Zweifel. Eine Frau in Cap Coaſt Caſtle ſah noch ihre Nachkommen im fünften Gliede (W. J. Müller S. 280). Auf der Inſel St. Thomas wurden Neger 110 J. alt und darüber (Omboni S. 262 nach einer alten Quelle des 15. Jahrhs.). Nach dem Cenſus der Vereinigten Staaten vom J. 1850 kommen Beiſpiele hohen Alters von 80—100 J. und darüber viel öfter bei den freien Farbigen und noch weit häufiger bei den Negern vor als bei den Weißen: unter 3 Millionen erreichten 1400 ein Alter über 100 J., unter 20 Millionen Weißen kam dieſer Fall nur 800 mal vor (Petermann's Mittheilungen. 1855, S. 134). Bei den Negern auf Cuba, in der Sklaverei, treten graues Haar und die ſonſtigen Zeichen des Alters erſt ſpät ein und einer unter 900 wird 100 J. alt (Graf Görtz II, 44). Auch unter den Hottentotten kommen Beiſpiele ſehr hohen Alters vor: Moodie (I, 288) erwähnt einen ſolchen der, wie ſich aus den Erinnerungen ergab die er an frühere Gouverneure der Kolonie hatte, nicht weniger als 150 Jahre zählen konnte, und Anderſſon fand unter den Namaqua 100jährige Leute ſehr häufig (Bull. soc. géogr. 1855, I, 172).

Es kann unſere Abſicht nicht ſein eine Ueberſicht oder Geſchichte der **Krankheiten** zu geben die den verſchiedenen Menſchenſtämmen und Klimaten eigenthümlich ſind — ein Gegenſtand deſſen Bearbeitung eine große Reihe von ſelbſtſtändigen und umfaſſenden mediciniſchen Studien erfordern würde. Für unſern anthropologiſchen Zweck genügt es darauf hinzuweiſen, daß es keine Krankheiten zu geben ſcheint die einer der

Menſchenraçen ausſchließlich eigen wäre, obwohl die Häufigkeit und Tödtlichkeit vieler für die einzelnen Völker, theils nach individueller Diſpoſition, theils nach Nahrung und Lebensweiſe, Klima, Mangel oder Verkehrtheit der ärztlichen Behandlung ſehr verſchieden ſind, ganz in ähnlicher Weiſe wie wir dies auch an demſelben Volke zu verſchiedenen Zeiten bemerken. Selbſt Nott, der Alles aufgeboten zu haben ſcheint um zu beweiſen daß die einzelnen Raçen ſpecifiſch verſchiedene Krankheiten beſitzen, hat ſich genöthigt geſehen bei der Annahme verſchiedener Krankheitsdiſpoſitionen ſtehen zu bciben. Demgemäß hat er einen Beweis für die ſpecifiſche Verſchiedenheit des Negers vom Europäer namentlich darin finden wollen, daß das gelbe Fieber welches in den ſüdweſtlichen Theilen von Nord-America dem unacclimatiſirten Weißen ſo gefährlich iſt, die Neger und Farbigen faſt verſchone. Doch hat er ſpäter ſelbſt (Nott and Gliddon a, 392) wenigſtens einen Theil dieſer Behauptung wieder zurücknehmen und zugeben müſſen, daß die Indianer und ihre Miſchlinge in Neu-Orleans und Florida allerdings dem gelben Fieber ebenſo ſtark ausgeſetzt ſeien als die hellfarbigen Weißen aus den nördlichen europäiſchen Ländern. Wenn er die Anſicht aber feſthält daß das Verhalten des Negers und des Weißen gegen das gelbe Fieber ein weſentlich verſchiedenes ſei, ſo iſt dagegen zu bemerken, daß dieß gar nicht auf einer Raçeneigenthümlichkeit, ſondern auf einer Wirkung des Klima's zu beruhen ſcheint; denn für die in Weſtindien acclimatiſirten Weißen, z. B. für die franzöſiſchen Flüchtlinge von Sanct Domingo die nach dem Feſtlande kamen, hat ſich das gelbe Fieber ebenſo wie für die Neger verhältnißmäßig nur wenig gefährlich gezeigt (Stanhope Smith p. 281). Das Gegenbeiſpiel hierzu liefern die in Nord-America acclimatiſirten Neger der zweiten oder dritten Generation, die nach Africa zurückgebracht ganz wie unacclimatiſirte Menſchen von den dortigen Klimakrankheiten zu leiden haben (de Salles p. 263). Daß in allen ſolchen Fällen nur die Acclimatiſation in Frage kommt, daß man dagegen nicht an ſpecifiſche Krankheitsdiſpoſitionen der verſchiedenen Raçen als ſolcher zu denken hat, zeigt ferner die große Sterblichkeit unter den Negern welche von den aufgebrachten Sklavenſchiffen nach Sierra Leone transportirt und dort, in ihrem Vaterlande, in Freiheit geſetzt werden, und die nicht minder bedeutende Sterblichkeit der Negerſoldaten auf Jamaica und in Honduras (Nott and Gliddon a, 375). Von Dyſſenterie und intermittirenden Fiebern haben im

Süden der Vereinigten Staaten Schwarze und Weiße gleich viel zu leiden (ebendas. 364 not.). Eine dem gelben Fieber sehr ähnliche Krankheit (Matlazahuatl) rafft die Indianer von Mexico in großer Menge hin, während die Weißen und Creolen nicht leicht von ihr zu leiden haben (Foissac 128 f.); aber auch diesen Fall wird man wie die eben angeführten analogen Beispiele eher geneigt sein aus der Lebensweise, Acclimatisation und anderen äußeren Verhältnissen zu erklären als aus einem festen specifischen Unterschiede der Raçen. Daß die Neger und americanischen Indianer den verschiedensten Formen der Geisteskrankheiten nicht weniger ausgesetzt sind als die Europäer, wie man bisweilen behauptet hat, hebt Sigaud (347) ausdrücklich hervor.

Daß Naturvölker, abgesehen von den Verheerungen welche durch ansteckende Krankheiten unter ihnen angerichtet werden, im Allgemeinen einer besseren Gesundheit genießen als Culturvölker, ist eine oft ausgesprochene Ansicht. So erzählen namentlich von den nordamericanischen Indianern viele der älteren Reisenden, daß sie häufig an bloßer Altersschwäche stürben, den vollen Gebrauch ihrer Sinne bis in's hohe Alter behielten und daß sich auch bei den ältesten von ihnen keine krankhafte Veränderung der Lebensfunctionen überhaupt zu zeigen pflege. Dasselbe wird von den Arabern in Africa berichtet (M. Wagner II, 52). Die Congo-Neger sind nach Cavazzi (168) seltener krank als die Europäer, ebenso die Kaffern welche als wahre Ideale von Gesundheit geschildert werden (Kretzschmar p. 188 u. A.); nur eine Art von Faulfieber richtet bisweilen große Verheerungen unter ihnen an (Baseler Missions Mag. 1852, III, 72). Man wird nach solchen Berichten geneigt den bei den Naturvölkern in so großer Allgemeinheit herrschenden Glauben, daß alle Krankheit erst durch Zauberei hervorgebracht werde, daß sie also etwas Wider- oder Uebernatürliches sei, aus der Seltenheit zu erklären mit welcher sie im Naturzustande den Menschen ergreift. Diese größere Seltenheit, die freilich schwer zu beweisen ist, wird ferner daraus wahrscheinlich, daß Naturvölker sich durch ihre Lebensweise von selbst gegen alle äußeren Schädlichkeiten weit stärker abhärten als civilisirte Menschen und daß alle ihre Bestrebungen, wenn auch oft in wenig verständiger und zweckmäßiger Weise, darauf gerichtet sind, in vollständigem Anschluß an die Naturbedingungen unter denen sie leben, die größte mögliche Summe von physischem Wohlbefinden zu erreichen. Mag der Naturmensch auch oft genug aus Unwissenheit und

Verkehrtheit dieſes Wohlbefinden zerſtören, ſo verfolgt dagegen der civiliſirte Menſch eine große Summe von Zwecken die ſich mit der Erhaltung einer kräftigen Geſundheit in keiner Weiſe vertragen, und bleibt dabei meiſt nur geſund weil er ſich verſtändig ſchont und vorſichtig haushält mit ſeiner Kraft.

Auf die größere Lebensenergie und die im Allgemeinen feſtere Geſundheit der Naturvölker im Vergleiche mit Culturvölkern, weiſt auch die große Anzahl von Beiſpielen relativ großer **Naturheilkraft** hin die ſich bei den erſtern findet. Die Erfahrungen welche man in dieſer Rückſicht gemacht hat, erſtrecken ſich auf alle Raçen und alle Gegenden der Erde in übereinſtimmender Weiſe. Leigh (173) erzählt von einem Auſtralier, dem durch einen Keulenſchlag ein 3″ langer Bruch des Schläfenbeins über der Augenbraue beigebracht und die Schläfenarterie ganz geſpalten wurde, und von einem andern dem Ulna und Radius in der Art zerſplittert wurden, daß die Splitter tief in die Hand eindrangen: der erſte betheiligte ſich indeſſen ſchon am folgenden Tage ſehr eifrig wieder an einer allgemeinen Verhandlung, am Arme des zweiten zeigten ſich zwar nach kurzer Zeit viele Würmer, aber die Geneſung trat dennoch ohne Operation und ohne Verband von ſelbſt ein. Aehnliche Fälle finden ſich bei Köler (Monatsb. d. Geſch. für Erdk. 3, 53 u. n. 1, 41, (Barrington (250) und Dawson (317). Von der Exſtirpation des Penis und der Teſtikeln die vom Sklavenhändler in Oſt-Sudan an ſeiner Waare vorgenommen zu werden pflegt, geneſt zwar nur einer unter vieren (Brehm I, 202), doch beſtätigt ſich ſowohl hier (ebendaſ. 222) als auch ſonſt an den Negern die erwähnte große Naturheilkraft, wie dieß viele Zeugniſſe beweiſen. Sie erſtreckt ſich in gleicher Weiſe auch auf die Völker von weißer Raçe die in Africa (und America, Ausland 1858, 576) leben, obgleich es Ruſſegger II, 2, 260 not.) ausdrücklich als eine auffallende und intereſſante Erſcheinung hervorhebt „daß im heißen Klima des tropiſchen Africa" (an europäiſchen Reiſenden) „Wunden ſo ſchwer heilen, und zwar beſonders ſchwer in der Regenzeit", daher es nicht wahrſcheinlich iſt daß die klimatiſchen Verhältniſſe zu der ungewöhnlich raſchen und oft völlig unerwarteten Heilung ſchwerer Verletzungen günſtig mitwirken ſollten. W. Earl (143) ſchreibt die große Naturheilkraft der Malaien ihrer faſt ausſchließlich vegetabiliſchen Nahrung zu, daher ſich Wunden bei ihnen ſelten heftig entzünden. Petit (bei Lefèbvre III, 369 ff.)

berichtet nach einer ganzen Reihe von eigenen Beobachtungen in Abessinien, daß diejenigen welche durch Hand- oder Fußabschneiden, und zwar im Gelenke, gestraft, so wie die welche als Kinder oder selbst als Erwachsene entmannt werden oder auch die ganzen Geschlechtstheile verlieren, meist nicht daran sterben, obwohl die Heilung gänzlich der Natur überlassen bleibt. Aehnliche Fälle erzählt Parkyns (II, 268 u. sonst). Bei den Mauren, denen Chénier (III, 205) ebenfalls eine größere Naturheilkraft und größere Unempfindlichkeit gegen Schmerz zuschreibt, wie man dieß in Rücksicht der eingeborenen Americaner (nach Ulloa, a II, 99) oft behauptet hat,* verhält es sich ohne Zweifel wie bei den Wüstenarabern, denen es als Ehrensache gilt sich unempfindlich selbst gegen den heftigsten Schmerz zu zeigen (d'Escayrac p. 181). Auch die große Abhärtung namentlich gegen klimatische Einflüsse aller Art kommt diesen Völkern zu statten. Was die eingeborenen Americaner betrifft, so ist eine relativ bedeutende Naturheilkraft vorzüglich bei den Schwarzfüßen, den Indianern von Paraguay und den Abiponern beobachtet worden (Pr. Max I, 581; Rengger p. 12; Dobrizhoffer II, 54), und von den eingeborene Mexicanern hören wir, daß sie Wunden an denen Europäer sicher sterben würden, mit bloßen Branntweinwaschungen heilen (Heller S. 58). Ebenso genesen Malaien häufig von Verletzungen die für Europäer tödtlich sein würden (Crawfurd I, 31 u. das. not.; Harris I, 743). Von zwölf Tongainsulanern denen auf die roheste Weise ein Arm abgehackt wurde, starb nur einer an der Blutung und einer aus Kummer (Mariner II, 251). Aehnliche Beispiele von Marquesasinsulanern hat Marchand (I, 144) angeführt.

Diese Beispiele werden hinreichen um zu beweisen daß die Naturheilkraft bei uncultivirten Völkern bedeutender ist als bei den civilisirten. Wir dürfen indessen diese Betrachtungen nicht verlassen ohne noch einen weiteren Umstand zu erwähnen den man benutzt hat um die specifische Verschiedenheit der Menschenraçen, namentlich der schwarzen und der weißen Raçe, zu begründen. Man hat angeführt daß die **Läuse der Neger** nicht allein schwarz sind und kleiner als die der Europäer,

*) Selbst Rengger (S. 12) ist dieser Ansicht, wogegen manche neuere Beobachter wohl mit größerem Rechte den Americanern eine „sehr empfindliche, nervöse Constitution" zugeschrieben haben (Ausland 1857, S. 1146 nach Domenech).

ſondern auch auf dieſe nicht übergingen, wogegen die europäiſche Laus unter den Tropen ſterbe (Duttenhofer 33). Auch Oviedo (Jum. 508) ſagt, daß unter den Tropen, bei der Ueberfahrt, das Ungeziefer auf den Köpfen der Spanier mit ſeltenen Ausnahmen ſtirbt; das der Indianer geht nicht zu ihnen über, außer auf einige von den Kindern, welche ihnen in America geboren werden. Allein auch abgeſehen davon, daß die Läuſe der Europäer nach Peters (Monatsb. d. Geſ. f. Erdk. N. F. I, 98) keineswegs immer ſterben, ſo iſt es nicht nöthig, ſich hiergegen darauf zu berufen, daß auch das zahme Schwein, obgleich vom wilden nicht artverſchieden, bekanntlich einen Paraſiten beſitzt der dieſem fehlt; denn nicht allein wechſelt die Farbe jener Thiere mit der Farbe der Haut und wird mit dieſer dunkler, weshalb ſchon Sömmering (S. 8 not.) geneigt war den pediculus nigritarum für nicht verſchieden zu halten von der europäiſchen Laus, ſondern es ſcheint auch feſtzuſtehen daß ſowohl jener als der p. pubis von Negerammen gar nicht ſelten auf weiße Kinder übergeht (Bachmann bei Smith, The unity 184). Jedenfalls unrichtig iſt es, wenn Quandt (221) allgemein behauptet daß die Flöhe und Läuſe der Indianer und Neger nicht bei den Europäern blieben. Ebenſowenig ſcheinen die verſchiedenen Arten der Eingeweidewürmer eine oder mehrere Menſchenraçen mit Ausſchluß der übrigen heimzuſuchen, obwohl oft die eine Art derſelben bei dem einen, die andere bei einem anderen Volke überwiegt: ſo herrſcht in England Holland und Deutſchland taenia solium vor, in der Schweiz und in Rußland dagegen bis nach Königsberg herab bothriocephalus latus, im Südoſten von Frankreich finden ſich beide nebeneinander, in Abeſſinien und bei den Hottentotten überwiegend die taenia (Owen, Lect. on comp. anat.).

Hat man als Beweis der phyſiſchen Superiorität der weißen Raçe über die übrigen wohl auch dieß geltend zu machen geſucht, daß ſie allein der **Acclimatiſation** in allen Zonen fähig ſei, ſo hätte man freilich zuerſt daran denken ſollen daß eine ſolche überhaupt nur von Seiten der Bewohner gemäßigter Klimate ſich erwarten laſſe. Beſtätigt ſich dieſe Erwartung z. B. an den unter 20° n. Br. wohnenden Sandwichinſulanern, die vortreffliche Matroſen werden und auch kaltes Klima, vielleicht ſogar beſſer als Matroſen von Boſton vertragen (wie Duhaut-Cilly II, 302 nach ſeinen Erfahrungen angiebt), ſo erſcheint es dagegen als eine wahrſcheinlich unrichtige, bloß theoretiſche Folgerung,

wenn Jarrold (S. 226 ff.) zu zeigen sucht daß der Neger, durch die Beschaffenheit seiner Haut am stärksten gegen alle klimatischen Schädlichkeiten geschützt, in allen Zonen allein und am besten fortkomme. Wenn ferner uncultivirte Menschen einen Wechsel des Klima's nicht in gleicher Weise zu ertragen vermögen wie der civilisirte Europäer, so ist daran zu erinnern daß jene in vielen Fällen dieser Art durch ihren eigenen Unverstand und durch den Mangel an Schutzmitteln gegen äußere Einflüsse unterliegen, während dieser durch wohlüberlegte Accommodation an die veränderten Umstände, durch Vorsorge und Mäßigkeit, durch entsprechende Aenderungen in seiner ganzen Lebenseinrichtung sich gegen Schädlichkeiten sichert, von deren Wirksamkeit der Naturmensch auch nicht einmal die entfernteste Ahnung hat. Daher hat man öfter behauptet daß der Mensch erst in Folge seines Verstandesgebrauches fähig werde in allen Klimaten auszudauern. Leute, die über die mittleren Jahre hinaus sind, sollen nach Ulloa und Humboldt die Versetzung in ein tropisches Klima am besten vertragen und oft alt werden. Der Bataviasche Courant vom 13. Juli 1830 spricht von vielen Beispielen altgewordener Europäer, die in mittleren Jahren einwanderten. Jene Behauptung scheint auch darin eine Bestätigung zu finden daß unter allen europäischen Völkern sich die Engländer, die nirgends von ihrer Fleischkost und den Spirituosen lassen mögen, unter den Tropen am schlechtesten halten, weit besser dagegen namentlich die viel vorsichtigeren Spanier und Portugiesen, deren Constitution, dunklere Haut und heimische Lebensgewohnheiten ebenso wie das Klima aus dem sie stammen, den tropischen Verhältnissen für sich schon besser entsprechen. Wenn Zimmermann (I, 53) gegen die Ansicht daß die allgemeine Acclimatisationsfähigkeit des Menschen erst durch seine geistige Begabung möglich werde, angeführt hat daß die Polarvölker in ihren Ländern trotz sehr geringen Schutzes gegen die klimatischen Einflüsse auszudauern vermöchten, so beweist dieß natürlich nichts für ihre Fähigkeit auch andere Klimate ohne Nachtheil ertragen zu können. Endlich ist noch darauf aufmerksam zu machen daß die Unfähigkeit eine rasche Versetzung aus einem Klima in ein wesentlich anderes zu ertragen noch sehr verschieden ist von dem Unvermögen zu einer allmählich fortschreitenden Acclimatisirung, wie diese bei so vielen Völkern in Folge ihrer Wanderungen durch verschiedene Breiten nothwendig eingetreten sein muß.

Tragen die erwähnten Verhältnisse ohne Zweifel in vielen Fällen

dazu bei, die Acclimatisationsfähigkeit der Naturvölker geringer erscheinen zu lassen als die der Europäer und überhaupt geringer als sie wirklich ist, so fordert dieß zu besonderer Vorsicht in der Beurtheilung dieses Gegenstandes auf. Wir möchten daher Humboldt (Neu-Spanien I, 161 f.) nicht unbedingt beistimmen, wenn er dem americanischen Indianer eine geringere Acclimatisationsfähigkeit zuspricht als dem Weißen, am wenigsten aus dem Grunde daß jenem die Minenarbeit, hauptsächlich wohl durch große Temperaturwechsel, verderblich wird — in manchen Minen herrscht nämlich eine um 6° höhere Temperatur als die mittlere von Jamaica und Pondichery, so daß man wohl fragen darf ob Europäer bei harter Arbeit im Stande sein würden diese Hitze und die darauf folgende Abkühlung ohne Schaden zu ertragen. Ueberdieß hören wir merkwürdiger Weise daß die Sterblichkeit unter den Bergleuten in Mexico nicht viel größer ist als unter den übrigen Volksklassen. Neuerdings ist man geneigt geworden jenen der weißen Raçe in Rücksicht der Acclimatisation bisweilen zugesprochenen Vorzug wieder fallen zu lassen und sie den übrigen Raçen in dieser Hinsicht gleichzustellen, indessen ist dieß nur insofern geschehen als man sich zugleich der Ansicht zugewendet hat daß eine allgemeine Fähigkeit sich in allen Zonen zu acclimatisiren überhaupt bei keiner Raçe vorhanden sei. Von den Thatsachen welche dieser Ansicht günstig sind, sollen die wichtigsten hier angeführt werden.

Schon die Erinnerung an die americanische Raçe welche alle Klimate bewohnt, widerlegt den Vorzug welchen man den weißen Menschen vor den übrigen zusprechen zu dürfen geglaubt hat; aber es zeigt sich auch an ihr wie an andern Raçen daß eine plötzliche Versetzung unter andere äußere Bedingungen, wenn nicht die nöthige Vorsicht dabei beobachtet wird, den Tod nach sich zieht, selbst im eigenen Lande, daß es also nicht sowohl die Gebundenheit einer jeden Raçe an ein bestimmtes Klima oder die absolute Unfähigkeit ist sich in einem fremden Klima zu halten, die ihr tödtlich wird, sondern vielmehr nur der plötzliche und schroffe Wechsel der äußeren Lebensbedingungen überhaupt: schon die Uebersiedelung nach Kopenhagen wird für den Isländer verderblich, er stirbt dort an der Schwindsucht (Clemens in der deutschen Vierteljahrschrift 1849. II, 89); wenn die Indianer des Gebirgslandes von Peru sich an der Küste ansiedeln oder die Bewohner der Küste im Gebirge, so gehen sie zu Grunde (Proctor 299); ebenso stirbt der Indianer der

Savannen in die dumpfe, feuchte Atmosphäre des Urwalds versetzt, an Lungenkrankheit, und der des Urwalds in der Savanne (Schomburgk II, 126). Der Europäer, weit entfernt den plötzlichen Uebergang aus einem Klima in ein anderes ohne Schaden zu ertragen, findet die Tropenländer reichlich so gefährlich für seine Gesundheit als es der Norden für die des Negers ist. Wie er, kränkelt und welkt selbst der Araber und Kopte dahin im östlichen Sudan, während der Schwarze hier seine ganze Lebenskraft voll entfaltet (Werne 47). Es giebt viele Landstriche in Africa, wo Fremde und namentlich Europäer sich nur sehr schwer acclimatisiren oder gar nicht leben können, obwohl die Eingeborenen dort vollkommen gesund sind: so in manchen Gegenden Darfur's, im größten Theile von Kordofan, auf Fernando Po und Zanzibar (Mohammed el Tounsy p. 295; Pallme, S. 7, 117 ff., 122; Guillain II, 1, 93; Allen and Thomson II, 198). In S. Felipe de Benguela abortiren alle weißen Frauen oder gebären schwächliche Kinder die in den ersten Monaten wieder sterben (Spix und Martius 669). Die Gegend am N'gami-See scheint wegen der Fieber unbewohnbar für die Weißen, nur die Eingeborenen scheinen sich dort halten zu könen (Livingstone im Journal R. geogr. soc. XXI, 20). Dasselbe was von der Wirkung des africanischen Klima's auf die Gesundheit der Europäer gilt, findet ebenso in Rücksicht mancher andern Tropenländer statt, wenn auch in geringerem Grade: nach Bryson (178) sterben von englischen Seeleuten in Ostindien jährlich 15,1%, in Westindien 18,1, in Africa 58,4. Von 100 europäischen Soldaten in Ostindien leben bei guter Verpflegung und abgesehen von denen die der Krieg hinwegrafft, nach 5 Jahren noch 70, nach 10 Jahren noch 45, nach 15 J. 25, nach 20 J. noch 10 (Ausland 1855. S. 968). In der Präsidentschaft Bengalen stirbt aus der englischen Armee unter den europäischen Soldaten einer auf 13,55, unter den eingeborenen Soldaten einer auf 56; in der Präsidentschaft Madras unter jenen 1 auf 26, unter diesen 1 auf 47,7 (Dieterici 732; Vgl. die Angaben M'Culloch's b. Quetelet, S. 624). Gelingt es dem Europäer in Westindien auch das Leben zu fristen, so ist doch Ruhe und Pflege erforderlich, Anstrengung tödtlich: so in Guiana (Graf Görtz, Reise, II, 290). Die Unfähigkeit französischer Soldaten in heißem Klima mehr als etwa halb so viel körperlich zu arbeiten als zu Hause hat Coulomb auf Martinique in Erfahrung gebracht (Péron II, 427). Nach

allen diesen Beispielen ist Reichardt's Bemerkung (88), daß nicht sowohl das Klima, als vielmehr die Folgen der Sklaverei, Faulheit, Erschlaffung durch Genüsse, Unthätigkeit, ungeordnetes Leben am Hinsiechen der Weißen in den Tropenländern, namentlich in Mittelamerica schuld sei: diese Bemerkung, obwohl sie einen Kern von Wahrheit enthält, ist viel zu weit ausgedehnt und in dieser Form nicht zu billigen. In Folge der ungeheuren Sterblichkeit unter den Rekruten die vom mexicanischen Plateau an die Küste herabkommen (es starben einmal in 3 Monaten 272 von 300) entschloß man sich acclimatisirte Neger und Farbige als Besatzung von S. Juan d'Ulloa zu verwenden (Humboldt, Neu-Spanien, IV, 408). So schienen auch A. de St. Hilaire (II, 71) Schwarze und Farbige das Klima von Villa Boa besser zu vertragen als Weiße. Daher stellt es Pruner (S. 68) als sicheres Factum hin daß weiße Völker in den meisten Negerländern nicht lebensfähig seien. Ohne Sklaven, sagt auch Köler (156) würden die fruchtbaren tropischen Niederungen unproductiv und öde liegen müssen, weil weiße Menschen dort nicht im Freien arbeiten können. Weitere Belege hierzu finden sich bei Nott and Gliddon (a, 357), welche ebenso die Acclimatisirung der Weißen in allen Malariagegenden, im Süden der Vereinigten Staaten und in Algier wie die der Neger in Westindien ganz leugnen (S. 379, 383 ff.). So hat auch Dowding darauf aufmerksam gemacht daß in ganz Westindien die Weißen gegenwärtig nur noch etwa 5% der Bevölkerung ausmachen, daß daher die Schwarzen und Farbigen wahrscheinlich in kurzer Zeit die alleinigen Bewohner der Inseln sein werden. Dennoch glauben wir aus diesen Thatsachen nicht folgern zu dürfen daß absolute Unfähigkeit zur Acclimatisirung unter den Tropen eine Eigenthümlichkeit der weißen Raçe als solcher sei, da es auf der andern Seite, wie wir gesehen haben, eine Reihe von Fällen giebt die beweisen, daß Individuen einer jeden Raçe in Gegenden in denen sie nicht acclimatisirt sind, mögen diese selbst ihrem Stammlande angehören, bisweilen sich nicht lebenskräftig zeigen.

Wirken die verderblichen Einflüsse der tropischen Klimate auf den Neger mit weit geringerer Kraft und, wie es scheint, selbst in anderer [illegible] als auf den Europäer, so ist er doch den schädlichen Folgen eines [illegible]fels seinerseits nicht weniger ausgesetzt als dieser. Neger [illegible]n Ländern, wie Bornu, Hausa, die Sahara, sterben in [illegible] sehr schnell, ihre Acclimatisation scheint hier fast so

schwierig zu sein als die der Europäer (Kölle VIII). Aber auch in Bornu selber, in den flachen, einförmigen Ebenen, wo im Winter die Temperatur oft auf + 4½ C. herabsinkt (Barth 4, 12), hat sich, namentlich in Bezug auf das weibliche Geschlecht, in Vergleich mit Manga und Kanem, die Bevölkerung auffallend verschlechtert und verhäßlicht (eb. 31). Auch der Farbige, der aus den Vereinigten Staaten nach Africa kommt, hat vom Klima ebensoviel zu leiden, als der Weiße, wenn es auch sein mag, daß seine Constitution sich den Einflüssen desselben etwas leichter accomodirt (Wilson W.-Afr. 511). In Chartum zwar sollen die Eingeborenen vom Klima ebensoviel und vielleicht noch mehr als die Europäer zu leiden haben (Russegger II, 2, 38); dieß ist jedoch ein seltener Ausnahmefall. In Senegambien tödten Fieber die für die Eingeborenen meist nicht lebensgefährlich sind, gewöhnlich den Weißen (Raffenel 322). Einem Regen der in Westindien für den letzteren verderblich wird oder ihn wenigstens fieberkrank macht, setzt sich der Neger ungestraft aus (Day I, 37). Ebenso verträgt er ohne Kopfbedeckung in heißen Ländern die Einwirkung der Sonnenstrahlen (Werne a, 134), ja er soll sich in seinem Vaterlande gerade während der Regenzeit, die für den Europäer die gefährlichste ist, am besten befinden, während er hauptsächlich in der trockenen Jahreszeit an Krankheiten leidet. Dieß wird versichert von den Negern in Senegambien, in Nuffi und sonst am Niger, von den Ibus und von denen in Idbah, auf der Prinzen-Insel, St. Thomas und Annobon, am südlichen Theile der Westküste von Africa (Brunner 111; Schoen and Growther. 166; Allen and Thomson I, 325; Boteler im Journal R. G. S. II, 275; Des Marchais III, 9; Tams S. 42). Auf der Guineaküste wird nach Römer (S. 10) die dem Europäer so sehr gefährliche Regenzeit dem Neger nicht verderblicher als jede andere Jahreszeit. Umgekehrt sagt Livingstone (2, 66) von Angola, daß hier die Regenzeit (Oct. Nov.) für den Europäer die gesundeste, für den Eingeborenen die ungesundeste ist, daß aber beide sich vor dem Klima in Acht nehmen müßten. In S. Leone ist der Juli für den Neger, der August für den Weißen der gefährlichste Monat (Fraisinet in Nouv. Ann. des voy. 1855. II, 293). Nur Brehm (I, 218) hat für Ost-Sudan jene Umkehrung in der Wirkung der Jahreszeiten auf die verschiedenen Menschenraçen ganz in Abrede gestellt.

Ist es dem Obigen zufolge kaum glaublich daß die Strapazen eines

Feldzuges in heißen Ländern von Negersoldaten minder gut ertragen würden als von weißen, wenn beide übrigens gleich gut gehalten werden, wie Werne behauptet (a, 67; er selbst widerspricht sich übrigens S. 168 hierin), so steht es dagegen sicher daß die Versetzung in andere, namentlich in kältere Klimate von Negern nicht ohne große Beschwerde ertragen wird. Selbst schon gegen geringe Temperaturwechsel ist er sehr empfindlich (M. Park I, 55). Caillié und andere Reisende erzählen vielfach davon, daß bei solchen Gelegenheiten sogleich bittere Klagen über Frost laut wurden, bei denen man freilich auch an die geringe Bekleidung zu denken hat deren sie sich zu bedienen pflegen. Dieselbe Rücksicht ist zu nehmen wenn Richardson (II, 437) mittheilt daß die Neger auch den glühenden Wüstenwind in der Sahara schlechter als Araber und Mauren zu ertragen scheinen, und es bedarf außerdem dabei noch der Bemerkung, daß die letzteren als Herren, jene dagegen als Sklaven meist in entkräftetem und ausgehungertem Zustande zusammen die Wüste durchziehen, und daß in Nord-Africa nicht allein Temperaturwechsel von sehr bedeutender Größe, sondern auch so niedrige Temperaturen vorkommen, daß französische Soldaten dort erfroren sind. An den Kaffern die sich vor einiger Zeit in Europa sehen ließen, hat man nichts von der großen Empfindlichkeit gegen Kälte bemerkt, die den eigentlichen Negern zuzukommen scheint. Diese letztere ist indessen den Negern nicht ausschließlich eigen: die Bischarihs theilen mit ihnen diese Eigenthümlichkeit (Bay. Taylor 151), und die an eine sehr hohe Temperatur gewöhnten Bewohner von Fezzan sind in demselben Falle, denn sie pflegen die Erkundigung nach dem Befinden eines Andern bei der ersten Begegnung mit den Worten zu schließen: „Ich hoffe daß du nicht friereſt" (Ledyard 116). In kalten Klimaten soll der Neger oft tobsüchtig werden, doch scheint dieß für ihn auch sonst eine nicht seltene Folge der Versetzung in andere Länder zu sein: auch unter den nach Java gebrachten Aschanti-Negern fand Selberg (S. 45) mehrere geisteskranke. In den Neu-England Staaten in Nord-America sollen die Neger, wenn sie nicht durch neue Zufuhr immer wieder ersetzt werden, aussterben, was Knox selbst von der angelsächsischen Raçe in America behauptet hat. Die größre Empfindlichkeit gegen Temperaturunterschiede ist nichts dem Neger Eigenthümliches, sondern eine allgemeine Folge des Tropenklimas (Humboldt, Reise i. d. Aequin. ed. Hauff I, 254).

Die **Fähigkeit zu erröthen** hat man nicht selten dem Weißen als eigenthümlich beigelegt, allen übrigen Raçen aber und namentlich dem Neger abgesprochen. Dasselbe kommt jedoch nicht allein bei Mischlingen, hauptsächlich vom Terzeronen an vor und sonst bei zarten Frauen der schwarzen Raçe (Lawrence 240), sondern wird außerdem auch bei Negern mehrfach erwähnt (von Dupuy p. 149 und sonst; von Golberry II, 307). Monrad (60 not.) giebt an daß Negerinnen dunkler würden, wenn sie sich schämten. Auch die Australier erröthen (Barrington 10). Können diese Angaben über dunkelfarbige Völker natürlich nicht genau in demselben Sinne verstanden werden wie die ihnen entsprechenden über hellfarbige, so steht doch eine gewisse Veränderung, eine Vertiefung der Gesichtsfarbe in Folge von Gemüthsbewegungen auch bei ihnen außer Zweifel. Man muß sich daher wundern daß dies von Roth (bei A. Wagner S. 269) in Rücksicht auf die Abessinier ganz und gar in Abrede gestellt wird. Daß auch die eingeborenen Americaner, obwohl wegen ihres dunklen Teints in weniger auffallender Weise erröthen, hat d'Orbigny (I, 83) bemerkt. Nach Spix und Martius (R. S. 376) beschränkt sich der Farbenwechsel bei Gemüthsbewegungen auf die gebildeten Indianer die mit den Weißen viel umgehen. Die Kalmücken sollen von Schaam nicht roth, aber von Furcht und Schrecken bläßer werden (Bergmann II, 54). Die gewöhnlichen Veränderungen der Gesichtsfarbe hat man endlich auch an den Tahitiern Marqueſanern und Neu-Zealändern beobachtet (Forſter 204; Kotzebue a I, 73; Melville I, 166; Mundy II, 127).

Als eine auffallende Eigenthümlichkeit in der Bildung der **Sprachlaute**, für die es wenigstens nahe liegt nach einer Ursache in der besondern Beschaffenheit der Organe zu suchen, verdient bemerkt zu werden, daß die Neger kein R, die Australier kein S haben und daß in Polyneſien, mit Ausnahme der Fidſchi- und Schifferinseln die Zischlaute faſt gänzlich fehlen. Der Dialekt von Rimatara Rurutu Tubuai und Raiwavai scheint, wenn nicht etwa vorhandene Lautunterſchiede überſehen worden sind, die geringſte Anzahl von Consonanten zu beſitzen die ſich in irgend einer Sprache finden; ſie hat deren nur ſieben: m, n, ng, p, r, t, v (Hale 142), während die Sprachen der Sahaptinfamilie in Nord-America wenigstens deren neun beſitzen: h, k, l, m, n, p, s, t, w. Hueck (9 not.) hat darauf hingewieſen daß die Eſthen ähnlich wie die Hottentotten (nach W. v. Humboldt) durch die Verengerung

des harten Gaumens, die wahrscheinlich auch bei den anderen finnischen Völkern sich finde, an der Bildung der Zischlaute verhindert sind. Auch das eigenthümliche Zungenschnalzen der Hottentotten, in Folge dessen ältere Reisende ihre Sprache für ein bloßes Gezwitscher hielten, ist hier zu erwähnen. Thunberg (II, 61) und Le Vaillant (S. 289) haben nur drei, van der Kemp dagegen sechs verschiedene Arten desselben zu unterscheiden gewußt (Lichtenstein II, 605). Da jedoch solche Schnalzlaute aus der Sprache der Hottentotten auch in einige Worte bei den Amakosa-Kaffern, ja sogar in die Sprache der Eingeborenen von Port Natal (?) übergegangen sind (Thunberg a. a. O.; Lichtenstein I, 637; Colenso 60), wird man schwerlich die Ursache dieser Erscheinung auf eine Eigenthümlichkeit der Sprachorgane selbst zurückführen dürfen. Daß man es in diesem Falle nicht mit angeborenen Raçeneigenthümlichkeiten, sondern mit bloß Angewöhntem zu thun habe, scheint auch daraus hervorzugehen, daß Hottentottenkinder die ihre Jugend unter den weißen Kolonisten verleben, nach ihrer Rückkehr zu den Ihrigen ebensowenig wie fast alle Missionäre wegen der Schwierigkeit jener Laute die Sprache ordentlich sprechen lernen (Rheinische Missionsberichte. 1851. S. 54). — Nachrichten über die sonstige Beschaffenheit der Stimme der meisten Völker, abgesehen von der Bildung der Sprachlaute, fehlen fast gänzlich. Doch ist es kaum zweifelhaft, daß sich in diesem Punkte ähnliche Unterschiede finden wie diejenigen welche man in neuerer Zeit bei uns bemerkt hat, nämlich daß bei dem Landvolke, auch bei den Männern, sich mehr hohe, in den Städten dagegen mehr tiefe Stimmen finden und daß sich die ersteren immer mehr zu verlieren scheinen. Daß die Stimme der Neger meist schwach und heiser, die der Negerinnen hoch und schrillend ist, wurde früher schon angeführt. Die Kaffern haben gewöhnlich tiefe Baßstimmen, diese sind dagegen bei den Hottentotten selten (Moodie II, 257).

Was den **Gebrauch der Hände** betrifft, so ist es ein seltener Fall auch bei den Naturvölkern, daß sie sich beider mit gleicher Geschicklichkeit zu bedienen wissen, wie dieß fast bei allen Indianern von Yucatan der Fall ist (Waldeck 66). Die Rechte hat fast überall, so viel wir wissen, den Vorzug vor der Linken; in Groß-Bassam (Guineaküste) wird nur mit jener gegessen, wogegen man an dieser die Nägel lang wachsen läßt und sie allein zu unreinen Beschäftigungen gebraucht (Hecquard, S. 46). Mára, link, bedeutet in Vei unrecht, ungerecht (Koelle a,

199); ähnliche Bedeutung hat Gegensatz von Recht und Link im Zulu (Doehne II, 28). Zum Essen bedient sich der Neger in Senegambien nur der rechten Hand (Raffenella, I, 53), genau dasselbe berichtet Vafer von Darien, der auch nie einen linkhändigen Indianer sah (117 f.), ebensowenig wie Lawson in Karolina (203). Das Wort Molémmi „linkhändig" kommt als Name bei den Betschuanas vor (Burchell II, 368), dasselbe gilt von den Alt-Peruanern (Ausland 1858. S. 205); woraus wir schließen dürfen, daß auch von ihnen die rechte Hand vor der Linken bevorzugt wird. Ebenso entschieden ist dieß bei den Malaien der Fall, besonders bei den vornehmen: Frauen von hoher Geburt bedienen sich der ersteren nur zum Essen Sticken und Grüßen (Crawfurd). Die Makassaren essen mit der Rechten und waschen sich mit der Linken (Woodard 150). Aus der Frage der Pelew-Insulaner an Capt. Wilson, welchen Arm er gewöhnlich brauche, scheint hervorzugehen, daß dieß bei ihnen selbst verschieden ist (Keate 230). Unter den nordamericanischen Indianern sind nur sehr wenige linkhändig (Say bei James I, 284). Hottentotten und Buschmänner wissen sich meist nur einer der beiden Hände mit Geschick zu bedienen (sie sind fast manchot heißt es bei Arbousset et Daumas 479 not.).

In der **Vollkommenheit der Sinne** stehen durchgängig civilisirte Völker Naturvölkern nach, mit einziger Ausnahme des Geschmackssinnes, welcher von den ersteren an mannigfaltigeren und zusammengesetzteren Speisen stärker geübt und mehr dem Genusse dienstbar gemacht wird, während er bei den letzteren nur der einförmigen Befriedigung des Bedürfnisses zu dienen pflegt. In der Regel trifft bei ihnen die Schärfe der sinnlichen Wahrnehmungen mit einer äußerst feinen Deutung und geschickten Benutzung derselben zusammen, z. B. bei Aufspürung des Wildes oder des Feindes. Beides steht miteinander im nächsten Zusammenhange, doch muß man sich hüten es zu verwechseln. Da nämlich die ganze Existenz des Naturmenschen in so vielen Fällen vom Gebrauche seiner Sinne allein abhängt, ist er auf jede sinnliche Einzelnheit höchst aufmerksam die mit einem seiner Interessen in Beziehung steht, faßt sie möglichst genau auf und bemüht sich sie richtig mit andern zu combiniren und zu deuten, obwohl diese Combination selbst eine wesentlich andere Thätigkeit ist als die ursprüngliche Auffassung. Mit der genauen Auffassung und scharfsinnigen Auslegung des Wahrgenommenen pflegt

endlich noch bei ihm ein besonderes treues Gedächtniß für sinnliche Eindrücke in Verbindung zu treten. So bemerkt z. B. Leichhardt (S. 102) von den Australiern: sie haben ein äußerst genaues Localgedächtniß; eigenthümlich gebildete oder gruppirte Bäume, abgebrochene Aeste, leichte Unebenheiten des Bodens scheinen sich gleichsam daguerreotypisch ihnen einzuprägen, und dasselbe gilt von einer großen Menge von andern Einzelheiten, die nur durch möglichst concentrirte Aufmerksamkeit von jenem geübten Reisenden bemerkt werden konnten. Schiel (97) erhielt von einem Delaware-Indianer Gegenden beschrieben, in welche dieser seit 18 Jahren nicht mehr gekommen war und fand die Beschreibung jedesmal bestätigt. Auch der Europäer lernt indessen nach 3—4 Jahren eifrig fortgesetzter Uebung bisweilen doppelt so weit sehen als vorher, nur kommt es bei ihm gewöhnlich nicht zu der Ausdauer im Spüren welche die Eingeborenen besitzen (Hodgson 249). Aehnlicher Scharfsinn im Auffinden und Deuten auch der unbedeutendsten Spuren wie die Hottentotten zeigen, wird auch den holländischen Bauern am Kap nachgerühmt (Kretzschmar 327). Von den Wüstenarabern, welche bestimmte Gegenstände in viel bedeutenderer Ferne zu erkennen vermögen als die Europäer, werden viele interessante Beispiele dieser Art erzählt, doch scheinen die Angaben bei Daumas (193) vielfach übertrieben (Ritter, Erdkunde X, 1099; Riley, 137; d'Escayrac S. 287; Werne a, 122): Die Fußspuren einzelner Thiere oder Menschen wußten sie auf ungepflasterten Wegen unter Tausenden mit Sicherheit zu verfolgen. Die Mischlinge leisten Aehnliches hierin wie die reinen Naturvölker selbst: die Gauchos in Süd-America erlangen in der Deutung der Spuren dieselbe Virtuosität wie die reinen Indianer (Head 257). Ein Bastaard (Hottentottenmischling) entdeckte in einer Entfernung von mehr als 1000 Meter die Kopfbewegung einer Gazelle, die im Grase von gleicher Farbe wie sie selbst sich gelagert hatte (Delegorgue I, 135). Es kann hiernach wohl kaum noch zweifelhaft sein, ob wir in jenen Fällen eine ursprüngliche höhere Begabung des Naturmenschen anzunehmen haben oder eine erworbene Cultur der Sinne, zu welcher die Lebensweise hinführte. Beides wirkt höchst wahrscheinlich überall zusammen*, wie es ja auch bei Thieren viele Bei-

* Dieß ist auch die Ansicht von Rengger (10), welcher erzählt daß die Indianer die Art des Wildes an dem Geräusche im Gebüsch und ein berittenes Pferd von einem frei herumlaufenden am Hufschlage unterscheiden.

ſpiele dafür giebt, daß eine durch mehrere Generationen hindurch fortgeſetzte Uebung der Sinne in einer gewiſſen Richtung eine entſprechende höhere Begabung derſelben in dieſer Hinſicht allmählich herbeiführt. Ein Beiſpiel das hierauf mit großer Beſtimmtheit hinweiſt, iſt das der Dajaken, unter denen die nomadiſch lebenden außerordentlich ſcharf ſehen hören und riechen, während dieß bei denen die das Land bauen, nicht der Fall iſt (Kessel im Bullet. soc. géogr. 1852, II, 514).

Daß Wüſtenvölker wie ihre Kameele und Pferde und wie die Ochſen am Kap, Waſſer ſchon in beträchtlicher Entfernung wahrnehmen iſt bekannt. Auch Europäer erlangten dieſe Fähigkeit (Burckhardt 286; Le Vaillant 348), und man wird ſich kaum darüber wundern, daß nach anhaltender großer Trockenheit der Luft ein höherer Feuchtigkeitsgrad derſelben eine eigenthümliche Empfindung verurſacht. In Auſtralien, wo Leichhardt (S. 152) weder an Menſchen noch an Thieren etwas dieſer Art bemerken konnte, hörte Mitchell (a, 264, 375) einen Eingeborenen von einem ſich erhebenden Winde den Ausdruck gebrauchen „er röche nach Waſſer", und fand daß ſeine Hunde leichter als die Eingeborenen, dieſe aber leichter als die europäiſchen Reiſenden Waſſer entdeckten.

Geſicht und Gehör ſind vorzüglich ſcharf bei den Hottentotten und Buſchmännern (Burchell u. A.): die letzteren leiſten mit dem Auge allein was wir mit mäßig guten Fernröhren erreichen (Lichtenſtein II, 320); ferner bei den Auſtraliern (Turnbull 36; Cunningham II, 13); bei vielen Polyneſiern, den Neu Zealändern, den Bewohnern des Paumotu Archipels, welche Schiffe aus viel bedeutenderer Ferne ſahen als es Europäern möglich war (Moerenhout I, 172); bei den meiſten Jägervölkern von mongoliſcher Raçe, z. B. den Tunguſen, deren Geruch und Taſtſinn dagegen nur ſchlecht entwickelt iſt (Tooke III, 77), den Kalmücken, von denen daſſelbe erzählt wird was wir ſoeben über die Buſchmänner anführten. Auch den Papuas von Neu Guinea wird ein ſehr ſcharfes Auge und Ohr zugeſchrieben (Lesson 204 not.), wogegen ihr Geſchmacksſinn wohl äußerſt ſtumpf ſein muß, da Freycinet (II, 23) von einem derſelben erzählt, daß er den ganzen Inhalt einer dargebotenen Pfefferbüchſe auf einmal verſchlang und nicht allein gar keine Unbequemlichkeit davon ſpürte, ſondern ſogar den Geſchmack vortrefflich fand. In ähnlicher Weiſe erſcheinen oft auch Gehörsempfindungen einem Volke angenehm, die auf ein anderes einen höchſt widri-

gen Eindruck machen: die Bewohner von Bouka (Salomonsinseln) wurden durch Violinspiel entzückt, während sich die Vandiemensländer dabei die Ohren zuhielten (Labillardière II, 50). Auf die Eskimos machten Geigen und Flöten gar keinen Eindruck (Seemann II, 67); dagegen fingen Betschuanen, welche zum ersten Mal einen Missionar singen hörten, zu weinen an (Livingst. I, 192). Ganz ähnliche Erscheinungen zeigt der Geschmack- und Geruchsinn. Von den Eskimos, die rohes, auch faules Fleisch essen, wurde Schiffszwieback, gesalznes Fleisch und Spirituosen ausgespieen (Ross a, 46, 52). Den Indianern auf tierra firme, zu denen Kolon kam, war der Geruch des Messings besonders angenehm; sie pflegten, wie auch die Eingeborenen der großen Antillen die Europäer und ihre Sachen zuerst zu beriechen (Herrera I, 3, 11), eine Eigenthümlichkeit, welche auch von africanischen und polynesischen Völkern berichtet wird.

Auch der Gesichtssinn der eingeborenen Americaner wird als gut entwickelt geschildert. Azara (II, 9) hebt die große Schärfe von Auge und Ohr bei den Charruas hervor und Dobrizhoffer (II, 24) hat Außerordentliches namentlich von dem Gesicht der Abiponer erzählt. Noch allgemeiner aber wird die ausgezeichnete Schärfe des Geruches an dieser Raçe gerühmt: so z. B. an den Caraiben und Peruanern, welche den Weißen, den Neger und den Americaner durch den Geruch zu unterscheiden und (die Peruaner wenigstens) den specifischen Geruch der verschiedenen Völker verschieden zu benennen (Mühlenpfordt I, 102); Labat I, 1, 157; Humboldt, Neu-Spanien I, 245), und sie, wie die Beduinen verlaufene Kameele durch den Geruch aufzuspüren wissen (Burckhardt S. 300). Aehnliches haben wir schon früher von den Eingeborenen von Luzon und den Australiern anzuführen Gelegenheit gehabt. Geschmack und Geruch sind bei den Völkern des unteren Kolumbia stumpfer, Gehör und Gesicht scharf (S. Parker 247). Die östlichen Nachbarn der Botokuden, die Machacares, obgleich keine wilden Indianer mehr, sondern unterworfene (Indios mansos), unterscheiden durch den Geruch in verlassenen Hütten den Indianerstamm dem sie zugehören (Feldner II, 146). In Nord-America sind namentlich in früherer Zeit gefangene Indianer zur Aufspürung des Feindes oft von den Weißen benutzt worden und sie pflegten sich hierzu wie zur Auffindung des Wildes hauptsächlich des Geruches zu bedienen (Memoirs of the hist. soc. of Pennsylvania 3, 128 nach Lindström). Oberst Church,

der sich in den ersten Kriegen der Ansiedler gegen die Indianer durch wahrhaft heldenmüthige Tapferkeit auszeichnete, setzt in seiner Geschichte des Krieges gegen den Indianerkönig Philipp den Geruchssinn der Eingeborenen dem eines Schweißhundes nur wenig nach (Drake). Es erscheint daher als befremdende Ausnahme daß die Potawatomis in der Schärfe dieses Sinnes den Weißen nachstehen (Keating I, 136). Nach Mc Coy (344) zeigt der Indianer Nordamericas überhaupt kein größeres Talent, der Spur des Feindes oder der Thiere zu folgen, als der geübte Weiße. Dagegen sind ihnen nach Heriot 352 starke Gerüche wie Moschus unerträglich, was doch auch auf eine besondere Reizbarkeit der Nerven hinweist. Wenn sie aber grün und blau nicht unterscheiden und sprachlich mit einem Worte benennen (Mittelamer. Ximenez 15 not; Nordam. Kohl I, 25), so ist das eine Erscheinung, welche sich in den Sprachen der meisten Naturvölker, ja auch in denen der nachherigen Kulturvölker findet.

Beim Neger sind nach Pruner (Ztschft. der d. morgenl. Ges. I, 132) Geruchs- Gesichtsnerven und Quintus stark entwickelt, doch ist sein Gesichtssinn nur sehr mittelmäßig; Geschmack und Geruch scheinen eben so mächtig auf ihn einzuwirken als sie ungebildet sind, dagegen ist das Gehör in höherem Grade entwickelt, besser als namentlich beim Aegypter. Es liegt hierin eine Warnung dagegen daß man nicht, wie so oft geschehen ist, aus der starken räumlichen Entwickelung eines Sinnesorganes für sich allein eine bedeutende Schärfe des betreffenden Sinnes und eine höhere Begabung desselben bloß theoretisch folgere. So hat man besonders die bedeutende Entwickelung des Siebbeines und des Geruchsorganes überhaupt beim Neger auf überwiegend thierische Anlage desselben deuten wollen, wogegen Jarrold S. 144 mit Recht bemerkt hat daß der Neger seinen Geruchssinn durchaus nicht in größerer Ausdehnung als andere Menschen gebraucht, etwa zur Unterscheidung der verschiedenen Nahrungsmittel u. dergl. Ja der Neger leistet in der Regel trotz der starken Entwickelung des Organes mit dem Geruche bei weitem nicht das was der eingeborene Americaner vermag. Könnte man jene Thierähnlichkeit demnach zwar aus dem Gesichtspunkte der Anatomie zugeben, so wäre sie doch unhaltbar aus dem der Physiologie. Allerdings wissen auch die Bewohner von Kordofan, wenn sie flüchtigen Sklaven nachsetzen, wie Spürhunde aus Tausenden von Fußtritten die Spur Einzelner herauszufinden und zu verfolgen (Russeg-

ger II, 2, 151). Aehnliches wird auch von den Negern in den Kolonieen erzählt, besonders bei Gelegenheit der Kriege mit den Maronen, doch sind diese Leistungen, von denen sich erst noch fragen würde ob das Gesicht oder der Geruch dabei die Hauptrolle spiele, nach dem vorhin Angeführten weder etwas Außerordentliches das aus einer besonderen Begabung erklärt werden müßte, noch scheinen sie in Africa häufiger vorzukommen als anderwärts. Nach Labat (2, 35) spüren die Neger die Schlangen durch den Geruch. B. Edwards (Proceedings XXXIX) behauptet daß der Geruch und Geschmack des Negers stumpf, Gesicht und Gehör dagegen scharf seien. Dem ersten Theile dieser Angabe widerspricht indessen Dallas (149) und es mag sich wohl die angebliche Stumpfheit des Geschmackes beim Neger nur darauf gründen daß er ohne Wahl Alles ißt was ihm vorkommt. Nach Troschel (Monatsb. N. F. IV, 108) sollen in Bonny die Kinder etwa 10 Tage lang nach der Geburt blind sein. Auf eine gute Ausbildung des Ohres weist seine große Musikliebe hin, die sich hauptsächlich mit einem sehr richtigen Gefühle für Takt und Rhythmus zu verbinden pflegt, während man seine Fähigkeit zur Auffassung von Melodieen bisweilen nur ziemlich gering geschätzt hat (Hamilton Smith 194). Allerdings ist die Musik der Neger oft nicht viel mehr als ein scheußlicher Lärm, doch wird sich ihnen ein musikalisches Ohr nicht wohl absprechen lassen, da der Gesang wie die Flöten- und Hornmusik in Aschanti, die Musik der Mandingos, namentlich in Kuranko, ebenso die in Benin und in Dahomey mehrfach als angenehm und harmonisch gerühmt werden — in Dahomey versteht man Terzen Quinten und ganze Accorde in der Musik anzuwenden (Bowdich S. 376; Dupuy 106; Hecquard 121 u. 132; Laing 187 u. 210; Bosman III, 278; Dalzel p. XXXIV). Auch ist daran zu erinnern daß ein großer Theil der Volksmusik in den Vereinigten Staaten von den Negern stammt (Pickering 185) und daß sich dort Sklaven oft ihren Herren abmiethen um durch Musikmachen Geld zu verdienen. Proben von Negerliedern bei Busch (I, 254 ff.). Hatten die Maronen-Neger auf Jamaica zum Rufe eines jeden Einzelnen ein bestimmtes Hornsignal (Dallas a. a. O.), so wird am Camerones ein noch weit ausgedehnterer Gebrauch von musikalischen Signalen gemacht: man theilt durch sie Nachrichten mit und führt eine Art von Unterhaltung auf diese Weise (Allen and Thomson II, 307). Dasselbe geschieht auf der Goldküste (Cruickshank 283) und auf

Biſſaux (Biſſagos-Archipel) publicirt man königliche Befehle auf dieſem Wege (Durand I, 213). — Was endlich den Taſtſinn des Negers betrifft, ſo hat ihn H. Smith (a. a. O.) als vorzüglich fein bezeichnet. Verſchiedene Druckempfindungen werden von den Fanti-Negern ſehr genau geſchätzt: ſie gebrauchen den Mittelfinger zur Prüfung des Goldgewichtes und ziehen dieſes Verfahren der wirklichen Wägung meiſt vor (G. A. Robertson 168).

Wir glauben uns berechtigt aus den angeführten Beiſpielen zu ſchließen daß die verſchiedenen Leiſtungen der Sinne auf nichts weniger als auf einer verſchiedenen Begabung der einzelnen Raçen beruhen, ſondern allein von den verſchiedenen Veranlaſſungen abhängen welche die Lebensgewohnheiten der Menſchen für ihre Ausbildung darbieten.

Geben wir uns auch am Ende dieſes Abſchnittes Rechenſchaft von dem Reſultate zu welchem uns unſere Erörterung geführt hat, ſo müſſen wir eingeſtehen daß es bis jetzt noch kein vollkommen befriedigendes iſt. Die Vergleichung des Negers mit dem Affen auf der einen, mit dem Europäer auf der anderen Seite, hat gezeigt daß allerdings nicht unerhebliche anatomiſche Unterſchiede innerhalb des Menſchengeſchlechtes vorliegen, und wenn dieſe auch weder ſo zahlreich und beträchtlich ſind als man ſie häufig dargeſtellt hat um dem Neger möglichſt genau eine mittlere Stellung zwiſchen dem Europäer und dem Affen zu geben, noch auch auf ſo ausſchließlichen und ausnahmslos wiederkehrenden Eigenthümlichkeiten der einzelnen Raçen beruhen um als eine unwandelbare feſte Grenze zwiſchen ihnen betrachtet werden zu dürfen, ſo iſt ihre Bedeutung doch groß genug um es für jetzt noch als zweifelhaft erſcheinen zu laſſen, ob ſie innerhalb oder außerhalb des Umfanges zu ſetzen ſeien, den wir unſerer früheren Unterſuchung gemäß den erſt im Laufe der Zeit an dem phyſiſchen Menſchen zu Tage kommenden Veränderungen anweiſen durften. Um dieſe Frage zu entſcheiden, wird es einer weiteren Prüfung derſelben bedürfen, die wir dem vierten Abſchnitte vorbehalten. In Rückſicht der phyſiologiſchen Vergleichung der verſchiedenen Menſchenſtämme dagegen dürfen wir ſchon hier als ſicher hinſtellen, daß ihr Ergebniß für die Behauptung der Arteinheit des Menſchengeſchlechtes entſchieden günſtig iſt, denn überall haben ſich

die vielfachen Verschiedenheiten welche wir namhaft zu machen hatten, nicht als feste, sondern als fließende und vom Wechsel der äußeren und inneren Lebenslage abhängige herausgestellt.

Anhang.

Ueber die angebliche Lebensunfähigkeit der Americaner Polynesier und Australier.

Die Thatsachen welche wir zusammengestellt haben, dürften allerdings für sich schon hinreichen zu dem Beweise daß es keinem der Naturvölker an Lebenskraft mangelt, doch bleibt noch ein Hauptumstand übrig auf welchen sich die gegentheilige Behauptung stützen läßt, nämlich das schnelle Hinsterben durch welches in neuerer Zeit mehrere von ihnen ihrem gänzlichen Untergange immer näher gebracht zu werden scheinen. Wir werden daher kurz zu erörtern haben ob die Ursache der ihnen drohenden Vernichtung in einem gewissen Mangel ihrer eigenen Organisation, in einem Mangel an Lebenskraft zu suchen oder aus anderen, ihnen selbst zufälligen Umständen zu erklären ist. Die Menschenstämme um die es sich hierbei handelt, sind die eingeborenen Americaner Polynesier und Australier.

Die rasche Abnahme der eingeborenen Bevölkerung von America ist für den nördlichen Theil gegenwärtig durch den officiellen Census der Vereinigten Staaten so sicher gestellt, daß sie keinen Zweifel mehr zuläßt. Eine bloß scheinbare Verminderung derselben hat allerdings hier und da auch stattgefunden. Wenn z. B. fast alle Völker welche die ersten Einwanderer in dem jetzigen Gebiete von Louisiana und Mississippi vorfanden, selbst bis auf ihre Namen fast gänzlich verschwunden sind, so kann man dieß aus Mißverständniß oder auch aus einem Wechsel dieser Namen selbst erklären. Aus Namen von kleinen Abtheilungen werden von Reisenden, abgesehen von gänzlichen Mißverständnissen, die auch nicht allzu selten sind, oft Völkernamen gemacht oder bloß relative Benennungen werden falsch aufgefaßt. In Süd-America finden sich die Puelches, die Leute von Osten; die Pechuenches, die Leute aus den Araucariawäldern u. s. f. Aehnliche Be-

deutung haben alle analogen dort vorkommenden Namen auf che, sie sind oft Bezeichnungen eines kleinen nach seinem Häuptlinge genannten Zweiges von einem Volke (Pöppig, R. I, 461). Man wird sich nicht wundern wenn solche Völker nach kurzer Zeit spurlos verschwinden, so wenig als in den Fällen in welchen die Benennungen bloß relative Ortsnamen sind, wie z. B. auf Madagascar Antatsimon, Volk des Südens; Antavaratch, Volk des Nordens u. s. w. (d'Unienville III, 242). Eine fernere bloß scheinbare Verminderung der Volkszahl ist ohne Zweifel häufig die natürliche Folge der Uebertreibungen gewesen die ältere Reisende in dieser Rücksicht begangen haben, nicht immer absichtlich, sondern gewiß oft auch unwillkürlich, indem sie, umringt von einer großen Zahl von Eingeborenen die sich von nah und fern auf dem Punkte gesammelt haben mochten, wo sie die wunderbaren Fremdlinge sehen oder die Eindringlinge vertreiben wollten, voraussetzten daß das ganze umliegende unerforschte Land ungefähr ebenso dicht bevölkert sei als die kleine Strecke die sie aus eigener Ansicht kennen lernten. In die älteren Schätzungen der eingeborenen Bevölkerung von America und von Polynesien haben sich offenbar große Irrthümer eingeschlichen die aus dieser Quelle entsprungen sind. Hier und da ist eine bloß scheinbare Verminderung der Indianerbevölkerung in den Vereinigten Staaten auch dadurch entstanden, daß man in früherer Zeit bei den Zählungen die sämmtlichen Mischlinge zu jener gerechnet, später aber sie als Bürger unter die Zahl der Weißen aufgenommen hat. Dieß ist z. B. in Minnesota geschehen. Kommen wir indessen auf die Ursachen der wirklichen Verminderung, so sind unter diesen verheerende Krankheiten an erster Stelle zu nennen.

Mögen die americanischen Indianer schon vor der Ankunft der Weißen durch pestartige Krankheiten öfter heimgesucht worden sein, wie sich aus mehreren Andeutungen zu ergeben scheint, so gleicht doch nichts den ungeheuren Verheerungen die nach dieser Zeit durch Krankheiten von verschiedener Art, hauptsächlich aber durch die Blattern unter ihnen angerichtet worden sind. Keine Raçe scheint in demselben oder auch nur in ähnlichem Maaße gelitten zu haben und namentlich scheinen die Neger von Unglück dieser Art fast zu aller Zeit in hohem Grade verschont geblieben zu sein. An den Ufern des Golfes von Mexico und auf den Antillen die von den Weißen zuerst besucht wurden, traten auch die Blattern zuerst verwüstend auf und trugen sehr

viel, vielleicht das Meiſte zu der gänzlichen Entvölkerung bei, welche auf den großen weſtindiſchen Inſeln ſchon nach hundert Jahren eingetreten war. In den nördlicheren Theilen des Continentes ſcheinen ſie erſt einige Jahre nach der Ankunft der erſten Anſiedler in Neu-England, etwa um 1630 mächtig um ſich gegriffen zu haben und die Eingeborenen wußten hier wie anderwärts recht wohl wem ſie dieſes Geſchenk verdankten. Ging in Neu-England unter ihnen die Sage daß die Weißen das Blatterngift auf Flaſchen gezogen bei ſich führten, die ſie nur zu öffnen brauchten um die Indianer maſſenweiſe zu verderben — eine Fabel welche von Anſiedlern ſelbſt fleißig verbreitet, vielleicht ſogar erfunden worden iſt um ſich furchtbar zu machen — ſo kamen in Süd-America Aeußerungen der Indianer wie die von Dobrizhoffer II, 304 mitgetheilte öfter vor: „Die Weißen ſind doch gute Menſchen! ſagten ſie, ſie haben uns für das viele Gold und Silber das ſie von uns weggeſchleppt haben einen reichen Erſatz gebracht, die Pockenſeuche.“ Von den Verheerungen welche dieſe unter ihnen angerichtet hat, wird man ſich einen Begriff machen können nach folgenden Angaben, die indeſſen auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch machen. Von den Nordindianern ſtarben an dieſer Krankheit $^9/_{10}$ (Hearne 168 not.), die Mandans ſind bis auf wenige einzelne im J. 1837 durch ſie ganz zu Grunde gegangen, die Schwarzfüße ſind von 30—40000 bis auf 1000 zuſammengeſchmolzen; ähnlich waren die Verwüſtungen unter den Krähenindianern Minetarris Cumanchen und Riccaris, namentlich unter den letzteren tödeten ſogar viele der Geneſenen ſich ſelbſt aus Kummer über die Entſtellung die von der Krankheit zurückgeblieben war (Schoolcraft, Hist. of the Ind. tribes I). Von den Omahas wurden $^2/_3$ hingerafft (W. Irving 119). Nicht beſſer erging es den Indianern in Californien (Schoolcraft ebendaſ. III), in den dortigen Miſſionen ſoll die Hälfte durch die Blattern zu Grunde gegangen ſein (Wilkes V, 172). In Süd-America ſcheint das Schickſal der Eingeborenen nicht minder hart geweſen zu ſein. Große Blatternepidemieen haben gewüthet unter den Indianern von Paraguay und Gran Chaco (Pöppig, R. II. 452), unter den Puelchen (d'Orbigny), unter den Corroados, bei den Caraiben, am Marannon (Maynas) und im ganzen nördlichen Theile von Peru (v. Eſchwege I, 206; Labat II, 122; d. Neue Welt-Bott, I, 60; Ulloa I, 349). Nur am oberen Orinoco ſind die Blattern faſt unbekannt

(Humboldt u. Bonpland, R. IV, 26). Nach Molina (23) hätten die Indianer von Chili bis dahin noch nichts von den Blattern zu leiden gehabt, doch müſſen ſie ihre Verderblichkeit wohl kennen, da jener Schriftſteller ſelbſt erzählt daß ſie die Hütten in denen ſie einen Blatterkranken vermuthen, ſtets in Brand ſchießen und den Kranken mit verbrennen laſſen; dagegen erzählt der zuverläſſigere Falkner daß die Araucaner von dieſer Seuche allerdings heimgeſucht worden ſeien. In Guiana ſind die Dörfer der Taruma Atorai oder Atoraya und Taurai-Indianer verſchwunden. Blattern Maſern und die Furcht vor Beherzung durch die Kanaima haben ſie faſt ganz aufgerieben. Die Zahl der Macuſis ſchmilzt immer mehr zuſammen, wie die der Wapiſiana und der Amaripa, die ſprachlich zu den Atorai gehören (Schomburgk im Journal R. geogr. soc. XV, 26). In Braſilien traten auch ſonſt noch zu den Blattern oft andere Krankheiten, namentlich Rötheln hinzu die den Untergang der Eingeborenen beſchleunigten. $^2/_3$ der Eingeborenen des Oregongebietes ſind an Fiebern und Blattern zu Grunde gegangen (de Smet p. 19). Im Mosquitolande haben Blattern und Maſern gewüthet (Bericht 21; Young 24, 73). In großem Maaßſtabe trugen zu dieſer Verderblichkeit, weit mehr noch als der Mangel an Aerzten, die falſchen, oft geradezu tödtlichen Kuren bei, denen die Kranken unterworfen wurden, die Dampfbäder und die auf ſie folgenden raſchen Abkühlungen in den Blattern u. dergl. (115 ff.). Die ſog. oberen Tſchinuks wurden im J. 1823 von 10000 auf 500 durch Wechſelfieber reducirt und zwar, wie dieß öfter bei den nordamericaniſchen Indianern vorgekommen iſt, ſo ſchnell daß die Kräfte der Ueberlebenden nicht hinreichten die Todten zu begraben (Wilkes V, 140, Hale 215).

Es verdient hierbei beſondere Beachtung daß mehrere Erfahrungen (Darwin II, 214 hat einige derſelben zuſammengeſtellt) dafür zu ſprechen ſcheinen daß das bloße Zuſammentreffen von Menſchen verſchiedener Raçe, ſelbſt bei vollſtändiger Geſundheit beider, bisweilen verderbliche Krankheiten erzeuge, von denen alsdann vorzugsweiſe die niedere von beiden Raçen oder die der Eingeborenen welche in ihrem Lande von Fremden aufgeſucht werden, zu leiden hat. So weiſt Humboldt (Neu-Spanien, IV) darauf hin daß die großen Epidemieen von Panama und von Callao durch die Ankunft von europäiſchen Schiffen in Chili „bezeichnet" ſind. So ſind in der Südſee zerſtörende Fieber Ruhr u. dergl. kurze Zeit nach Ankunft der Europäer den Eingeborenen in großer Aus-

dehnung verderblich geworden. Der Glaube daran daß die Weißen alle Krankheiten bringen, ist in der Südsee allgemein: auf den Gambierinseln, wo die Sterblichkeit der Eingeborenen seit der Ankunft der Europäer zugenommen hat, auf Rapa, Raivavai, Tubuai, Rurutu, Rarotonga (Moerenhout I, 139, 288 und sonst), selbst bei den Bewohnern von Pitcairn (Beechey), in Tahiti (Turnbull S. 266). Namentlich ist in Rarotonga eine verheerende Seuche unmittelbar nach dem Verkehr der Eingeborenen mit einem angeblich völlig gesunden europäischen Schiffe ausgebrochen (Williams im Baseler Missions-Magazin. 1838, S. 100). Auch in Celebes herrscht diese Meinung in Folge deren einst Brooke am Landen gehindert wurde (Brooke I, 48). Boers, welche Delagoa-Bai unter Potgieter besuchten, sollen dort eine croupähnliche Krankheit zurückgelassen haben, an welcher sie selbst litten (Livingst. 2, 307). In Neuengland brach 1616, kurz nach dem Scheitern eines französischen Schiffes an Kap Cod, eine sehr verheerende Seuche unter den Indianern aus, welche auf mehrere hundert miles die Küste entlang wüthete. Die Indianer glaubten, daß die Weißen das Krankheitsgift mitgebracht und losgelassen hätten (Drake 30). Freilich wird man sich, auch wenn die oben ausgesprochene Ansicht sich als richtig erweisen sollte, darum noch nicht zu der naturwissenschaftlich mystischen, besonders aber in America aus leicht begreiflichen Gründen sehr populären Behauptung verstehen können, daß der Naturmensch und namentlich der Eingeborene der neuen Welt auch ohne Trunk, Krieg oder ihm zugetragene Krankheit bei Annährung der Civilisation „wie von einem giftigen Hauche berührt, aussterbe," weil er „von der Natur selbst dem Untergange geweiht sei" (Pöppig, Art. „Indier" b. Ersch und Gruber, gegen Ende), daß er ursprünglich mangelhaft organisirt, in sich den Keim des Todes trage (v. Martius, und ähnlich Dieffenbach über die Neu-Zealänder).

Es steht nichts der Annahme im Wege daß durch Krankheiten schwer heimgesuchte Völker, wie wir dieß auch in Europa finden, sich von den erlittenen Verlusten unter günstigen Umständen wieder erholen und an Zahl wieder zunehmen, wie z. B. in Grönland. Nachdem dort in früherer Zeit verheerende Epidemieen die Bevölkerung decimirt haben, wächst sie neuerdings im Norden jährlich um 1,1, im Süden um 2,3 % (v. Etzel 376). Von den Crees in Nord-America wird ein Anwachsen mit Bestimmtheit versichert (Simpson I, 87 f.), ebenso

von den Winibegs (Schoolcraft II, 535), die 1812 3500 Seelen, 1820 5800 Seelen zählten (Morse append 48; 59), von den Cherokees, ehe sie aus ihrem Lande weichen mußten (ebd. 152), von den Apachen, die einen Theil ihres Landes den Mexicanern allmählich wieder abgewonnen haben (Kendall II, 67), und in noch viel bedeutenderem Maaße von den Sauks, welche ihre Kriegsgefangenen durch Adoption in ihren Stamm aufzunehmen pflegen (Keating I, 225). So sehr die Eingeborenen von Guatemala (erzählt Gage II, 68) von den Spaniern auch gedrückt werden, vermehren sie sich doch so stark, daß jene ihre Zunahme fürchten. „Alle Beobachter, sagt Squier a, 28, stimmen darin überein, daß in Central-America die Weißen nicht nur relativ, sondern auch absolut an Zahl abnehmen, während die reinen Indianer rasch anwachsen und die Mischlinge, die Ladinos, sich mehr und mehr dem indianischen Typus nähern." Hiermit steht es in Zusammenhang, wenn Wells (97) bemerkt, daß die Schwarzen und Mischlinge in Honduras die Einwanderung eifersüchtig bewachen und ihr widerstreben, weil sie hoffen, in kurzer Zeit die alleinigen Herren des Landes zu werden. Tschudi (II, 369) widerspricht ausdrücklich dem von Weigl und später von Martius behaupteten Hinsterben der eingeborenen Peruaner bei der Annäherung der Civilisation, das namentlich für Maynas durch Krankheiten genügend erklärt ist, und Dobrizhoffer (III, 140 und sonst) hebt hervor daß die Volkszahl der Abiponer bedeutend zugenommen habe, nachdem das Verstoßen der Weiber, der Kindermord und die Polygamie abgestellt worden seien. In Lima haben die Indianer von 1793—1820 von 3600 bis zu 5000 zugenommen, und eine ähnliche Vermehrung ihrer Zahl zeigt sich im ganzen Lande. Erleichterung der Abgaben, Abschaffung der gezwungenen Dienstbarkeit, bessere Behandlung scheinen die einzigen Ursachen dieser günstigen Erscheinung (Caldcleugh II, 68). Hören wir doch auch bei Völkern anderer Raçen von einer sehr starken Abnahme ohne daß es deshalb jemandem einfiele daraus auf Unkräftigkeit oder Lebensunfähigkeit derselben zu schließen, weil sich die Verminderung aus anderen Ursachen und zwar aus ganz ähnlichen wie die in America, in der Südsee und in Australien wirkenden genügend zu erklären scheint. Als bekannte Beispiele führen wir hier nur an die unter äußerst hartem Drucke lebenden Jakuten und Aleuten (Billings S. 121; Wrangell S. 218), die Jukagiren und Kamtscha-

dalen. Die Aleuten gehen durch Branntwein, häufige Hungersnoth, Ausschweifungen und eine zu Zeiten fast systematisch betriebene Ausrottung durch die Russen zu Grunde: ohne daß Kindermord stattgefunden hätte, trat nur etwa $^1/_{11}$ der unter besseren Verhältnissen bei ihnen zu erwartenden Geburten ein, doch haben diese in späterer Zeit sich verdoppelt. Zum Untergange der im Verschwinden begriffenen Kamtschadalen tragen bekanntlich geschlechtliche Ausschweifungen und zahlreiche Selbstmorde viel bei.

Als eine zweite Hauptursache welche die Eingeborenen von America dem Untergange entgegenführt, sind ihre eigene Lebensweise und ihre Verhältnisse untereinander zu betrachten. Viele dieser Völker pflegten gar keine Vorräthe für den Winter zu sammeln, sondern alle Nahrungsmittel die sie gerade hatten in kurzer Zeit vollständig aufzuzehren, daher sie denn oft der bittersten Noth und dem äußersten Elende preisgegeben waren. Unter den Jagdthieren richteten sie, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, oft große Verwüstungen an und beraubten sich dadurch selbst ihrer wichtigsten Hülfsquellen für die Zukunft. Lebten die Indianer an der Hudsons-Bai doch sogar des Glaubens, daß sich die Hirsche immer um so stärker vermehrten, eine je größere Anzahl derselben sie erlegten (Ellis R. 196). Wie bei vielen asiatischen Völkern kommt es auch in America häufig vor, daß mit dem Todten sein werthvollstes Eigenthum begraben oder verbrannt wird; bei den Sioux pflegen die Kurkosten, das Leichenbegängniß und die Geschenke an die Leidtragenden das Vermögen des Verstorbenen aufzuzehren, so daß die Ueberlebenden in Noth gerathen (Schoolcraft II, 194). Fallen in den alten Culturstaaten America's, in Mexico und Peru, zwar diese Ursachen der Bedrängniß hinweg welche die Volkszahl im Ganzen nur herabdrücken können, so forderte dagegen der religiöse Cultus in dem erstern dieser beiden Ländern massenhafte Menschenopfer, die in gleicher Menge und Häufigkeit auch bei den Völkern in Uebung waren, welche in Religion und Halbcultur den Azteken verwandt, sich bis nach Panama herab ausbreiteten (Ternaux 115 ff.). Ohne uns bei weiteren Details über diese Dinge hier aufzuhalten, erwähnen wir nur noch der vielen und erbitterten inneren Kriege welche die Indianervölker von jeher miteinander geführt zu haben scheinen. Oft um sehr geringer Ursachen willen begonnen, in Folge des Verdachtes einer Bezauberung oder aus Rache eines Einzelnen, der aus einer persönlichen Sache eine allgemeine

Angelegenheit zu machen weiß, sind Kriege mit ihren Nachbarn für manche dieser Völker zu einem wahrhaften Bedürfnisse geworden das alljährlich zur bestimmten Zeit seine Befriedigung verlangt; sie sind das Hauptgeschäft und eigentliche Lebenselement Vieler, und wenn es auch wahr ist, daß sie bisweilen nicht sehr blutig waren, so ist doch ebenso gewiß, daß eigentliche Vertilgungskriege nicht gerade seltene Fälle bei ihnen gewesen sind, bald herbeigeführt durch wirklichen Mangel an Subsistenzmitteln, bald durch ein lange genährtes und durch vielfache Wechselfälle des Glückes immer stärker geschürtes Verlangen nach Rache auf beiden Seiten. So wurden z. B. die Kupferminen- durch die Hundsrippen-Indianer fast vertilgt (Hearne a. a. O.), die Moquis durch die Navajos in hohem Grade geschwächt (Schoolcraft I, 244), die Osagen durch ihre erstaunlich vielen Feinde innerhalb 10 Jahren auf die Hälfte ihrer früheren Anzahl reducirt (Nuttal p. 172; Gregg II, 189). Der kleine Rest des besiegten Volkes wird dann nicht selten von dem siegenden in sich aufgenommen und sein Name verschwindet von da aus der Geschichte. Auf diese Weise sollen z. B. die Creeks allmählich die Reste von 15 anderen Stämmen verschlungen haben.

An dritter Stelle haben wir die Kämpfe der Indianer mit den Weißen und ihren Verkehr mit diesen überhaupt hervorzuheben. Es wird hinreichen in Rücksicht auf diesen Punkt nur einige der schlagendsten Thatsachen zusammenzustellen, zumal da wir anderwärts in etwas größerer Ausführlichkeit auf denselben zurückkommen werden. Man thut wohl daran ihn nicht aus den Augen zu verlieren, wenn es sich um die Beantwortung der Frage handelt ob dem europäischen Menschen im Gegensatze zu den anderen Raçen der Charakter der Menschheit vorzugsweise oder in höherem Grade zugesprochen werden könne als diesen.

Es ist ein historisch feststehendes Factum daß die Natchez, die Schawanoes, die Delawares, Potowatomis, Seminolen, Kaskaskias und mehrere andere einst mächtige Völker hauptsächlich durch die Kriege welche sie mit den Weißen führten, entweder vollständig vertilgt oder doch dem Untergange so nahe gebracht worden sind, daß sie als Völker nicht mehr fortbestehen. Noch jetzt werden in den Golddistricten Californiens die Indianer, wo sie sich blicken lassen, wie wilde Thiere gejagt, und noch in der neuesten Zeit hat man in Mexico Indianer und weiße Americaner gemiethet, denen man jeden von den Apachen eingebrachten Skalp bezahlte; nur erst in Folge des Verdachtes daß auch Weiße des

Blutpreises wegen umgebracht würden, hat man die Sache wieder abgeschafft (Kendall II, 62). Unter den sog. Helden von Old Kenducky und Virginien gab es bekanntlich Menschenjäger die sich dreist in Bezug auf Grausamkeit und Barbarei gegen die Eingeborenen den holländischen Bauern am Kap d. g. H. an die Seite stellen durften, und selbst Schoolcraft, der officielle Geschichtschreiber der Indianer in den Vereinigten Staaten sieht sich genöthigt dieß anzuerkennen, wenn er auch gern diese und ähnliche Greuel, deren Opfer die Eingeborenen geworden sind, auf die Expeditionen der Europäer nach America in älterer Zeit zurückschieben möchte, wo ritterliche Träume von Ruhm und Golddurst die Christen in ferne Länder trieben und wo in mittelalterlicher Weise heidnische Ketzer kaum als Menschen angesehen und schlechter als das Vieh behandelt wurden. Es genügt an die Züge des Vasquez, d'Ayllon, Narvaez, de Soto, Menendez, Pizarro, Cortez zu erinnern zur Hinweisung auf die reiche Quelle von Elend und auf die ungeheuren Verluste an Menschenleben, welche durch die Weißen über die Eingeborenen von America gekommen sind. Die Geschichte der Eroberung von Mexico und Peru, die Ausrottung der friedlichen Bevölkerung der westindischen Inseln, der furchtbar lastende Druck der spanischen Gouveneure in Yucatan, wo die Indianer ganz nur als Lastvieh gebraucht wurden, die Aufreibung der Indianer in Popayan Chiquitos u. s. f. durch Minenarbeiten*, die furchtbare Last der Repartimientos und Encomiendas sind von den alten Geschichtschreibern jener Länder (unter denen wir hier der Kürze wegen nur auf Ternaux a, p. 312 ff., 415; Recueil p. 46 und sonst verweisen wollen) in urkundlicher Weise geschildert worden und diese Schilderungen füllen ohne Frage eines der schwärzesten Blätter der gesammten Menschengeschichte.

Brachte der feindliche Zusammenstoß der Indianer mit den Europäern ihnen massenweise den Tod, so hat der friedliche Verkehr mit

*) Zu allgemein ist ohne Zweifel die Behauptung Azara's (II, 240) daß die Zahl der Indianer in Süd-America überall, wo es keine Minen gegeben habe und wo sie nur zum Landbau hätten verwendet werden können, zugenommen habe, auch wenn sie sich viel mit den Spaniern gemischt hätten. Derselbe Tadel trifft auch Seemann (I, 211) wenn er angiebt, daß die Volkszahl der Indianer überall gewachsen sei wo sie ihr Blut rein erhalten, überall aber sich vermindert habe wo sie sich mit Weißen oder Negern gemischt hätten, obwohl zu beachten ist daß auch die Mischung vielfach zu der Verringerung der Indianerbevölkerung beigetragen haben mag; denn in dem Maaße in welchem sie fortschreitet, nimmt jedesmal die Zahl der Eingeborenen von reinem Blute ab.

ihnen, wie es scheint, in dieser Richtung keine anderen Folgen für sie gehabt. Sorglos für die Zukunft wie sie waren, gingen die Eingeborenen in Nord-America fast überall bereitwillig auf den Verkauf großer Länderstrecken ein (Beispiele bei Drake III, 14 und sonst), sehr häufig wurden sie dabei stark betrogen, fast immer aber geriethen sie in Folge davon in die bitterste Noth. Um nur ein Beispiel zu erwähnen so hat man die Creeks in wenig mehr als 40 Jahren zur allmählichen Abtretung eines Gebietes von ungefähr 28 Millionen Acker bewogen und ihnen dafür zwar anderes Land angewiesen, dieses aber gehörte sogleich anfangs schon den Weißen als ihren Gläubigern. Nur die Häuptlinge, wenn sie die Ihrigen tüchtig mitbetrügen halfen, wurden bei solchen Gelegenheiten gut versorgt (Featherstonaugh II, 306 ff.). Oft wurden die Eingeborenen aus ihren ergiebigen Ländern verdrängt und in sumpfige unfruchtbare Gebiete verwiesen. Seit dem J. 1840 versetzte man sie sämmtlich jenseits des Mississippi an die Westgränze der Vereinigten Staaten. Viele von ihnen verkamen bei diesen Umzügen in Elend und Noth, in ihrem neuen Vaterlande wurden sie, wie auch sonst oft geschah, auf andere Völker geworfen oder auf zu kleine Landstriche beschränkt. Mangel an Raum verwickelte sie in neue Kriege mit ihren Nachbarn, da Jägervölker zu ihren Streifereien weiter Ländergebiete bedürfen. Ferner führten die Weißen den Branntwein bei ihnen ein. Sehr allgemeine Trunksucht war die nothwendige Folge davon. Viele gingen auf diesem Wege zu Grunde, da sie weder durch Geldgeiz wie die Araber von Algier (M. Wagner, R. II, 32) vor diesem Laster geschützt wurden, noch irgend ein anderes Motiv ihnen hierbei zu Hülfe kam; denn weit entfernt den Trunk für schimpflich oder schädlich zu halten, sahen sie in ihm nur das Mittel sich zeitweise in einen seligen Zustand zu versetzen. Erst als die traurigen Folgen in großem Umfange eingetreten waren, konnten einzelne Häuptlinge (z. B. bei den Kickapoos, Creeks, Cherokees u. s. w.) versuchen dagegen zu wirken. Wenn die Indianer baares Geld für verkauftes Land erhielten, wurde es fast immer sogleich vertrunken. Verbot man zwar von Seiten der Vereinigten Staaten, wenn auch erst in ziemlich später Zeit, den Verkauf von Branntwein an die Indianer, so ging dieser doch sehr ungestört fort, da erst etwa seit dem J. 1848 eine gerichtliche Anzeige von Seiten eines Indianers, die einen Branntweinhändler betraf, Beachtung fand (Schoolcraft II, 190). Selbst in wohlmeinender

Absicht haben hier und da die Weißen zum Verderben der Eingeborenen beigetragen: für die spanischen Missionen in Californien wurden sie förmlich eingefangen und von Soldaten bewacht zum Zwecke der Bekehrung. In den Missionen soll dort eine größere Anzahl gestorben sein als geboren wurde: man rekrutirte sie durch fortgesetztes Einfangen und durch Sklavenkäufe aus dem Innern. In neuerer Zeit sind sie abgebrochen worden, viele Indianer kehrten in die Wildniß zurück, wo sie vom Bettel oder Tagelohn bei mexicanischen Ansiedlern leben. Und trotz dem Allen wundert sich wohl der weiße Americaner noch daß die Rothhäute sich nicht civilisiren, und weiß sich dabei zu beruhigen daß sie von der Vorsehung, von einem traurigen Verhängniß das man pathetisch zu beklagen liebt, nun einmal rettungslos der Vernichtung geweiht seien — und was noch mehr ist, deutsche Gelehrte haben dieß gläubig nachgeschrieben!

Endlich hat man noch die geringe Fruchtbarkeit der eingeborenen Weiber als eine der hauptsächlichsten Ursachen angeführt und darauf die Behauptung gegründet, daß die americanische Raçe in Folge eines Mangels ihrer eigenen Organisation nicht lebenskräftig sei. Allerdings hat schon Lafitau (I, 590) die geringe Fruchtbarkeit der Weiber in Nord-America hervorgehoben und in neuerer Zeit steht sie für manche Indianervölker fest: bei den Winibegs hatte im J. 1842 eine Frau durchschnittlich nur ein Kind, in Oregon fanden sich deren meist nur zwei (Schoolcraft III, 281, 211). Mangelt in diesen Fällen eine Angabe darüber, worin die Ursache dieser Erscheinung zu suchen sei, so werden wir dagegen in anderen über diesen Punkt aufgeklärt und die Erklärung der Sache ist zugleich von der Art, daß der Gedanke an einen organischen Mangel der Raçe dadurch ausgeschlossen wird. Bei den Kniftenaux sind Abtreiben der Kinder und Tödten namentlich der Mädchen häufig, um sie vor dem Leben voll Plage und Elend zu schützen dem sie entgegengehen würden (Mackenzie). In Süd-America giebt Azara (II, 59 u. 179) zwei Kinder als die gewöhnliche Anzahl an, und bemerkt (II, 116) daß sich die Weiber (obwohl erst in neuerer Zeit) der übrigen durch Abtreibung zu entledigen pflegen; die Guaycurus und Lenguas, welche sogar nur ein Kind aufzuziehen pflegen, sind namentlich in Folge hiervon dem Aussterben nahe gekommen (ebendas. II, 146, 149 und Eschwege II, 274). Bei den Botokuden, welche bisweilen viele Kinder haben sollen, obwohl gewöhnlich nur zwei oder

drei, ſcheinen Kindermord und Abtreibung ſeltener zu ſein; doch kommt namentlich der erſtere bisweilen vor (Pr. Max, a, II, 39 ff.). Hat zwar Rengger bei den Guaranis (a, 133) nichts dieſer Art bemerkt, wohl aber bei den durch Blattern Trunk und Abtreibung auf 200 geſchmolzenen Payaguas (ebendaſ. 329), ſo ſcheint doch dieſe Urſache nächſt der Syphilis, welche die Unfruchtbarkeit der Weiber ſehr befördert haben ſoll (v. Martius in Buchner's Repertorium XXIV, S. 165) bei ihnen zu den hauptſächlichſten zu gehören. Quandt (254) ſah in Surinam nur einmal eine Eingeborene mit 5 Kindern, Schomburgk (S. 375) nennt es ein ſeltenes Beiſpiel von Kinderreichthum daß ein Indianer von 3 Weibern 9 Kinder beſaß, und in Braſilien hat eine Indianerin ſelten mehr als 4 Kinder (Eſchwege I, 193, Freyreiß 118). Bei den Potowatomis finden künſtliche Fehlgeburten nicht leicht ſtatt, die Kinder werden aber, wie bei vielen andern Indianervölkern, lange Zeit an der Bruſt genährt, nämlich bis zum 4. oder 5. Lebensjahre, ſelbſt ein zwölfjähriges ſah man noch ſäugen (Gomara 438, 440): Unfruchtbarkeit der Weiber iſt häufig (Keating I, 131 ff.). Auch Thiere werden oft mit aufgeſäugt (Schomburgk in Monatsb. 3, 208). Ferner erzählen Heckewèlder und Lahontan (II, 130) daß in älterer Zeit die Eingeborenen erſt ſpät (etwa mit 30 Jahren) zu heirathen pflegten, weil zu früher geſchlechtlicher Umgang ſchwäche und zum Kriege untüchtig mache. Dieß hat ſich jedoch geändert. Zu frühe Heirathen ſcheinen daher ebenfalls dazu beigetragen zu haben, daß die Eingeborenen ſchwächlicher und ihre Ehen unfruchtbarer geworden ſind. Wie nahe dieß beides miteinander zuſammenhängt war ſchon dem Ariſtoteles bekannt (Beiſp. dafür bei Lucas II, 460). So erklärt auch Schomburgk (Journal R. geogr. soc. XV, 45) die Abnahme der Tarumas in Guiana daraus, daß es ihnen an Weibern fehlt* und die Mädchen oft ſchon vor der Pubertätszeit heirathen, weil ſie ſich mit ihren Nachbarn nicht vermiſchen mögen. Für Süd-America überhaupt hat d'Orbigny (I, 40) nachzuweiſen geſucht daß die Weiber, wenn auch faſt nie unfruchtbar, doch gewöhnlich nur 2—3 Kinder hätten, daß aber gleichwohl (abgeſehen von anderen Urſachen) eine durchſchnittlich noch einmal ſo ſtarke Zunahme der Bevölkerung bei den dortigen

* Daß in Californien daſſelbe Mißverhältniß zwiſchen der männlichen und weiblichen Bevölkerung bei den Eingeborenen ſtattfindet, in Yucatan aber das umgekehrte, iſt oben ſchon erwähnt worden.

Eingeborenen erwartet werden müßte als bei uns, weil es dort gar keine ledigen heirathsfähigen Menschen gebe und also die Anzahl der Ehen etwa dreimal so groß sei (?) als in Europa. Trotzdem sucht Burmeister (R. S. 250) die Haupturſache der Verminderung der Volkszahl in frühen Todesfällen und geringer Fruchtbarkeit. In Bezug auf das Erstere finden wir allerdings die Angabe, daß z. B. die Cholonen am oberen Huallaga im Durchschnitt kaum 40 Jahre alt werden, selten mehr als zwei Kinder haben, oft auch kinderlos bleiben, aber sie bewohnen ein ungesundes Land (Pöppig, II, 322) und sind demnach als Ausnahmefall zu betrachten.

Es scheint aus den angeführten Thatsachen hervorzugehen daß die Unfruchtbarkeit der americaniſchen Raçe, wo sie wirklich vorkommt, sehr mannigfaltige und bei verschiedenen Völkern zum Theil sehr verschiedene Ursachen hat. Die weite Verbreitung des künstlichen Abortus macht diese Unfruchtbarkeit ohnehin in vielen Fällen zu einer bloß scheinbaren. Bei manchen Völkern soll die Neigung der Männer zum anderen Geschlechte verhältnißmäßig gering sein (so bei den Indianern von Paraguay, Rengger S. 11), daher die Indianerweiber sich gern zu den Negern halten, während die Männer es unter ihrer Würde finden mit Negerinnen zu verkehren (Spix und Martius, R. S. 369, 376) — ein Umstand der mit der geringen Entwickelung der Genitalien bei den Männern in Verbindung zu stehen scheint (bei den Guaranis, Coroados u. a. Rengger, S. 2; v. Eschwege, I, 126, 230). Die letztere Erscheinung ist indessen nicht allgemein, sie findet z. B. bei den Puris nicht statt (v. Eschwege I, 163), und es liegen bis jetzt keine Beobachtungen darüber vor daß sie auf den Kinderreichthum dieſer Völker von Einfluß sei. Dagegen dürfen der übermäßige Genuß geistiger Getränke, die Noth und das Elend in welche die Eingeborenen in neuerer Zeit so vielfach gerathen sind, der häufige Mangel an Subsistenzmitteln und die zu großen Anstrengungen wo eine schwere Dienstbarkeit gegen die Weißen auf ihnen lastete, unbedenklich unter den Ursachen aufgezählt werden, deren verschiedenartiges Zusammenwirken den Schein einer Unkräftigkeit der Raçe hervorgebracht hat. Wie trügerisch dieſer Schein ist, könnte schon das eine Beispiel lehren, daß es auch in Süd-Arabien viele unfruchtbare Ehen giebt, wo gleichwohl die Polygamie bei der Masse der Bevölkerung fehlt (Pickering, S. 252), aus welcher man ebenfalls dieſe Erscheinung oft hat ableiten

wollen. Aber auch in America ſelbſt mangelt es nicht an directen Gegenbeiſpielen zur Widerlegung jener Behauptung. Die Weiber an der Nordweſtküſte von America ſind ſehr fruchtbar (Portlock und Dixon, S. 213); bei den Nordindianern werden nur mehr als 5—6 Kinder von einer Frau als eine Seltenheit bezeichnet (Hearne, R. S. 262); bei den Chippeways iſt die mittlere Kinderzahl 4, Unfruchtbarkeit iſt eine Schande, weil ſie als Folge von Unkeuſchheit und künſtlichen Fehlgeburten angeſehen wird (Keating, II, 152, 165) und Schoolcraft berichtet von einer Frau dieſes Stammes, welche 14 Kinder hatte (4, 350); bei den Sioux iſt Unfruchtbarkeit ſelten, drei bis acht Kinder ſind gewöhnlich und niemand bleibt unverheirathet (Schoolcraft, III, 238); die Mandans haben oft viele, bisweilen zehn Kinder, wegen langen Säugens und Ueberbürdung der Weiber mit Arbeit ſind aber auch minder fruchtbare Ehen häufig (Prinz Max II, 129; derſ. b, 99). Say bei James (I, 24) fand bei den Kanſas Drillinge und in einer Familie bis zu 13 Kindern. Ein Beiſpiel von 14 Kindern eines nordamericaniſchen Indianers von einer Frau ſ. im Ausland 1857, S. 997. Heckewelder (S. 389) kannte unter den Eingeborenen ein chriſtliches Ehepaar mit 13, andere mit 6 bis 9 Kindern, die gewöhnliche Kinderzahl war 4—5. Bei den Omahaws, die meiſt 4—6 Kinder haben, bisweilen ſelbſt 10—12, iſt Unfruchtbarkeit ſelten und geht, wo ſie vorkommt, wahrſcheinlich vom Manne aus, da die Weiber mit andern Männern oft fruchtbar ſind (Say bei James I, 237). Dasſelbe hat ſchon Gumilla (ch. 52) über die ſüdamericaniſchen Weiber bemerkt. Ein Oſagenhäuptling hatte 37 Kinder von 4 Weibern (ebendaſ. II, 251). A. Veſpucci fand im J. 1497 Venezuela in der Gegend von Kap Paria dicht bevölkert und die Weiber ſehr fruchtbar (Collection III, 209), auch Labat (II, 109) ſpricht von großer Fruchtbarkeit der Caraiben, Humboldt und Bonpland (R. I, 469 und IV, 31) heben die außerordentliche Fruchtbarkeit der Guaraunos und der Indianer in den vom Orinoco entfernten Miſſionen hervor. Von einigen andern Völkerſchaften iſt ſchon vorhin bemerkt worden daß ſie neuerdings nicht ab-, ſondern zunehmen. Schließlich führen wir noch an daß Jefferſon (263), deſſen gewichtige Stimme die Eingeborenen von America gegen Buffon vertheidigt hat, die Mittheilung macht, daß Indianerinnen die ſich mit europäiſchen Handelsleuten verheirathen, ihrer ſchweren Arbeit enthoben, an einem feſten

Wohnort anſäſſig und gut genährt werden, eben ſo viele Kinder zur Welt bringen als Europäerinnen; in einzelnen Fällen haben ſie deren ſechs bis zwölf groß gezogen. Ganz Aehnliches bemerkt Rengger a, 133 von den Guaraniweibern und West (p. 54) beſtätigt dieß durch die Bemerkung, daß Indianerinnen mit Europäern verheirathet oft mehr Kinder bekommen als bei den Eingeborenen ihres Stammes ſonſt gewöhnlich iſt, ſelbſt aber dabei oft kränklicher werden und ſchwerer gebären. Es kann wohl kaum zweifelhaft ſein, daß für dieſe Verhältniſſe der hauptſächlichſte Grund in der veränderten Lebensweiſe und Pflege zu ſuchen iſt, wie das Schoolcraft (IV, 350) ſehr mit Recht geradezu ausſpricht. Wie gut gepflegte Hottentottinnen ſehr fruchtbar zu ſein pflegen (Moodie II, 250 f.), dagegen mit dem wachſenden Elend ihrer äußeren Lage ihre Fruchtbarkeit abnimmt: ſo iſt auch bei den Beduinen-Arabern die Fruchtbarkeit geringer als bei den feſtſäſſigen, 5 Kinder gelten bei den Towaras auf der Sinaihalbinſel ſchon für eine ſtarke Familie (Ritter, Erdkunde XIV, S. 953 f.) und bei den Lappen und Tunguſen ſind mehr als 3—4 Kinder ſelten (Scheffer; Georgi, S. 266).

In mancher Beziehung räthſelhafter als das allmähliche Hinſterben der eingeborenen Bevölkerung von America iſt die analoge Erſcheinung in der Südſee und in Auſtralien. Man wird hier eher geneigt als im erſteren Falle an eine gewiſſe Lebensunfähigkeit der Raçe ſelbſt zu denken, weil eine Haupturſache der Entvölkerung die wir in America wirkſam fanden, in Polyneſien ſo gut als ganz wegfällt, in Auſtralien aber wenigſtens keine ſehr weitgehenden Verwüſtungen unter den Eingeborenen angerichtet hat, nämlich der Druck derſelben durch die Weißen und der Verkehr mit dieſen überhaupt, wogegen in dieſen Ländern ein neuer Umſtand in Wirkſamkeit tritt, der in America zu fehlen ſcheint, hier aber ſich ſehr folgenreich zeigt, nämlich die große Sterblichkeit unter den Kindern. Begreiflicher Weiſe iſt das Ausſterben eines Volkes das früher kräftig und geſund geweſen iſt, nicht damit erklärt daß man ihm die Lebenskraft abſpricht oder einem urſprünglichen Mangel der Organiſation zuſchreibt, und es hat an ſich ſchon etwas ſehr Unbefriedigendes für eine ſo ſeltene und abnorme Erſcheinung einen geheimnißvollen Zuſammenhang anzunehmen dem ſie ihre Entſtehung verdanke; man wird vielmehr hier wie überall nach dem natürlichen Zuſammen-

hange der Sache zu suchen haben, wenn man sich auch schließlich zu dem Geständniß genöthigt finden sollte daß es bis jetzt nicht gelingen will denselben vollständig aufzuklären.

Die Abnahme der Bevölkerung in Polynesien (über welche Meinicke 111 ff. eine lehrreiche statistische Zusammenstellung geliefert hat) schreitet nicht auf allen Inseln gleichmäßig fort, ja es scheinen nicht einmal alle von ihr betroffen zu werden. Die heiteren fröhlichen Bewohner der Tonga- und Freundschaftsinseln haben viele Kinder, ihre Anzahl ist im Wachsen begriffen (Pickering, p. 83; Quarterly Review 1853 Dec. nach Lawry; Erskine 161) und in Tikopia hat jede Familie 3—8 Kinder (Gaimard bei d'Urville V, 309). Dagegen nimmt die Bevölkerung ab auf den Inseln des Samoa-Archipels (Erskine S. 10, 104) und, wie schon früher erwähnt, auf den Gambierinseln, ferner auf Neu-Zealand, wo Crozet (S. 27) im J. 1771 in der Inselbai zwanzig Dörfer fand, deren jedem er ungefähr 400 Einwohner giebt. Möchten diese auch nun fortgezogen sein in's Innere, wo die Eingeborenen in Folge der Beibehaltung ihrer früheren Sitten weit weniger von Krankheiten zu leiden haben sollen (Dieffenbach II, 14), so erscheint es doch als ein vergeblicher Versuch Shortland's (40 ff.) nachzuweisen daß die Abnahme der Volkszahl in Neu-Zealand eine bloß scheinbare sei; denn wenn sich in dem Dorfe Te Aro das 70 Männer und 42 Weiber zählte, nur 24 Kinder fanden (New-Zeal. 52) und ähnliche Verhältnisse, wie wir hören auch anderwärts vorkommen, so erscheint es als völlig gerechtfertigt, daß Fox (53) eine jährliche Verminderung von wenigstens 4% behauptet und Power (119) die Ansicht ausspricht daß bei gleich starker Fortdauer derselben etwa bis zum J. 1870 die gänzliche Entvölkerung des Landes eingetreten sein werde. Vergl. indeß Taylor 256 u. Novara 3, 128.

Für Tahiti, wo nach Aussage der Eingeborenen schon vor der ersten Ankunft der Weißen die Abnahme der Bevölkerung begonnen hat* (Virgin II, 41), haben Vincendon-Dumoulin et Desgraz (288) nachzuweisen gesucht, daß sie vom J. 1770—1797 etwa $^1/_3$ der Gesammtzahl, bis 1814 $^1/_2$ betragen habe, 1814—1825 sei die Volksmenge sich gleich geblieben. Will man für die ältere Zeit

* Wohl mit Unrecht behaupten dagegen King and Fitzroy (II, 520) daß verheerende Krankheiten erst nach Cook's Anwesenheit auf Tahiti ausgebrochen seien.

die wahrscheinlichste Angabe feststellen, so wird man vor Allem nicht die Nachricht Forster's (Mag. d. Rbschr. XXI, 327 ff.) zur Grundlage machen dürfen, der auf Tahiti eine Flotte von 159 großen Doppelkanoes und 70 kleineren vorfand, manche der ersteren mit 144 Ruderern, denn es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen daß die Mannschaft dieser Flotte nur zum kleineren Theile Tahiti selbst angehörte, zum größeren den mit ihm verbündeten Inseln in der Nachbarschaft. Die im J. 1778 an R. Forster gelangte spanische Beschreibung von Tahiti schätzt dessen Bevölkerung nur auf 15—16000 Menschen (G. Forster's Sämmtl. Schriften IV, 211). Die im Jahre 1772 anwesenden Spanier schätzten sie „nicht unter 8000" (Bratring 104). Die erstere Angabe gewinnt an Glaubwürdigkeit, wenn wir uns erinnern wie ungeheuer man fast überall in früherer Zeit die Volkszahlen neu entdeckter, wenig bekannter Länder überschätzt hat; sie gewinnt noch mehr wenn wir bei Wilson (333) lesen daß die Volkszahl im J. 1797 nach mäßiger (indessen doch wohl etwas zu hoch gegriffener) Schätzung 16000 betragen habe. Erst nach dieser Zeit hören wir von einem wahrhaft erschreckenden Zusammenschmelzen der Bevölkerung bis auf nur 5000 Einwohner im J. 1804 (Turnbull 259), wahrscheinlich eine ziemlich starke Uebertreibung, die dadurch veranlaßt sein mag, daß man in jener Zeit die Eingeborenen in großer Zahl im Jünglingsalter hinsterben sah, und insofern wenigstens scheint Moerenhout (II, 161) mit seinem dagegen eingelegten Widerspruche im Rechte zu sein. Nach dem freilich sonst nicht zuverlässigen Kotzebue betrug die Volksmenge im J. 1824 8000 Menschen (Kotzebue a, I, 97), dieselbe Zahl welche sich im J. 1813 bei der genauen Zählung ergab die von den Missionären angestellt wurde. Hiermit würde es ferner wohl zusammenstimmen daß Wilkes (II, 49) die Einwohnerzahl für 1839 auf 9000 angiebt mit der Bemerkung, daß sich seit 30 Jahren Geburten und Todesfälle immer fast gleich gestellt hätten. Wenn nun auch Lesson (im Compl. des Oeuv. de Buffon. II, 281) anführt daß nur sehr wenige alte Leute auf Tahiti zu finden seien, so wird doch dieß so wenig als die Angabe im Journal R. geogr. soc. III, 174 daß die Volkszahl im J. 1830 nur 5000 betragen habe, uns von dem Schlusse zurückhalten können welcher aus dem Obigen hervorgeht, daß nämlich um den Anfang dieses Jahrhunderts, hauptsächlich seitdem Europäer sich in Tahiti fest niedergelassen haben, etwa 10 Jahre lang

eine sehr starke Verminderung der Bevölkerung (von 15—16000 bis auf 8—9000) stattgefunden habe, dann aber die Volkszahl wieder ziemlich stationär geblieben sei. Doch betrug sie 1848 8082, 1858 nur noch 5988 Seelen nach der Zählung der französischen Beamten (Nov. 3, 197). Anders scheint es sich auf den übrigen Inseln desselben Archipels zu verhalten. Auf Borabora, wo jährlich eine Geburt auf 32 Einwohner kommt, ist das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen = 5 : 6 (Steen Bille II, 363). Auf Raiatea dagegen, dessen Bevölkerung von 1700 Menschen im J. 1830 in sittlicher und materieller Cultur höher stand als die von Tahiti, hat die Volksmenge stark zugenommen (Journal R. geogr. soc. III, 179).

Am bestimmtesten und genauesten ist die fortschreitende Entvölkerung für die Sandwichinseln nachgewiesen, von denen schon Vancouver (I, 139) im J. 1792 versichert daß eine merkliche Abnahme der Bevölkerung seit Cook's Anwesenheit stattgefunden habe. Die genauen Angaben stammen auch hier erst aus der neuesten Zeit, sie beweisen aber auch eine noch jetzt fortschreitende Verminderung in bündiger Weise. Die jährliche Verminderung der Volkszahl im Ganzen wird auf 8% angeschlagen (Morning Chronicle, 1. May 1850). Der Census ergab für das J. 1832 die Zahl 130313, für 1836: 108579, für 1850: 84165. Im J. 1848 kamen 7943 Todesfälle und 1478 Geburten vor, im J. 1849: 4320 Todesfälle und 1422 Geburten (die detaillirten Angaben über die einzelnen Inseln bei Virgin I, 267). Im J. 1853 betrug die Einwohnerzahl nur noch 71019 und auf 1513 Geburten kamen 8026 Todesfälle, darunter starben 5—6000 allein an den Pocken (Baseler Miss. Mag. 1854. IV, 98), daher es eine offenbar falsche Behauptung Bennett's ist (I, 242) daß die Sandwichinsulaner ein sehr gesundes Volk und frei von den schweren Krankheiten seien an denen die Bewohner der Gesellschaftsinseln zu leiden hätten. Merkwürdig ist daß bei diesem Schwinden der Bevölkerung im Ganzen die Verluste auf die einzelnen Inseln so sehr verschieden vertheilt zu sein scheinen, ja daß selbst die einzelnen Distrikte derselben Insel sich in dieser Rücksicht oft ganz verschieden verhalten, wodurch es sehr wahrscheinlich wird, daß die Hauptursachen der fortschreitenden Entvölkerung in localen Verhältnissen, keineswegs aber in einer organisch begründeten Lebensunfähigkeit der Raçe zu suchen sind. Ist für die Hauptaufenthaltsorte der im Archipele angesiedelten weißen Menschen für Hawaii und Oahu, wo z. B. im J. 1840

auf 61 Geburten 132 Todesfälle kamen, die Abnahme der Bevölkerung ſicher und bedeutend, ſo iſt ſie dagegen auf Maui wahrſcheinlich nur ſcheinbar (Wilkes IV, 218, 220; 77; 252, 259). Auf Atowai oder Kauai, wo ſich allerdings unter 5541 Erwachſenen nur 65 Weiber fanden die mehr als zwei Kinder hatten, ergab ſich bei der Zählung eines Miſſionäres in einem Diſtrikt das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten = 3 : 1, in andern Diſtrikten zeigte ſich theils eine Abnahme der Bevölkerung von nur 1 %, theils ein ſtationäres Verhältniß, theils eine, wenn auch nicht bedeutende Zunahme; auf Onihau oder Niihau erreichte die Zunahme ſogar das Verhältniß = 4 : 3 (ebendaſ. S. 72, 68; 64).

Indem wir zur Erörterung der Urſachen übergehen die den angeführten Erſcheinungen zu Grunde liegen und zugleich nochmals an die Epidemieen erinnern, welche häufig bei wenig cultivirten Völkern in Folge ihrer bloßen Berührung mit höher entwickelten auszubrechen ſcheinen, glauben wir es dem Urtheile Anderer überlaſſen zu dürfen, ob es zur Erklärung des Hinſterbens ſo mancher Südſeevölker — denn es ſcheint dieß durchaus nicht von allen zu gelten, auch nicht von allen Völkern des polyneſiſchen Stammes — noch nöthig ſei die an ſich ſchon etwas abenteuerliche Annahme eines urſprünglichen Mangels ihrer Organiſation zu machen.

In älterer Zeit und zum Theil ſchon vor der erſten Ankunft der Europäer in der Südſee haben die eigenen Lebensgewohnheiten und Sitten der Polyneſier, über die wir anderwärts ausführlicher ſprechen werden, auf mannigfaltige Weiſe dazu beigetragen die Volksmenge zu verringern. Trunkſucht und Völlerei waren bei dem höheren, Kindermord hauptſächlich bei den niederen Klaſſen der Geſellſchaft auf vielen Inſeln Polyneſiens in großer Ausdehnung verbreitet. Nur diejenigen Völker welche ſelbſt keine berauſchenden Getränke zu bereiten verſtanden, wie namentlich die Neu-Zealänder, zeigten ſich den von den Europäern ſpäter eingeführten Spirituoſen wenigſtens anfangs abgeneigt, die übrigen richteten ſich durch ſie in großer Menge zu Grunde, beſonders nachdem ſie in der Kunſt der Deſtillation von den Weißen unterrichtet worden waren. Kindermord, Abtreibung der Kinder und geſchlechtliche Ausſchweifungen in hohem Grade und in großer Allgemeinheit, ſämmtlich ohne das Bewußtſein des Unrechts ausgeübt, ſcheinen beſonders viel dazu beigetragen zu haben die Volkszahl zu vermindern und ein ſchwächliches Geſchlecht zu erzeugen. In Tahiti bekommen die Weiber

jetzt gewöhnlich erst nach dem 30sten Jahre Kinder und selten mehr als 2 oder 3 (Ausland 1858, 318). Auf den Sandwichinseln, wo namentlich der Adel aussterben soll (Cheever 54), pflegte jede Familie nur 2—3 Kinder aufzuziehen, die übrigen wurden erwürgt oder lebendig begraben (Ellis IV, 327), $^2/_3$ aller Kinder sollen in früherer Zeit dort umgebracht worden sein (Stewart p. 250). Indessen versichert Wilkes IV, 63 ausdrücklich daß keine der bisher angeführten Ursuchen in dem ungünstigsten Falle mitwirkte, den wir vorhin von der Insel Atowai nach seiner Angabe mitgetheilt haben. Als fernere Ursachen der Abnahme der Bevölkerung in älterer Zeit sind häufige innere Kriege in Verbindung mit ziemlich weit ausgebreitetem Cannibalismus und die Sitte der Menschenopfer zu erwähnen, die mit jenem gewöhnlich in nahem Zusammenhange steht, denn wo die Menschen einander auffressen, da dürsten auch die Götter nach Blut und erhalten ihr Theil. Was die Verwüstungen durch Krieg betrifft, so begnügen wir uns hier nur an die eine Thatsache zu erinnern, daß bei der Eroberung des westlichen Theiles der Paumotu-Inseln von Anaa (Chain Island) aus 38 Inseln entvölkert und deren Bewohner zum Theil als Sklaven fortgeschleppt worden sind (Wilkes I, 343; Hale 35). Endlich stürzten sich selbst diejenigen welche die fruchtbarsten Inseln Polynesiens inne hatten, nicht selten durch gänzliche Vernachlässigung des Landbaues und durch eine unerhörte Verschwendung der Vorräthe bei ihren großen Festen in Noth und Elend, so daß das niedere Volk in Menge Hungers starb.

Es ist anzuerkennen daß mit Einführung des Christenthums auf den Südsee-Inseln viele der groben Laster, die wir bisher als Quellen des Verderbens für ihre Bewohner namhaft gemacht haben, ganz verbannt, viele andere wenigstens in nicht unbedeutendem Grade gebessert wurden, so daß der fortschreitenden Entvölkerung dadurch in gewissem Maaße Einhalt geschah. Die blutigen Kriege, der Cannibalismus, die Menschenopfer und der Kindermord verschwanden fast gänzlich, und es muß als eine grobe, vom Parteigeist eingegebene Verleumdung bezeichnet werden, wenn namentlich französische Seefahrer um dem Interesse ihrer Regierung und ihres Glaubens zu dienen die Ansicht zu verbreiten gestrebt haben, daß die erschreckende Entvölkerung der Sandwichinseln aus den strengen Gesetzen und dem Einschüchterungssysteme erklärt werden müsse, welche unter dem Einflusse protestantischer Missionäre entstanden und gehandhabt worden seien: die

Weiber flöhen davor in die Berge und mordeten ihre unehelichen Kinder um den unerträglich harten Strafen zu entgehen welche sie sonst treffen würden (Laplace a, V, 470; Du Petit-Thouars I, 389; de la Salle II, 198). Vielmehr wird man um gerecht zu sein anerkennen müssen, daß außer den genannten segensreichen Wirkungen der Missionäre für das materielle Wohl der Insulaner, auch ihre Bemühungen um die Abstellung des Trunkes und der Ausschweifungen aller Art und um die Hebung des Fleißes alles Lob verdienen, wenn auch der Erfolg ihrer guten Absicht nicht überall entsprochen hat und ihre Wirksamkeit keineswegs in jeder Rücksicht eine wohlthätige genannt werden kann; denn ihre Strenge scheint die Verheimlichung mancher Laster und Verbrechen herbeigeführt zu haben und die plötzliche Veränderung so vieler Lebensgewohnheiten, die von ihnen in kurzsichtiger Weise, wenn auch oft um edler Zwecke willen, hier und da jedoch nicht ohne Herrschsucht erzwungen wurde, ist dem physischen wie dem moralischen Gedeihen ihrer Zöglinge nicht selten verderblich geworden. Indessen leidet es wohl keinen Zweifel, daß im Ganzen die Thätigkeit der Missionäre das leibliche Wohl der Südseevölker, mit dem wir es hier allein zu thun haben, stärker gefördert hat als sie ihm nachtheilig geworden ist, und hierin liegt eine neue Schwierigkeit für die Erklärung der zunehmenden Entvölkerung.

Um die Ursachen dieser letzteren zu verstehen ist darauf aufmerksam zu machen, daß zur Zeit der Ankunft der Europäer in der Südsee (wie dieß Moerenhout und namentlich Meinicke durch genaue Nachweisungen wahrscheinlich gemacht haben) ein bereits sehr weit fortgeschrittener Verfall der Religion, der socialen Verfassung und der Sitten bei den Hauptvölkern Polynesiens eingetreten war. In dieser Zeit der allgemeinen sittlichen Auflösung der Gesellschaft scheinen die verderblichen Wirkungen lange fortgesetzter Ausschweifungen von jeder Art endlich in ausgedehnter Weise hervorgetreten und mit der Ankunft der Weißen noch in hohem Grade gesteigert worden zu sein. Dem entnervten Geschlechte der Tahitier insbesondere und dem durch schweren Druck entkräfteten Volke der Sandwichinseln wurden die von den Weißen ihnen zugebrachten Krankheiten zu einer Quelle allgemeinen Unglückes. Die nachlässige oder verkehrte Behandlung derselben trug das Ihrige dazu bei ihre Tödtlichkeit noch zu vermehren. Nächst der Influenza richtete namentlich die Syphilis ungeheure Verwüstungen an, die von den

15—20000 jährlich in Honolulu und Lahaina landenden Seeleuten, meist Walfischfängern, stets neu importirt wurde (Virgin I, 269). Wurden manche dieser Krankheiten lebensgefährlich durch den geringen Schutz den ihre schlecht bestellte Kleidung und Wohnung den Eingeborenen gewährte, so wurden andere gerade dadurch erst erzeugt daß die Insulaner jetzt anfingen sich mit wärmerer europäischer Kleidung zu versehen, die von ihnen zuerst nur als Putz und daher auch in der Hitze oft getragen, Hautkrankheiten verursachte, wogegen sie in der Kälte wohl auch ganz abgeworfen wurde. Auf Neu-Zealand, dessen fortschreitende Entvölkerung Dieffenbach II, 14 hauptsächlich aus veränderter Lebensweise Nahrung und Kleidung erklärt, sollen skrophulöser Habitus und die damit zusammenhängenden Krankheiten in der neueren Zeit immerhin bei den Kindern überhand genommen haben (Fox 55). Dasselbe gilt unter den Gesellschaftsinseln von Raiatea (Bennett I, 139). Kurz vor 1822 war die Bevölkerung von Rurutu durch Fieber von mehr als 6000 auf 314 geschmolzen (Tyerm and Bennett I, 497).

Mit den eben erwähnten Ursachen der Abnahme der Bevölkerung steht ferner wohl die Unfruchtbarkeit der Weiber und die große Sterblichkeit der kleinen Kinder in nahem Zusammenhang. Beide Erscheinungen sind auf den Sandwichinseln sehr gewöhnlich (Wilkes IV, 77, 94 f.). Nach Angabe der Missionäre ist hier nur etwa die Hälfte der Ehen fruchtbar (Hines p. 210). Die große Sterblichkeit der Kinder soll auf den Gesellschaftsinseln, wo (wie auch anderwärts wohl öfter) die Kinderabtreibung an die Stelle des früher gebräuchlichen Mordes der Neugeborenen trat, hauptsächlich durch ungeeignete Ernährung der Kinder verursacht sein (Bennett I, 148). Die Kinderzahl welche in Tahiti überhaupt nicht groß ist, übersteigt auf den Marquesas bei einer Frau nur selten die Zahl von zwei (Krusenstern I, 198; Melville II, 125 — nur Langsdorff I, 152 giebt an daß Zwillingsgeburten hier nichts Seltenes seien). In Samoa wird die Kinderzahl durch langes, oft bis zum sechsten Jahre fortgesetztes Säugen beschränkt, bisweilen werden dort sogar mehrere Kinder zugleich an der Brust genährt (Wilkes II, 138). Auf Neu-Zealand, wo die Zahl der Weiber im Verhältniß zu der der Männer überhaupt zu gering sein soll, weil viele Mädchen bald nach der Geburt umgebracht werden, hat eine Frau meist nur zwei oder drei Kinder (Dieffenbach II, 33; Pickering 82); auch mag hier der eine Zeit lang sehr lebhaft

den Eingeborenen betriebene Verkauf von aufgeputzten Menschenschädeln an Europäer etwas zur Verminderung der Bevölkerung beigetragen haben (Quarterly Review 1854, June p. 192). Auch psychische Ursache in Verbindung mit den eben erwähnten Verhältnissen scheinen in Neu-Zealand in nachtheiliger Weise auf das physische Gedeihen des Volkes zurückgewirkt zu haben und noch zu wirken. Dahin gehört das Gefühl der Machtlosigkeit und des sicheren Unterliegens den weißen Einwanderern gegenüber, die Desorganisation der socialen Ordnung und die Verringerung oder gänzliche Vernichtung des Ansehens der Häuptlinge selbst bei ihren eigenen Sklaven (Fox 56) — ein Umstand dessen Wirksamkeit man auch bei dem Hinschwinden der eingeborenen Bevölkerung von America ziemlich hoch anschlagen wird, wenn man sich an das erinnert was wir früher über das melancholische Temperament des americanischen Indianers und über seine Untauglichkeit zum Sklaven gesagt haben.

Auf den Sandwichinseln hat das Volk in früherer Zeit einen furchtbaren Druck von Seiten seiner eigenen Häuptlinge erfahren durch unerschwinglich hohe Abgaben und schwer lastende Frohnen. Es sah sich in die Nothwendigkeit versetzt den Landbau ganz zu vernachlässigen über das Fällen des Sandelholzes und andere Arbeiten. Viele Arbeitsfähige sind entflohen, Kindermord und Hungersnoth haben in schrecklichem Grade gewüthet (Jarves p. 368 ff.), und noch in neuerer Zeit hat die progressive Kopfsteuer welche bestand, ungünstig auf das Wachsthum der Bevölkerung gewirkt (Walpole II, 245). Jährlich sollen dort etwa 1000 Männer ihr Vaterland zum Theil auf immer verlassen. Sie gehen nach Californien Columbia und einigen anderen Gegenden von Süd-America (Simpson II, 15).

Die Eingeborenen von Australien, wenigstens die Bewohner der bekannteren Theile dieses Continentes, gehen ebenfalls einem raschen Untergange entgegen. Ein Stamm von 300 Köpfen soll in dem Zeitraume von 6 Jahren bis auf 4 Individuen zusammengeschmolzen sein (Baseler Miss. Mag. 1854. IV, 96). Die Ursachen dieser Erscheinung sind auch hier ähnlich wie diejenigen welche wir im Vorhergehenden kennen gelernt haben. Die hauptsächlichsten derselben sind Krankheiten die ihnen großentheils von den europäischen Ansiedlern zugebracht worden sind, Bedrängniß durch diese letzteren, Kindermord und große Sterblichkeit der Kinder, hier und da (wie wir schon früher erwähnt haben) nißmäßig zu geringe Anzahl der Weiber und in der Nähe

der Kolonieen der Trunk. Auch geſchlechtliche Ausſchweifungen vom Eintritt der Pubertät an ſind nicht ſelten (Eyre II, 320).

Die Blattern haben in manchen Gegenden, namentlich in Neu-Süd-Wales nicht lange nach dem J. 1788 den ſechſten bis dritten Theil der Eingeborenen hinweggerafft, obwohl dieſe ihnen keineswegs immer dieſelbe verderbliche Kur des Kaltwaſſerbades entgegenſetzten die ſie anfangs verſuchten, ſondern durch Erfahrung belehrt von ihr abließen und zweckmäßigere Mittel anwendeten (Wilkes II, 184; Baker p. 148; Bennett Wanderings I, 154). Auch im Innern haben ſie große Verwüſtungen angerichtet (Mitchell I, 216 u. ſonſt). Daſſelbe gilt von den Maſern und von der Syphilis (Darwin II, 213; Eyre II, 380). Auch die Gewöhnung an beſſere Bekleidung die ihnen durch den Verkehr mit den Anſiedlern geboten wurde, iſt ihnen oft ſchädlich geworden, da ſie an wollene Decken gewöhnt, zeitweiſe wieder Mangel an ihnen leiden mußten.

Kindermord iſt häufig, beſonders viele Mädchen werden umgebracht, woraus man die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Weiber hat erklären wollen (Austr. felix S. 131). Er geſchieht bald aus mancherlei Aberglauben, bald bloß um der Mühe der Verpflegung überhoben zu ſein, bald aus Rache gegen den treuloſen Vater des Kindes, beſonders wenn dieſer ein Europäer iſt, oder aus Eiferſucht. Abgeſehen hiervon ſcheint die große Sterblichkeit der Kinder hauptſächlich in der Nachläſſigkeit der Eltern und in ungeeigneter Nahrung und Lebensweiſe ihre Urſache zu haben. Turnbull S. 43 behauptet daß $^3/_4$ der Kinder nicht das vierte Lebensjahr erreichten; Grey (II, 251) giebt die Sterblichkeit derſelben nicht als ſo groß an, doch hält er ſie für größer als in Europa. Der letztgenannte Reiſende bemerkt daß das Säugen 2—3 Jahre fortgeſetzt werde. Er kannte 41 Weiber die zuſammen 188 Kinder hatten. Die mittlere Kinderzahl ſoll ungefähr 5 ſein, von denen gewöhnlich aber nur zwei aufgezogen werden (Eyre II, 323), doch kommen auch Beiſpiele von 9 Kindern bei einer Frau vor (Austr. felix p. 130), woraus wir berechtigt ſind zu ſchließen daß Unfruchtbarkeit oder Kindermangel auch hier nicht in einer Eigenthümlichkeit der Raçe, ſondern in äußeren zufälligen Umſtänden begründet ſind, unter denen namentlich die ſchlechte Nahrung, das Elend und die Noth der Eingeborenen in vielen Landestheilen hervorzuheben ſein dürften.

Was die Eingeborenen abgeſehen von allen Unbilden durch die

bloße Niederlassung der Europäer in ihrem Lande litten, hat einer von ihnen einfach und wahr in die an einen Weißen gerichteten Worte zusammengefaßt: „Ihr solltet uns Schwarzen Milch Kühe und Schafe geben, denn ihr seid hergekommen und habt die Opossums und Kängurus vertilgt. Wir haben nichts mehr zu leben und sind hungrig" (Bennett I, 327). Wenn sie auch in manchen Gegenden durchaus nicht vorzugsweise von der Jagd auf Kängurus leben (Hodgkinson p. 223), so ist dieß doch in anderen ihr wesentlichstes Subsistenzmittel. Sie pflegen dort das Gras alljährlich abzubrennen, damit neues wächst zur Weide dieser Thiere, die natürlich vor den Viehheerden der Kolonisten verschwinden müssen und mit ihnen die Eingeborenen selbst (Mitchell a, 412). Sie haben jetzt kein Recht auf ihr Land mehr, oder vielmehr sie haben niemals ein solches gehabt, England wenigstens hat ein solches Recht nie anerkannt. Das Land gehört der Krone und die Eingeborenen genießen die Wohlthat unter englischem Gesetz zu stehen, was in der Praxis so viel heißt als daß sie für ihre Verbrechen gehörig gestraft werden, während die Weißen für die an ihnen begangenen vor der nur aus Weißen zusammengesetzten Jury in der Regel freigesprochen werden. (Beispiele dafür bei Eyre II, 176 und bei Du Petit-Thouars III, 204 ff. die Geschichte des Prozesses vom J. 1838 in welchem sich die Geschworenen lange Zeit weigerten die Sträflinge zu verurtheilen welche sich eines greulichen unprovocirten Mordes an 28 Eingeborenen schuldig gemacht hatten). Man wird dieß verständlich finden wenn man hört daß die Eingeborenen, durch das englische Gesetz geschützt, kein gültiges Zeugniß vor Gericht ablegen können, so wenig als sie Feuerwaffen führen dürfen (Howitt 199 ff.) Neuerdings hat man sie wenigstens in Südaustralien für zeugnißfähig erklärt, aber noch jetzt ist ihre Aussage dort von so beschränkter Gültigkeit, daß der aus dem früheren Verhältniß für sie entspringenden Unterdrückung nur scheinbar dadurch abgeholfen ist (Eyre II, 493, Austr. felix p. 143).

Man hat die schreiende Ungerechtigkeit der Maßregel welche man gegen die Eingeborenen ergriffen hat, durch den Blutdurst derselben rechtfertigen wollen, aber dieser ist großentheils Fabel: nach den Papers on Aborigines of Austral. colonies pr. for the House of Commons, Aug. 1844, p. 318 wurden in dem Distrikte von Port Philipp seit dessen erster Occupation 8 Weiße von Eingeborenen und 43 Eingeborene von Weißen getödet (Eyre II, 156). Wollen jene bei

ihrer früheren Lebensweise bleiben, so müssen sie ihr Land verlassen, sich auf andere Stämme werfen, Bettler oder Räuber werden. Letzteres sind sie in der That vielfach geworden. Ein allgemeiner Kriegszustand zwischen ihnen und den Weißen z. B. in Portland Bay und einigen anderen Distrikten war die nothwendige Folge davon (Baker 154 ff.). Daß es aber unmöglich wäre neben und mit ihnen in Frieden zu leben, wie man oft behauptet hat, ist durch mehrere Beispiele widerlegt worden. Selbst in einer für die Weißen gefährlichen Gegend ist es bisweilen einem Ansiedler gelungen durch Freundlichkeit und kleine Geschenke die Eingeborenen so zu gewinnen, daß er auch unter schwierigen Verhältnissen und in bedenklicher Zeit nie von ihnen zu leiden hatte (Hodgson p. 81). Dasselbe beweist in größerem Maßstabe der gute Erfolg den die Gründung des Postens von Moorunde am Murray in J. 1841 hatte: die Eingeborenen, die sich vorher feindlich gezeigt hatten, wurden in Folge freundlicher Behandlung von Seiten der Ansiedler durchaus friedlich und dienstwillig (Eyre II, 461 ff.). Eyre gewann bei dieser Gelegenheit eine fast unbedingte Autorität über sie und erst dadurch wurde die von Sturt unternommene Expedition in's Innere gesichert. Ebenso leicht und sicher hat sie in Port Stephens Dawson zu gewinnen gewußt, der sie als sehr hülfreich und friedlich schildert. Nur mit einem einzigen Manne gelang es ihm nicht sich in freundliches Vernehmen zu setzen (Dawson 265). Alle übrigen zeigten sich sehr lenksam bei gütiger Behandlung und bei Einhaltung des Grundsatzes, dessen Befolgung in solchen Fällen höchst wesentlich ist, daß nämlich nirgends eine stärkere Beschränkung der Freiheit der Einzelnen verlangt werde als durchaus nöthig ist um Ruhe und Sicherheit aufrecht zu erhalten. (Man vgl. noch über diesen Gegenstand den Auszug aus dem Australian, Oct. 14. 1826 bei Dumont d'Urville I, 489 ff.).

Weit entfernt sich mit den ursprünglichen Eigenthümern des Bodens in ein ähnliches Verhältniß zu setzen wie wir es in den zuletzt angeführten Fällen fanden, hielten es die meisten Ansiedler für vortheilhafter und der Würde ihrer Hautfarbe angemessener sich als die Stärkeren jenen fast überall feindlich gegenüberzustellen, wie in America, wie allerwärts wohin sie kamen. Die Eingeborenen wurden von den Weißen vielfach ohne Bedenken niedergeschossen wo sie sich blicken ließen, Grausamkeiten von Seiten jener selbst gegen Weiber rnd Kinder stehen außer Zweifel (Wilkes II, 186, 256; Lang I, 37; Clut-

terbuck 1849, p. 62; Byrne 368). Am meisten hatten sie natürlich von entlaufenen Sträflingen zu leiden — und man bedenke nur was eine Verbrecherkolonie für die eingeborene Bevölkerung in deren Lande sie angelegt wird, zu bedeuten hat! Neu-Süd-Wales war eine solche bis zum J. 1843, Vandiemensland bis 1852 (?), West-Australien ist es neuerdings geworden. Die englische Regierung selbst hat das den Eingeborenen von Australien durch die Kolonisten angethane schwere Unrecht wiederholt in officiellen Schriftstücken anerkannt (S. u. A. das Document bei Tegg 147) und sich verpflichtet gefühlt es so viel als möglich wieder auszugleichen und für die Zukunft zu verhüten. Das officielle Protectorat für die Eingeborenen, das freilich nur geringe Früchte getragen zu haben scheint, ist von ihr erst in Folge der Frevel entstanden welche die Kolonisten an jenen begingen, und man wird auf die Natur und Ausdehnung dieser letzteren leicht einen Schluß machen können aus der bloßen Existenz dieses Protectorates, wenn man bedenkt daß es nie die schwache Seite englischer Staatsmänner gewesen ist ein übertriebenes Zartgefühl für die eingeborene Bevölkerung der englischen Kolonieen an den Tag zu legen. An mehreren Orten Australiens soll eine größere Anzahl von Eingeborenen von den Weißen vergiftet worden sein, als bekannt geworden war daß jene in Zukunft durch das Gesetz gegen Unterdrückung und willkürliche Angriffe geschützt sein sollten (Eyre II, 176 not.); in vielen Gegenden von Neu-Süd-Wales hat man, wie Byrne I, 275 aus eigener Erfahrung versichert, nicht einmal ein Geheimniß daraus gemacht, oft sogar sich gerühmt daß man sie mit Arsenik aus dem Wege geräumt habe.

III. Die Resultate der Vermischung verschiedener Typen und die Eigenthümlichkeiten der Mischlinge.

Ehe wir zu dem eigentlichen Hauptgegenstande unserer ganzen Untersuchung übergehen können, zu dem Versuche die Frage über die Arteinheit des Menschengeschlechtes nach Anleitung der bisher von uns angeführten und besprochenen Thatsachen zu beantworten, haben wir noch eine Reihe von Erscheinungen zu betrachten, die obwohl nicht von so entscheidender Wichtigkeit für jene Frage als man früher

geglaubt hat, doch von mehr als bloß secundärer Bedeutung für sie sind. Es sind dieß die Ergebnisse der Vermischung verschiedener Menschentypen und die Charaktere der aus ihr hervorgehenden Mischlinge. Allerdings ist die Beweiskraft dieser Ergebnisse für die Arteinheit des Menschengeschlechtes aus früher angeführten Gründen eine bestrittene, während der Beweis für Artverschiedenheit als vollständig geliefert anzusehen sein würde, wenn sie für dieselbe sprächen; aber dennoch ist die Untersuchung über das Verhalten der Mischlinge von Wichtigkeit nicht allein in Rücksicht auf jene Hauptfrage im Allgemeinen, weil sie zeigen wird daß weder beschränkte Fruchtbarkeit noch Rückfall uns nöthigen einen specifischen Unterschied unter den einzelnen Menschenstämmen anzunehmen, sondern auch insofern als sie uns eine Anzahl von Thatsachen kennen lehren wird welche für die Naturgeschichte des Menschen aus mehr als einem Gesichtspunkte ein specielles Interesse in Anspruch nehmen. Nicht unerheblich ist freilich die Größe der praktischen Schwierigkeiten die es hat die Resultate der Mischung verschiedener Typen mit Sicherheit festzustellen. Wir müssen deshalb von vornherein darauf gefaßt sein hier und da widersprechenden Angaben zu begegnen, deren Vereinigung nicht immer in befriedigender Weise gelingen will; indessen wird dies doch der Begründung der Hauptsätze nur geringen Eintrag thun.

Die Mühe welche man sich gegeben hat die Art und Weise der Abhängigkeit zu erkennen in welcher die eigenthümliche leibliche Begabung der Nachkommen von der ihrer Eltern steht, scheint bis jetzt fast ganz vergeblich gewesen zu sein. Zwar hat es nicht an einer Menge von meist weit auseinandergehenden Sätzen gefehlt die man über diesen Gegenstand aufgestellt hat, aber als feste und ausnahmslose Regel hat sich noch keiner von allen bewährt. Es ist z. B. bei Thieren und Menschen ein häufiger Fall daß die Nachkommen dem Vater nacharten im Haar und in der Farbe, in der Bildung des Stammes und der Glieder, namentlich bei den Hausthieren ist dieß gewöhnlich in Rücksicht auf Kopf und Ohren, Gliederbau Constitution und Temperament, Fruchtbarkeit Lebensdauer Krankheiten Mißbildungen und Indiosynkrasieen. Nicht minder aber kann auch die Mutter dieß Alles vererben. Da auch Seitenverwandte (Vettern Cousinen Onkel und Neffe) häufig dieselben Eigenthümlichkeiten zeigen ohne sie direct von ihren eigenen Eltern überkommen zu haben, so scheint man (auch wenn es gelingen sollte

diese Fälle überall auf Rückschlag* zu erklären) annehmen zu müssen, daß diese Erscheinungen unter einem Gesetze stehen welches sich durch bloß vergleichende Beobachtung äußerer Aehnlichkeiten überhaupt nicht erkennen läßt, und nur einer weit tieferen Einsicht in die Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Körperformen von der Entwickelung des Keimes und deren Bedingungen zugänglich ist als wir bis jetzt besitzen.

Bald hat man dem Vater oder der Mutter einen ausschließlichen Einfluß auf die Eigenschaften der Kinder zugeschrieben, bald einen ausschließlichen Einfluß des Vaters auf die psychische, der Mutter auf die physische Begabung angenommen oder einen solchen für jedes von beiden Eltern auf gewisse Systeme des Körpers behauptet. So folgt z. B. nach Sturm und Girou bei Hausthieren das Junge dem Vater vorzüglich in der Bildung des Kopfes und der Brust, der Mutter in der Gestaltung des Beckens und des Hintertheiles, eine Ansicht die Blumenbach obwohl nicht ohne Widerspruch Anderer, auch in Bezug auf den Menschen festzuhalten geneigt war. Einige waren der Meinung daß wo ein Kind einem seiner beiden Eltern nachschlage, dieß stets in psychischer und physischer Rücksicht zugleich stattfinde, Andere, daß sich die Einflüsse auf Leibliches und Geistiges an beide Eltern zu vertheilen pflegten; Einige schätzten den Einfluß des Vaters, Andere den der Mutter als bedeutender und zwar entweder überhaupt oder speciell nach dem Geschlechte, nämlich entweder auf die Nachartung der männlichen Nachkommen oder auf die der weiblichen, so daß die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter folgten — allerdings ein häufiger Fall, obwohl auch der Gegenfall nicht eben selten ist. So blieb fast keine mögliche Ansicht von der Sache übrig die nicht ihren Vertreter gefunden hätte, ohne daß irgend eine von allen sich als feste Regel bezeichnen läßt (Ausführliches darüber bei Lucas, vol. II). Als eine interessante und beachtenswerthe Bemerkung über diesen Gegenstand führen wir nur noch die folgende Beobachtung Burmeister's (G. B. II, 162) an. „In der Regel, sagt er, zeigt sich daß das älteste Kind körperlich das feingebauteste zu sein pflegt und geistig mehr als die andern entweder die Eigenschaften des Vaters oder der Mutter besitzt, wobei es interessant bleibt

*) Den sog. Rückschlag, d. h. die Reproduction der Eigenthümlichkeiten weiter zurückliegender Ascendenten in den Descendenten, hat Girou zum allgemeinen Gesetze erheben und alle Verschiedenheiten der Kinder von ihren ten aus ihm erklären wollen.

daß die erstgeborenen Söhne mehr nach der Mutter oder ihrem Vater, die erstgeborenen Töchter mehr nach dem Vater oder seiner Mutter schlachten. Nach und nach werden die Kinder solider, körperlich kräftiger, häufig auch häßlicher, weil plumper; die Eigenschaften beider Eltern treten gemischter an ihnen auf und die entschiedene Wiederholung der Eltern oder Großeltern pflegt seltener zu werden."

So wenig es gelingen will innerhalb desselben Volkes an den Kindern eine bestimmte Weise der Nachartung nach Vater oder Mutter aufzuzeigen, ebenso vergeblich scheint es für die Charaktere der Mischlinge verschiedener Völker in dieser Rücksicht nach festen Gesetzen zu suchen; indessen verdient es Beachtung daß die Fälle in denen der Einfluß des Vaters überwiegt, nicht so häufig zu sein scheinen als die entgegengesetzten. Ein überwiegender Einfluß der Mutter auf die geistigen Gaben kommt in so vielen Beispielen vor, daß ihn Buffon sogar für einen ausschließlichen erklären zu dürfen glaubte — unser Sprachgebrauch erkennt einen Mutterwitz an, nicht einen Vaterwitz — namentlich der Kopf des Mischlings artet indessen oft dem Vater nach (Beispiele bei Heusinger, Vgl. Physiol. S. 250). Die körperlichen Eigenschaften des Vaters sollen überhaupt bei Mischlingen vorwalten nach Spix und Martius (R. S. 1183): dieß ist der Fall bei den Mestizen auf den Philippinen, sei der Vater nun Europäer oder Chinese (Mallat II, 134), bei den Mischlingen auf den Sandwichinseln (Bennett I, 240). Der Neger erzeugt mit einer weißen Frau ein mehr negerähnliches Kind als der Weiße mit der Negerin (Nott and Gliddon p. 373 nach eigenen Beobachtungen.) Bei den Kindern von Mulatten die selbst bekanntlich mit nur wenigen Ausnahmen von weißen Vätern und Negermüttern stammen, herrscht (nach Lyell, zweite R. I, 352) das weiße Blut gewöhnlich vor, so daß sogar die Kinder einer Mulattin von einem Neger meist die Farbe ihrer Mutter besitzen. Diesen Beobachtungen entgegen, welche für ein Uebergewicht des Vaters sprechen, behaupten Burmeister (a. a. O.) und Pruner (S. 71 f.) daß sich gerade in den zuletzt angeführten Fällen das weibliche Element als das stärker bestimmende zeige: Pruner nämlich giebt an daß die Nachkommen eines Negers und einer weißen Frau obwohl nur selten lebenskräftig, sich schneller dem europäischen Typus nähern als die einer Negerin und eines weißen Mannes, wie auch bei Kindern von Arabern und Negerinnen die Negerähnlichkeit überwiegend sei.

erklärt auch Burmeister bei den Mulatten (Mischlingen von Weißen und Negerweibern) die Negercharaktere für vorherrschend: bei den Knaben sei das Haar öfter kraus und dann völlig negerartig, bei den Mädchen öfter schlicht und großlockig; die Kopfbildung überhaupt mehr die des Negers als die des Europäers, sie zeige nämlich niedrige Stirn, wenig gewölbten Scheitel, kurzen Hinterkopf; der Schädel sei überhaupt klein, die Augen größer, die Nase unten schmaler als beim Neger, obwohl wie die meist braun bleibenden Lippen sehr verschieden je nach dem besonderen Negerstamme dem die Mutter angehörte, das Kinn kurz, der Bart stärker als beim Neger, der Körperbau im Ganzen zierlich, namentlich die Hände und Füße klein, welche letzteren jedoch noch etwas vom Plattfuße haben sollen. Dahin gehört auch daß bei den von Negern und Indianerweibern stammenden Mischlingen am Rio das Pedras (Paranahyba) die Indianercharaktere vorwalten: dunkle bis schwärzliche Farbe, breite Brust und Schultern, kurzer Hals, großer eckiger Kopf, starker Bart, hartes buschiges Haar, nicht dicke Lippen, langgeschlitzte Augen, wohlgebildete Beine (A. de St. Hilaire a, II, 253). Pöppig (I, 201) schildert den Mestizen, fast immer das Kind eines Indianerweibes von einem Weißen, als sehr indianerähnlich. Die portugiesischen Mestizen auf Ceylon, die weit zahlreicher sind als die holländischen, gleichen an Körpergröße, Gesichts- und Kopfbildung viel mehr den Singhalesen als den Europäern (Schmarda I, 482). Stevenson (I, 180) hat durch eine aus eigener Beobachtung entworfene Tabelle zu beweisen gesucht daß der Vater namentlich die Farbe bei Mischlingen stärker bestimme als die Mutter. Er führt außerdem an daß nach dem Sprachgebrauche der Peruaner die Kinder einer weißen Frau die von einem Neger Mulatten Quarteronen u. s. f. stammen, die Namen Zambo Mulatte Quarterone u. s. f. führten, wogegen die eines Weißen von einer Negerin, Mulattin oder Quarterone als Mulatten Quarterone Quinterone bezeichnet würden, worin die Ansicht ausgesprochen liegen würde daß die Mischlings-Kinder eines weißen Mannes vor denen einer weißen Frau in ihrer Annäherung an den europäischen Typus einen Vorsprung von einer ganzen Generation hätten. Indessen ist jene Angabe Stevenson's von Tschudi (I, 161) für einen Irrthum erklärt worden, denn es bleibe sich vielmehr die Benennung für alle Mischlinge verschiedener Raçen und ihrer Abstufun-

gen gleich, welcher von ihnen auch der Vater oder die Mutter angehören möge.

Daß in unbeständiger Weise bei Mischlingen bald die Charaktere des Vaters bald die der Mutter überwiegen, hat Lucas (II, 111 ff.) durch mehrere Beispiele nachzuweisen gesucht: die Dänen zeugen mit Hindu-Weibern Kinder von europäischem Typus und europäischer Kraft, doch gilt nicht dasselbe von andern europäischen Völkern (Rusch); die Mischlinge von Europäern und Mongolen folgen stets dem Typus der Mutter (Klaproth); die von Europäern und Hottentotten zeigen immer das Naturell des Vaters (Le Vaillant). In Bezug auf letztere findet sich bei Burchell (II, 185) die Angabe daß die Kinder einer weißen Frau von einem Hottentotten größer weißer und von mehr europäischen Zügen seien als die der Hottentottenweiber von Europäern. Diese letzteren (die sog. Bastaards) sind braune mittelgroße und stämmige Menschen mit minder krausen Haaren als die Neger, platter Nase, hohlen Wangen und vorstehenden Backenknochen, kleinen tiefliegenden Augen, platter Stirn, ohne Bart oder mit nur wenigem Haar auf der Oberlippe (Arbousset et Daumas p. 20). Nach Sparrmann (S. 261) wäre ihr Knochenbau und ihre Muskeln stärker entwickelt als bei den Hottentotten selbst.

Ergiebt sich demnach aus dem Gesichtspunkte der Nachartung nach Vater oder Mutter wenigstens nach den bis jetzt vorliegenden Thatsachen keine bestimmte Regel nach welcher sich die Eigenthümlichkeiten der Mischlinge richteten, so fragt sich weiter ob es vielleicht aus anderen Gesichtspunkten besser gelingt eine solche zu finden. Die größere oder geringere Verschiedenheit der sich mischenden Typen hat dafür einigen Schriftstellern einen Anhaltspunkt dargeboten. Ist nämlich diese Verschiedenheit bedeutend, so soll nach W. F. Edwards (p. 21) der Mischling selbst sich als ein Mittleres zwischen den Stammtypen darstellen und zwar soll (wie Isid. Geoffroy St. Hilaire behauptet) diese mittlere Form des Mischlings constant sein, wogegen, wenn die Stammtypen einander ähnlicher seien, der Mischling sich in constanter Weise einem derselben zu näheren pflege und seine einzelnen Charaktere oft theils dem einen theils dem andern von beiden Eltern entsprächen. Bei Kreuzung der sog. Menschenraçen insbesondere des Negers und Europäers, die er für artverschieden hält, liegt nach Geoffroy der erstere Fall vor und es entstehen daher constante mittlere

Typen. Nott und Glidden (S. 401) ſtimmen ihnen hierin bei, jedoch mit dem beſtimmt ausgeſprochenen Zuſatze daß die Miſchlingsproducte der verſchiedenen Menſchenſpecies in Rückſicht ihrer Charaktere nicht alle unter denſelben Geſetzen ſtänden, da manche jener Species (Europäer und Neger) mit einander einen mittleren Typus producirten, während andere bei der Kreuzung vielmehr einen der elterlichen Typen zu reproduciren ſtrebten (z. B. Europäer und Americaner).

Was die Thiere betrifft ſo arten z. B. Miſchlinge von zahmen und wilden Schweinen, von verſchiedenen Raçen von Hunden Katzen Vögeln, bald der einen bald der andern Seite nach (Beiſpiele bei Lucas I, 463); es ſcheint ſich für ſie nur der Satz aufſtellen zu laſſen, daß der Miſchling bisweilen mehr oder weniger entſchieden dem einen von beiden Stammtypen folgt, ſei es auf nur einigen oder auf allen Gebieten des äußeren oder inneren Lebens, bisweilen beiden zugleich, indem er entweder ohne Vermiſchung die Charaktere beider nebeneinander zeigt oder eine Miſchung derſelben darſtellt (ebendaſ. II, 195 ff.). In Rückſicht des Menſchen iſt allerdings zuzugeben daß der Mulattentypus, wenn auch nicht ein ausnahmslos gleichmäßiger, doch im Ganzen ziemlich conſtanter Typus zu ſein ſcheint — indeſſen gilt auch dieß meiſt nur von der erſten Generation, während bei fortgeſetzter Beimiſchung neuer Elemente der weißen oder ſchwarzen Raçe mannigfaltige und ungleichmäßige Formen auftreten, wie folgende Beiſpiele beweiſen. Das dritte Kind eines zu $^3/_4$ weißen Weibes von einem Mulatten (half-breed) hatte die Farbe des Vaters, die andern Kinder waren noch heller als die Mutter ſelbſt. Eine Mulattin gebar einem Neger zwei Kinder von ihrer eigenen Farbe und elf andere die ſchwärzer waren als ſelbſt der Vater. Eine Negerin gebar von einem Mulatten 9 oder 10 ganz ſchwarze und 2 oder 3 Kinder von der Farbe des Vaters (Nott und Glidden a. a. O. S. 401). In derſelben Ehe kommen bei Mulatten ganz gewöhnlich Kinder mit krauſem neben ſolchen mit ſchlichtem hell- und dunkelbraunem Haare vor (Burmeiſter a. a. O.), wie auch Koſter (238) in Pernambuco fand. Aehnliche Unbeſtändigkeit hat man auch mehrfach an Mulatten ſelbſt beobachtet. Ein Neger in Berlin hatte von einer weißen Frau 7 Mulattenmädchen und 4 weiße Knaben (Siebold, Journal f. Geburtsh. VII, S. 2). Drei ähnliche Fälle erzählt Lucas (I, 213): eine weiße Frau hatte

weißen Sohn u. ſ. f. Ein ſchwarzes Kind von einer Weißen geboren erwähnt auch Campbell (S. 360), und Omboni ſah auf den Cap Verde-Inſeln eine Mulattin die er wegen ihrer vollkommen weißen Farbe für eine Europäerin hielt. Wenn nun d'Abbadie (Bullet. soc. géogr. 1855. II, 45) angiebt daß ſich bei der rothen Raçe in Abeſſinien oft ſchwarze Kinder fänden und daß bei den Negervölkern jener Gegenden rothe und ſchwarze Individuen ohne Stammverſchiedenheit nebeneinander vorkämen, ſo wird man dabei nur an Miſchlinge denken können, deren Typus ſich inconſtant zeigt.

Faſſen wir die Miſchlinge der americaniſchen Raçe in's Auge, ſo bemerken wir auch an ihnen eine große Mannigfaltigkeit der äußeren Erſcheinung. Die Meſtizen (Miſchlinge von Weißen und eingeborenen Americanern) haben in Quito kleine Stirn und grobes Haar, kleine ſpitzige Naſe und gute Bärte, manche von ihnen beſitzen weiße Haut und blondes Haar, andere ſind ſo dunkel als die Indianer ſelbſt (Ulloa, Voy. I, 228 f.), ſie ſind meiſt ſehr ſchöne Leute, doch an niedriger Stirn und großer Magerkeit erkennbar (Stevenſon II, 177). In Lima haben ſie herculiſche Conſtitution und weiße oft in's Gelbliche ziehende Farbe (Unanúe 106). In Chile ſind ſie oft größer aber minder gedrungen gebaut als die Indianer, doch breitſchulterig mit kurzem Hals, kurzen Armen, kleinen Händen und Füßen und hierin, wie im Haar, den vorſtehenden Jochbeinen und der etwas platten Naſe mit großen Löchern den Indianern ähnlich (Pöppig I, 201). Das harte Haar bleibt ihnen bis in's 2te und 3te Geſchlecht oft als einziges Zeichen, durch welches ſie ſich von den reinen Spaniern unterſcheiden (Ovaglie 96). In Concepcion ſind ſie ſo weiß als die Spanier, kaum von den Weißen zu unterſcheiden (Pöppig I, 64), manche von ihnen blond (Ulloa II, 34). Bei den Sertanejos von Pernambuco ſind die Kinder deſſelben Elternpaares nur ſelten von gleicher Farbe, der Unterſchied iſt in manchen Fällen ſo groß daß er an der Aechtheit der Kinder zweifeln laſſen würde, wenn dieſe Erſcheinung weniger allgemein wäre (Koſter S. 238). In Paraguay wo die Miſchung von Spaniern und Indianern am vollſtändigſten vor ſich gegangen iſt, zeigen ſich nur noch wenige Merkmale von Indianerblut an den höheren wie an den niederen Ständen; die Geſichtszüge gleichen mehr den engliſchen als in irgend einem anderen Theile des ſpaniſchen America. In armen Hütten findet man ſehr häufig Kinder von langem Geſicht

und blondem oft röthlichem Haar ganz wie bei den Schotten (Ausland 1856, S. 977 nach Mansfield, Paraguay, Brazil and the Plate). In Mexico sind die Mestizen meist an etwas gelblicher Sklerotika, schwachem Bart, und etwas schief geschlitzten Augen kenntlich (Mühlenpfordt I, 261). Am Ausfluß des Columbia zeigen die Mischlinge nur sehr wenig indianische Eigenthümlichkeiten, meist helle Haut, oft auch blondes Haar und blaue Augen (Parker 160). Die Mischlinge der Europäer und Grönländer haben in der Regel vollkommen europäische aber sehr verschiedenartige Physiognomieen, hellen Teint und meist dunkles, einzelne auch helles Haar (v. Etzel 339). — Die Mischlinge von Minas geraes schildert Castelnau (I, 205) folgendermaßen: 1) Kind eines Weißen und einer Indianerin gleicht der Mutter: hartes Haar, schiefe Augen; 2) das von Indianer und Negerin (Cabouret): krauses Haar, schiefe Augen, dunkle Bronzefarbe; 3) Kind von Indianer und Cabouret-Frau: gerades oder leicht gekräuseltes Haar, schiefe Augen, Farbe des Indianers; 4) Kind von Indianer und letztgenanntem Mischling gleicht ganz dem Indianer und gilt ihm gleich; 5) Kind von weißem Vater und Mestize Nr. 1: leicht kupferfarbig, hartes Haar, schiefe Augen; 6) von Weißem und Mestize Nr. 5: weiß, stets schwarze Haare und fast gerade Augen; 7) Kinder von weißem Vater und Mestize Nr. 6: ist ganz dem Weißen gleich. Neger gehen durch 4 Mischlingsgenerationen in Weiße, Weiße durch 5 in Neger über. Diese Mischlinge von Negern und Indianern, Cabourets oder Zambos, Chinos in Peru genannt, besitzen anderwärts weniger gekräuseltes Haar als selbst die Mulatten, während sie vom Neger die Nase und den Mund, vom Indianer die Stirn Wangen und Augen haben (Tschudi I, 169). Bei dem Sohn eines Negers und einer Indianerin fand Schomburgk (a, II, 385) den Typus des Vaters noch vorherrschend, bis auf hellere Haut, gewölbtere Stirn, mit minder wulstigen Lippen und Haaren, welche erst nach der Spitze hin sich kräuselten. Die eigenen beiden Söhne dieses Mischlings hatten den Typus des Großvaters bis auf die kleinsten Züge verloren; sie waren ganz Indianer. Im Allgemeinen aber sind solche Mischlinge, welche die Indianer auf's äußerste hassen, sehr selten, häufig nur in Surinam. Stets herrscht bei ihnen der africanische Typus vor: ihr Körperbau ist schlank und muskulös, ihre Farbe dunkles Kupfer- bis Kaffeebraun; die Nase breit, nicht aufgeworfen, die Lippen dick, aber nicht wulstig, die Backenknochen

immer noch stark aber nicht so schroff vortretend wie bei den Indianern, das Haar am auffallendsten: halb schlicht (unten) und halb gekräuselt (an den Enden) steht es weithin ab (ebd. I, 59; II, 74). Die Zambos im Süden der Vereinigten Staaten zeigen bald krauses Haar bei kupferfarbiger Haut und sonst völligem Indianer-Charakter, bald das grobe Indianerhaar bei Negerzügen und Negerfarbe: es kommt hier nicht ein mittlerer Typus durch die Mischung zu Stande, sondern eine unregelmäßige Vermengung der Eigenthümlichkeiten der Stammeltern (Forrey bei Schoolcraft IV, 359). Zu den Zambos gehören auch die Cafusos deren ungeheure Perrücken Spix u. Martius (R. S. 215) beschrieben haben. Diese stehen 1—1½′ empor und das Haar derselben ist besonders gegen das Ende hin halb gekräuselt. Das Gesicht der Cafusos gleicht mehr dem Neger als dem Americaner, doch sind die dicken Lippen nicht aufgeworfen, die Beine sind schwach, Brust- und Armmuskeln kräftig entwickelt. Ein ähnlicher kolossaler Haarwuchs findet sich ferner bei den Cocamas am unteren Huallaga (Pöppig, R. II, 450), die man deshalb wohl für eine Zamboraçe halten darf; er zeigt sich bei den Fidschiinsulanern, die aus anderen Gründen für Mischlinge von Polynesiern und Australnegern gelten, und es wird dadurch weiter die Vermuthung wahrscheinlich daß auch der Araberstamm in Taka, bei welchem Werne (a, S. 89; vergl. Harris a, I, 337; Pickering 206) dieselbe Eigenthümlichkeit fand, eine Beimischung von Negerblut erfahren habe.

Blicken wir zurück auf die angeführten Beispiele, so sehen wir durch sie vor Allem den Satz bestätigt daß die reineren Raçen gleichmäßigeren, die gemischten mannigfaltigeren Typus zeigen und zwar scheint die Mannigfaltigkeit und Unbeständigkeit der Formen um so stärker zuzunehmen, je weiter die Mischung fortschreitet. Wenn wir daher von einem Volke hören daß trotz eines niedrigen Standes der geistigen Cultur die Gesichtsbildung im Ganzen, die Augen Nasen Lippen bei den Einzelnen sehr verschieden seien, wie dieß z. B. bei den Tschuwaschen der Fall ist (Kornheim in Erman's Archiv III, 74), so werden wir nicht irre gehen, wenn wir ein solches Volk für gemischten Ursprungs erklären. Was aber weiter den oben angeführten Satz Geoffroy's betrifft, so kann nur zugegeben werden daß bei Kreuzung des schwarzen und des weißen Menschen das Mischlingsproduct allerdings gewöhnlich ein mittleres von ziemlich constanter Bildung ist,

während Mannigfaltigkeit und Unbeständigkeit der Körperformen sowohl in den späteren Generationen dieser Mischlinge selbst als auch bei der Kreuzung derjenigen Typen welche innerhalb jener beiden Extreme der menschlichen Bildung liegen, sich in höherem Grade zeigt. Die einzelnen Haupttypen des Menschengeschlechts scheinen sich bei Mischungen mit verschiedenen Graden der Zähigkeit zu behaupten: nächst dem Negertypus scheint namentlich der mongolische in dieser Rücksicht eine sehr bedeutende Selbstständigkeit zu besitzen (Ritter, Erdkunde III, 386). Auch der Typus der Hottentotten bleibt hartnäckig bei Mischlingen. Zuerst wird meist die Hautfarbe, dann das Haar anders; später die Nase, zuletzt die Bildung der Augen (Schmarda II, 32).

Als eine bemerkenswerthe Erscheinung welche auf die Körperbildung der Mischlinge bei Thieren und Menschen von Einfluß sein soll, ist ferner die erste Befruchtung zu nennen. Eine Stute die ein Maulthier geboren hat, giebt später nur schlechte Pferdefüllen; eine Sau, zuerst mit einem wilden Eber, eine Hündin zuerst mit einem Hunde von fremder Raçe gepaart, werfen später Junge die dahin einschlagende Aehnlichkeiten zeigen. So hat man in analoger Weise öfters Aehnlichkeiten der Kinder zweiter Ehe mit dem ersten Manne bemerkt. (Beispiele dieser Art bei Lucas II, 58 ff., welcher zugleich darauf hinweist wie große Vorsicht in dieser Rücksicht erforderlich sei. Drei neuere Fälle bei Latham 65.) Namentlich werden, was die Mischlinge verschiedener Raçen betrifft, einige Negerinnen angeführt die zuerst Mulattenkinder, später aber Kinder von einem Neger hatten welche dem Vater der ersteren glichen (Harvey bei Nott and Gliddon p. 396). Daß Negerinnen, nachdem sie Mulattenkinder geboren haben, von Negern nicht mehr empfingen, wie man bisweilen behauptet hat, ist ein Irrthum. Dasselbe gilt von der noch größeren Ausdehnung die Strzelecki (p. 347) diesem Satze gegeben hat, indem er sagt daß auch die eingeborenen Weiber eines großen Theiles von Nord-America, wie die von Polynesien Australien und Vandiemensland unfruchtbar mit ihren Stammverwandten würden, wenn sie vorher von einem Europäer geboren hätten. Daß es insbesondere von den australischen Weibern unrichtig ist, und wo es stattfindet wahrscheinlich von dem Rum- und Tabaksgenuß der Weiber im Zusammenleben mit Europäern herrührt, hat *Thompson* gezeigt (Fechner's Centralbl. 1853, S. 13 nach

Todd, Cyclop. XLII, p. 1365 und Münch. Gel. Anzz. 1852 S. 197).

Gehen wir jetzt zu der Hauptfrage über die uns hier beschäftigen soll, zu der Frage wie sich die Mischlinge verschiedener Raçen in Bezug auf unbeschränkte Fruchtbarkeit und Rückfall zu den Stammtypen verhalten, so dürfen wir es sogleich von vornherein als eine bekannte und hinreichend constatirte Thatsache aufstellen, daß, wie viele und welche typischen Hauptstämme des Menschengeschlechts man auch annehmen mag, alle (so weit die angestellten Beobachtungen bis jetzt reichen) untereinander fruchtbar sind und durch Mischung gewisse mittlere Producte erzeugen die an den beiderseitigen Charakteren der elterlichen Typen in verschiedenen Graden theilhaben. Es tritt daher durch Kreuzung — dieß läßt sich wenigstens im Allgemeinen behaupten — eine Veredelung des niederen Stammes durch den höherstehenden ein, z. B. des Negers im Mulatten, des americanischen Indianers im Mestizen, und diese Veredelung schreitet weiter fort, wenn die Verbindung des Mischlings mit Individuen der höheren Raçe fortgesetzt wird: von Mulatten entspringen auf diese Weise die Terzeronen Quarteronen Quinteronen. Dieser Verbesserung der Raçe entspricht die Verschlechterung derselben welche durch Paarung des Mischlings mit der niederen Raçe eintritt, z. B. in dem Zambo, dem Abkömmling des Negers und Mulatten. (Bisweilen wird mit diesem Namen auch der Nachkomme des Negers und des eingeborenen Indianers bezeichnet.) Die Ueberführung der Mischlinge niederer Raçen in höhere oder umgekehrt gelingt natürlich in einer um so geringeren Anzahl von Generationen je näher die Stammtypen selbst einander stehen. Auf den Gesellschaftsinseln, wo es freilich nur sehr wenige Mischlinge giebt, sollen diese schon mit der zweiten und dritten Generation vollständig in den europäischen Typus übergehen (Bennett, Narr. I, 149). Der americanische Indianer erzeugt mit einer Zambo-Frau (Cabourette) in der zweiten Generation einen Mischling der dem reinen Indianer gleich gilt; der Weiße mit der Mestize einen solchen, dessen dritte Generation in den Typus des Weißen übergehen kann; durch vier Generationen hindurch können Mulatten zu Weißen, in fünf Generationen können sie zu Schwarzen werden* (Fechner's Centralbl. 1853, S. 288 nach

* Wenn Serres behauptet daß bei Vermischung einer höheren und niederen Raçe die erstere mindestens $^2/_3$ ihrer Natur an den Mischling ab-

Castelnau). Dem entspricht daß der Quinterone in den Vereinigten Staaten auch vor dem Gesetze als Weißer gilt. Im holländischen Guiana ist dieß dagegen schon mit dem Quarteronen der Fall (v. Sack I, 84). Der Mestize ist dem Weißen schon so ähnlich, daß er dem Neger-Terzeronen gleich gehalten wird, daher auf ihn schon der Quarterone folgt. Es bedarf kaum der Bemerkung daß sich diese Angaben nur auf die körperliche Bildung, nicht zugleich auf die geistige Begabung der Mischlinge beziehen, mit welcher es sich, wie wir sehen werden, zum Theil wesentlich anders verhält, und daß sie sämmtlich unter der Voraussetzung gemacht sind daß der Mischling um dessen Ueberführung in eine andere Raçe es sich handelt, ununterbrochen nur mit Individuen dieser Raçe selbst sich verbinde.

Vergleichen wir die angeführten Resultate der Mischung verschiedener Typen des Menschen mit denen der Kreuzung verschiedener Thierraçen, so ergiebt sich eine ziemlich vollständige Analogie zwischen beiden. In einigen Fällen sollen bei diesen drei Generationen hinreichend gewesen sein um die neue Raçe an die Stelle der alten zu setzen und von der vierten an befürchtet man, bei unterlassener Auffrischung des Blutes, keinen Rückschlag mehr. Nach Burdach bedarf es bei Pferden und Schafen sechsmaliger ununterbrochener Befruchtung der schlechteren Raçe durch die edlere, nach Anderen zwölfmaliger, nach Morel und Vindé unausgesetzter (Chambon II, 278). Nach Elysée Lefèbvre und Girou muß man die Paarung mit der niederen Raçe immer vermeiden, wenn keine Wiederverschlechterung eintreten soll. Diesen Verhältnissen entspricht es daß auch beim Uebergang des Negermischlings in den Typus des Weißen sich einige geringe Zeichen der Negerabstammung noch lange Zeit hindurch forterhalten. Bis auf den Quinteronen selbst soll der eigenthümliche Geruch übergehen den die Hautausdünstung des Negers besitzt. Die Hornhaut des Auges ist bei Terzeronen Mestizen und wahrscheinlich auch noch in späteren Generationen etwas gelbbraun gefärbt (Labat I, 2, 40). Am längsten soll sich die violette Farbe der Nägel, namentlich an ihrer Insertionsstelle, und ein bläulicher Ring um die Augen erhalten (Foissac S. 74),

gebe, so ist dieß bis jetzt eine bloße Versicherung der die Bestätigung durch Thatsachen fehlt, und diese Behauptung hat zu sehr den Anschein einer Folgerung aus der Theorie, daß die höheren Raçen die niederen zu absorbiren, sich über die ganze Erde auszubreiten und — sie zu beherrschen bestimmt seien, als daß sie Zutrauen verdiente.

auch die eigenthümliche Bildung der Ferse und des Fußes bleibt den Negermischlingen sehr lange (Day I, 51). Das Nachdunkeln der Haut in späteren Jahren bei den Hindu-Mischlingen, die dunkle Farbe der Geschlechtstheile bei jenen wie bei den americanischen Mestizen ist eine Eigenthümlichkeit die noch nach vielen Generationen auf den Stamm hinweist dem sie entsprossen sind (d'Orbigny und Troyer im Bullet. soc. ethnol. mai 22, 1846). Und wenn sich Nott als ächter Amerikaner eine Beimischung von Negerblut in allen Fällen in denen sie vorliegen mag, noch zu erkennen getraut und daher das gänzliche Verschwinden der Negercharaktere beim Quinteronen leugnet oder höchstens für solche zugeben will die von dunkelfarbigen Europäern stammen (Nott and Gliddon p. 398), so kann man ihm dieß Alles leicht zugeben, ohne sich darum zu seiner sonderbaren Erklärung dieses Umstandes zu bekennen daß nämlich die Mulatten sämmtlich nach wenigen Generationen ausstürben, ehe sie in den Typus des Weißen vollständig übergehen könnten.

In den Vereinigten Staaten ist man im höchsten Grade scharfsichtig in der Erkennung jener Unterschiede, denn die Sitte, im Streit mit dem Ausspruche des Gesetzes, ächtet dort bekanntlich einen jeden in dessen Adern ein Tropfen Negerblut fließt, als einen Verworfenen, während in Brasilien gemischter Abstammung kein Makel anhängt. Wer jene Racenvorurtheile der Nord-Americaner theilt, dem muß es freilich darum zu thun sein das Menschengeschlecht durch feste Artunterschiede zu trennen und man kann die leider auch in Deutschland nachgesprochene, den Americanern geläufige Albernheit nur natürlich finden welche ohne allen Beweis mit höchster Entschiedenheit behauptet daß jede auch noch so geringe Spur von Negerblut in den Adern eines Menschen ihn in moralischer und intellectueller Rücksicht unfehlbar auf einer niedrigeren Stufe der Bildung zurückhalte als den reinen Weißen. Haben doch umgekehrt Nott and Gliddon p. 68 auch daraus daß Neger und Mulatten von Neu-Orleans vom gelben Fieber nichts, die Weißen Alles zu fürchten haben, gefolgert, daß ein paar Tropfen europäisches Blut „eine sehr entschiedene Modification im moralischen und physischen Charakter" beim Neger hervorbringe. Wissenschaftlich gebildeten Leuten vor Allem muß man ihren Aberglauben lassen. Allerdings darf man die höhere Begabung des Mulatten im Vergleiche mit dem Neger als feststehend betrachten, obwohl gute und unparteiische

Beobachter es noch für zweifelhaft gehalten haben, ob das bessere und intelligentere Aussehen der Mischlinge, die man deshalb in den Sklavenstaaten zum Hausdienste den reinen Negern vorzieht, die unmittelbare Folge der Raçenveredelung selbst sei oder von besserer Erziehung, namentlich von häufigerem Verkehr mit den Weißen in der Jugend herrühre (Lyell, zweite R. I, 266). Im französischen Westindien (Guadeloupe) sind fast alle Handwerke ganz in den Händen der Mulatten, und wenigstens manche von ihnen sind reich und betriebsam (Granier de Cassagnac I, 255 ff.). Hier haben sie seit dem J. 1830 die bürgerlichen Rechte zum Theil wiedererhalten, die ihnen der Code noir vom J. 1685 gegeben, spätere Verordnungen aber wieder entzogen hatten; bei dem Verstande und der Thätigkeit die sie besitzen, fürchten daher die Creolen von ihnen überflügelt zu werden, und es liegt hierin einer der Gründe des tiefen Hasses derselben gegen sie (Oelsner-Montmerqué S. 23). In Peru studiren in neuerer Zeit viele Mulatten Theologie, die meisten, freilich größtentheils unwissenden Aerzte in Lima gehören dieser Kaste an (Tschudi I, 167). Im nördlichen Theile von Brasilien (Bahia, Pernambuco, Maranham) bilden sie einen sehr großen und thätigen Theil der Bevölkerung (Rendu 1848. p. 30). In allen höheren Berufsarten, unter den Juristen, Aerzten, Staatsmännern, Gelehrten in Brasilien giebt es Mulatten die durch Talent Geist Scharfsinn und Bildung hervorragen; ganz vorzüglich befähigt zeigen sie sich für die schönen Künste und eine große Zahl von Farbigen ist in der besten Gesellschaft von Rio aufgenommen. Viele Mulatten und Farbige gelten dort für Weiße und nehmen ganz deren Stellung ein, sobald sie durch ihre Papiere für solche erklärt werden (de Lisboa im Bullet. soc. ethnol. 1847. janv. p. 58). A. de St. Hilaire (a, II, 52 ff.) ist der Ansicht daß die Mulatten in Brasilien den dortigen Weißen an geistiger Lebendigkeit und Talenten eher überlegen sind, als das sie ihnen nachstehen sollten, obwohl sie eine minder edle Denkungsart besitzen und die Unbeständigkeit des Charakters zum Theil mit der africanischen Raçe gemein haben. In den Maurenländern, wo die Neger und Mulatten überhaupt eine große Rolle spielen, soll sogar der Menschenschlag um so schöner werden und der Charakter der Männer desto größere Entschiedenheit gewinnen, je mehr sich die Hautfarbe durch Beimischung Negerblut dem Schwarzen nähert (Graberg von Hemsö S. 54).

Dem Meſtizen, der dem Weißen um eine Generation näher ſteht, gilt der Mulatte allgemein als überlegen, er iſt namentlich regſamer und thätiger als jener; ſo in Braſilien und Peru wie in Mexico (Spix und Martius, S. 607; Tſchudi I, 165 und vorzüglich Humboldt, Neu-Spanien I, 184). Nur Koſter (553), der die Meſtizen in Braſilien weit vortheilhafter ſchildert als Pöppig in Peru — zum Theil wohl eine Folge der ſocialen Verhältniſſe — behauptet daß ſie größeren Muth und bedeutenderes Selbſtgefühl beſäßen als die Mulatten und ſich deshalb den Weißen weniger allgemein unterordneten als dieſe. Ebenſo zeigen ſie ſich in Mexico bei Ackerbau, Viehzucht und Minenarbeit kräftiger als die Europäer (Sartorius 136) und Mühlenpfordt (261) rühmt ihre Geiſtesgaben als ſehr bedeutend. Der Meſtize iſt minder kräftig, oft indolent und faſt willenlos, daher gering geachtet, doch rühmt man ihm in Peru viele gute Eigenſchaften nach, er iſt ſanft, mitleidig, leicht erregbar, aber voll Wankelmuth und ohne Tapferkeit. Indeſſen macht Tſchudi mit Recht darauf aufmerkſam, daß große Talente die unter den Indianern und Miſchlingen bisweilen auftauchen zu keiner Ausbildung und Wirkſamkeit gelangen, weil es den Farbigen an aller ſocialen Organiſation fehlt und die Unterdrückung von Seiten der Weißen ſie niederhält. Nach Pöppig (I, 193) iſt die Miſchlingsbevölkerung mit ihren „angeborenen" Laſtern und mit ihrem Haß gegen die reinen Raçen aus denen ſie entſprungen ſind, der ewige Krebsſchaden der Geſellſchaft und des Staatslebens in Süd-America: ſie wird ſich nie zu einer brauchbaren Staatskraft geſtalten laſſen, da alle Schattirungen der Miſchlinge ſich voneinander und von den reinen Raçen feindlich ſcheiden. Wie der Mulatte gilt der Meſtize als Erbe aller Laſter ſeiner Eltern ohne eine einzige ihrer Tugenden: mit dem Stolze des Weißen, der bei ihm bis zur Thorheit geht, verbindet er die Faulheit und Apathie, den Leichtſinn und die Unbeſtändigkeit des Indianers; er iſt ausſchweifend, ehrgeizig und feig, äußerſt tyranniſch gegen den Indianer, wie es der Mulatte gegen den Neger iſt; für mechaniſche Dinge beſitzt er großes Nachahmungstalent (ebendaſ. II, 146 ff.). Beſſer ſind nach Cox' Schilderungen (II, 298) die Meſtizen am Columbia. Freilich wachſen ſie ganz ohne Erziehung auf und haben ſtets das ſchlechte Beiſpiel der Eltern vor Augen, daher denn Trunk, Fluchen und geſchlechtliches Ausſchweifen bei ihnen gewöhnlich iſt: aber ſie ſind treffliche Jäger und Schiffer,

muthig, tapfer, leidenschaftlich, leicht reizbar (namentlich durch Anspielung auf ihre Geburt), sie sind offen, edelmüthig, wenig listig, fern von Heuchelei, sie dulden kein Unrecht und hüten sich sehr, selber zu beleidigen; sie sind sehr fähig zum Lernen, redegewandt, von höflichen Manieren — kurz, sie besitzen die geistige Lebhaftigkeit des Vaters und etwas von der Wildheit des mütterlichen Stammes. Die Weiber unter ihnen sind meist treue, gute Mütter und sehr geschickt in weiblichen Arbeiten: sie werden aber in so strenger Unterwürfigkeit gehalten, daß sie nicht mit am Tisch essen dürfen. Ein sehr vortheilhaftes Bild entwerfen die Bewohner von Paraguay über die Fähigkeiten und den Charakter der dortigen Mestizen (Gumbrecht, Zeitschr. f. Erdk. 2, 29); und in Britisch-Guiana laufen die Farbigen als Handwerker und Künstler häufig den Europäern den Rang ab (Schomburgk a, I, 47). — Der Zambo übertrifft an Energie und geistiger Begabung, an kräftigem Wuchs und Stärke den Neger Indianer und Mestizen, wie Lavayssé (357) von denen in Caracas versichert, aber nur selten begegnen wir einer günstigen Schilderung ihres Charakters, wie sie A. de St. Hilaire (a, II, 254 ff.) von denen am Paranahyba entwirft: sie sind friedliche Ackerbauer, sorgen für alle ihre Bedürfnisse selbst, spinnen und weben, verfertigen ihre Töpfe, sind gut gekleidet und leben in guten Verhältnissen. Er hofft sogar (S. 271) von diesen Zambos eine fortschreitende Annäherung zur Civilisation und spricht daher die Ansicht aus, daß man wohl darun thun würde die Vermischung von Negern mit Indianerweibern auf alle Weise weiter auszubreiten. Außer ihm scheint bis jetzt nur noch Sarmiento (Nouv. Ann. des voy. 1853. p. 302) den Zambos, nämlich denen der Argentinischen Republik, nicht allein Talente sondern auch Neigung und Streben zum Fortschritt in der Cultur zuzuschreiben. Anderwärts sind sie überall verrufen wegen der bisweilen ganz ausgesuchten Schlechtigkeit ihres Charakters, wobei man freilich zu bedenken hat, daß sie, wie die Mehrzahl der Mulatten, fast lauter außereheliche Kinder sind. Die früher erwähnten Cocamas sollen sehr bildungsfähig, muthig und kriegerisch sein, von großer Freiheitsliebe (Pöppig II, 401). Die sog. „schwarzen Caraiben" von St. Vincent, welche einst die Kolonisten dieser Insel, wie es heißt, ganz unprovocirt ermordeten, waren Zambos. In Lima sollen $^4/_5$ aller schweren Verbrecher Zambos sein [illegible]bi). In Caracas gelten sie ebenfalls für die schlechteste Klasse

der Bevölkerung (Lavayſſé). Unter allen Miſchlingen in Peru bei weitem die verworfenſten ſind die von Neger und Meſtizen oder von Neger und Mulatten (Stevenſon, R. I, 200). In Nicaragua ſind ſie zwar größer und beſſer proportionirt, als ihre Eltern, aber häufig ſind ſie Verbrecher und von ſehr ſchlechtem Charakter (Squier II, 153). Die Miſchlinge der Europäer und Grönländer gleichen geiſtig mehr den letzteren, wohl deshalb zumeiſt, weil ſie gewöhnlich von ihren Eskimo-Müttern aufgezogen werden. Doch ſind ſie ordentlicher, reinlicher, thätiger als die Eskimos (v. Etzel 339). — Wie die Miſchlinge von Holländern und malaiiſchen Weibern in Batavia ſind auch die Hindu-Miſchlinge der Europäer faſt alle von ſchlaffem Weſen und ſchlechter Begabung (Görtz III, 405). — Die Miſchlinge von Europäern und Neu-Zealändern werden ein ſehr ſchönes geſundes und muskelkräftiges Geſchlecht genannt (Schmarda II, 200; Polack II, 276), doch ſcheinen ſie weder leiblich noch geiſtig den Kindern der Eingeborenen überlegen zu ſein, letztere ſind zutraulich gegen den Fremden und von offenem Blick, Miſchlingskinder dagegen ſind verſchämt und verkriechen ſich bei der Mutter (Savage 92).

Man hat auf die Thatſachen welche die Kreuzung verſchiedener Typen an die Hand giebt, in neuerer Zeit mancherlei Theorieen gebaut, die ſich jedoch ſchon durch den directen Gegenſatz in welchem ſie zu einander ſtehen der Voreiligkeit verdächtig machen. Gobineau hat nachzuweiſen geſucht daß die Miſchung der verſchiedenen Typen durchgängig eine phyſiſche und moraliſche Verſchlechterung herbeiführe und den Völkern die Keime ihres ſicheren Unterganges einpflanze; Serres dagegen ſieht in ihr eben ſo allgemein ein weſentliches Mittel das Geſchlecht zu verbeſſern und durch Auffriſchung mit dem Blute eines fremden Stammes kräftig zu erhalten, ja er iſt geneigt in der vollſtändigen Miſchung aller verſchiedenen Hauptſtämme das eigentliche phyſiſche Entwickelungsziel der Menſchheit zu erblicken. Nott, welcher dargethan zu haben glaubt daß es eine große Menge verſchiedener Menſchenſpecies gebe, deren Fruchtbarkeit unter einander dieſer Auffaſſung nicht entgegenſtehe, ſucht, um auf alle Fälle ſich wohl vorzuſehen, auch noch den Beweis zu führen, daß Miſchlinge lebensunkräftig und nur in beſchränktem Maaße fruchtbar unter ſich, einen neuen Typus zu begründen nicht fähig ſeien, weil ſie ohne beſtändige Auffriſchung des Blutes aus einer der Stammraçen gar nicht ſelbſtſtändig fortzu-

leben vermöchten. Erweckt ein solches Verfahren an sich schon ein nur geringes Zutrauen zu der Solidität der Beweisführung, so wird sich leicht auch zeigen lassen daß diese Theorie sich so wenig als die andern eben angeführten Ansichten mit den Thatsachen verträgt.

Auf welche von beiden Seiten man sich in der Frage nach der Arteinheit des Menschengeschlechtes auch neigen mag, man wird von vornherein bei einiger Besinnung gar nicht erwarten können daß die Mischlinge aller verschiedenen Typen gleich lebenskräftig sein und gleich gut gedeihen sollten, da ja auch Völker bei denen eine Mischung vorauszusetzen kein Grund vorliegt, sich schwächlich oder kräftig zeigen je nach ihrer besonderen Constitution und Lebensweise so wie nach dem Klima in welchem sie leben. Entsprechende Unterschiede zeigen sich dann auch an den einzelnen Mischlingsraçen. In manchen Fällen sollen die Mischlinge verschiedener Stämme lebenskräftiger und fruchtbarer sein als die Stammraçen selbst aus denen sie hervorgegangen sind. Die Kuruglis (Mischlinge der Türken und Mauren) übertreffen ihre türkischen Väter an Kraft und Schönheit der Formen (M. Wagner III, 293). Araber und Aethiopen (Abessinier und ihre Verwandten) erzeugen zusammen ein sehr schönes, in allen warmen Klimaten lebensfähiges Geschlecht (Pruner S. 71). Aus der Mischung der Europäer mit den Eingeborenen der Philippinen gehen oft schönere Kinder hervor als aus den Ehen der ersteren unter sich (Mallat II, 40). D'Orbigny ist der Ansicht daß die Vermischung verschiedener Indianervölker von Süd-America schönere und begabtere Menschen hervorbringt, doch hält er dasselbe Resultat für minder sicher bei der Verbindung von Europäern mit den dortigen Eingeborenen. Die Mischlingsbevölkerung von Paraguay, die sich in gleicher Schönheit auch in Cochabamba und einigen andern Gegenden findet und die dortigen Spanier nach einigen Generationen übertreffen soll (Brackenridge II, 74, 152 nach Azara, Funes und Passos) ist früher schon erwähnt worden. In Peru, wo überhaupt nur die Farbigen und die Indianer ein hohes Alter erreichen (Pöppig, R. I, 208), sollen namentlich die Cholos, Mischlinge von Mestizen und Indianern, an Körperkraft Thätigkeit und natürlichen Anlagen den anderen Klassen der Bevölkerung überlegen sein und den ersten Rang einnehmen, doch erhalten sie nur schlechte Erziehung (Brackenridge II, 167). An-

[a]-ispiele von kräftigen und wohlgebildeten Mischlingen haben wir

schon angeführt. Ihnen gegenüber steht eine Reihe von anderen Fällen in denen das Gegentheil stattfindet. Die Mischlinge von Europäern und Eingeborenen des nördlichen Australiens um Port Essington scheinen nicht zu gedeihen (Macgillivray I, 151) — sollten sie vielleicht, wie dieß anderwärts in Australien mit Mischlingskindern gewöhnlich ist, umgebracht werden? Im Lande der Fulahs in Africa sind die Toucouleurs, die Nachkommen der eingewanderten Pulen (Peuls) und der von ihnen vorgefundenen Neger, zwar leiblich und geistig besser begabt als diese letzteren, aber es finden sich bei ihnen, namentlich in Futatorro, viele Stammelnde, Blinde, Buckelige, Blödsinnige u. s. f. (Mollien S. 174; Raffenel p. 51 f.). Die von Arabern mit Weibern von Darfur erzeugten Kinder sind schwächlich und meist wenig lebenskräftig (Mohammed-el-Tounsy p. 277). Daß die Kinder einer weißen Frau von einem Neger nur selten lebenskräftig sind, wurde schon angegeben; Serres ist sogar soweit gegangen zu behaupten daß beide meist unfruchtbar mit einander seien. Die Ehen der Franzosen mit den Indianerinnen von Nord-America scheinen zwar im Ganzen sehr fruchtbar zu sein und die Kinder schlagen trotz der indianischen Lebensweise etwas mehr dem Vater als der Mutter nach, besonders die Mädchen. Heirathen aber solche Mischlinge untereinander, so scheinen unter den Kindern meist die Mädchen zu überwiegen, die Kinder verkümmern oft und ermangeln der Lebenskraft. Wenigstens glaubt man dies im Lande allgemein (Kohl im Ausland 1859, 57 f.).

Durch die Aehnlichkeit des Resultates, wenn auch nicht durch die Analogie der zusammenwirkenden Factoren, erinnern einige der zuletzt beigebrachten Fälle an den bekannten Satz Buffon's, daß aus der Verbindung naher Verwandten besonders häufig krankhafte Bildungen, Idioten, Blinde, Taubstumme u. s. f. hervorgehen. Wie es sich in dieser Rücksicht bei den Hausthieren verhalte, scheint noch nicht vollkommen festgestellt. Bei der Erzielung von Vollblutpferden gilt es als Regel, daß derselbe Hengst von edler Raçe gerade immer mit seinen eigenen Descendenten gepaart werde und die Inzucht hat in neuerer Zeit überhaupt immer mehr Anhänger gewonnen. Auf der anderen Seite aber wird versichert, daß alle Thierraçen durch Paarung der nächsten Blutsverwandten von der zweiten oder dritten Generation an vollständig verdorben würden und ausgingen, und daß es sich ebenso bei

den Menschen verhalte (Beispiele bei Lucas II, 904). Von vielen Völkern alter und neuer Zeit wissen wir zwar daß eheliche Verbindungen unter Geschwistern, selbst unter Eltern und Kindern bei ihnen häufig waren, ohne daß sich eine Verschlechterung der Raçe daraus ergeben zu haben scheint. Dahin gehören die Assyrer, Aegypter, Athener, Perser, manche Völker von Hinterindien vor und selbst noch nach der Einführung des Buddhismus, die Druſen, Mingrelier, die königliche Familie der Sandwichinseln. Dasselbe geht aus den Legenden mancher americanischen Indianer und anderer Völker hervor. Garcilasso (I, c. 25) erzählt daß die Kinder des Manco Capac unter einander heiratheten und daß dieß in der königlichen Familie von Peru stets geschehen sei um das Blut der Sonne rein zu halten von der sie stammten. Sie rechtfertigten diese Sitte damit, daß auch der Mond die Schwester und zugleich das Weib der Sonne sei. Der Inka heirathete von jeher seine älteste Schwester (ebend. V, c. 9), nach Acosta (VI, c. 12 u. 18) geschah dieß nur von Seiten der letzten Inkas. Bei den Coroados kommen Ehen selbst unter den nächsten Verwandten öfters vor (von Eschwege I, 121). Als Belege der Verderblichkeit solcher Verbindungen werden dagegen die Irländer in Süd-Carolina angeführt, die sich seit langer Zeit immer nur unter einander verheirathet haben (Nott and Gliddon, p. 408). In demselben Falle sind die holländischen Kolonisten des Kaplandes (Kretzschmar, S. 163), in Rücksicht auf welche schon Lichtenstein's Bemerkungen (Reisen, 1811. I, 101, 211, 346) auf das Vorkommen vieler Taubstummen und Blödsinnigen hinzudeuten scheinen. Ebenso arten die Pueblos-Indianer in Neu-Mexico aus, weil sich immer nur die Bewohner desselben Dorfs untereinander verheirathen (Davis 146).

Wir glauben uns berechtigt aus den vorstehenden Thatsachen den Schluß zu ziehen, daß es im Betreff der geschlechtlichen Verbindung und der Beschaffenheit der aus ihr entspringenden Kinder, wie zwischen gewissen demselben Stamme angehörigen Individuen, ebenso auch zwischen manchen Völkern, wenn nicht Antipathieen, doch Incompatibilitäten giebt, welche zwar in Rücksicht ihrer Ursachen noch nicht aufgeklärt, doch selbst hinreichend constatirt sind, daß es aber trotz dieser Incompatibilitäten unstatthaft sei aus dem Mangel an Lebenskraft, aus der Unfruchtbarkeit oder dem Aussterben mancher Mischlingsraçen eine Artverschiedenheit der Stammtypen zu folgern denen sie ihren Ursprung

verdanken. Es kann nämlich eine solche Folgerung insbesondere deshalb nicht zugegeben werden, weil es neben den nicht lebenskräftigen Mischlingsbevölkerungen auch noch andere in nicht geringer Anzahl giebt, die obgleich aus denselben Stammtypen entsprungen, sich doch in voller Kraft und Gesundheit fortpflanzen.

Aus diesem Gesichtspunkte werden wir vor Allem die neuerdings mehrfach bestrittene Fruchtbarkeit der Mulatten* aufzufassen haben, so weit nämlich überhaupt der Zweifel an derselben durch Thatsachen wirklich begründet ist. Man hat behauptet, daß die Mulatten verschwinden würden wenn man ihnen die Zufuhr frischen Blutes aus den Stammraçen abschneiden könnte (Van Amringe; Knox; Ham. Smith), Mulatten desselben Grades sollen selten miteinander fruchtbar sein (Day I, 294). Namentlich hat Nott in einer Schrift On Hybridity vom J. 1842 über die Mulatten noch außer der Behauptung ihrer geringen Fruchtbarkeit unter sich, die namentlich von Etwick und Long schon früher hervorgehoben worden war, eine ganze Reihe von Sätzen aufgestellt die den Zweck hatten ihre Lebensunfähigkeit zu begründen. Die Ansicht daß sie unter allen Menschen die kürzeste mittlere Lebensdauer hätten, ist freilich von ihm wieder aufgegeben worden, da er sich später im Süden der Vereinigten Staaten, in Neu-Orleans und Florida, vom Gegentheil überzeugte, und er glaubt in dieser Rücksicht nur daran festhalten zu müssen, daß die von Engländern stammenden Mulatten im Norden der Vereinigten Staaten geringere Lebenskraft besäßen als die von dunkelfarbigen Europäern, von Franzosen Spaniern Portugiesen entsprungenen im Süden (Nott and Gliddon, p. 373). Seine jetzige Lehre über die Mulatten läßt sich dahin zusammenfassen, daß sie körperliche Anstrengungen weniger vertragen als Europäer und Neger, daß namentlich die Weiber sehr zart sind, viele chronische Krankheiten und Fehlgeburten haben, meist nur wenige, jung wieder sterbende Kinder gebären und sie schlecht nähren, daß endlich die Mulatten wie die Neger vom gelben Fieber in den südlichen Staaten meist frei bleiben. Ueber den letzteren Punkt

* Mit Rücksicht auf den oben angeführten Satz Geoffroy's und Nott's würde es zur Unfruchtbarkeit der Mulatten, wenn sie sich vollkommen bestätigte, eine interessante Parallele sein, daß bei Pflanzen (nach Wiegmann) Bastarde unfruchtbar sind welche einen mittleren Typus zwischen ihren Stammarten einhalten, während sich diejenigen welche mehr der einen oder der andern Species nachschlagen, gewöhnlich durch Samen fortpflanzen können.

haben wir schon früher gesprochen und gezeigt daß er hauptsächlich auf der Acclimatisation, nicht auf einer Raçeneigenthümlichkeit beruht. Was die Schwächlichkeit und Sterblichkeit der Mulattenkinder betrifft, so ist wenigstens völlig unbewiesen daß sie in diesem Falle Folge der Raçe allein oder auch nur vorzugsweise sei, ja die Thatsache selbst steht noch nicht außer Zweifel. Bachman (bei Smyth p. 196) kannte Mulattenfamilien in Carolina und in New-York, die, wie er versichert, ohne Auffrischung des Blutes aus den Stammraçen fünf Generationen hindurch fruchtbar waren und es noch jetzt sind, und Lewis (p. 55, 58) leugnet ausdrücklich die Unfruchtbarkeit der Mulatten unter sich in Jamaica und sagt, sie seien ebenso fruchtbar als Schwarze und Weiße selbst, aber meist weichlich und schwächlich, daher zeigten ihre Kinder keine große Lebenskraft; auch verheiratheten sich Mulattenweiber lieber und öfter mit Weißen als mit Mulatten, weshalb den letzteren nur übrig bleibe schwarze Weiber zu nehmen. Hombron (Zoologie zu d'Urville a, I, p. 266) macht in Rücksicht der Fruchtbarkeit verschiedener Raçen miteinander die Bemerkung daß der Weiße und die eingeborene Americanerin die größte Fruchtbarkeit miteinander zeigen, dann folge der Neger mit der Negerin, dann der Neger mit der Americanerin, Weiße und Negerinnen seien in den französischen Kolonieen nur mittelmäßig, Mulatten mit weißen Frauen dagegen ebenso wie Mulatten mit Mulattinnen sehr fruchtbar. Ferner bilden die Mulatten, wie schon erwähnt wurde, in manchen, namentlich den nördlichen Provinzen Brasiliens einen so überwiegenden Theil der Bevölkerung, daß sich ihre unbeschränkte Fruchtbarkeit untereinander nicht wohl in Abrede stellen läßt. Ebenso weisen sich die äußerst lebenskräftigen Bewohner der Fidschiinseln durch ihre Sprache und Körperbildung als ein Mischvolk von Polyneſiern und Australneger aus. Das Volk der Griquas in Süd-Africa ist aus der Mischung von Holländern mit Hottentotten und zum Theil mit Negern hervorgegangen (Arbousset et Daumas bei Napier I, 141). Die Mischlinge der Holländer und Hottentotten am Kap verheirathen sich gewöhnlich untereinander, nur selten mit Individuen der Stammraçe (Barrington 189), aber wir hören nichts davon daß sie unfruchtbar wären, vielmehr werden die sog. Bastaards als höchst lebenskräftige Menschen geschildert. Die Rheinischen Missionsb. (1850. S. 296) erwähnen einen solchen der 24 Kinder von einer Frau hatte. In ähnlicher Weise sind gewiß Ehen von Mischlingen

allerwärts häufig, weil der Mischling die niedere Raçe, der er seinen Ursprung verdankt, zu verachten pflegt, zu einer Verbindung mit einer Frau der höheren Raçe aber oft nicht ohne Schwierigkeit gelangt, so daß die Auffrischung des Blutes einer Mischlingsbevölkerung großentheils nur durch Verbindungen des männlichen Geschlechtes der höheren Raçe mit Mischlingsweibern zu geschehen pflegt.

Natürlich ist es leichter die Unfruchtbarkeit der Mulatten und anderer Mischlinge schlechtweg zu behaupten als durch die geringe Anzahl von sicheren Beobachtungen, die wir über diesen Gegenstand besitzen, eine solche Behauptung zu widerlegen. Indessen scheint jene Unfruchtbarkeit, wo sie wirklich vorkommt, ein vereinzeltes Factum zu sein, dessen bloß locale Natur nicht zu dem Schlusse auf einen allgemeinen Satz berechtigt, zumal da es nicht an analogen Thatsachen fehlt. Als eine solche bloß durch locale Ursachen bedingte Erscheinung ist es zu betrachten, daß die Mischlinge von Negern Indianern und Weißen in Panama unter sich zwar sehr fruchtbar sind, ihre Kinder aber nicht leicht aufbringen, während Familien von ungemischtem Blute zwar wenigere, aber wohl gedeihende Kinder besitzen (Seemann I, 314). So sollen ferner die Nachkommen der Chinesen von malaiischen Weibern im ostindischen Archipel ziemlich schnell aussterben (Ztschft. der d. morgenl. Ges. VI, 573), womit freilich die andere Angabe im Widerspruch zu stehen scheint (ebendas. IX, 809. not.), daß es reine Chinesen auf Java nur sehr wenige gebe, aber Mischlinge an 200,000. Dahin gehört weiter daß sich die mit Malaienfrauen in Java erzeugten Kinder der Holländer (Lipplappen) nach Dr. Yvan nur bis zur dritten Generation reproduciren. Harmlos schlaff und schwach von Gaben, entwickeln sie sich gut bis zum 15. Jahre, bleiben aber dann stehen, in der dritten Generation erzeugen manche von ihnen nur noch Töchter und diese bleiben kinderlos (Görz, R. III, 288). Dieß ist aber eine ausnahmsweise, local beschränkte Erfahrung, denn anderwärts zeigen sich eben diese Mischlinge unbeschränkt fruchtbar (Quatrefages in Revue des deux mondes. 1857. Mars, p. 162). Als Gegenbeispiel zu ihrer Unfruchtbarkeit auf Java ist anzuführen daß diese von manchen schon für die zweite Generation der Kinder von Europäern in Batavia behauptet wird, wenn das Blut rein erhalten bleibt: die Kinder werden alsdann fast immer schwach und elend (Steen Bille I, 376) — indessen ist die letztere Angabe nicht frei von dem Verdachte, daß sie der

Vertheidigung des Concubinates, in welchem die dortigen Europäer leben, zu dienen bestimmt sei.

Auch abgesehen von den Mulatten hat man schon oft darauf hingewiesen, daß Mischlinge sich wahrscheinlich nur durch Auffrischung des Blutes aus ihren Stammraçen auf die Dauer zu erhalten vermöchten, unter sich aber keine unbegrenzte Fruchtbarkeit besäßen. Daß Kinder von Mischlingen derselben Stufe in größerer Anzahl erzeugt werden, beweist schon die bloße Existenz der verschiedenen Namen mit denen man sie in Süd-America unterschieden hat: Cholen, Kinder von Zambos; Kasken, Kinder von Mulatten; Tente en el ayre, Kinder von Mischlingen derselben Stufe überhaupt (Ulloa, Voy. 1752. I, 28) u. s. f. Ihre verschiedene Bedeutung und ihren großentheils ziemlich verwirrten Gebrauch* haben u. A. Blumenbach (p. 142 ff.) und Vollgraff (I, 233 f.), für Mexico G. A. Thompson (a, 523) und Mühlenpford (I, 200) ausführlich angegeben. Eine stets fortgesetzte Auffrischung des Blutes von der einen ohne fortdauernde entsprechende Zufuhr neuer Elemente von der anderen Seite würde das sichere Mittel sein den Typus der Mischlingsbevölkerung ganz verschwinden zu machen und ihn endlich in den Stammtypus ganz zurückzuführen durch welchen die Auffrischung überwiegend geschähe, d. h. der Charakter der Mischlinge könnte sich unter dieser Voraussetzung am allerwenigsten erhalten, er müßte durch Rückkehr zu seinem Ursprunge untergehen. Daher sind diejenigen welche eine Auffrischung des Blutes für unerläßlich halten, genöthigt die Fähigkeit selbstständiger Fortexistenz Mischvölkern ganz abzusprechen — eine Ansicht die indessen

* Als Beispiel dieser Verwirrung mag Folgendes dienen. Creolen werden in Westindien nur die dort geborenen Weißen, in Brasilien auch die im Lande selbst geborenen Schwarzen genannt, nach Steen Bille II, 493 führen sogar nur die Schwarzen in Brasilien diesen Namen. In Peru erstreckt sich diese Benennung auch auf die Kinder von Weißen mit Mestizen oder von Mestizen unter sich. Im russischen America werden die Mestizen überhaupt Creolen genannt (Erman's Archiv II, 461 not.) und in Ostindien scheint das Wort in analogem Sinne gebraucht zu werden (Pfyffer, S. 67). Pardo heißt in Brasilien der Mulatte, in Buenos Ayres der Mestize, welcher in Brasilien Mamaluco genannt wird. Als Zambo wird in Peru und in Westindien das Kind von Neger und Mulatten bezeichnet (Stevenson I, 180; Tschudi I, 162; Bryan Edwards p. 179), anderwärts der Mischling der americanischen und Negerraçe, welcher in Peru den Namen Chino führt, in Surinam Caboglo, in Brasilien Cariboco genannt wird (A. de St. Hilaire II, 271). Unanúe giebt (105) eine Tafel der Mischungen. Der Ausdruck Terzerone scheint in Lima zu fehlen, denn Weißer und Mulattin zeugen daselbst den Quarteronen.

mit vielen sicherstehenden Thatsachen unvereinbar ist. Außer den vorhin beigebrachten Fällen von gemischten Bevölkerungen die selbstständig für sich allein fortleben, wollen wir hier nur noch hinweisen auf Mexico und die Philippinen, die zum Theil eine unzweifelhaft gemischte Bevölkerung aus Spaniern und Eingeborenen besitzen; auf Nicaragua das neben 10000 Weißen, 15000 Negern und 80000 Indianern eine Mestizenbevölkerung von 145000 Seelen hat (Scherzer 125); auf die Provinz S. Paulo mit einer durch und durch gemischten Bevölkerung und auf Paraguay wo sich die Mestizen (Mischlinge von Spaniern und Guaranis) meist untereinander verheirathet und wo deren Nachkommen die Hauptmasse der sogenannten spanischen Bevölkerung gebildet haben (Azara II, 265. Ausführlich darüber Demersay im Bullet. soc. géogr. 1854. I, 5 ff.); auf Neu-Granada, in dessen Mischlingsbevölkerung von Spaniern Indianern und Negern die ersteren zwar das Uebergewicht erlangt haben, aber trotz ihrer Bezeichnung als Weiße meist nicht frei sind von Indianer- und Negerblut (Mollien I, 150 ff. II, 160); auf Caracas wo ebenfalls die gemischte Bevölkerung bereits überwiegt (Semple, p. 53, 105 u. sonst) ohne daß von Unkräftigkeit, Verminderung oder Ausartung irgendwo in diesen Ländern die Rede wäre. Im Gegentheile hören wir daß sich die Mestizen in Neu-Granada sehr stark vermehren (Mollien II, 176) wie sie auch in Chile, dessen Südgrenze fast nur von Mischlingen bewohnt ist, während sie sonst in diesem Lande fast ganz fehlen, von Pöppig (R. I, 189 u. 202) als sehr fruchtbar geschildert werden. Da aber hier wie auch sonst so vielfach zwischen Mischlingen verschiedener Stufen gegenseitige Verachtung zu herrschen pflegt, so sind Verbindungen dieser untereinander jedenfalls bedeutend seltener als die von Mischlingen gleicher Stufe, deren Fruchtbarkeit sich demnach nicht wohl bezweifeln läßt.

Das Vorstehende dürfte hinreichen um den Beweis für die specifische Verschiedenheit der großen Hauptstämme der Menschheit zu entkräften welchen man aus der angeblichen Unfruchtbarkeit ihrer Mischlinge zu führen versucht hat. Dieselben Thatsachen welche wir zusammengestellt haben, widerlegen aber auch zugleich die Ansicht daß die Mischlinge durch Rückfall in die allein unveränderlich fortbestehenden Stammtypen von selbst wieder ausgingen.

Daß Mischlingsfamilien durch fortgesetzte Kreuzung mit Individuen eines der Stammtypen aus denen sie selbst hervorgegangen sind,

in diesen letzteren nach einigen Generationen wieder übergehen, kann natürlich nicht als ein Grund für die Unveränderlichkeit der Stammtypen selbst geltend gemacht werden; denn wie überall, so verschwinden auch in diesem Falle nur wenige beigemischte Elemente von fremder Raçe in der Stammraçe ohne an dieser irgend welche Veränderungen hervorzubringen. Dagegen nennt es Pöppig (Art. „Indier" bei Ersch und Gruber S. 359) eine in den americanischen Kolonieen allgemein bekannte Thatsache daß Mischlingsfamilien sich selbst überlassen nach wenigen Generationen zum Stammtypus (zu welchem von beiden?) wieder zurückkehrten und zwar gewöhnlich durch Rückfall. Wenn dieß gegründet ist, so kann es doch bei der großen Anzahl fast in allen Erdtheilen kräftig fortbestehender Mischlingsbevölkerungen nur als ein Ausnahmefall betrachtet werden den man sich hüten muß zu einer allgemeinen Regel zu erheben. Wenn ferner W. F. Edwards (Mém. de la soc. ethnol. I. et II) an den gemischten Bevölkerungen Frankreichs Italiens und der Schweiz die sich immer noch gleichmäßig wieder reproducirenden Typen der Ur-Raçen zu erkennen geglaubt und diese Beobachtung mit Serres für die Behauptung der absoluten Festigkeit der ursprünglichen und ungemischten Raçentypen ausgebeutet hat, so ist daran zu erinnern daß der Nachweis dafür bis jetzt nur aus der subjectiven Anschauung und Versicherung eines Einzelnen heraus versucht worden ist, daß anatomische Messungen dabei gänzlich fehlen, wie dieß bei unserer Unbekanntschaft mit den ursprünglichen Typen in diesem Falle nicht anders sein kann, und daß gerade jene Länder in Rücksicht ihrer schwer festzustellenden anthropologischen Verhältnisse in sehr großem Umfange zu einem Felde bloß subjectiver Meinungen geworden sind. Am weitesten sind in dieser Richtung Nott and Gliddon (p. 96) gegangen, welche nicht allein der Ansicht sind daß alle alten ursprünglichen Typen der Völker sich auch noch jetzt auffinden lassen müssen, wenn auch neue gemischte zu ihnen hinzugetreten seien, sondern sogar behaupten daß der Schädeltypus eines Volkes dessen Geschichte Sprache und Cultur lange Zeit zu überleben im Stande sei, denn weder vermische er sich mit anderen Formen noch könne er irgendwie umgebildet werden, sondern komme immer wieder zum Vorschein und gewinne wieder die Oberhand; daher wir wohl darauf gefaßt sein müssen von ihnen z. B. über die jetzige Mischlingsbevölkerung von Paraguay, die den Engländern so ähnlich sein soll, etwa den Satz aufstellen zu hören

daß sie keinen neuen Mischlingstypus darstelle, sondern vielmehr die ächte altiberische Bildung, einen Typus der in den Spaniern verborgen gewesen, jetzt aber in Süd-America wieder zum Vorschein gekommen sei. Besonnene Beobachter (wie z. B. R. Schomburgk im Bullet. soc. géogr. 1851. II, 63) beschränken sich dagegen auf die schon oben von uns gemachte Angabe daß manche Völkerstämme bei Kreuzung mit anderen ihre Eigenthümlichkeiten zäher festhalten, manche sie leichter aufgeben. Verschwinden sie bei einigen nach einer kleinen Anzahl von Generationen, so erhalten sie sich bei andern noch nach einer langen Reihe. Letzteres gilt z. B. von den sog. „Indiern" auf Haiti, besonders von den Weibern. Sie haben symmetrische Formen, eine olivenfarbige zarte Haut, große schwarze Augen und sehr reichen Haarwuchs. Es erinnert dieß an den bekannten, u. A. auch von J. Geoffroy St. Hilaire vertretenen allgemeinen Satz daß die Charaktere einer Thierraçe sich um so constanter fortpflanzen und um so fester zeigen, je älter, um so leichter veränderlich, je jünger die Raçe selbst ist.

— — — —

Die Mischung der verschiedenen Typen ist ein weiterer Factor der als eine der mächtigsten Ursachen der Veränderungen des äußeren Menschen sich geltend macht. Wer die großen Hauptstämme der Menschheit als artverschieden zu betrachten geneigt ist, wird einerseits die Lebenskraft und unbeschränkte Fruchtbarkeit der Mischlinge gern bezweifeln, anderseits aber gleichwohl wo möglich alle Veränderungen der Typen die sich nachweisen lassen aus Mischung allein erklären, weil die behauptete specifische Verschiedenheit unhaltbar werden würde, wenn Klima Lebensweise und Cultur verändernd auf sie einwirken können. In Rücksicht dieses schwierigen Dilemma's in das sich die Vertheidiger von Artverschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechtes verwickeln, bemerken wir hier nur noch daß es ganz besonders für diejenigen welche solche Artunterschiede annehmen, als unstatthaft erscheint alle Veränderungen der Typen aus Mischung allein abzuleiten, weil sie damit zugleich genöthigt sein würden der Bildung von Mischvölkern die auch ohne Ergänzung aus den Stammtypen lebensfähig wären, eine Ausdehnung, und den Mischlingstypen einen Grad von Festigkeit zuzuschreiben wie sie sich in keinem analogen Falle nachweisen lassen: die behauptete Unveränderlichkeit der Artcharaktere würde wie man

leicht ſieht, unter ſolchen Umſtänden im Grunde nur noch in der Einbildung beſtehen. Von welchem Geſichtspunkte aus wir alſo auch die Ergebniſſe der Vermiſchung verſchiedener Typen betrachten mögen, ſo dürfen wir behaupten daß ſie für ſich genommen im Ganzen ſtärker für die Arteinheit des Menſchengeſchlechtes ſprechen als für die gegentheilige Anſicht.

IV. Prüfung der verſchiedenen Hauptanſichten über die Einheit des Menſchengeſchlechtes.

Wir ſind bisher damit beſchäftigt geweſen die wichtigſten Thatſachen kennen zu lernen von denen die Entſcheidung der Frage über die Arteinheit des Menſchengeſchlechtes abhängt und ihre Tragweite in Bezug auf dieſe zu erörtern. Suchen wir uns nun zunächſt unparteiiſche Rechenſchaft von den Folgerungen zu geben zu denen wir in Rückſicht auf den Hauptgegenſtand unſerer Unterſuchung durch die angeführten Thatſachen und die bisherigen Erörterungen berechtigt ſind, ſo hat ſich zuerſt eine bemerkenswerthe allmähliche Veränderlichkeit der leiblichen Bildung des Menſchen herausgeſtellt, welche wir theils auf äußere theils auf innere Urſachen zurückführen konnten; die Größe und Art dieſer nachweisbaren Veränderlichkeit iſt aber, obwohl an ſich nichts weniger als unerheblich, doch im Vergleich mit den an den einzelnen Menſchenſtämmen vorkommenden größten Verſchiedenheiten noch nicht bedeutend genug um den Streit darüber, ob dieſe letzteren ſelbſt als bloße Raçenunterſchiede zu betrachten ſeien oder nicht, zu voller Entſcheidung bringen zu können. Indeſſen dürfen wir behaupten daß die Anſicht welche abſolut feſte Artunterſchiede unter den Menſchen annimmt, gegen die ihr entgegengeſetzte Lehre für uns an Wahrſcheinlichkeit verloren hat, denn die Exiſtenz unveränderlich feſtſtehender Typen menſchlicher Körperbildung dürfen wir mit Beſtimmtheit in Abrede ſtellen, ſie iſt ein bloßer Schein der nur da entſteht, wo die in gleichförmiger Weiſe lange Zeit fortdauernde Wirkſamkeit des Klima's, der Lebensweiſe, der äußeren Verhältniſſe überhaupt und namentlich des Mangels geiſtiger Cultur den einmal fixirten Habitus durch Erblichkeit einförmig forterhält.

Ein wesentlicher Unterschied des Menschen von den Thieren scheint gerade darin zu liegen daß der Veränderlichkeit seiner leiblichen Gestalt ein größerer Spielraum gegeben ist als diesen. Man wird dagegen nicht einwenden dürfen daß er nach seiner Organisation zu den Thieren gehöre und daß die Analogie mit diesen jene Annahme verbiete, weil dieselben Naturgesetze für die Bildung und die Veränderungen des thierischen und des menschlichen Organismus maßgebend seien; denn — selbst abgesehen von der Unerweislichkeit dieser Analogie im Allgemeinen — ist es unleugbar daß dieselben Menschenstämme successiv in sehr verschiedenen Klimaten leben können und zum Theil wirklich gelebt haben, bei weitem die meisten Thiere nicht; daß ferner die ganze Lebensweise und die sämmtlichen äußeren Verhältnisse denen derselbe Menschenstamm unterworfen ist, sich in der durchgreifendsten Weise ändern können und oft wirklich ändern, die der Thiere nicht; daß endlich derselbe Menschenstamm weit verschiedene Stufen geistiger Cultur durchlaufen kann und wirklich durchläuft, die Thiere nicht. Ist demnach der Spielraum welcher dem Menschen in Bezug auf alle diese Verhältnisse gegönnt ist, ein viel weiterer als der den Thieren zugewiesene, so wird man keinen Mangel an Uebereinstimmung mit den sonst herrschenden Naturgesetzen darin finden können, wenn auch der Variabilität seiner äußeren Bildung minder enge Grenzen gezogen sind als der der Thiere. Konnten wir zwar dem Beweise für die Arteinheit des Menschengeschlechtes nicht beistimmen, den Blumenbach, Prichard und viele Andere aus der Analogie führen zu dürfen glaubten, nämlich durch den Nachweis daß die Verschiedenheiten der Menschenstämme im Aeußeren bei weitem weniger beträchtlich seien als diejenigen welche sich an Thieren finden, die unbezweifelt zu derselben Art gehören (s. oben S. 35), so dürfen wir uns doch mit dem zuletzt genannten Forscher da vollkommen einverstanden erklären, wo er die Ansicht ausspricht daß die Unterschiede welche sich an den Menschen im Aeußeren zeigen, bei weitem noch nicht so bedeutend sind als man sie mit Rücksicht auf die großen Verschiedenheiten der klimatischen und culturhistorischen Verhältnisse zu finden erwarten müßte.

Diesen Ansichten sind in neuerer Zeit andere mit großer Entschiedenheit entgegengetreten welche gegenwärtig größere Popularität genießen, nicht sowohl in Folge ihrer Neuheit selbst als vielmehr in Folge der größeren theoretischen Consequenz die sie im Ganzen nicht

ohne einen gewissen Schein des Rechtes für sich in Anspruch nehmen, und ganz vorzüglich in Folge des bewußten oder unbewußten Zusammenhanges in welchem sie mit einer materialistischen Weltanschauung überhaupt stehen. Sie stützen sich nämlich auf die von uns soeben zurückgewiesene Ansicht daß der Mensch als physisches Wesen sich in Rücksicht seiner Körperbildung und deren Veränderungen ganz ebenso verhalten müsse wie die Thiere, und behaupten daß es eine handgreifliche Verkehrtheit und eine nur aus idealistischer Träumerei erklärliche Inconsequenz sei seine vollkommene Gleichstellung mit den Thieren als physisches Wesen zu leugnen und ihn anderen Gesetzen unterworfen zu glauben als diese. Wie die Thiere durch Einwirkung klimatischer Verhältnisse nur unerhebliche, durchaus unwesentliche Veränderungen erführen, so auch der Mensch; wie jene nur durch Mischung umgebildet würden, so auch dieser; und wie im Thierreiche (so fügen wenigstens einige hinzu) ohne daß wir die Hand des Schöpfers in die Entwickelung des Naturlaufes eingreifen sähen, stets neue Arten entständen, nämlich durch Bastardzeugung der schon vorhandenen, so auch innerhalb des Menschengeschlechts durch die Paarung der verschiedenen Menschenspecies miteinander.

Zu den extremsten Männern dieser Richtung gehört Hamilton Smith. Hatte schon Lawrence (448 ff.) behauptet daß sich die Typen der Menschenraçen in allen Klimaten gleichmäßig forterhielten und nur durch Mischung änderten, so fügt jener zu dieser Lehre noch die weiteren wesentlichen Modificationen hinzu, daß sich jede der Hauptraçen in ihrem ursprünglichen Vaterlande unvertilgbar erhalte, während Ankömmlinge von anderen Raçen ohne Vermischung mit ihnen dort nothwendig zu Grunde gingen, daß aber aus der Vermischung derselben, ebenso wie aus der von vielen Thieren verschiedener Species, unbeschränkt fruchtbare neue mittlere Typen hervorgingen, unter Voraussetzung fortgesetzter Auffrischung des Blutes aus den Stammarten. Er weist hin auf die ausgestorbenen Paltas* am Titicaca See

* Paltas werden mit Cañares und Chaparras als ein Volk in der Nähe von Tumbebamba (südlich davon die Cañares, südlich von ihnen die Paltas, Cieza 409) im Süden des Reiches von Quito, aber zum Reiche von Cuzco gehörig, von Gomara (230; Cieza 401) erwähnt, doch theilt er nichts Näheres über sie mit. Sie wohnten unmittelbar nördlich von Loja. Nach Velasco (3, 2, 15, 1) liegt die Provinz Paltas nach der alten Eintheilung im Corregimiento von Loja; wie aus Herrera (V, 1, 1) hervor-

mit platten, nach hinten gerichteten Schädeln, auf die Reste sehr tiefstehender Menschenstämme von abnormer Bildung, wie die Cagots, Tschuwaschen und einige andere, auf die von allen ihren Nachbarn zu Sklaven gemachten Cumbrie-Neger am Niger, auf die ausgestorbenen Guanchen der Canarischen Inseln und die Ompizen (Vazimbern?) von Madagascar um den Satz zu rechtfertigen, daß es noch Reste eines älteren Menschengeschlechtes als das jetzige auf der Erde gebe, eines Geschlechtes das einst von einer anderen Flora und Fauna umgeben gewesen sei als das unsrige und das sich schon vor dem Untergange einiger jetzt nicht mehr lebenden Thierarten über die Erde ausgebreitet habe. Namentlich sollen die Papuas (die Austral-Neger?) dieser ältesten Bevölkerung der Erde angehören und vielleicht aus einer früheren Periode der Geschichte unseres Planeten herstammen. Diesen letzteren Punkt hat namentlich Hombron (d'Urville, s, Zoologie I, 184) noch weiter ausgemalt: er nimmt in jedem Erdtheile mehrere Schöpfungsmittelpunkte an und läßt den Menschen successiv in drei Schöpfungsperioden das Licht der Welt erblicken. In der Bestimmung der letzteren freilich und der Auswahl der Völker ist er sehr unglücklich: zuerst sollen nämlich die Samojeden Lappen und alle schwarzen Völker, dann die Mongolen Americaner Aegypter und Berbern, an letzter Stelle die europäische Menschheit erschaffen worden sein. Wer die Entstehung der verschiedenen Haupttypen in verschiedene Zeiten zu verlegen geneigt ist und zu ihrer Erklärung mächtigere Ursachen als die jetzt auf der Erde wirkenden voraussetzen zu müssen glaubt, der wird leicht den Neger als den unvollkommensten zugleich für den ältesten Menschen halten dürfen und seine Farbe mit dem größeren Kohlenstoffreichthum der Luft in früherer Zeit in Beziehung setzen können.

Entkleiden wir diese schon durch ihre Kühnheit allein leicht bestechenden Theorieen ihres Glanzes, so müssen wir zuerst darauf aufmerksam machen daß es unter allen Umständen sehr schwierig ist zu ermitteln, ob leiblich und geistig verkommene Menschenstämme als tief gesunkene oder als ursprünglich schlechter organisirte zu betrachten seien, daß aber vollends nach ihrem Aussterben die Entscheidung dieser Frage fast immer unmöglich wird. Wo es an näheren Angaben fehlt, sind beide Ansichten

---

geht war das Land der Paltas das Gebirgsland östlich von Tumbez. Ein Häuptling der Araucaner, Namens Palta, wird aus Valdivia's Zeit (um 1550) von Ovaglie (187) erwähnt.

offenbar gleich ſtatthaft. Unter den von Smith angeführten Völkern ſind die Cumbries allerdings ein allgemein verachteter und unterdrückter Negerſtamm, aber nichts weiſt darauf hin daß ſie von andern Negern durch bedeutendere, geſchweige denn durch ſpecifiſche Verſchiedenheiten getrennt wären; unter den Paltas iſt wahrſcheinlich das ſchon früher erwähnte altperuaniſche Volk mit ungeſtalten Schädeln zu verſtehen, deſſen Kopfform urſprünglich von Morton für angeboren gehalten, ſpäter aber von ihm ſelbſt als eine künſtlich hervorgebrachte Deformität erkannt worden iſt; die Guanchen, deren Schädel Aehnlichkeit mit dem der alten Aegypter beſitzt, gehörten wahrſcheinlich zur ſog. kaukaſiſchen Raçe, waren ein halb civiliſirtes Volk von einfachen Sitten, bei dem ſich Adel und Volk ſcharf von einander ſchieden, ſogar Monotheismus und einige aſtronomiſche Kenntniſſe werden ihnen von älteren ſpaniſchen Schriftſtellern zugeſchrieben (Humboldt und Bonpland, R. in die Aequinoctial-Gegenden I, 153, 283 ff.; Golberry I, 35 ff.; Webb et Berthelot; Berthelot in Mém. de la soc. éthnol. I et II; Hodgkin in Nouv. Ann. des voy. 1848. III, 375 ff.). Ueber die meiſten der übrigen genannten Völker fehlen genauere Nachrichten mit Ausnahme der Papuas, die man nicht den geringſten Grund hat für älter zu halten als andere Menſchen.

Die zu verſchiedenen Zeiten aufgetauchten, neuerdings namentlich in America wieder hervorgetretenen Behauptungen daß man Menſchenknochen in tertiären Gebilden und in Begleitung von foſſilen Reſten gefunden habe, welche den Schluß auf die Exiſtenz von Menſchen zu einer Zeit rechtfertigten in welcher die Erdrinde noch nicht ihre jetzige Geſtalt angenommen hatte*, ſind bis jetzt ohne Beſtätigung geblieben

*) A. Maury, Des ossemens humains enfouis dans les roches 1852, Spring in L'Institut 1854. II, p. 41. Ausführlich darüber Nott and Gliddon a, p. 496 ff., welche zu erweiſen ſuchen daß die Auffindung foſſiler Menſchenknochen und Geräthe in vielen Beiſpielen feſtſtehe, wogegen der Vrf. des Aufſatzes in der deutſchen Vierteljahrſchrift 1838, II, 213 ff. ſich darauf beſchränkt hat dieß nur als ſehr wahrſcheinlich darzuſtellen. Ueber die älteren hierher gehörigen Thatſachen und namentlich über die auf Guadeloupe im Tuffſtein eingeſchloſſenen Menſchenſkelette vgl. Cuvier, D. Umwälzungen der Erdrinde I, 118; II, 158 ff. In Folge rein localer Verhältniſſe geht auf dieſer Inſel der Proceß der Verſteinerung außerordentlich ſchnell vor ſich, und es können daher die hier gefundenen Skelette nicht als Beweis für eine ältere Exiſtenz des Menſchengeſchlechtes in Anſpruch genommen werden; ebenſowenig darf dieß mit dem Umſtande geſchehen daß in Begleitung des Mammuth, das ſelbſt nur wenig foſſil iſt, bisweilen Pfeilſpitzen und dergl. gefunden worden ſind. Auch ein neuerer

und werden von den Geologen durchgängig nur mit großem Zweifel aufgenommen. Dr. Lund (Nouv. Ann. des voy. 1845. I, 363), der an nicht weniger als acht verſchiedenen Orten foſſile Menſchenknochen entdeckt haben ſoll (u. A. in Minas Geraës) ſchließt daraus daß die Bevölkerung von America von höherem Alter ſei als die der alten Welt. Uſher erzählt (bei Nott and Gliddon, p. 338 ff.) daß man bei den für die Gaswerke von Neu Orleans gemachten Ausgrabungen in dem vierten Lager der dort verſunkenen Cypreſſenwälder in 16′ Tiefe verbranntes Holz und ein männliches Skelett gefunden habe, deſſen Schädel er ſelbſt als der americaniſchen Raçe angehörig bezeichnet und deſſen Alter er auf 57000 Jahre berechnet hat. Aehnliche unbezweifelbare Fälle ſoll es noch mehrere geben. Boucher de Perthes hat ſogar antediluvianiſche Alterthümer ausgegraben, namentlich ſteinerne Aexte die mit Reſten jetzt ausgeſtorbener foſſiler Thiere zuſammen gefunden worden ſind. Wie Nilsson (Report of the British Assoc. for the advancement of sc. 1847. p. 31) drei alte Raçen in Skandinavien unterſchieden hat, deren eine wenigſtens ſicher vorhiſtoriſch ſein ſoll, ſo haben Wilde (vgl. auch Davis Crania Britannica) in Irland und Wilson (Archaeological and prehistorical Annals of Scotland. Edinb. 1851) in Schottland mehrere Arten vorceltiſcher Schädel unterſchieden. Können wir hier denjenigen Theil dieſer Angaben welcher die Exiſtenz des Menſchen auf der Erde in früheren geologiſchen Perioden zu begründen ſucht, hier übergehen und der Geologie zur Kritik überlaſſen, deren Ergebniß bis jetzt ein durchaus negatives geweſen iſt, ſo dürfen wir nicht unterlaſſen auf der anderen Seite darauf hinzuweiſen, daß ein ſehr hohes Alter des Menſchengeſchlechtes auf der Erde aus ſpäter zu erwähnenden Gründen ebenſo bereitwillig zugeſtanden werden mag, wie ein mannigfaltiger Wechſel der Wohnplätze ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit, während wir zugleich dennoch behaupten müſſen daß es bis jetzt wenigſtens an jedem Beweiſe ſelbſt für die bloße Wahrſcheinlichkeit der früheren Exiſtenz jetzt aus-

---

Artikel von Littré (Rev. des deux mondes 1858. p. 5 ff.) bleibt bei dem Satze ſtehen, daß die Exiſtenz des Menſchen auf der Erde in einer früheren geologiſchen Epoche in der neueſten Zeit etwas weniger unwahrſcheinlich geworden ſei als ſie früher war, und hebt namentlich hervor daß die Reſultate der von B. de Perthes veranſtalteten Ausgrabungen (S. oben) bei urtheilsfähigen Leuten hier und da angefangen hätten Glauben zu gewinnen.

gestorbener Menschenraçen und der Existenz des Menschengeschlechtes vor dem Schlusse der gegenwärtigen geologischen Epoche überhaupt fehlt. Wenn sich nämlich auch beweisen lassen sollte daß Schottland vor der Einwanderung der Celten schon andere Bewohner besaß oder daß die americanische Raçe schon vor 57000 Jahren existirte, so würde für die Behauptungen H. Smith's damit im Grunde noch nichts gewonnen sein.

Auch die Reste von alten Bauwerken deren Zweck und Entstehung den jetzt in ihrer Nähe lebenden Völkern unbekannt sind, können jenen Ansichten nicht zur Stütze dienen, denn es ist nicht nur nicht befremdend, sondern vielmehr eine ganz gewöhnliche und natürliche Erscheinung daß uncultivirte Völker die sich eines Landes bemächtigen, von dessen älteren Bewohnern und deren Geschichte ebensowenig auch nur eine Spur von Erinnerung bewahren als von ihrer eigenen. Und so bleibt denn für die Behauptung daß es ein älteres affenähnlicher organisirtes Menschengeschlecht vor dem jetzigen auf der Erde gegeben habe, außer etwa der nicht hinreichend begründeten und naturwissenschaftlich mystischen Lehre vom spontanen Aussterben der niederen Menschenraçen im Contact mit den höheren, kein Grund weiter übrig, jedenfalls kein thatsächlicher. Dagegen verlangen die beiden anderen Sätze Smith's noch eine nähere Prüfung, nämlich die, daß jeder der Haupttypen des Menschengeschlechtes (insbesondere die von G. Cuvier angenommenen drei: der Europäer, Mongole und Neger) sich nur in seinem Stammlande halten könne, und zwar mit Ausschluß der übrigen, und daß jeder derselben als eine besondere Menschenspecies zu betrachten sei, aus welcher neue Typen nur durch Mischung mit andern hervorgehen könnten. Wir werden diese Prüfung am besten vornehmen, indem wir die verwandte Ansicht eines anderen Naturforschers darlegen und einer kurzen Kritik unterwerfen.

Agassiz hat der Lehre von der Geschiedenheit der Haupttypen durch das Klima und von der specifischen Verschiedenheit derselben die weiteste Ausdehnung und eine eigenthümliche Begründung zu geben versucht (Christian Examiner. Boston, July 1850 und daraus bei Nott and Gliddon 72 ff.). In der Hauptsache ist freilich seine Behandlungsweise des Gegenstandes nicht originell, sondern lehnt sich an Swainson an (Treatise on the geogr. and classif. of animals), welcher ohne (wie es scheint) über die Frage der Arteinheit des Men-

schengeschlechts selbst eine Entscheidung geben zu wollen, sechs zoologische Hauptprovinzen aufstellt mit denen im Wesentlichen die Gebiete zusammenfallen sollen welche die verschiedenen Menschenraçen inne haben. Sie sind folgende: 1. Europa mit Klein-Asien und den Küstenländern des Mittelmeeres, 2. Asien jenseits des Ural, 3. America (alle drei mit je drei, das letztere mit einer vierten problematischen Unterabtheilung im äußersten Süden), 4. Africa südlich von der Sahara, dessen dritte Unterabtheilung (Südafrica und namentlich Madagascar) seinem Charakter nach übergeht in 5. Australien (mit Neu-Holland als Mittelpunkt). 6. Der Norden der alten und neuen Welt. Die entsprechenden Menschenraçen würden sein: die kaukasische, mongolische, americanische, die Negerraçe, die malaiische, die sog. hyperboräische. Agassiz nun knüpft an diese Lehre folgende Betrachtungen.

Die Grenzen der zoologischen und botanischen Provinzen in welche sich die Erde theilt, fallen im Allgemeinen mit der Vertheilung der sog. Menschenraçen zusammen. Die Thier- und Pflanzenarten aber die eine jede dieser Provinzen besitzt, sind ursprünglich verschieden, und es läßt sich selbst für solche unter ihnen deren Unterschiede nur gering sind, keine gemeinsame Abstammung annehmen wenn sie verschiedenen Provinzen angehören, weil keine Art jemals aus einem dieser begrenzten und gegeneinander abgeschlossenen Gebiete in ein anderes wandert, sondern (wie sich an bestimmten Beispielen nachweisen läßt) jede sich auf dem heimischen Boden hält innerhalb der festen Grenzen, die ihr gezogen sind. Daher muß man nicht einen, sondern viele Schöpfungsmittelpunkte auf der Erde annehmen, von denen aus sich die Geschöpfe verbreitet haben, nämlich so viele als es verschiedene zoologische und botanische Provinzen giebt, und es gilt für das Menschengeschlecht nach der Analogie ganz dasselbe Gesetz wie für die übrigen Wesen.

Den Hauptgedanken auf welche sich diese Betrachtung stützt hat vor Agassiz schon Desmoulins geltend gemacht, den Gedanken nämlich daß man für die Thiere der verschiedenen Welttheile, selbst für sehr ähnliche Arten, nothwendig verschiedene Schöpfungscentren annehmen müsse, da Wanderungen derselben über Gebiete undenkbar sind in denen sie entweder gar nicht hätten leben können oder ihre Natur hätten wesentlich ändern müssen. Besitzt nun zwar der Mensch eine Fähigkeit zu so weit ausgedehnten und fast unbeschränkten Wanderungen, welche die unmittelbare Anwendung desselben Schlusses auf

ihn selbst verbietet, so wird es doch durch seine allgemeine Analogie mit den übrigen organischen Wesen sehr wahrscheinlich daß er mit ihnen zugleich entstanden und wie sie von verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten ursprünglich ausgegangen ist.

Wir werden Zoologen und Botanikern von Fach die schwierige Untersuchung darüber zu überlassen haben, ob die Lehre von der scharfen natürlichen Abgrenzung jener Provinzen sich so streng durchführen läßt als Agassiz behauptet, oder ob in dieser Strenge sich vielleicht ein allgemeiner Schematismus ausspricht, der, wie in so vielen anderen Fällen, nicht ohne eine gewisse Gewaltsamkeit in der Behandlung der Thatsachen zu seinen glänzenden und interessanten Consequenzen gelangt. Es ist aber leicht ersichtlich, daß, wenn es keine vollkommen scharfe Scheidung der zoologischen und botanischen Hauptprovinzen giebt, d. h. wenn für einzelne, mit größerer Wanderungsfähigkeit begabte Thiere zugestanden werden muß, daß sie aus einer in die andere übergewandert seien, damit für den Menschen, welcher ohne Frage das größte Vermögen der Locomotion und die meisten Veranlassungen zur Veränderung seines Wohnplatzes hat, jene Analogie hinwegfällt oder wenigstens sehr viel von ihrer Bedeutung verliert. Hören wir nun daß selbst manche europäische Reptilien sich durch ganz Asien hindurch bis nach Japan hin erstrecken, wogegen alle Reptilien der neuen Welt völlig verschieden sind von denen der alten (Schlegel, Essai sur la physiog. des serpens 1837), so wird man sich darüber kaum wundern; hören wir weiter daß die ächt typischen Formen der Thierwelt von America ebenso verschieden sind von denen der alten Welt als die australischen, so mag man geneigt werden daraus nach der Analogie auf einen gesonderten Ursprung des europäischen americanischen und australischen Menschen zu schließen; nimmt man aber hinzu daß viele Vögel und Säugethiere der alten Welt sich auch in Nord-America finden, so wird dadurch diese Wahrscheinlichkeit in Rücksicht des Menschen so gut als vollständig wieder aufgehoben. Indessen wollen wir, um der neuen Lehre möglichst große Zugeständnisse zu machen, hiervon ganz absehen und die Prüfung derselben von einer andern Seite her aufnehmen. Stellen wir uns also die Frage ob die vorhandenen Haupttypen des Menschengeschlechtes den von Agassiz aufgestellten zoologischen und botanischen Provinzen in der Anzahl und den Localitäten

die sie innehaben, wenigstens mit einem gewissen Grade von Genauigkeit entsprechen.

Wir begegnen bei dem Versuche diese Frage zu beantworten der eigenthümlichen Schwierigkeit die es hat der Behauptungen Agassiz's habhaft zu werden, denn er ist sich in ihnen sehr wenig gleich geblieben*. Hat er (wie Smyth, p. 349 nachweist) noch im J. 1845 die Einheit des Menschengeschlechtes als Art behauptet, so wurden von ihm im J. 1850 elf bis zwölf, im J. 1853 (bei Nott and Gliddon p. LVIII ff.) acht Menschenspecies in eben so viele zoologische und botanische Hauptprovinzen der Erde vertheilt, und es gewinnt sehr den Anschein als ob er die zuletzt erwähnte Veränderung hauptsächlich gemacht habe um jene Provinzen mit den vorhandenen Haupttypen des Menschengeschlechtes in bessere Uebereinstimmung zu bringen. Die zwölf Provinzen v. J. 1850 sind folgende: eine arktische; drei der gemäßigten Zone in Europa Asien und America, deren letztere sich wieder in zwei Abtheilungen gliedert, die eine östlich, die andere westlich vom Felsengebirge; drei tropische Provinzen, die eine in Africa südlich vom Atlas und mit Ausschluß des Nilthales wie des Kaps der guten Hoffnung, die zweite in Asien südlich vom Himalaya und mit Einschluß der großen Sundainseln, die dritte in America; die achte Provinz bildet Neu-Holland mit Vandiemensland; dann folgt als eine Provinz von zweifelhafter Selbstständigkeit Polynesien; die drei übrigen gehören der gemäßigten Zone von Süd-America, dem Kap der guten Hoffnung und dem Südpolarkreis. Im J. 1853 macht er dagegen folgende Angaben: 1. arktisches Reich, 2. Asien, 3. Europa bis in den Norden des Caspischen Meeres, im Süden bis zum Indus und einschließlich des Nordrandes von Africa, 4. America, 5. Africa,

* Vergebens bemüht er sich in dem angeführten Aufsatze im Christian Examiner zu zeigen daß seine Behauptung der Einheit der Art mit seiner Lehre von der Verschiedenheit des Ursprunges der Menschen nicht streite; denn so sehr wir hierin sowohl ihm selbst als Meigs (bei Nott and Gliddon a, p. 350 not.) beistimmen möchten daß die Frage nach der Einheit der Art ganz zu trennen sei von der nach der Einheit des Ursprunges, so ist diese Trennung doch bisher von Seiten der Zoologen so wenig gemacht worden, daß diesen vielmehr die Bejahung der zweiten Frage als selbstverständlich gegolten hat und noch gilt nach Bejahung der ersteren. In Deutschland scheint zuerst E. F. Eberhard (S. 36) darauf hingewiesen zu haben daß man die Frage nach der Einheit des Ursprunges, nach der Abstammung von einem Urpaare, ganz zu trennen habe von der nach der Einheit der Species: er selbst ist der Ansicht daß jede Species sogleich ursprünglich in verschiedenen Varietäten aufgetreten sei.

6. Vorder- und Hinterindien, 7. Australien und Neu Guinea, 8. Polynesien. Halten wir uns hauptsächlich an die erstere Vertheilung, so sind über sie aus dem anthropologischen Gesichtspunkte hauptsächlich folgende Bemerkungen zu machen.

Die nördlichen Polarvölker sind zwar schon häufig als eine besondere Raçe betrachtet worden; diese Ansicht läßt sich aber nur so lange festhalten, als man die Körperbildung derselben und die Eigenthümlichkeiten der Sitten und Lebensweisen allein in's Auge faßt. Schon G. Forster hat in seiner Geschichte der seit Cook nach Nordwest-America unternommenen Reisen (Berl. 1791. III. 60) auf die Unzulässigkeit hingewiesen die es in sich schließt die Lappen und Samojeden mit den Eskimos als Stammverwandte zusammen zu gruppiren. Wie noch jetzt eine große abgesonderte Gruppe von Samojedenvölkern in den Süden bis über die Quellen des Jenissei hinaufreicht, so weist auch ihre unzweifelhafte Verwandtschaft zu andern asiatischen Völkern sehr bestimmt auf ihren Ursprung aus Mittelasien hin — und wer wollte auch annehmen daß sie in ihrem kalten Lande hätten ursprünglich entstehen können, wenn ihnen der Schöpfer nicht einen dicken Winterpelz hätte wachsen lassen gleich dem des Eisbären, damit sie nicht erfrören ehe sie Jagd und Hüttenbau und vieles Andere lernten? Läßt sich dagegen zwar einwenden daß das Klima der Polarländer in früherer Zeit wärmer war als jetzt, so müßte doch für den Fall daß es in jener Zeit schon Menschen dort gegeben hätte, eine allmähliche Acclimatisation derselben mit der fortschreitenden Abkühlung der Erdrinde in einem Grade angenommen werden, in welchem sie theils überhaupt, theils besonders gerade von denen geleugnet wird und geleugnet werden muß, die wie Agassiz u. A. die verschiedenen Hauptstämme der Menschheit an die klimatischen Verhältnisse und Zonen unabänderlich gebunden glauben in denen sie ihnen für entstanden gelten. Demnach gehören die Polarvölker offenbar nicht ihren jetzigen Wohnsitzen ursprünglich an, wie dieß in Bezug auf die Thiere und Pflanzen möglich und wahrscheinlich ist.

Dasselbe steht in gleicher Weise aus bekannten historischen und sprachlichen Gründen von den indogermanischen Völkern in Europa fest. Auch sie sind nicht in ihrem jetzigen Gebiete entstanden, sondern sie sind Einwanderer aus Südwest-Asien. Läßt man die Mongolen Tunguſen und ihre Verwandten als die Völkerfamilie gelten deren

Urheimath der gemäßigte Theil von Aſien war, ſo reicht das Gebiet derſelben doch im Süden über die Quellen der beiden großen chineſiſchen Ströme hinaus und im Norden erſtreckt es ſich faſt bis an's Eismeer. Wo bleibt da die klimatiſche Beſchränkung der einzelnen Menſchenſpecies? Wo bleibt ſie in America, deſſen Trennung in drei Hauptgebiete nach den Zonen ethnographiſch völlig willkürlich iſt und gar nichts für ſich hat? Ferner gehören Neuholland und Vandiemensland anthropologiſch betrachtet nicht zuſammen, die Provinz des Südpoles aber iſt menſchenleer. Dazu kommt noch daß in Polyneſien die Auſtralneger und Papuas in unmittelbarer Nachbarſchaft von Völkern wohnen die den Malaien verwandt ſind, während die letzteren ſich ihrerſeits bis nach Madagascar erſtrecken, und daß die tropiſche Provinz von Aſien die vier verſchiedenſten Menſchenſtämme zugleich enthält die auf der Erde überhaupt vorkommen (kaukaſiſche, mongoliſche, malaiiſche und Negrito-Raçe) und mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſogar als ihr Stammland angeſehen wird. Es kann alſo von einer ſolchen Sonderung der Völkerfamilien nach zoologiſchen und botaniſchen Provinzen überhaupt nicht die Rede ſein; dieſe paßt genauer beſehen nur auf Africa, deſſen nördliche Uferländer ſich in ihrer Flora und Fauna weſentlich von den Ländern im Süden des Atlas unterſcheiden, während zugleich das Nilthal und das Kapland ebenfalls ſolche Unterſchiede darbieten: dieſen Gebieten entſprechen als große ethnographiſche Abtheilungen die Berbern, die zur kaukaſiſchen Raçe gerechnet zu werden pflegen, die Negervölker, die Aegypter und Abeſſinier, die Hottentotten. In allen andern Erdtheilen dagegen — und wir brauchen dieß wohl kaum beſonders hervorzuheben — findet gar keine Correſpondenz der zahlreichen Unterabtheilungen in ſpecielle Faunen und Floren, die Agaſſiz für alle ſeine großen Hauptprovinzen gemacht hat, mit den einzelnen Völkergruppen ſtatt welche dieſe Gebiete bewohnen: ſeine Unterabtheilungen ſind ohne alle anthropologiſche Bedeutung.

Was der ganzen von Agaſſiz vertretenen Hypotheſe über die Menſchenraçen aber noch weiter im Wege ſteht und deren Annahme von vornherein hätte verbieten ſollen, das iſt der Umſtand, daß man die Entſtehung des Menſchen überhaupt nur in die heiße Zone verlegen kann, weil er ohne vorher erworbene Fertigkeiten in jedem Lande hätte zu Grunde gehen müſſen, in welchem es eines künſtlichen Schutzes gegen die Schädlichkeit des Klima's und gewiſſer Erfahrungen und

Kenntniſſe bedurft hätte um die geeignete Nahrung in hinreichender Menge zu erlangen. Dazu kommt noch die große Unwahrſcheinlichkeit die darin liegt daß bei den ſo großen Mitteln der Locomotion die der Menſch beſitzt, und bei der vielfachen Noth von der er namentlich im Naturzuſtande bedrängt wird, dennoch wenigſtens der große Grundſtock einer jeden ſog. Menſchenſpecies von Anbeginn ſeiner Exiſtenz bis zum Anfang der hiſtoriſchen Zeiten — jedenfalls ein ungeheurer Zeitraum! — in ſeiner Urheimath feſtſäſſig geblieben ſein ſollte! Stehen ſpätere ſehr weit ausgebreitete Wanderungen der Völker außer Zweifel, die ein ſolches Feſtſitzen im Stammlande widerlegen, ſo finden wir anderſeits auch in vielen Gegenden der Erde Menſchen von völlig verſchiedenem Typus in unmittelbarſter Nachbarſchaft beieinander — lauter Thatſachen die jener Theorie ſo ungünſtig als möglich ſind. Wäre dieſe letztere richtig, ſo würde man nur wenig ausgedehnte oder vielmehr faſt gar keine Wanderungen der Völker anzunehmen haben, ſo etwa wie Desmoulins die Indogermanen als autochthon in den Ländern von Skandinavien bis zum Caſpiſchen Meere und zum Indus, die Finnen als autochthon zu beiden Seiten des Ural, die Türken als autochthon am Altai und im Nordweſten von Tübet betrachtet.

So unzuläſſig aus bekannten Gründen ſolche Anſichten ſind, ſo iſt doch nicht minder vor dem entgegengeſetzten Fehler zu warnen, in welchen alle diejenigen zu verfallen pflegen, welche die ſämmtlichen Menſchenſtämme von einem Punkte, aus dem gewöhnlich nach Südweſt-Aſien verlegten Paradieſe, ableiten und ihre urſprünglichen Wanderungen nachweiſen zu können glauben, während vielmehr in allen Fällen nur von relativ älteſten Wanderungen die Rede ſein kann, nämlich von ſolchen, im Vergleich mit denen wir keine früheren kennen, ohne daß wir jedoch wiſſen ob vor ihnen das betreffende Land noch unbevölkert oder ſchon von anderen Stämmen beſetzt war. Lüken hat dieſen Fehler begangen, auch Latham hat ſich, ſo beſonnen er auch gewöhnlich verfährt, von ihm nicht ganz freizuhalten gewußt, denn nur aus dem Einfluß ſolcher Vorſtellungen erklärt es ſich, wenn er in älteſter Zeit die Auſtralneger und Papuas ihr jetziges Gebiet beſetzen und die Auſtralier über Timor aus Südaſien nach Neuholland einwandern, in ſpäterer Zeit die Polyneſier und Mikroneſier aus den jetzigen Malaienländern in die Südſee jenen nachfolgen läßt, und ſehr geneigt iſt alle dieſe ſo verſchiedenen und einander, wie es ſcheint, in jeder Hinſicht ſo

fernstehenden Völkerstämme ihrem ersten Ursprunge nach für identisch zu erklären. Dagegen verdient es Berücksichtigung wenn er bemerkt (157) daß primäre Wanderungen von Völkern überall da wahrscheinlich seien, wo wir wie z. B. bei den Hottentotten, Lappen, Celten in Irland extreme Localitäten vor uns haben, welche von dem muthmaßlichen Centrum und Ausgangspunkte des ganzen Wanderungszuges am weitesten abstehen — ähnlich aber wie die genannten Völker, setzt er hinzu, verhalte sich America und Oceanien überhaupt zu Asien.

Hatte man früher mit großer Sicherheit und, wie es mit traditionellen Ansichten zu geschehen pflegt, gewissermaßen als selbstverständlich angenommen daß es mit der Abstammung des Menschengeschlechtes von einem einzigen Paare und daher auch mit der Arteinheit desselben seine Richtigkeit habe, so war es eine natürliche und naheliegende Frage, wo der Ursitz der gesammten Menschheit zu suchen sei, in welche Hauptstämme sie sich gespalten habe und auf welchen Wegen diese zuerst ihr Stammland verlassen und neue Wohnsitze aufgesucht hätten. In neuerer Zeit haben Viele nach einem positiven Gegenbeweise gegen diese Ansicht gesucht. Rudolphi (S. 150) hat an die Schwierigkeiten erinnert welche der Annahme im Wege stehen sollen, daß eine Ausbreitung der Menschen über die ganze Erde von einem Orte allein stattgefunden habe. Diese Schwierigkeiten sind offenbar nirgends auf der Erde größer oder auch nur ebenso groß als in der Südsee, und doch läßt sich gerade hier in genügender Weise zeigen, nicht allein daß sie nicht unüberwindlich sind, sondern auch daß durch sie weder Einwanderungen von auswärts noch auch die Ausbreitung der Menschen von einer Inselgruppe zur andern gehindert worden sind. Um nicht zu weitläufig zu werden bemerken wir hier nur daß besonders Japanesen häufig erwähnt werden die in die Südsee verschlagen wurden: es kamen solche durch eine große unwillkürliche Seereise im J. 1690 nach Manilla (G. Careri, V, 64), 1832 und öfter nach Oahu (Bennett, Narr. I, 242; Jarves 27; Wilkes V, 260), 1833 selbst nach Point Grenaille, $1\frac{1}{2}^{0}$ nördlich von der Mündung des Columbia (Wilkes IV, 295), und Humboldt hat hervorgehoben daß von Asien nach America zu kommen sei ohne den 55. Grad nördl. Breite zu überschreiten und ohne jemals eine mehr als 24—36stündige Seereise zu machen. (Neuspanien II, 273 not. Vgl. Hist. de la géogr. du nouveau continent II, 607.) Völlig entscheidend aber ist der Umstand daß die große Uebereinstimmung

welche in Sprache Sitte Sage und Religion in Polynesien von den Sandwichinseln bis nach Neu-Zealand hin herrscht, die Annahme verschiedener Abstammung dieser Inselvölker gar nicht einmal zuläßt. Es können daher die Schwierigkeiten der Wanderungen nicht als Grund gegen die Ansicht geltend gemacht werden, daß die Menschen ursprünglich von einem Orte der Erde allein ausgegangen seien.

Dagegen steht es auch auf der andern Seite übel genug um die positiven Gründe die man für die Abstammung der Menschen von einem einzigen Paare vorgebracht hat, wenn überhaupt von solchen im wissenschaftlichen Sinne die Rede sein kann. Ohne mit denen streiten zu wollen für welche der Glaube an die alttestamentliche Erzählung die Stelle solcher Gründe vertritt, können wir die Annahme eines einzigen Urpaares doch nur unwahrscheinlich finden, da wir die Natur nirgends eine ähnliche Unzweckmäßigkeit begehen sehen wie die sein würde, daß das Auftreten und die Erhaltung einer Art oder Gattung zu irgend einer Zeit an so schwachen Fäden hinge wie die Existenz eines einzigen Menschenlebens — allerdings ein Grund gegen einpaarige Abstammung des Menschengeschlechtes welcher nur auf einer teleologischen, nicht auf einer physikalischen oder physiologischen Betrachtung ruht und dessen Tragweite wir nicht allzu hoch anschlagen dürfen; doch scheint er so ziemlich den einzigen Anhaltspunkt zu bezeichnen den dieser Gegenstand unserer Ueberlegung darbietet. Kann allerdings die bloße Möglichkeit der Abstammung aller Menschen von einem Paare im Allgemeinen zugegeben werden nach der Analogie mancher der nach America importirten Hausthiere, die sich ebenfalls von einem oder einigen wenigen ursprünglichen Exemplaren in's Ungeheure vermehrt haben (wie Giebel S. 65 bemerkt), so ist doch damit für den Beweis der Wirklichkeit noch nichts gewonnen. Wenn ferner Smyth und Andere hervorgehoben haben daß die einpaarige Abstammung der gegentheiligen Annahme vorgezogen zu werden verdiene, weil man die Ursachen die man der Naturerklärung zu Grunde lege, nicht ohne Noth vervielfältigen müsse und weil ein Wunder annehmbarer sei als viele, so liegt am Tage daß eine numerische Vervielfältigung der wirkenden Agentien oder Producte ganz etwas Anderes ist als eine größere Complication der wirkenden Ursachen, und daß es sich bei den Wundern vom Standpunkte der wissenschaftlichen Naturerklärung gar nicht um Grade der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit handelt, sondern um eine Aufhebung des natürlichen Zusam-

menhanges der Dinge überhaupt, welche dem Princip der Naturforschung als solchem und darum in gleicher Weise widerspricht, man möge sie nun einmal oder tausendmal gestatten, denn das Wunder hat keine Grade. Dagegen dürfte aber auch bereitwillig zuzugestehen sein, daß es ein sehr schwacher Beweis ist wenn Agassiz von den Bienen und anderen niedrig stehenden Thieren die in Schwärmen leben, nach der Analogie auf den Menschen schließen und daraus den Ursprung desselben von einem Paare unwahrscheinlich machen will; denn (wie Smyth S. 356 mit Recht dagegen erinnert) diese Analogie läßt sich weder auf alle Thiere ausdehnen, noch ist sie insbesondere für die am höchsten organisirten allgemeingültig.

Gänzlich irregegangen sind ohne Zweifel diejenigen welche einer Richtung sich anschließend die der von Agassiz vertretenen verwandt ist, so viele ursprüngliche Typen des Menschengeschlechtes aufstellen möchten als es typisch verschiedene Völker auf der Erde giebt. Allerdings ist es statthaft anzunehmen, daß in verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten auf der Erde auch die Menschen in Masse entstanden sind, und daß die Völker der Erde entweder von einzelnen oder auch von mehreren Stammpaaren, zum Theil auch wohl durch Vermischung die unter den Nachkommen verschiedener Paare eintrat, ihren Ursprung genommen haben. Es dürfte sogar schwer sein nach Berücksichtigung aller bis jetzt bekannten Thatsachen die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme zu leugnen und noch schwerer sie bündig zu widerlegen, aber eben deshalb ist dringend zu warnen vor der allzugroßen Bequemlichkeit, die eine ungebührliche Ausdehnung derselben in dem bezeichneten Sinne der Lösung der schwierigen Frage über den Ursprung des Menschen bereitet oder vielmehr nur zu bereiten scheint: man entläuft mit Hülfe einer solchen Voraussetzung allerdings allen Schwierigkeiten, aber man löst auch keine einzige, besonders auch insofern, als sich kaum entscheiden lassen würde ob die Menschenpaare welche man sich in demselben Schöpfungscentrum gleichzeitig oder zu verschiedenen Zeiten entstanden dächte, zu derselben Art zu rechnen oder als verschiedene Arten anzusehen wären. Eine Vervielfältigung der Menschenarten in's Unbestimmte und Maaßlose zeigt sich überdieß leicht als völlig unstatthaft um des vielen Gemeinsamen willen, das sich bei vielen und oft sehr weit entlegenen Völkern findet und für dessen Erklärung man entweder nur zu paradoxen Zulässigkeiten oder zu gemeinsamer Abstammung seine Zuflucht nehmen kann.

Gemeinsamer Sprachbau und eine große Menge gemeinsamer Wurzelwörter setzen, um nur an dieß eine aber große Beispiel zu erinnern, für die indogermanischen Völker die Einheit ihres Ursprunges außer Zweifel. Ferner darf als bewiesen betrachtet werden daß mit dem Uebergange eines Volkes aus dem Zustande der Rohheit in den der Cultur die frühere typische Einförmigkeit der leiblichen Bildung sich allmählich verliert und einer größeren Mannigfaltigkeit Platz macht: man hat daher alle Ursache wenigere ursprüngliche Typen anzunehmen als sich gegenwärtig finden. Endlich sind viele Wanderungen der Völker auf's Bestimmteste nachweisbar: man kann sich also die Menschen nicht sämmtlich auf dem Boden entstanden denken auf dem sie jetzt leben, wenn man nicht selbst den Boden der Thatsachen verlassen und sich auf den der freien Phantasie stellen will, auf welchem freilich Alles möglich ist. Der Satz aber, daß nur in der heißen Zone überhaupt Menschen entstehen oder wenigstens dort allein die Bedingungen zu ihrer Fortexistenz finden konnten, weist für sich schon einen großen Theil der unnützen Vervielfältigung die man sich in Rücksicht der Urheimath der Menschen erlaubt hat, von vornherein zurück, wenigstens so lange noch unbewiesen ist daß das Alter des Menschengeschlechtes über die gegenwärtige geologische Epoche hinaufreicht.

Fassen wir kurz zusammen was unsere Kritik ergeben hat, so muß zugestanden werden, daß für die besonnene Prüfung ein Theil von Agassiz's Ansicht unangefochten zurückbleibt, wenn sie auch als Ganzes betrachtet für viel zu speciell und schematisch, überhaupt für unannehmbar erklärt werden muß. Jener Theil besteht in dem Satze, daß es in der heißen Zone vielleicht mehrere Punkte gegeben hat, an welchen einst Menschen entstanden und von denen sie ausgingen. Berücksichtigen wir insbesondere den Umstand daß weder der africanische noch der Austral-Neger und Neu-Holländer die See befahren, daß sie fast alle nur elende Kähne besitzen die selbst zur Fluß- und Küstenfahrt bloß in geringem Umfange taugen, daß nichts bei ihnen auf eine höhere Ausbildung der Schifffahrt und des Verkehres überhaupt in älterer Zeit hinweist, so wird man wenig geneigt sein sich etwa die schwarzen Völker der Südsee aus Africa eingewandert zu denken. Wer gleichwohl nur eine einzige Urheimath des gesammten Menschengeschlechtes annehmen zu dürfen glaubt, wird diese nur in Südasien suchen können, von wo die Negerracen in südöstlicher und südwestlicher, und etwa späterhin

die hellen Raçen in nordöstlicher und nordwestlicher Richtung ausgegangen wären; wer dagegen mehrere Stammländer vorauszusetzen sich genöthigt findet, wird vorzüglich wegen der so wenig entwickelten Wanderungsfähigkeit der negerartigen Völker hauptsächlich Süd-Asien Africa und Neu-Guinea in dieser Rücksicht in's Auge fassen. Dieser letzteren Ansicht, der Annahme einer Mehrheit von Stammländern, kommen, so wenig auch von einem strengen Beweise derselben die Rede sein kann, namentlich zwei Thatsachen sehr zu Hülfe, welche überhaupt als die einzigen wesentlichen Stützen zu betrachten sind, die sich der Behauptung einer Mehrheit von Menschenarten geben lassen, nämlich die Geschiedenheit der Haupttypen durch das Klima und die Affenähnlichkeit des Negers, des africanischen wie des australischen.

Die Tragweite der ersteren Thatsache, der klimatischen Sonderung der großen Hauptstämme, richtig zu bestimmen ist vorzüglich deshalb schwierig, weil sie selbst noch nicht als hinreichend constatirt gelten kann; denn Völker von wesentlich verschiedenem Typus leben nicht selten in demselben Klima dicht nebeneinander (vgl. die später anzuführenden Beispiele), und so sicher es auch ist daß sich namentlich die Weißen als Volk nicht in allen Negerländern zu halten vermögen und daß überhaupt die Acclimatisation bei dem Versuche eines plötzlichen Ueberganges aus einem Klima in das andere zu mißlingen pflegt, so gewagt ist die Behauptung daß die Europäer in keinem Lande fortzukommen vermöchten wo der Neger gedeiht, und es muß als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß auch eine allmähliche Acclimatisation eines weißen Volkes, das von Jahrhundert zu Jahrhundert von Norden nach Süden bis in das eigentliche Negerland fortrückte, nicht möglich sein sollte. Die Strenge in welcher namentlich Knox die Geschiedenheit der Raçen durch das Klima vertheidigt, läßt sich nicht rechtfertigen: er geht so weit von allen Einwanderern in ein fremdes Klima zu behaupten daß sie sich in ihrem neuen Vaterlande immer nur durch fortdauernde Zufuhr von Stammverwandten aus der Heimath zu halten vermöchten. Wir hören indessen durchaus von keinem so raschen und so vollständigen Aussterben der Creolen in den tropischen Kolonieen, wie es erwartet werden müßte, wenn jene Annahme begründet wäre; die Beschränkung der Thiere auf bestimmte Klimate aber, auf welche man sich berufen hat um daraus eine gültige Analogie zu gewinnen, findet nicht in solcher Allgemeinheit statt, daß man sie auch für den

Menschen als gültig voraussetzen dürfte, denn die meisten Hausthiere vertragen bekanntlich fast alle Klimate, wenn sie auch nicht in allen zu derselben Größe und Kraft sich entwickeln. Der Fuchs lebt im kalten Norden wie im warmen Süden, die Heimath des Tigers erstreckt sich von Indien bis nach Sibirien hinauf. Der Mensch scheint sich bei der Uebersiedelung in verschiedene Klimate in der That den Hausthieren sehr ähnlich zu verhalten, mit dem einzigen Unterschiede daß er aus früher angeführten Gründen eine solche Uebersiedelung in dem Maaße besser verträgt, in welchem er in seiner Cultur höher steht. Wie in fremdem Klima Thierraçen ausarten und sich den einheimischen verähnlichen auch ohne Vermischung mit ihnen (Lucas II, 311 ff.), so auch der Mensch, außer insoweit wesentliche Verschiedenheiten der Nahrung Lebensweise und Cultur bei Eingewanderten und Eingeborenen dieß verhindern. Wie die einem Klima fremde Thierraçe sich gegen die einheimische nicht auf die Dauer erhalten kann ohne beständige Auffrischung des Blutes aus der Stammraçe, sondern von dieser absorbirt wird, weil die Masse der sich mischenden Elemente in letzter Instanz allein entscheidet über den Typus der Mischlinge und das Klima überdieß die fremden Individuen den einheimischen zu verähnlichen strebt, so geht auch eine verhältnißmäßig geringe Anzahl fremder Ankömmlinge in der einheimischen Bevölkerung unter durch Mischung mit ihr, sie bleibt ohne Einfluß auf den Typus der Mischlinge, eine hinreichend große Anzahl dagegen erzeugt eine Mischlingsraçe deren Typus sie mit bestimmen hilft.

Der zweite der erwähnten Punkte, die Affenähnlichkeit des Negers, ist eine noch wichtigere Thatsache, deren Würdigung freilich je nach dem Standpunkte des Beurtheilers sehr verschieden auszufallen pflegt. Von der einen Seite hat man sie in Verbindung gebracht mit den Ansichten über die Entstehung des Menschen und sie namentlich so benutzt, daß man den Affen zum Stammvater des Menschen gemacht hat — die bekannte Lehre derer welche eine Entwickelung der verschiedenen Thier-Species auseinander annehmen, sei es daß sie diese Umbildung auf die Zeiten großer geologischer Veränderungen beschränkt, oder im Laufe der Zeit durch fortwährende Accomodation an die äußeren Umstände immer, wenn auch sehr langsam weiter schreitend sich denken (Lamarck und seine Nachfolger, neuerdings namentlich J. Geoffroy St. Hilaire).

Mag man geneigt sein diesem Gedanken der vorausgesetzten Festigkeit der Arten gegenüber keinen höheren Werth beizulegen als den eines geistreichen Einfalles, so erscheint er doch als beachtenswerth durch die Analogieen, in denen er zu der wissenschaftlich begründeten Gesammtansicht der Natur und des Menschenlebens steht: die allmähliche stetige Entwickelung der Erde selbst und der höheren Gebilde die sie trägt aus den niederen, und zwar ohne immer erneute Eingriffe schöpferischer Thätigkeit, scheint uns jene Ansicht von dem Ursprunge des Menschen ebenso aufdrängen zu wollen wie die teleologische Betrachtung sie uns nahe legt, daß insbesondere in der Geschichte des Menschengeschlechtes selbst die höheren Formen und Bildungen des äußeren wie des inneren Lebens überall erst aus den niederen hervorgegangen, diese im Laufe der Zeit zu verdrängen bestimmt seien. So gewiß es ist daß die Menschen irgendwo und irgendwann auf der Erde entstanden sind, so gewiß ist es auch daß alle Analogieen wissenschaftlicher Vorstellungsweisen für die Annahme einer Entstehung des Menschen auf natürlichem Wege sprechen. Indessen muß ebenso offen zugestanden werden daß alle Analogieen zur Transformation des Affen in einen Menschen der empirischen Naturforschung so gut als vollständig fehlen und daß die Tragweite der angeführten allgemeinen Gründe für dieselbe nicht größer ist als die des Satzes, daß wir uns von der natürlichen Entstehung des Menschen, welche zu behaupten wir allerdings wissenschaftlich berechtigt sind, eine nähere und bestimmtere Vorstellung auf wissenschaftliche Weise nicht zu machen vermögen. Was nöthigt aber den Forscher sich bestimmte Ansichten zu bilden für welche es an jeder Begründung durch Thatsachen fehlt? Nicht nur gar nichts, vielmehr verbietet es ihm die Liebe zur Wahrheit auf das Entschiedenste. Freilich scheint es für Viele schwer oder unmöglich zu sein an irgend einem Punkte zu dem Eingeständniß zu kommen, daß sie mit ihrer Weisheit zu Ende sind, dieß hält aber die Logik und das rein wissenschaftliche Interesse nicht ab auf dieser Forderung überall zu beharren wo die Folgerungen aus Thatsachen zu Ende sind. Vermag man einen Satz nur durch eine allgemeine Analogie zu einer größeren Gesammtansicht, nicht durch bestimmte positive Gründe zu unterstützen, während man ihm gegenüber ein unabsehbares Feld gegentheiliger Möglichkeiten offen lassen muß, so ist seine Begründung so schwach als sie irgend sein kann, denn aus der eingestandenen Unwissenheit darüber

wie es sich mit einer Sache verhalte, ergiebt sich kaum eine geringe Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie sich so verhalte wie wir bei dem dermaligen Stande unseres Wissens zu erwarten geneigt sind.

Die Frage nach der Stammverwandtschaft des Affen mit dem Menschen erscheint demnach wenigstens gegenwärtig als eine ebenso müßige wie die nach der Farbe des Urpaares, welche Lacépède (I, 255) wegen der größeren Erdwärme in alter Zeit mit Hunter und Link als schwarz, Buffon und Blumenbach als weiß, de Salles u. A. als braunroth annehmen zu müssen geglaubt haben. Nur daran wollen wir noch erinnern, daß die Behauptung jener Stammverwandtschaft für denjenigen, welcher eine entsprechende, stetig fortschreitende Umbildung der Leiblichkeit mit dem Fortschritt der Culturentwickelung und geistigen Begabung innerhalb des Menschengeschlechtes annimmt, immerhin wenigstens eine interessante Hypothese bleibt, wogegen derjenige welcher sich für die Unveränderlichkeit der einzelnen Menschentypen wie der verschiedenen Thierspecies in Rücksicht ihrer äußeren und inneren Begabung entscheidet, der Wirksamkeit äußerer Einflüsse am wenigsten eine so unbegrenztee Macht zusprechen darf als zu einer Ueberführung des Affen in den Menschen erforderlich sein würde. Sehr richtig sagt in dieser Beziehung de Salles (31): Affirmer la force créatrice des milieux pour un type primitif, c'est à plus forte raison admettre la modification secondaire de ce type quand l'expatriation a changé les milieux, c'est-á-dire l'air, la lumière, l'humidité ou sècheresse, la nourriture, l'élévation au-dessus du niveau de la mer. Freilich hat dieß nicht gehindert daß diese grobe Inconsequenz mehrfach begangen worden ist: die sog. Menschenraçen sollen feste, durch Klima Lebensweise und Geistescultur nur wenig oder gar nicht veränderbare Typen darstellen und doch soll man sie sich zugleich als entstanden denken in Folge der Umwandlung der äußeren Verhältnisse welche in den verschiedenen Perioden der Geschichte der Erde eingetreten ist. (Als Beispiel solcher Inconsequenz vgl. den Aufsatz über die Menschenraçen in der deutschen Vierteljahrschrift 1838. II, 170 ff.) Endlich bemerken wir noch, daß es sich für den Menschen, wenn er vom Affen abstammt, von selbst zu verstehen scheint, daß er ursprünglich ebenso wie dieser nur dem tropischen oder subtropischen Klima angehören konnte. Wenn sich auch fossile Affen in Gegenden gefunden haben die jetzt ein gemäßigtes Klima besitzen, z. B.

in der Gascogne, so ist doch die gleichzeitige Existenz des Menschen unerwiesen; wäre sie aber erwiesen, so würde sich dadurch die Annahme nothwendig machen daß der Mensch auf der Erde älter wäre als die Vollendung der jetzt auf ihr bestehenden Scheidung der Klimate. Jedenfalls muß eingeräumt werden daß durch die Entdeckung fossiler Affen die Existenz fossiler Menschenknochen minder unwahrscheinlich geworden ist als sie früher war.

In entgegengesetzter Weise — und vermöge der angedeuteten Inconsequenz bisweilen selbst von Seiten derer die den Menschen vom Affen abstammen lassen — pflegt die Thatsache der Affenähnlichkeit des Negers benutzt zu werden, wenn es sich darum handelt zu beweisen daß das Menschengeschlecht in mehrere Arten zu theilen sei: der Neger liefert alsdann nicht allein das augenfälligste Beispiel einer leiblichen Bildung die von der europäischen bedeutend abweicht, sondern auch das eines Typus der sich vollkommen constant zu erhalten scheint. Man hätte es darum, ebenso wie bei der Frage nach dem Stammbaume des Menschen, gern gesehen wenn der Neger noch affenähnlicher wäre als er wirklich ist: daher hat man sich nicht immer vor Uebertreibung und Ueberschätzung dieser Aehnlichkeit hinreichend gehütet. Daß er künstliche Werkzeuge macht und aus Erfahrung lernend die Natur seinen Zwecken unterwirft, daß er hier und da ein zweckmäßig und fest geordnetes Gemeinwesen gebildet hat, daß er eine Sprache von kunstvoll gegliedertem Baue und religiöse Vorstellungen besitzt, auch darin hätte man bei ihm gern nur eine entfernte Annäherung an den civilisirten Europäer gesehen. So verkehrt dieß aber auch sein mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß, wenn überhaupt Artverschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechtes angenommen werden dürfen, der Neger und der Weiße in dieser Rücksicht ganz vorzugsweise in Betracht kommen. Virey namentlich hat diese beiden in der That allein als specifisch verschieden bezeichnet. Es wird daher der Mühe lohnen diesen Satz etwas genauer zu prüfen: wir wollen zu diesem Zwecke den Negertypus in empirischer Weise etwas näher betrachten um die einzelnen Modificationen kennen zu lernen die er darbietet.

Fassen wir die Völker in's Auge welche in Africa zwischen den Wendekreisen wohnen, so ist früher schon bemerkt worden daß sich der eigentliche Negertypus nur in dem Lande zwischen Senegal und Niger und in einigen Theilen von Sennaar Kordofan und Darfur findet.

Zuerst nämlich zeigt die ganze große Familie der südafricanischen Völker welche vom Aequator bis zu den Hottentotten hinabreicht, diesen Typus nicht in seiner Reinheit, obgleich Prichard (II, 322 ff.) mit Recht schließt daß die allmählichen Uebergänge, die sich in der Körperbildung von den eigentlichen Kaffern an der Nordost-Grenze der Kap-Kolonie zu den Eingeborenen von Mozambique und von diesen zu denen weiter nach Norden hin finden, dazu nöthigen diese Völker für stammverwandt mit den Negern zu halten. Die eigentlichen Kaffern besitzen gewölbteren, mehr europäisch gebildeten Schädel und weniger vorstehenden Unterkiefer als die Neger, das Haar ist kurz, grob und büschelig (Annäherung an den Hottentotten, Barrow I, 210), minder wollig als beim Neger, die Backenknochen sind mehr nach außen als abwärts gewölbt, so daß Stirn und Kinn spitzig zulaufen (Le Vaillant S. 356), die Lippen sind nur dicklich, nicht denen des Negers entsprechend (Kay, p. 110), die Nase wenig oder gar nicht zusammengedrückt, oft sogar gebogen, die Hautfarbe von hellbraun bis schwarz: von letzterer abgesehen meint daher Barrow (I, 203) könnte man die Kaffern für Europäer halten. Außer in Mozambique kommen in ganz Africa südlich vom Aequator, wie es scheint, wahrhaft negerartige Menschen nur noch in Congo vor, nämlich im Innern dieses Landes, wo die Nasen fast ganz platt sind und die Lippen ungeheuer hervorstehen (Omboni 161), während in der Gegend der Mündung des gleichnamigen Flusses diese Negereigenthümlichkeiten gemildert erscheinen (Owen II, 283). Dringt man am Gaboon aufwärts vor, so sieht man die Körperbildung mehr und mehr dem kaukasischen Typus sich nähern (Hecquard S. 7). Nach den Nachrichten die der portugiesische Gouverneur Saldanha erhielt, sollen namentlich die Muluas tief im Innern des Landes weit schöner und civilisirter sein als die Küstenbewohner (Bowditch a, 17).

Die großen Hauptvölker von Ost-Africa im Norden des Aequators stellen ebenso wenig den eigentlichen Negertypus dar, sie weichen großentheils von ihm noch weiter ab als die Süd-Africaner. Sehen wir zuerst von den Abessiniern und ihren Verwandten ganz ab, so werden die Tibbos als schlank gebaut und nicht völlig schwarz von Farbe geschildert, sie haben lebhafte Augen, etwas starke Lippen, kleine aber nicht aufgeworfene Nasen, kurzes nicht krauses Haar (Hornemann 125 ff.), bei denen von Kisby ist die Nase dick und fleischig mit

ſehr weiten Löchern, in Gunda an der Grenze von Bornu haben ſie ſcharfe intelligente Züge, hohe Stirn, vorliegende Augen, platte Naſe und großen Mund (Denham, Clapperton and Oudney I, 25, 52). Die Bewohner von Hauſſa haben zwar wolliges Haar und ſchwarze Farbe, aber ihre Züge ſind regelmäßig und denen der Europäer im Ganzen ähnlich. Von den Hauſſaua unterſcheiden ſich die Kanori durch breite Geſichter mit offenen Naſenlöchern und derben Knochen (Barth II, 183). Unter den einheimiſchen Völkern von Adamaua ſind die Batta die zahlreichſten, welche nur wenig aufgeworfene Lippen, regelmäßige Züge beſitzen und ſchön gebaut ſind (ebendaſ. II, 613). Die Bornueſen ſind minder ſchwarz als die Bewohner von Hauſſa und haben hohe Stirnen, aber dicke Negernaſen und ausdrucksloſe, runde lachende Geſichter mit feiſten Backen (Denham a. a. O. II, 140; Richardson a, I, 264). Die Mandaraner haben weniger platte Geſichter als jene, krauslockiges Haar, große funkelnde Augen, hohe aber platte Stirnen und etwas gebogene Naſe (Denham, Cl. and Oud. I, 201). In der Landſchaft Marghi findet ſich der eigentliche Negertypus nicht: Geſtalt und Geſichtszüge ſind ſchön und regelmäßig, das Haar zwar kraus, aber die Lippen nur dicklich, die Stirn hoch und die Hautfarbe theils glänzend ſchwarz theils kupfrig (Barth II, 465). Dagegen ſind die ſchmutzig ſchwarzen und knochigen Mußgu bis auf den hohen Vorderkopf, die gerade Geſichtslinie und die buſchigen Augenbrauen ganz negerartig (III, 176). Die Bewohner von Baghirmi ſind gut gewachſen, muskulöſer als die Bornueſen, die Naſenlöcher ſtehen nicht weit offen und die Weiber haben auffallend regelmäßige Züge (ebendaſ. III, 305, 284). In Wadai, wo Mohammed-el-Tounsy (245, 253) eine große Anzahl verſchiedener Völkerſchaften, obwohl ohne nähere Charakteriſtik anführt, deren jede ihre beſondere Phyſiognomie und Sprache habe, wohnen nach Barth (III, 500 ff.) theils Neger- theils Araberſtämme, deren erſtere von ihm ebenfalls ohne nähere Beſchreibung aufgezählt werden. Die Nuba, wie ſich die Bewohner von Kordofan nennen, beſitzen zwar wolliges Haar und ziemlich ſtark aufgeworfene Lippen, aber nicht die kleinen ſtumpfen Naſen, wie ſie ſich nur bei den Bewohnern der ſüdlichen Berge jenes Landes finden, ſondern die Naſen ſind wohlproportionirt (Rüppell S. 141 f., 153). Die Bergbewohner haben weniger hervortretende Backenknochen als die eigentlichen Neger, oft kaſtanienbraune Haut und ſind

durchaus wohlgebildet (Pruner S. 68). Die älteren arabiſchen Schriftſteller (Iṣṭakri, Idriſi) unterſcheiden die Nubier ausdrücklich von den Negern, während die ſpäteren ſie mit dieſen zuſammenwerfen, und ſchildern ſie, namentlich die Frauen, als glatthaarig mit kleinen Lippen und kleinem Munde, was im Weſentlichen mit den Angaben neuerer Reiſenden über die Nubier außerhalb Kordofan übereinſtimmt. Die Körperbildung der Gallas neigt ſich bald mehr dem europäiſchen bald mehr dem Negertypus zu und läßt es unentſchieden, auf welche von beiden Seiten ſie eigentlich zu ſtellen ſind (Rochet d'Héricourt, 269; Pruner S. 63; Lefèbvre, Petit et Quartin-Dillon III, 289). In ihrem Gebiete aber und in dem der Abeſſinier finden ſich einige kleine Völker von wahrhaftem Negertypus: die Schangallas (Bruce II, 537, 433), die Doba (Salt p. 275) und die zweifelhaften Doko (Harris a, III, 63 ff., vgl. Johnston II, 383 und d'Abbadie in Nouv. Ann. des voy. 1845. I. 261). Das ganze Gebirgsland am Tumat und blauen Nil von Faßoki ſüdlich bis zu den Gallas iſt von Negern bewohnt, die jedoch von den Schilluk und Dinka am weißen Nil verſchieden und von ſchönerem Schlage als dieſe ſind (Ruſſegger R. II, 2, S. 562, 762). Am weißen Nil verſchwindet von 6—7° n. B. an der Negertypus nach Süden hin immer mehr, und ſchon bei den ſüdlichen Dinkavölkern iſt er ſo wenig prononcirt, „daß der größte Theil der Europäer, wollte man ſie ſchwarz anſtreichen, dieſen Völkern gleichen würde" (Werne, S. 241). Demnach beſchränkt ſich der Negertypus in Oſt-Africa auf einige wenige kleine Völkerſchaften.

Wenden wir uns jetzt zu den eigentlichen Negerländern zwiſchen Senegal und Niger, ſo herrſcht hier ſo wenig als in den bisher betrachteten Theilen von Africa derſelbe leibliche Typus in unterſchiedsloſer Einförmigkeit, wenn im Ganzen genommen auch die typiſchen Formen der Negerace hier überwiegend auftreten. Die Joloſs zwiſchen dem Senegal und Gambia ſind zwar von vollkommen dunkelſchwarzer glänzender Farbe, Haar Lippen und Naſe ſind negerartig, doch in nicht ſehr prononcirter Weiſe (Golberry I, 51), die Naſe iſt nur mäßig platt, die Lippen nur mäßig dick (M. Park I, 24). Geſtalt und Geſichtszüge ſind oft edel und regelmäßig (Mollien S. 41). Die braunſchwarzen Mandingos haben ovalere Geſichtsbildung als die eigentlichen Neger, die Stirn liegt weniger vor, iſt größer und mehr zurücklaufend gebildet als namentlich bei den Fulahs, der Kopf läuft nach oben ſpitzig

zu, die Naſe iſt ſehr breit und der Zwiſchenraum zwiſchen dieſer und dem Munde vorzüglich groß (Golberry II, 114; Duncan I, 15; Raffenel, p. 394). Manche der Mandingovölker ſind minder wohlgeſtaltet, haben dickere Lippen und plattere Naſen als die anderen: dieß gilt z. B. von den Suſus im Vergleich mit den Bullams und Timanis (Matthew S. 94). Die Fulahs, welche die Neger tief unter ſich ſehen (M. Park I, 92) und ſich ihnen gegenüber als Weiße betrachten (Lander II, 278) zeigen nicht überall dieſelbe Farbe und denſelben Typus; im Weſten ſind ſie gewöhnlich rothbraun, haben platte Naſen, aber weniger wolliges Haar, breitere Stirn und größeren Geſichtswinkel als die eigentlichen Neger, kleine Lippen und ovales Geſicht (M. Park I, 26, 91 f., Raffenel 263 ff.). Barth II, 505 u. 544) bezeichnet ſie als eine Mittelraçe zwiſchen Negern auf der einen, Arabern und Berbern auf der andern Seite, und bemerkt daß die Männer bis zum Alter von 20 Jahren oft ſehr hübſch, dann einen affenartigen Ausdruck der Phyſiognomie erhielten der die kaukaſiſchen Züge zerſtöre. Die Jamburen in der Gegend der portugieſiſchen Niederlaſſungen am S. Domingo, der Caſamanza und dem R. Grande ſind vollkommen ſchwarz, haben aber weder Plattnaſen noch dicke Lippen, ihre Züge nähern ſich denen der Europäer (Bullet. soc. géogr. 1846. I, 152 nach Lopes de Lima). Die Bewohner von Cazegut (Biſſagos Archipel) ſind von angenehmen Zügen und haben weder platte Naſen noch dicke Lippen (Durand I, 185). Die Krus und Grebos haben beſonders wohlgebildetes Kinn, der Geſichtswinkel iſt größer, der Kopf mehr oval und oben nicht ſo hoch gewölbt als ſonſt bei den Negern (Allen and Thomson I, 124). Gefällige Rundung der Züge bei länglichem Geſichte ſind den Odſchis charakteriſtiſch, ſpitzige und gebogene Naſen kommen zwar nicht bei ihnen vor, aber ſelten ſind platte Naſen und wulſtige Lippen (Baſeler Miſſ. Mag. 1856. I, 53.). Letzteres wird auch an den Eingeborenen von Apollonia hervorgehoben (Meredith p. 61). In Aquapim findet ſich theils runder Kopf mit breiter Naſe und wulſtigen Lippen, theils langer Kopf mit ſpitziger Naſe und kleinen, faſt europäiſchen Lippen; die letztere Form beſonders bei den Aſchantis (Baſeler Miſſ. Mag. 1852. IV, 241), bei denen in den höheren Ständen nicht nur ſchöne Frauengeſtalten, ſondern auch regelmäßige griechiſche Geſichtsbildung häufig vorkommen (Bowdich, Miſſion nach Aſchantee, S. 422). Daſſelbe gilt von den höheren Ständen in Dahomey, wo namentlich manche

Glieder der Herrſcherfamilie „von faſt mauriſcher Geſichtsbildung und nicht ſo ſchwarz wie ächte Neger ſind“ (Duncan I, 238; Forbes 17, 50). Die Mahis im Norden von Dahomey haben lange, nach hinten und oben ausgezogene Köpfe, wie dieß für den ausgeprägten Negertypus charakteriſtiſch iſt, kürzeres Kinn, aber minder dicke Lippen als die Dahomeyer und ganz europäiſche Naſe (Duncan II, 273 f.). Die Neger von Yariba beſitzen nur mäßig dicke Lippen und ihre Naſe nähert ſich etwas der Adlernaſe (Clapperton S. 382); die von Jddah am Niger haben mehr gerundete Züge und weniger dicke Lippen als die Jbus, und große, zurücklaufende Stirn (Allen and Thomson I, 325). Schon die Eingeborenen von Acoono-Coono unter 6° 30′ haben nicht ſo große Negerzüge, ſind hübſcher und ſehen intelligenter aus als die ſüdlicheren von Omun, ſie gleichen in dieſer Beziehung denen von Jddah (Becroft im Journal R. G. S. XIV, 272.). In gleicher Weiſe hören wir faſt überall daß die ſcharfe Ausprägung des Negertypus in dieſen Gegenden ſich von der Küſte aus landeinwärts mehr und mehr verliert. Die Ebeeyahs (Adiahs) von Fernando Po haben längeres, mehr ſeidenartiges als wolliges Haar, rundliches Geſicht, minder hohe Backenknochen, nicht ſo weite Naſenlöcher, dünnere Lippen und beſſeren Mund als ihre Nachbarn auf dem Continent, die Hautfarbe wechſelt von dunkelſchwarz bis kupferfarbig, aber die Phyſiognomie iſt bei allen die nämliche (Allen and Thomson II, 194; Nouv. Ann. des voy. 1845. II, 281; Boteler II, 423).

Die vorſtehende, freilich ſehr trockene Aufzählung einer großen Summe von beträchtlichen Verſchiedenheiten der Bildung, welche ſich leicht noch weiter in's Einzelne fortführen ließe, war unumgänglich nöthig um zu zeigen, wie es um die angebliche Feſtigkeit des Negertypus eigentlich ſteht: in der Allgemeinheit, in welcher ſie behauptet zu werden pflegt, beruht ſie faſt ganz in der Einbildung; denn dieſer Typus beſchränkt ſich in ſeiner Reinheit auf verhältnißmäßig wenige Völker und neben ihm kommt eine ſehr große Anzahl von anderen Typen vor, die ſich zum Theil als Uebergänge zu der europäiſchen Form betrachten laſſen, zum Theil aber auch nur Abweichungen von den Negereigenthümlichkeiten und Milderungen derſelben darſtellen, ohne daß ſich eine Annäherung an andere Raçen in ihnen finden ließe. Daß es an ſolchen Uebergängen namentlich zwiſchen dem ſog. kaukaſiſchen und dem Negertypus nicht fehlt, geht aus den angeführten Beiſpielen zur Genüge

hervor und ist von vielen Reisenden hervorgehoben worden. Wer von Cairo den Nil hinauf reist nach Nubien und Sennaar, findet sich wegen der unmerklichen Abstufungen durch die der Aegypter in den Neger übergeht, in Verlegenheit zu bestimmen wo die weiße Raçe aufhört und die schwarze beginnt (d'Escayrac 184). Die Uebergänge sind unmerklich, nur bei Assuan geschieht ein solcher sprungweise vom Aegypter zum Nubier (Dandolo p. 182). Dringt man von Tunis gegen Süden vor, so macht sich ebenfalls ein allmählicher Uebergang der Züge und der Farbe in den Negertypus bemerklich, namentlich in Tozar, und „wenn es möglich wäre eine ethnologische Sammlung aus diesen Gegenden nach Europa zu bringen, so würde auch der größte Skeptiker überzeugt werden, daß Zeit und Ort allein die Ursachen jener fließenden Verschiedenheiten sind" (Davis a, II, 3). Indessen wollen wir gerade auf dieses allmähliche Ineinanderfließen der beiden Typen, das sich dem Beobachter darstellt wenn er in Africa von Norden nach Süden fortgeht, nur geringes Gewicht legen, weil es kaum noch bezweifelt werden kann, daß Nord- und Mittel-Africa eine große Summe von Mischlingsvölkern besitzt. Weit wichtiger erscheint es dagegen, daß die ganze große südafricanische Völkerfamilie, bei welcher man keinen Grund hat eine hinreichende Beimischung nordischer Elemente vorauszusetzen, in Rücksicht ihrer Schädelform gleichwohl ein deutlich ausgeprägtes Mittelglied zwischen der weißen und schwarzen Raçe darstellt.

Giebt man nun auch ohne Weiteres zu daß eine nicht unbedeutende Anzahl der africanischen Völker überhaupt und selbst der zwischen Senegal und Niger wohnenden ihre Abweichungen vom reinen Negertypus einer Beimischung stammfremder Elemente aus höherstehenden Raçen verdanken, so ist doch so viel klar, daß einerseits diese Mischlingsvölker weder aussterben, wie dieß bei den Bastarden verschiedener Thierspecies wenigstens der gewöhnliche Fall ist, noch auch den einmal erworbenen Raçentypus, etwa wie Azara von den in den südamericanischen Llanos wieder verwilderten Pferden erzählt, von selbst wieder ablegen durch Rückfall, sondern ihn in relativer Selbstständigkeit bewahren, und daß anderseits der Versuch alle beträchtlicheren Abweichungen vom eigentlichen Negertypus die bei africanischen Völkern überhaupt vorkommen, aus Mischung zu erklären sich wohl durch vorgefaßte theoretische Meinungen stützen, nicht aber

durch Thatsachen begründen läßt. Ueberhaupt wird man kaum geneigt sein Mischvölker in sehr großer Anzahl, nämlich in so großer Anzahl ohne thatsächlichen Beweis anzunehmen als erforderlich sein würde um den eigentlichen Negertypus als alleinige feste Raçenform in Mittel- und Süd-Africa erscheinen zu lassen; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß namentlich im Zustande gänzlicher Uncultur so durchgreifende Veränderungen mit der Masse eines Volkes sehr häufig vorgehen wie sie zur Erzeugung eines wirklichen Mischvolkes vorausgesetzt werden müssen, da alsdann, wie viele bekannte Beispiele lehren, ein ganzer Stamm weit leichter vernichtet als in einen anderen aufgenommen und mit ihm zu einem neuen Volke verschmolzen wird. Erst wo es wenigstens einige Anfänge der Cultur giebt, scheinen sich Mischvölker in größerer Anzahl zu bilden.

Es würde nicht schwer sein eine eben so große Menge verschiedener Typen wie in Africa auch in den übrigen Erdtheilen nachzuweisen. Wir wollen uns indessen hier darauf beschränken nur einige Beispiele herauszuheben welche besonders deutlich zeigen, daß diese Typen nirgends so scharf gegeneinander abgegrenzt sind wie es der Fall sein müßte, wenn sie für artverschieden gelten sollten. Allerdings wohnen an vielen Orten scharf geschiedene Raçen in gleichem Klima dicht nebeneinander, z. B. am Senegal Mauren und Neger, auf vielen der ostindischen Inseln und in der Südsee Malaien und Polynesier neben negerartigen Menschen, in Europa Lappen und Skandinavier u. s. f. Es geht daraus hervor daß das Klima für sich allein schwerlich im Stande ist den Typus eines Volkes in hohem Grade umzubilden, daß es hierbei ein mitbestimmender Factor sein mag, jedoch ein solcher dem für sich allein keine sehr durchgreifende Wirksamkeit zugesprochen werden kann. Trotz jener scharfen Scheidung der Hauptformen aber, die uns an mehreren Punkten der Erde in frappanter Weise entgegentritt, geht nicht allein jede dieser Hauptformen die mit einer andern zusammengrenzt, durch eine Reihe von Mittelstufen in sie über, sondern es trägt auch jede dieser letzteren ein eigenthümlich locales Gepräge, ganz wie wir erwarten müssen wenn außer der Abstammung selbst namentlich noch die besonderen äußeren und inneren Verhältnisse unter denen die einzelnen Völker leben, einen mitbestimmenden Einfluß in dieser Rücksicht ausüben. Die finnischen Völker sind nach [illegible]verbildung ein solches Mittelglied zwischen der kaukasischen und

mongolischen Raçe; anderseits sind die Hindus häufig als Verbindungsglied zwischen jener und der malaiischen Raçe bezeichnet worden. Die Tschuktschen und Korjäken, die Eskimos und einige andere westamericanische Völker, deren Schädelform der mongolischen nahe kommt, stehen zwischen Asiaten und Americanern in der Mitte, und die Eskimos selbst, welche am atlantischen Meere leicht unterscheidbar und von den americanischen Indianern scharf abgegrenzt sind, gehen an der Küste des stillen Meeres allmählich in diese über. Botokuden wurden beim Anblick von Chinesen durch deren Aehnlichkeit so überrascht, daß sie diese ihre Onkel nannten (Hollard S. 197 nach A. St. Hilaire). Von den Mongolen und den Tungusen zu den Samojeden (sagt Neumann bei A. Wagner S. 311) findet sich in sprachlicher physikalischer und geographischer Beziehung ein natürlicher Uebergang, und dasselbe gilt von den Samojeden zu den Ainos und von diesen zu den Eskimos.

Daß von scharfer Abgrenzung einiger wenigen Hauptformen gegeneinander überhaupt keine Rede sein kann, zeigt sich außerdem an solchen Völkern, die räumlich weit getrennt und offenbar ohne wirklichen Zusammenhang untereinander, gleichwohl bedeutendere Aehnlichkeiten besitzen: die Californier gleichen in Kopfform und Gesicht am stärksten den Negern von Neu Guinea, von Guinea und den Neuen Hebriden, nur ist ihr Haar nicht wollig; wie gering die Unterschiede im Aeußeren zwischen den Marquesas-Insulanern und den Europäern sind, ist allen Reisenden aufgefallen. Der Kopf der Tahitier würde europäisch sein ohne die weiten Nasenlöcher und die zu starken Lippen (Lesson im Complément des Ouevres de Buffon II, 206); manche Neu-Zeländer haben ganz europäische Schädel (Dieffenbach), während sie sich in der Gesichtsbildung sehr den nordamericanischen Indianern nähern. Die Hottentotten sind von Vielen wegen ihrer Hautfarbe Schädel- und Gesichtsbildung zur mongolischen Raçe gerechnet worden, obwohl sie das wollige in einzelnen kleinen Büscheln wachsende Haar wieder von dieser trennt. Die Georgier und Tscherkessen besitzen vollkommen griechische Schädelbildung, doch verbietet die Sprache an eine Stammverwandtschaft derselben mit den indogermanischen Völkern zu denken. Der Schädel der Aymaras kommt nach Tschudi (Müller's Archiv 1844. S. 98) mit dem der Guanchen nahe überein.

Einen ferneren Einwurf von großem Gewichte gegen die feste Schei-

dung der Hauptformen und damit gegen die Annahme von Artverschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechtes liefert die Thatsache, daß Individuen die in ihren äußeren Charakteren von ihren Stammverwandten beträchtlich abweichen und auch ohne annehmbare Mischung mit einer fremden Raçe dennoch deren Typus zeigen, so ziemlich überall auf der Erde vorzukommen scheinen. Daß seitlich comprimirter Schädel und schiefstehende Schneidezähne öfters bei Europäern sich finden, wurde schon erwähnt. Schief geschlitzte Augen, vorstehender Unterkiefer, kleine viereckige oder wulstige Stirnen, nach hinten und oben ausgezogener Schädel, stark vortretende Backenknochen, kommen in Familien vor, deren rein deutschen Ursprung zu bezweifeln man keine Ursache hat. Lucä hat auf Tafel III einen Schädel, der sehr dem „makrocephalen" Asiaten bei Blumenbach Dec. I, Tafel III gleicht; auf Tafel VI (vergl. auch V) bildet er den Schädel eines kurhessischen Sträflings ab, der ganz einem Peruanerschädel gleicht, mit äußerst flacher niedergedrückter Stirn, mit stark entwickeltem Hinterhaupt und flacher Scheitelgegend; fast alle Schädelknochen sind verwachsen. Manche Schädel auf Tafel XVII und XVIII erinnern an mongolische Bildung. Reine Araber sind bisweilen in ihrem Vaterlande ganz schwarz, die prognathische Gesichtsbildung erscheint bei ganz heller Haut vereinzelt in Aegypten, dickliche Lippen und selbst platte Nasen kommen bei europäischen Völkern vor, z. B. bei den Slawen, sogar wolliges Haar findet sich in einzelnen Beispielen an Individuen des Nordens, wie Pruner S. 72 bemerkt; aber ein einzelnes Merkmal, setzt er hinzu, bildet kein Unterscheidungszeichen der Raçe, sondern nur alle zusammen. So sehr man ihm hierin beistimmen mag, so kann man doch nicht umhin zugleich darin das Zugeständniß zu erblicken daß die Raçencharaktere selbst keine specifischen festen Unterschiede sind, daher es als eine Inconsequenz erscheint, wenn er fortfährt, es sei „unmöglich daß ohne Vermischung der eine Raçencharakter in einen andern übergehe". Eine andere Art der Auskunft hat Giebel (S. 55) ergriffen um die Lehre von der specifischen Verschiedenheit der Raçen zu retten: er behauptet nämlich, die Negerähnlichkeiten und sonstigen Abweichungen von der kaukasischen Form die sich bisweilen an Europäern zeigten, seien von so oberflächlicher Art, daß durch sie der kaukasische Typus nicht einmal verdunkelt werde. Indessen überhebt er uns selbst der Widerlegung, da er später (S. 105) den hiermit streitenden Satz aufstellt, daß solche Analogieen der Form

überall wo sie aufträten, sich durchgreifend zeigten und alle Formverhältnisse berührten.

Fernere individuelle Abweichungen vom Stammtypus haben Lüken (S. 15) und Weerth (S. 17) angeführt: sie betreffen die Bewohner von Kärnthen und Steiermark; ferner die Chinesen und Südseeinsulaner, die sich beide in manchen Beispielen den europäischen Formen nähern, wogegen chinesische Physiognomieen namentlich in Polen häufig vorkommen sollen (Schadow, Polyklet); die Tataren welche durch vorragenden Unterkiefer, spitziges Kinn und lange, voneinander abstehende Zähne sich vom mongolischen Typus beträchtlich entfernen, wie dieß nicht minder mit den Kalmücken der Fall ist in Rücksicht ihrer niedrigen platten, aber rasch nach hinten aufsteigenden Stirn. Unter den letzteren bemerkte Pallas angenehme Gestalten und Einzelne mit blondem Haar. Auch unter den Tungusen, die sonst so entschieden die mongolische Form repräsentiren, finden sich solche mit europäischer Physiognomie, lichtblauen Augen, gerader oder gebogener Nase, braunem Haar und starkem Bart (Prichard IV, 410). Einen Eskimo vom Stamm der Hotham-Bai fand Seemann (R. um d. Welt 1853. II, 53) täuschend negerähnlich und einen anderen der eine auffallende jüdische Höckernase besaß. Ein bemerkenswerthes Beispiel größerer Verschiedenheit unter näheren als unter entfernteren Stammverwandten liefern die Slawen: sie sind im Südosten ihres Gebietes dunkel, die Polen von verschiedenem Aussehen, die russischen Bauern haben oft lichtbraunes, blondes oder rothes Haar, so daß diese Völker im Aeußeren oft stärker voneinander abweichen als von manchen anderen indogermanischen Völkern (Prichard III, 442).

Besonders zahlreich sind die Einzelabweichungen welche die Farbe der Haut und der Augen, die Farbe und Beschaffenheit des Haares betreffen. Manche Beispiele dieser Art sind allerdings als Krankheitserscheinungen zu betrachten (von den Albinos war schon früher die Rede), bei vielen anderen ist dieß dagegen nicht der Fall. Ohne die schon früher angeführten Thatsachen welche hierher gehören zu wiederholen, erwähnen wir nur noch folgende. Rothes Haar wird bei Negern und Mulatten oft erwähnt (Marcgrav, Lopez, Winterbottom u. A.), ebenso bei den Papuas (Sonnerat), in der Südsee auf Tahiti Neu-Zealand und sonst (Forster, Wallis, Marion et Duclesmeur), auf Timor (van Hogendorp), bei den Es-

kimos (Charlevoix), bei den Esthen und Wotjaken (Gmelin), bei den Hindus und den Arabern von Yembo, seltener in Ceylon Cochinchina und Tonkin (Blumenbach 165 u. 169 not.; de Salles 246 nach Desmoulins). Merkwürdig sind namentlich die großen Verschiedenheiten welche die Bevölkerung des Tafellandes oberhalb Dilli (Timor) in dieser Rücksicht zeigt: manche der Eingeborenen haben dunkelgelbe Hautfarbe, die der Sonne ausgesetzten Körpertheile sind mit lichtbraunen Flecken bedeckt, das Haar ist schlicht und zart, seine natürliche Farbe röthlich oder dunkel kastanienbraun; es finden sich auf Timor aber auch alle mittleren Schattirungen der Haut von dunkelgelb bis schwarz oder dunkel chocoladebraun und des Haares von röthlich und schlicht bis zum kurzen Wollhaar der Papuas (W. Earl 179). Wie rothes Haar so kommen auch verschiedenartige Augen bei den Congo-Negern und den Buschmännern vor (Lopez 5; Burchell II, 225). Braune Augen sind in Bonny gewöhnlich (Köler S. 89). Bei den Akoos (Yarriba) ist die Iris hellbraun oder dunkel kastanienbraun, bisweilen auch dunkel seegrün (R. Clarke p. 149). In Peru sah Scarlett (II, 116) einen ganz schwarzen Negerknaben mit sehr hellblauen Augen, dessen Mutter ein schwarzes und ein blaues Auge hatte. Kabylen mit rothem Haar und blauen Augen werden von Bruce (I, 27) und Anderen erwähnt und Blumenbach (zu Bruce V, 240) führt noch andere Fälle dieser Art an, unter denen wir nur herausheben, daß Barbot bei den Weibern der Galibis (Caraiben) in Guiana meist blaue Augen fand und Wallis auf Tahiti Leute mit braunem und rothem, auch mit Flachshaar. In Nutka giebt es Menschen mit braunem und blondem Haar (Roquefueil II, 188). Unter den Cayamas im Quellgebiet des Rio Branco giebt es helle Indianer, die von reinem Blut zu sein scheinen (Castelnau 2, 395); sehr feines Haar hat nach Velasco bei Ternaux (recueil 288) das Volk der Gaes in der Provinz Marañon. Die Boroas in Chile sind hellfarbig und blond und zwar weder in Folge von Albinismus (Molina a, 10) noch, wie spanische Schriftsteller behauptet haben, durch Vermischung mit Weißen, denn die Spanier, welche dorthin kamen, waren nicht blond. In Maracapana (Tierra firme) fanden die Spanier junge Indianerinnen mit völlig europäisch weißer Farbe; sie waren ganz eingeschlossen, auch vom Sonnenlicht nie berührt worden; ebenso in Santa Fe (Simon I,

[illegible] und bei den Indianern am Huallaga, den Aquanos und Bar-

budos fanden die Jesuiten im 17. Jahrhundert die Männer von der Sonne dunkel gebrannt; die Weiber so weiß, wie die Spanierinnen; ja einige hatten sogar rothes Haar (Rodriguez III, cap. 2). Blaue Augen haben auch manche Weiber auf Madagaskar (Rochon 24). Pickering (225) hat demnach Unrecht wenn er allgemein behauptet, daß abgesehen von Albinos, Flachshaar, rothes Haar und blaue Augen nur in der weißen Raçe vorkämen. Was die Hautfarbe betrifft, so giebt es unter den Pehuenches auffallend weiße Indianer, die ganz die Farbe eines deutschen Landmannes haben (Pöppig, R. I, 463) und zu den Araucanern gehören auch die viel weißeren Boroanos die zwischen den Flüssen Imperial und Tolten leben, 38½—39° s. B. (ebendas.) und von Molina (313) an Gestalt und Farbe den nördlichen Europäern gleichgesetzt worden sind.

Wir dürfen nach diesen Beispielen von genauerer Kenntniß der einzelnen Völker jedenfalls erwarten, daß sie noch gar manche bedeutenderen Abweichungen sowohl der Einzelnen als auch der kleineren Abtheilungen von dem Typus des Volkes dem sie angehören, an den Tag bringen wird, bedeutendere namentlich als diejenigen zu glauben geneigt sind welche einem jeden Volke eine feste, specifisch bestimmte Körperform zuschreiben möchten. Gleichwohl scheint der einzige, freilich an sich schon bedenkliche Ausweg für die Lehre von der Vielheit der Menschenarten im Angesichte der obigen Thatsachen der zu sein, daß man sie bedeutend vervielfältigt. Haben wir auf die Schwierigkeiten in welche diese Ausflucht verwickelt — denn im Grunde ist es nur eine solche — schon oben hingewiesen, so wollen wir hier nur noch hinzufügen, daß im Wesentlichen ganz dieselben Gründe gegen die Annahme von hundert und noch mehreren wie gegen die von zwei verschiedenen Arten sprechen. Es treten nämlich nicht selten an Gliedern derselben Familie so große Verschiedenheiten auf, wie sie sich gewöhnlich nur an Individuen von verschiedenen Stämmen zeigen, und an Individuen desselben Stammes, ohne daß wir eine Mischung nachzuweisen oder auch nur wahrscheinlich zu machen im Stande wären, solche Verschiedenheiten, wie sie sonst nur bei verschiedenen Völkern oder Völkerfamilien vorzukommen pflegen. Wie wenige Völker man also auch miteinander zu einer Menschenspecies vereinigen möchte, es werden sich innerhalb dieser letzteren immer Differenzen unter den Stämmen Familien und Individuen finden, die eben-

so groß sind als die Unterschiede der aufgestellten Arten selbst, die als feste specifische Unterschiede deßhalb nicht gelten können.

Wer nur so viele Menschenarten annimmt als es Hauptformen der Schädel- und Körperbildung giebt, also höchstens etwa fünf bis sieben, der muß den Grund aus welchem er sich bewogen findet dies zu thun, bei genauerer Betrachtung der Sache am Ende selbst als unhaltbar wieder aufgeben; denn es wird für ihn (wie aus den oben beigebrachten Beispielen zur Genüge hervorgeht) der Abstand zwischen den äußersten oder unähnlichsten Gliedern innerhalb einer jeden Art ebenso groß als der zwischen seinen einzelnen Arten selbst: er erhält Artcharaktere die zwischen ebenso weiten Grenzen schwanken als die Artcharaktere dessen der die Arteinheit des Menschengeschlechtes behauptet, und muß darum die Macht der äußeren Einflüsse ebenso hoch anschlagen als dieser. Jedenfalls erscheint es als bloße Willkür gewisse Hauptformen für specifisch verschieden zu erklären, die theils extreme Formen sind (wie z. B. der Negertypus), theils nur ungefähre mittlere Werthe (z. B. der americanische Typus) aus einer Menge von besonderen, ihnen untergeordneten Typen, welche ihrerseits zum Theil voneinander so weit verschieden sind als jene selbst. „Das Zerfallen einer Hauptform in körperlich und geistig so verschiedene Völkergebilde erscheint am Ende nicht viel erklärlicher als die Racen selbst" (Deutsche Vierteljahrschrift 1838. II, S. 247). Hält man es für jene für möglich daß sie sich im Laufe der Zeit in Folge der Wirksamkeit äußerer und innerer Mächte entwickelten, so ist kein Grund vorhanden es für diese zu leugnen. Konnten kleine Unterschiede jeder Art auf diesem Wege entstehen, so wird es nur hinreichend langer Zeiträume und geeigneter Verhältnisse bedürfen um größere herbeizuführen, und es ist dazu nicht einmal nöthig die oft ausgesprochene Annahme zu machen, daß es einst eine jugendliche Zeit größerer Biegsamkeit und Bildsamkeit der Organisation durch äußere Einflüsse für das Menschengeschlecht gegeben habe, wie auch jedes Individuum und jedes Volk vor seinem Uebergange aus dem Naturzustande zur Cultur eine jugendliche Zeit durchlebe, in welcher es sich bildsamer zeige als späterhin.

Wir schließen demnach daß es einige wenige fest und scharf begrenzte typische Formen, die sich als artverschieden ansehen ließen, überhaupt nicht giebt, sondern daß, wenn man das Menschengeschlecht aus dem zoologischen Gesichtspunkte in einige große Hauptabtheilungen bringt,

dieß nur die Bedeutung und den Werth einer übersichtlichen Gruppirung hat, wie sie uns von den hervorstechendsten Analogieen an die Hand gegeben wird. Sehr richtig sagt Lesson (156): On ne devrait en effet adopter les destinctions de races ou d'espèces* que comme des moyens artificiels destinés à préciser nos idées dans l'étude de l'homme et à la rendre plus facile. In ähnlichem Sinne und mit derselben Bestimmtheit hat sich J. Müller (Handbuch der Physiol. II, 774 f.) ausgesprochen: „Eine scharfe Eintheilung der Menschenraçen ist unmöglich. Die gegebenen Formen sind sich ungleich in typischer Schärfe und Eigenthümlichkeit, und ein sicheres wissenschaftliches inneres Princip der Abgrenzung liegt nicht wie bei den Arten vor... Es würde unstreitig weit zweckmäßiger sein diese Raçen als constante und extreme Formen der Variationen (einander) entgegenzustellen als alle jene Völker in diese Raçen vertheilen zu wollen. Dieß ist unmöglich und die Wissenschaft erfordert auch keine solche Vertheilung. Der Versuch dazu führt aber unvermeidlich zum Willkürlichen": Tataren und Finnen werden stets eine unbekannte Stellung zwischen mongolischer und kaukasischer Raçe, Papuas und Alfurus zwischen Malaien und Negern einnehmen u. s. f. Die Unmöglichkeit solcher strengen Scheidung bestätigt sich beim empirischen Studium der Raçencharaktere namentlich auch dadurch, daß nur kleine Sammlungen von Raçenschädeln streng geschiedene Formen zeigen, während reichhaltige die scheinbaren Lücken zwischen ihnen ausfüllen und continuirliche Uebergänge von jeder Form zu jeder anderen aufweisen.

Nimmt man nun freilich um der Beweiskraft der früher angeführten Thatsachen zu begegnen, etwa sogleich ein halbes oder ganzes Dutzend ursprünglich verschiedener Menschenarten in dem Theile von Africa an der zwischen den Wendekreisen liegt, so ist man auf einmal mit allen Schwierigkeiten fertig, um so mehr als sich solche Ansichten gar nicht bestreiten lassen, so lange man nicht bestimmt angiebt welche

* Von den Arten ist dieß freilich, wie wir schon früher bemerkt haben, ebenso falsch als es von den Raçen wahr und treffend ist. Schief gestellt und verschoben hat man die Frage in Rücksicht der ersteren, wenn man sich darum gestritten hat, ob sie geschaffen oder von uns bloß hinzugedacht und in die Natur hineingetragen worden seien: objective wirkliche Natureinrichtungen sind die Arten ohne Zweifel, wenn auch weder wirkliche Dinge noch auch Gedanken oder Musterbilder nach denen sich die Natur in ihrer Wirksamkeit richtete.

Stämme diese Arten sein sollen. Die an Morton sich anschließende americanische Schule, die sich die Menschen in ganzen Völkern geschaffen denkt, hegt in der That diese Meinung und möchte am liebsten den äußeren Einflüssen gar keine Wirksamkeit auf die physischen Eigenthümlichkeiten des Menschen zugestehen: es soll überhaupt gar keine Raçen, es soll nur eine unbestimmbar große Anzahl von verschiedenen Menschenarten geben. Vogt, der diese Ansicht in Deutschland reproducirt hat, ist sogar der Meinung daß man die einzelnen Völker selbst nicht für gemischten Ursprunges halten dürfe, weil sich die bekannten Mischlingstypen des Mulatten Mestizen u. s. f. nicht an ihnen genau wiederfänden, man habe also Hunderte von ursprünglich verschiedenen Stämmen anzunehmen — dieß Alles gilt aber freilich nur unter der unrichtigen Voraussetzung daß die Typen durch äußere Einflüsse völlig unveränderlich seien. Sehen wir von den früher beigebrachten Gegenbeweisen einmal ab um die Thatsachen etwas näher in's Auge zu fassen auf welchem jene Männer ihre Behauptung der absoluten Unveränderlichkeit der Raçentypen gründen.

Ihre hauptsächlichsten, wenn nicht ihre einzigen Beweise, nehmen sie von den altägyptischen Denkmälern und von den Juden her. Schon Blumenbach (De gen. hum. v. nat. p. 188) erkannte auf den ersteren drei verschiedene Menschentypen, den des Negers, einen anderen den er den indischen nennt, und einen dritten welcher durch den Einfluß des ägyptischen Klima's producirt sein soll, schlaffe schwammige Formen, kurzes Kinn und vorliegende Augen zeigt. Später hat namentlich Morton (Crania Aegyptiaca) pelasgische semitische und Negerschädel unter denen der alten Aegypter mit Sicherheit nachzuweisen gewußt, B. Taylor (R. nach Central-Afr. S. 97, 447) bezeichnet noch bestimmter die auf den altägyptischen Denkmälern unterscheidbaren Formen als Neger Perser und Juden. Andere, namentlich Mariotte, glaubten an Bildwerken die über 5000 Jahre alt seien, den Typus der heutigen Fellahs mit Sicherheit wiederzuerkennen. (Die verschiedenen Ansichten und Resultate der Untersuchungen über die anthropologischen Verhältnisse des alten Aegyptens hat Courtet de Lisle zusammengestellt in Nouv. Ann. des voy. 1847. II, 299.) Besonders haben Nott and Gliddon (Types) auf diesem Wege die völlige Unveränderlichkeit einiger Haupttypen zu erweisen gesucht und glauben damit die Unveränderlichkeit aller dargethan zu haben: so weit die Ge-

schichte reiche, folgern sie daraus, seien immer dieselben Formen vorhanden gewesen. Während de Salles nach Lepsius angiebt, daß Schädel aus ein erfrüheren Zeit als 5—6 Jahrhunderte v. Ch. in Aegypten nicht mehr existirten, und treffend bemerkt, daß die heutigen Fellahs den altägyptischen Typus gewiß nicht zeigen dürften, wenn es mit der Constanz der Typen seine Richtigkeit habe, da in Aegypten so viele Mischungen vorgegangen seien (L'Institut 1846. II, 40), beweisen jene unter Andern daß die Nubier schon vor 3500 Jahren in ihren jetzigen Ländern ansässig waren — aus Bildern, welche die Contouren des Gesichts mit ihren Bärten darstellen. Von Schädelmessungen ist keine Rede dabei; wie verschieden aber veränderter Kopfputz, veränderte äußere Ausstattung überhaupt dieselben Menschen erscheinen läßt, kann jeder Zeichner leicht genug anschaulich machen, auch aus den Bildern derselben Feuerländer bei King and Fitzroy (II, 324) ist es ersichtlich. Es ist kaum nöthig über die Beweiskraft solcher Schlüsse noch etwas Weiteres zu sagen. Was sich aus den altägyptischen Denkmälern mit Recht folgern läßt, scheint sich darauf zu beschränken daß die hervorstechendsten Racencharaktere seit sehr langer Zeit im Wesentlichen so bestanden haben wie wir sie heute bestehen sehen und daß sie sich unter ähnlichen äußeren Verhältnissen unverändert erhalten. Auch für den der an die Macht der äußeren Einflüsse glaubt, würde es höchst wunderbar sein, wenn sich in africanischen Ländern wo es in ältester Zeit Neger gab, keine Schädel fänden die den jetzigen Negerschädeln glichen, und es wird schwerlich einen denkenden Menschen geben der behauptete daß vor 3—4000 Jahren die Culturvölker der ältesten Zeit und die Neger, welche von jeher und überall nur als Sklaven ihnen gegenübertreten, den Schädeltypus noch nicht besessen hätten den sie jetzt zeigen.

Um die Unveränderlichkeit der Typen und die Ohnmacht der Einflüsse des Klima's zu beweisen beruft man sich ferner auf die Juden. Ihre nationale Physiognomie findet sich auf den altägyptischen Monumenten. Auch in Malabar, wo man früher glaubte daß sie im Laufe der Zeit in den Typus der Hindus übergegangen seien, sind sie im Wesentlichen (nach Buchanan und anderen Reisenden) unverändert geblieben, denn nur die dortigen sog. weißen Juden sind von reinem Blute, die schwarzen Juden dagegen sind Hindus oder doch Hindu-Mischlinge (Näheres darüber bei Nott and Gliddon p. 118 ff).

Um diese Thatsache richtig zu würdigen muß man sich vor Allem daran erinnern, daß gerade von diesem Volke in allen Welttheilen Religion und Sitten mit einer beispiellosen Zähigkeit von jeher festgehalten worden sind und meist noch jetzt festgehalten werden, daß eben deshalb die gesammte Lebenseinrichtung und der Bildungsgrad bei ihnen sich lange Zeit hindurch und an den verschiedensten Orten der Erde gleich geblieben sind, daß sie fast überall in derselben Weise unter einem schweren socialen Drucke gestanden haben, der sie genöthigt hat um so fester unter sich zusammenzuhalten, ihr Blut und ihre sämmtlichen Eigenthümlichkeiten rein zu bewahren, denn wohin sie auch gekommen sind, in Europa unter den Christen, in Africa unter den Mauren u. s. f., war ihr Schicksal dasselbe, sie lebten als ausgeschlossene Kaste, der nur übrig blieb durch Handel sich Reichthum zu verschaffen und auf diesem Wege wenigstens eine gewisse Geltung und Macht sich zu sichern. Kein Wunder daher wenn ihr Schädeltypus wie ihr Charakter überall derselbe blieb. Wie weit aber diese Gleichmäßigkeit der Form bei ihnen wirklich geht, ist bis jetzt noch nicht genau ermittelt (vgl. oben S. 52). Sandifort (Tabulae craniorum) giebt die Verhältnisse der Länge Höhe und Breite zweier Judenschädel an = 190:226:148 und = 190:190:130, was auf beträchtliche Variationen auch innerhalb dieses Volkes hinweist, das sonst allgemein als Beispiel der Constanz und Gleichmäßig der Kopfbildung angeführt wird.

Ueberhaupt fehlt es nicht an Beispielen welche deutlich zeigen daß der Variationskreis einzelner Völker oder Raçen genau besehen, so groß ist als der des ganzen Menschengeschlechtes, und die Beweise dafür haben gerade diejenigen geliefert, welche sich mit der Untersuchung der Raçenschädel am eindringendsten beschäftigt haben. M. K. Weber hat vier Haupttypen der Schädel, denen die Beckenformen natürlich entsprechen, unterschieden; den ovalen Schädel des Europäers, den rundlichen des Americaners, den vierseitigen mongolischen, den keilförmigen des Negers. Unter den Beispielen für die zweite Form führt er auch einen Europäer, einen Juden und einen Kalmücken auf, unter denen für die dritte einen Europäer und einen Bugis, die letzte fand er auch bei Europäern und Kaffern. Demnach kommen innerhalb einer jeden Raçe Schädelformen vor die ihr fremd sind und es giebt also gar keine vollkommen feststehenden Raçezeichen. Von den Beckenformen gilt ganz dasselbe (Weber 25 ff., 36 ff.). So-

gar alle Kalmückenschädel die Weber untersuchen konnte, hatten nicht die vierseitige mongolische, sondern eine mehr runde Form. Auch Blumenbach (Decas craniorum III, p. 6) erwähnt den Schädel eines Lithauers der dem eines Congo-Negers durchaus glich, und Godron (p. 109) einen Negerschädel von völlig europäischer Form. Daß Retzius (Müller's Archiv 1845. S. 94) die alten schwedischen Schädel den jetzigen entsprechend fand, beweist für die Constanz der Formen nur wenig, wenn man bedenkt daß innerhalb eines Volkes gleichzeitig bedeutende Verschiedenheiten der Kopfbildung vorkommen. „Ich habe ganze Reihen von Mandan-Schädeln miteinander verglichen (sagt Prinz Max., R. in N. Am. I, 235), die sämmtlich ächt waren, und darin, besonders was das Zurückweichen der Stirn und die Abplattung des Kopfes betrifft, sehr große Verschiedenheit gefunden." Manche haben gerade aufsteigende, manche mehr zurückweichende Stirn (ebendas. II, 106). Engel (Unters. über Schädelformen), welcher 12 verschiedene Haupttypen annimmt, scheint durch seine genauen Maaßbestimmungen die erwähnten Sätze Weber's lediglich zu bestätigen: zu seiner 3. Hauptform zählt er außer Tschechen und Deutschen auch Magyaren, einen Javanesen, einen Guanchen, einen Beduinen; zur 6. außer Tschechen und Deutschen die Schädel mehrerer Neger, einen Hottentotten, einen Malabaren, einen Bengalesen, einen Neu-Zealänder; zur 10. Hauptform einen kindlichen Negerschädel, einen americanischen Indianer u. s. f. Wenn Engel (S. 120 ff.) gleichwohl der Ansicht ist, daß es Raçen- und Stammtypen, sogar Kastentypen der Schädel giebt, daß diese jedoch nicht angeerbt, sondern, wie er bewiesen habe, hauptsächlich von den Ernährungsverhältnissen, von der Härte des Knochens, d. h. von dem Zuschuß an Knochenerde abhängig seien den der Schädel erhalte, so müßte man freilich erwarten daß die Dichtigkeitsgrade der Schädelknochen in ausnahmloser Analogie zu den Schädelformen selbst ständen, was früher angeführte Thatsachen nicht zu bestätigen scheinen.

Die Versuche einer naturhistorischen Eintheilung des Menschengeschlechtes ruhen großentheils auf der Voraussetzung, daß die typischen Hauptformen einen hohen Grad der Constanz besitzen und uns eben deshalb wenigstens in einigen großen Zügen die Verwandtschaft der umfangreichen Völkerfamilien kennen zu lehren im Stande seien, welche

die Hauptabtheilungen des Menſchengeſchlechtes ausmachen*. Indeſſen kommt die Schwäche der Grundlage auf welcher alle dieſe Verſuche ruhen, ſogleich zu Tage, wenn man ſie ſelbſt mit einander vergleicht, denn man findet alsdann eine ſehr verſchiedene Anzahl von Gliedern und eine ebenſo verſchiedene Art der Eintheilung bei den einzelnen Schriftſtellern, ſo daß man nicht umhin kann Hollard beizuſtimmen (263), der es ſehr bezeichnend nennt, daß die Zoologen über die Arten der Thiere und deren Charaktere verhältnißmäßig leicht einſtimmig werden, während ſie ſtreiten über die Zahl und die Typen der Menſchenraçen, die ſie bisweilen für beſondere Arten wollen gelten laſſen. Was insbeſondere beweiſt daß man nach dem äußeren Habitus allein, wenn es ſich um Völkerverwandtſchaften handelt, gar nicht claſſificiren darf, das iſt der Umſtand, daß diejenigen Schriftſteller welche im Vertrauen auf deſſen Conſtanz dieß gewagt haben, in die gröbſten Irrthümer verfallen ſind. So wird z. B. bei Desmoulins die erſte Menſchenſpecies aus den Indo-Germanen Finnen und Türken gebildet, die ſechzehnte ſind die Semiten, als deren erſter Stamm die Araber mit den Perſern Kurden Juden Mauren und Abeſſiniern bezeichnet werden, während die Etrusco-Pelasger der zweite, die Celten der dritte Stamm der Semiten ſein ſollen. In America ſoll es zwei Species geben: zu der einen gehören die Caraiben, zu der andern die Guaranis. Broc, der ebenfalls nur nach den phyſiſchen Charakteren claſſificirt, ſtellt die Hindus zu den Mongolen und Malaien. Bory (L'homme) nach demſelben Princip verfahrend vereinigt in ſeiner erſten Menſchenſpecies die Georgier im Kaukaſus, die Pelasger Celten Germanen Slawen; in Rückſicht der Azteken (I, 264, 275) ſcheint er es zweifelhaft zu laſſen ob ſie zur hyperboräiſchen oder mongoliſchen Species zu zählen ſeien, die Zigeuner in Spanien giebt er für Malaien aus (I, 297), die Americaner unterſcheidet er in drei Arten, deren erſte vom Lande der Es-

* Um vieles verſtändiger als wir es ſonſt innerhalb der americaniſchen Schule zu finden gewohnt ſind, lehrt Meigs (bei Nott and Gliddon a, p. 223, 349 f.) daß nicht allein jeder Schädeltypus gewiſſen Veränderungen durch das Klima unterworfen ſei, ſondern daß auch große Aehnlichkeit ſeines Typus ſo wenig gemeinſamen, als große Verſchiedenheit deſſelben verſchiedenen Urſprung beweiſe — nur fragt man ſich dabei mit Verwunderung, wofür denn dieſe Schule eigentlich ſtreitet, wenn ſie zugiebt daß der Schädel kein untrügliches Zeichen der Abſtammung iſt? Lohnt es dann noch der Mühe auf ſolche Spiegelfechterei einzugehen?

kimos bis nach Guiana herabreicht, während die dritte nur die Patagonier umfaßt. Dergleichen Lächerlichkeiten zeigen auf indirectem Wege beſſer als alles Andere das ſich über dieſen Gegenſtand ſagen ließe, was man von der angeblichen Feſtigkeit des leiblichen Typus als Kriterium von Völkerverwandtſchaften zu halten hat.

Doch man wird uns vielleicht vorwerfen daß wir im Obigen nicht gerade die ſolideſten Gewährsmänner ausgewählt hätten um aus der Verkehrtheit ihrer Behauptungen das Reſultat zu gewinnen um welches es uns hier zu thun iſt. Laſſen wir alſo jene bei Seite, ſehen wir auch ab von den excentriſchen Anſichten H. Smith's und Anderer, um uns nur an ſolche zu halten die als ebenſo ſorgfältige Beobachter wie als beſonnene Forſcher bekannt, im Vertrauen auf die völlige Conſtanz der Schädelbildung, aus dieſer letzteren allein auf Völkerverwandtſchaften ſchließen zu dürfen geglaubt haben. Lesson (157 f., 163, 185) erklärt nicht nur die Malaien für ein Miſchvolk von Hindus und Mongolen, die Mikroneſier für Mongolen die ſpäter nach der Südſee gekommen ſeien als die Polyneſier, ſondern auch dieſe letzteren für offenbare Abkömmlinge der Hindus, die Auſtralneger und Papuas aber für Nachkommen africaniſcher Neger. Junghuhn (S. 282) hält, nur nach dem Schädel urtheilend, die Balineſen für ächte Battas, denen ebenſo die Alfurus des oſtindiſchen Archipels wie die Bugis und Makaſſaren ſtammverwandt ſeien, während er die eigentlichen Malaien dieſen durchaus fremd glaubt und für eine beſondere Raçe ausgiebt. Pickering (S. 134, 105 ff.) ſtellt die Malaien mit den Siameſen Burmeſen Cochinchineſen und Japanern in eine Völkergruppe zuſammen, mit welcher er auch die Californier Mexicaner Creeks und Cherokees zu vereinigen kein Bedenken trägt. Retzius (Müller's Archiv 1848. S. 392 ff.) glaubt wegen der Aehnlichkeit der Schädelbildung an eine Stammverwandtſchaft „turaniſcher ſcythiſcher und ſarmatiſcher Völkerſchaften mit den Pelasgern", die finniſch ſprechenden Karelen aber iſt er geneigt aus demſelben Grunde für Verwandte der Araber zu halten. Hat nun zwar Haartmann (Abhh. der K. G. der Wiſſ. v. Stockholm 1847) wahrſcheinlich zu machen geſucht daß die Karelen keine Finnen, ſondern ein dieſen ſtammfremdes Volk ſeien das früher am Ladoga-See gewohnt habe, ſo ſind ſie doch ſicher keine Araber. Omalius d'Halloy (L'Institut 1840. II, p. 5) zählt die Lappen wegen ihrer Schädelbildung zu den Samojeden. W. F. Edwards im Mém.

de la soc. ethnol. I, p. 71 ff.) erklärt die Magyaren theils für Slawen theils für Hunnen.

Nichts kann deutlicher beweisen als diese Ungeheuerlichkeiten daß Körper- und Schädelbildung bei stammfremden Völkern einander gleichen, während sie bei unzweifelhaft stammverwandten häufig so verschieden sind, daß selbst ein tüchtiger Beobachter die Zusammengehörigkeit derselben nicht mehr zu erkennen vermag. Anders urtheilen freilich diejenigen welche an die absolute Permanenz der Typen unter allen Umständen glauben, so daß selbst durch Völkermischungen jene Urformen nicht sollen verwischt werden können. Diese Leute zeigen daher auch in der Erkennung von Mischlingstypen oft eine bewunderungswerthe Scharfsichtigkeit. So erkennt Bory (I, 274) in Mexico trotz der vielen vorgegangenen Mischungen noch den Typus der Americaner und die Verschiedenheit der Bewohner der Westküste von den übrigen eingeborenen Americanern, und Nott and Gliddon (p. 233) können nicht umhin „auf einigen der ältesten Monumente (Aegyptens) bereits ein sehr gemischtes Volk zu erkennen". Fast ist man versucht sie zu fragen, woher sie denn wissen daß Gott nicht ursprünglich einige Mischlingstypen geschaffen hat.

Der Bestimmung der physischen Charaktere der Raçen und Völker fehlt leider noch sehr viel an mathematischer Schärfe. Das Auge des Geübten pflegt auf diesem Felde über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit meist allein noch zu entscheiden. Deshalb hat sich auf diesem Gebiete nicht selten eine Art von mysteriöser Augurenweisheit in die Wissenschaft eingemischt, eine Weisheit die mehr auf Gefühl und einer Art von künstlerischer Anschauung als auf festen Bestimmungen ruht, auf einem undefinirbaren Etwas das nur der Kennerblick zu finden vermag. Hiermit war der Charlatanerie das Thor geöffnet und sie unterläßt nicht sich breit zu machen. Die Erörterung der Thatsachen führt uns dagegen zu dem Satze, daß so gewiß es keinem Ethnographen einfallen kann z. B. in den Maurenländern nach der Schädelform die berberischen gothischen phönizischen römischen griechischen Elemente u. s. f. voneinander zu sondern, oder in Griechenland die slawischen und hellenischen Elemente zu scheiden, daß ebenso gewiß die absolute Unveränderlichkeit des leiblichen Typus nichts ist als ein Vorurtheil und daß es deshalb an jeder wissenschaftlichen Berechtigung fehlt die Annahme einer Vielheit von Menschenspecies auf sie zu gründen.

Wie viele Hauptformen innerhalb des Menschengeschlechtes auch angenommen werden mögen —, wenn man sie als verschiedene Arten betrachtet und ihre Anzahl, wie sich uns als unvermeidlich gezeigt hat, sehr beträchtlich kleiner setzt als die der Völker der Erde, so wird man immer genöthigt sein in Rücksicht der Völker die man den angenommenen Arten unterordnet, entweder eine relativ bedeutende Veränderlichkeit des Typus durch äußere und innere Einflüsse zuzugeben, da jedes Volk seine besonderen Eigenthümlichkeiten hat oder eine Mischung der Arten zu behaupten. Im ersten Falle hat man der Macht jener Einflüsse durch die Aufstellung von Arten, die doch nur scheinbar unveränderlich sind, eine feste Grenze gezogen, deren Bestimmung eine rein willkürliche ist und sich nirgends durch Thatsachen als in der Natur begründet nachweisen läßt; im anderen Falle dagegen, in welchem alle Veränderungen auf Mischungen allein zurückgeführt werden sollen, fügt man zu der großen Unwahrscheinlichkeit die schon in der Behauptung selbst liegt, daß fast alle Völker der Erde durch und durch gemischte Bastardraçen darstellen, noch die zweite, daß diese sämmtlichen Mischlingstypen ohne Auffrischung des Blutes aus den Stämmen aus denen sie entsprungen sein sollen, nicht nur für sich allein lebenskräftig fortbestehen, sondern auch ihre eigenen Typen ohne Rückkehr zu denen der Stammeltern selbstständig forterhalten, wodurch die vorher angenommenen Artunterschiede offenbar wieder aufgehoben und rein illusorisch werden.

Unter den Ursachen welche bleibende Veränderungen der Typen herbeiführen, ist ohne Frage die Mischung der wirksamste Factor, so daß im Vergleich mit ihr der Einfluß aller übrigen verändernden Mächte nur als gering angeschlagen werden kann. Macht auch dieser Umstand die Annahme daß es mehrere ursprünglich verschiedene Menschenstämme gegeben habe, einigermaßen wahrscheinlich, so bleibt doch in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle unbestimmbar, ob überhaupt eine Mischung verschiedener Elemente stattgefunden habe und wie weit sie vorgeschritten sei. Ueberdieß ist sie, wie wir gesehen haben, nicht der einzige wirkende Factor. Wir können daher kaum weiter gehen als bis zu der Behauptung, daß überall und ganz hauptsächlich im Zustande der Uncultur eine Menschenmenge, welche bei gleichen Sitten, gleicher Lebensweise und immer weiter fortgesetzten Mischungen der Individuen unter sich, eine längere Reihe von Generationen hindurch unter ähnliche äußere Verhältnisse gestellt bleibt und durch eine ihren Nachbarn

unverständliche Sprache von diesen abgeschlossen und in sich vereinigt lebt, im Laufe der Zeit einen gemeinsamen und annähernd gleichförmigen äußeren Typus annimmt, welches auch die Elemente sein mögen aus denen sie ursprünglich bestand.

Demnach dürfen wir das Gesammtergebniß der vorstehenden Untersuchung dahin zusammenfassen, daß die bekannten Thatsachen nicht nur die Annahme der Arteinheit des Menschengeschlechtes erlauben, sondern daß diese Ansicht auch mit geringeren Schwierigkeiten verbunden ist und die größere innere Consequenz für sich hat als die entgegengesetzte der Artverschiedenheit, weil jede Anzahl von Arten die man aufstellen möchte, als gleich willkürlich erscheint. Da indessen die Hauptgründe welche für die Arteinheit sprechen, auf dem Nachweis der Veränderlichkeit der menschlichen Organisation durch äußere und innere Einflüsse beruhen, und wir bei unserer Unbekanntschaft mit den Grenzen der Macht welche diese letzteren besitzen, und bei dem Mangel genauer thatsächlicher Angaben die sich über lange Zeiträume und annähernd vollständig über alle Theile der Erde erstrecken, nicht mit Sicherheit zu entscheiden im Stande sind, ob wir die Wirksamkeit jener Einflüsse so hoch anschlagen dürfen als zur Production der bestehenden Verschiedenheiten erforderlich wäre, so ist und bleibt die Frage nach der Arteinheit des Menschengeschlechtes eine offene Frage. Selbst dann aber wenn vollständig erwiesen wäre, daß die Größe der Veränderungen die mit demselben Menschenstamm im Laufe der Zeit vor sich gehen können, der Größe der Unterschiede zwischen dem Neger und dem Europäer gleichkommt, bliebe es noch ungewiß ob factisch der eine vom anderen abstamme. Die Frage nach der Einheit der Art wäre dann zwar beantwortet, aber damit noch nicht die nach der Einheit der Abstammung. Für die Lösung der letzteren scheint es an der erforderlichen thatsächlichen Grundlage so gut als ganz zu fehlen, und wie man sie daher auch entscheiden möge, die Entscheidung scheint in jedem Falle nur einen sehr geringen Grad von Wahrscheinlichkeit in Anspruch nehmen zu können. —

V. Ueber die Eintheilung des Menschengeschlechtes und deren Begründung.

Es wird keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen, wenn wir hier, an der Stelle des Ueberganges von unserer naturhistorischen zur psychologischen Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes, den verschiedenen Gesichtspunkten eine kurze Betrachtung widmen aus denen man eine Eintheilung desselben versucht hat. Kann es uns zwar nicht einfallen den Streit schlichten zu wollen der über diesen Gegenstand, insbesondere über das verhältnißmäßige Gewicht der einzelnen Eintheilungsgründe zwischen den Naturkundigen und den Sprachforschern obwaltet, so können doch vielleicht die nachfolgenden Bemerkungen zur Orientirung und namentlich zur Beseitigung einiger Vorurtheile etwas beitragen, die auf eine zu einseitige Auffassung der Sache gegründet, nicht selten eine richtige Würdigung der wichtigsten Momente gehindert haben.

Bei den verschiedenen Versuchen die gemacht worden sind eine Eintheilung des Menschengeschlechtes zu gewinnen, hat man nicht sowohl den Zweck einer bloß übersichtlichen Gruppirung der Menschenstämme nach ihrer Aehnlichkeit vor Augen gehabt, als vielmehr den einer Anordnung der Völker nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit, nach ihrer Stammverwandtschaft. Auch wo der naturhistorische Gesichtspunkt ausschließlich geltend gemacht wurde, hat man diesen Zweck verfolgt, und zwar mit um so größerer Entschiedenheit als die Möglichkeit gemeinsamer Abstammung die stillschweigend oder ausdrücklich gemachte Voraussetzung war, die man bei allen naturhistorischen Classificationen überhaupt in Rücksicht der letzten Unterabtheilungen welche man annahm, festzuhalten pflegte. Eine solche Eintheilung nun welche der Stammverwandtschaft gilt, läßt sich in Bezug auf das Menschengeschlecht aus drei verschiedenen Hauptgesichtspunkten entwerfen, die wir kurz als den naturhistorischen, den linguistischen und den geschichtlichen bezeichnen können. Die Ausdehnung des Feldes auf denen diese Gesichtspunkte ihre Anwendung gefunden haben, ist von sehr verschiedener Größe; die Resultate welche sich bei den Versuchen ihrer Durchführung ergeben haben, sind oft nichts weniger als übereinstimmend. Namentlich streiten die Ergebnisse welche der naturhistorische und der linguistische Eintheilungsgrund liefern, mehrfach miteinander, und es

ist nur zu gewöhnlich daß der eine dem andern in sehr unmotivirter, geradezu parteiischer Weise an Wichtigkeit nachgesetzt wird, eine Einseitigkeit der wir namentlich bei Naturforschern häufig begegnen, da diese es zuerst waren und auch jetzt noch vorzugsweise sind die sich mit der Lehre von den Menschenraçen zu beschäftigen pflegen.

Auf vollkommen sicherer Grundlage ruht eine Eintheilung der Völker nach ihrer Stammverwandtschaft da, wo sie sich aus geschichtlich feststehenden Thatsachen ableiten läßt; aber die beglaubigte Geschichte reicht in der Zeit nicht so weit zurück als die Schlüsse welche sich aus linguistischen und anatomischen Daten ziehen lassen, und sie erstreckt sich nur über einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Erde. Der historische Gesichtspunkt tritt daher für die Versuche einer Eintheilung des Menschengeschlechtes sehr in den Hintergrund, obwohl er hier und da wenigstens subsidiär geltend zu machen ist, wo sich nämlich auffallende Uebereinstimmungen in Sitte, Sage, Bauart, Werkzeugen u. s. f. finden, Uebereinstimmungen die nicht zufällig sein können.

Verhältnißmäßig sichere Aufschlüsse vermag für sich allein schon das Studium der Sprachen zu liefern: wenn der grammatische Bau mit Inbegriff der Lautgesetze und eine größere Anzahl von Wurzeln in den Sprachen zweier oder mehrerer Völker übereinstimmen, so darf deren Verwandtschaft als erwiesen betrachtet werden. Es bleibt gegen diesen Beweis nur der einzige allerdings mögliche, aber ziemlich seltene Fall als Einwurf zurück, daß eine Bevölkerung ihre eigene Sprache verliert und mit einer anderen vertauscht, ein Fall der ohne besondere Motivirung durch triftige Gründe niemals angenommen werden darf. Aus der Verschiedenheit der Sprachen in den angegebenen Beziehungen läßt sich dagegen zwar nicht auf eine ursprüngliche Stammverschiedenheit der betreffenden Völker schließen, aber jede annehmbare Verwandtschaft derselben wird dadurch allerdings in eine unvordenkliche Zeit hinaufgerückt.

Hat sich der anatomische Gesichtspunkt ohne große Schwierigkeit zu Eintheilungen benutzen lassen die sich auf das ganze Menschengeschlecht erstrecken, so können diese doch, etwa abgesehen von den umfassendsten Hauptabtheilungen, kaum einen Anspruch darauf machen mehr zu sein als bloß übersichtliche Gruppirungen nach äußeren Aehnlichkeiten. Die Nachweisung von Völkerverwandtschaften aus anato*mischen* Gründen bleibt für sich allein, wie früher angeführte Beispiele

zur Genüge darthun, eine ziemlich unzuverläſſige, theils ſchon deshalb weil die Methoden der Schädelmeſſung noch nicht den wünſchenswerthen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, theils und vorzüglich aber weil es überhaupt noch zweifelhaft iſt, in wie weit es beſtändige anatomiſche Unterſchiede nicht bloß zwiſchen den Mittelwerthen giebt welche großen Völkergruppen entſprechen, ſondern auch zwiſchen denen welche einzelnen Völkern innerhalb derſelben zukommen.

Gehen wir indeſſen auf die ſpecielle Erwägung der erwähnten drei Hauptgeſichtspunkte etwas näher ein.

Die älteren Verſuche einer naturhiſtoriſchen Eintheilung des Menſchengeſchlechtes (S. Blumenbach 296) hielten ſich vorzüglich an die augenfälligen Unterſchiede, welche die Hautfarbe und die Beſchaffenheit des Haares darbieten. Indeſſen fand ſich bald daß dieſe einer zu großen Veränderlichkeit unterworfen ſind, als daß ſich ihnen ein ſo bedeutendes Gewicht beilegen ließe. Die Hautfarbe namentlich zeigt ſich ſogar bei demſelben Volke nicht hinreichend conſtant und die Uebergänge welche ſie von einer Völkerfamilie zur andern darbietet, ſind durchaus fließende. Beſtändig mit einander verbunden kommen dunkle Hautfarbe und ſchwarzes Haar vor bei ſchwarzer, bisweilen brauner Iris; anderſeits heller zarter Teint und lichtes bisweilen rothes Haar bei hellbrauner, blauer oder grünlicher Iris: die zweite Combination gehört bekanntlich vorzugsweiſe dem Norden und der weißen Raçe an, wenn ſie auch weder dieſe ganz umfaßt noch auch ihr in ſolcher Ausſchließlichkeit eigen iſt, daß ſich ſonſt nirgends Individuen von dieſer Complexion fänden. Nimmt man noch hinzu daß das Haar des Negers ſich kräuſelt, in Folge der elliptiſchen Form ſeines Durchſchnittes, ſo erhält man eine Eintheilung der Menſchen in Stämme von hellem Teint und ſchlichtem Haar, in ſolche von dunklem Teint und ſchlichtem Haar, endlich in ſolche von dunklem Teint und krauſem Haar.

Neuerdings iſt man mehr und mehr davon zurückgekommen Hautfarbe und Haar zur Grundlage der Eintheilung zu machen. Nur d'Omalius d'Halloy (L'Institut 1844. II, 86 ff.) hat namentlich die erſtere als feſtes Raçezeichen noch in Anſpruch nehmen zu müſſen geglaubt: er rechnet daher zur weißen Raçe auch die Finnen und Türken, zur braunen (malaiiſchen) auch die Hindus als ein Miſchvolk von weißen Ariern und ſchwarzen Aboriginern, die Abeſſinier und Fellahs (Fulahs?), im Uebrigen ſich Blumenbach anſchließend. Mag er auch

darin Unrecht haben, daß er der Hautfarbe größere Beständigkeit zuschreibt als selbst den Eigenthümlichkeiten des Skelettes, so dürfte ihm doch zuzugeben sein daß für gar manche Individuen die Völkerfamilie zu der sie gehören, uns sehr zweifelhaft bleiben würde, wenn nicht Hautfarbe und Haar uns sichere Anhaltspunkte gewährten um sie zu bestimmen. Einen höheren Grad von Constanz als den erwähnten Merkmalen legt man jetzt allgemein der Schädelform bei, obwohl auch ihrer Variabilität innerhalb desselben Volkes ein bedeutender Spielraum gegegeben ist; man ist darüber einverstanden daß sie allen Erfordernissen entspreche von denen die Brauchbarkeit eines naturhistorischen Eintheilungsgrundes abhängt, ja diese Brauchbarkeit scheint noch dadurch bedeutend erhöht zu werden, daß gerade dieses Merkmal vielfach erlaubt auch in die Vergangenheit zurückzugreifen.

Fragt man zunächst nach den hervorstechendsten Schädeltypen um und zwischen welche sich alle übrigen als geringere Abweichungen gruppiren lassen, so findet man von Blumenbach, dem Begründer dieser Lehre, die äthiopische* und mongolische Form als die Extreme bezeichnet zwischen denen die kaukasische in der Mitte liegt (Decas quinta craniorum p. 4), während die americanische zwischen der letzteren und mongolischen (Decas quarta p. 14), die malaiische aber zwischen der äthiopischen und kaukasischen ihren Platz erhält. Somit gewinnt man die von Blumenbach unterschiedenen Raçen in folgender Ordnung: Neger Malaie Kaukasier Americaner Mongole, so daß also der Weiße zwischen den größten Verschiedenheiten welche überhaupt vorkommen, in der Mitte stände und insofern, die Arteinheit des Menschengeschlechtes vorausgesetzt, als der mittlere oder normale Typus für den Menschen überhaupt gelten könnte. Zieht man dagegen nicht die Schädelform allein, sondern die Gesammtheit der anatomischen Unterschiede in Betracht die sich vorfinden, so unterliegt es keinem Zweifel daß der Weiße und der Neger, letzterer in Folge seiner Affenähnlichkeit, die beim Weißen am vollständigsten verschwindet, als diese Extreme anzusehen sind.

* Es braucht kaum erinnert zu werden daß der Ausdruck „äthiopisch" hier ebenso ungeschickt ist als die Bezeichnung „kaukasisch", die von Blumenbach deshalb gewählt wurde, weil ihm sein Schädel einer Georgierin als bester Repräsentant dieses Typus galt, ohne daß er dem von ihm gewählten Namen eine Beziehung auf die muthmaßliche Urheimath dieser Völker gegeben hätte. Wir behalten diese Ausdrücke hier bei, weil ihre Bedeutung bekannt und daher kein Mißverständniß derselben zu fürchten ist.

Die Blumenbach'sche Fünfzahl der Raçen ist jedenfalls, so viele Anerkennung sie auch gefunden hat, entweder zu groß oder zu klein, und sie hat schon von vornherein dieß gegen sich, daß sie offenbar dem geographischen Schematismus der fünf Erdtheile entsprechen soll, deren jeder eine Raçe zugewiesen erhält. Eine sechste, die sog. hyperboräische Raçe, welche die sämmtlichen, zum Theil einander so fernstehenden Polarvölker in sich umfassen sollte, wurde von Lacépède und Duméril hinzugefügt, wogegen Virey (I, 318) als sechste Hauptabtheilung die Hottentotten und Papuas aufstellte, zugleich aber den Neger und den Weißen als zwei verschiedene Species betrachtete. Auch dieß genügt den Thatsachen nach keiner Seite hin. Die letzteren erlauben nur entweder mit G. Cuvier drei Haupttypen anzunehmen, die des Mongolen, des Negers und Kaukasiers, welche man von manchen Schriftstellern nach Sem Ham und Japhet benannt findet, oder eine beträchtlich größere Anzahl hinzustellen, die man alsdann bis jetzt noch gar nicht für geschlossen erklären kann. Prichard, H. Smith, Latham u. A. haben sich trotz mancher wesentlichen Abweichungen für die erstere Ansicht erklärt, wogegen Pickering nur auf eigene Anschauung sich stützend 11 große Hauptabtheilungen macht, Bory aber 15, Desmoulins 16 verschiedene Menschenspecies angiebt u. s. f., bis endlich bei Agassiz, Nott u. A. die Vervielfältigung dieser letzteren ganz in's Unbestimmte und Maaßlose gegangen ist. Hombron (Zoologie I, 312 und 319 zu d'Urville a) nimmt selbst in Australien, dessen Bevölkerung bisher von allen Ethnographen nur als ein einziger großer Stamm betrachtet worden ist, mehrere Menschenspecies an und erkärt auch die Vandiemensländer für eine besondere Art.

Will man neben jene drei Hauptformen Cuvier's noch den Malaien und Amerikaner als ihnen gleichberechtigt stellen, so kann man nicht umhin mit Pickering auch noch die Australier, die Australneger (Negrillos), die Papuas und die Hottentotten hinzuzufügen. Auch hierbei wird man noch nicht stehen bleiben können: vor Allem verlangen die Mittelstufen die sich zwischen dem Neger und dem Weißen finden, namentlich die Kaffern Nubier Gallas Abessinier Berbern, eine ebenso starke Berücksichtigung als sie Blumenbach den Zwischengliedern zwischen dem Kaukasier und Mongolen schenkte. Dasselbe gilt aber auch von den Battas, deren Schädelform zwischen der europäischen und malaiischen in der Mitte steht (Junghuhn II, 6 f.). Zu dem

mongolischen Typus wird sich ferner der sog. hyperboräische als eine nicht unbeträchtliche Abweichung gesellen, am wenigsten aber wird man die eingeborenen Americaner alle in eine einzige Hauptabtheilung vereinigen können; denn was auch Morton und seine Schule von einer Gleichartigkeit des Schädeltypus fabeln, die trotz aller speciellen Verschiedenheiten durch Nord- und Süd-America hindurchgehe, so steht doch und zwar zum Theil durch ihre eigenen Untersuchungen fest, daß die Unterschiede der Formen hier so beträchtlich sind als anderwärts wo man sich nicht gescheut hat sie für fundamental zu erklären: einige sind langköpfig, andere kurzköpfig (Retzius in Müller's Archiv 1855, S. 503), wieder andere rundköpfig, die jetzigen Peruaner aber besitzen kleine viereckige, seitlich aufgeschwollene Schädel mit stark zusammengedrücktem Hinterhaupte (Morton, Cran. Am. p. 65, 115); hat doch Tschudi (Müller's Archiv 1844, S. 98) drei wesentlich verschiedene Schädelformen allein bei den Urbewohnern von Peru nachgewiesen. Es würde sich leicht zeigen lassen daß man in der Sonderung der Hauptformen auch hier nicht stehen bleiben kann, wenn man einmal so weit gegangen ist, sondern daß man nach den gethanen Schritten in gleicher Weise genöthigt ist eine unbestimmte und wahrscheinlich auch unbestimmbare Menge von verschiedenen Typen anzunehmen. Man würde dabei, wie dieß im Obigen schon hier und da der Fall war, feste Unterschiede zwischen Völkern aufstellen müssen, denen aus historischen und linguistischen Gründen eine gesonderte Abstammung nicht zugeschrieben werden kann: man überzeugt sich dadurch daß aus anatomischen Gesichtspunkten allein über Stammverwandtschaft kaum irgend etwas geschlossen werden kann, und daß es in jeder Beziehung rathsam ist bei den genannten drei Hauptformen als obersten Abtheilungen stehen zu bleiben. Es empfiehlt sich dieß, wie wir früher gesehen haben, auch noch dadurch daß diese drei Typen bei Mischung mit anderen die relativ bedeutendste Selbstständigkeit zeigen.

Um die Begründung einer ethnographischen Kraniologie hat sich in neuerer Zeit hauptsächlich Retzius Verdienste erworben. Ausgehend von dem Satze, daß die psychische Individualität eines jeden Volksstammes sich besonders in der Bildung des Gehirns ausprägen und daher am Schädel zu erkennen geben müsse, unterscheidet er zunächst dolichocephalische und brachycephalische Schädelformen: jene beruhen auf einer bedeutenderen Entwickelung der hinteren Gehirnlappen in die

Länge, die bei diesen kürzer, dafür aber bisweilen mehr in die Breite entwickelt sind. Aus Gründen der Entwickelungsgeschichte und der vergleichenden Anatomie hält Retzius die Function der hinteren Lappen für ganz besonders wichtig. Zu jenem ersten Eintheilungsgrunde kommt ein zweiter, der sich auf die Bildung des Gesichts bezieht; er erhält dadurch:

1) gentes dolichocephalae orthognathae,
2) g. brachycephalae orthognathae,
3) g. dolichocephalae prognathae,
4) g. brachycephalae prognathae.

In Europa finden sich nur die beiden ersten, in Asien alle vier Hauptformen, und zwar, wie es scheint, in ziemlich gleicher Menge; in der Südsee sind die dritte und vierte die herrschenden Typen, in Africa die dritte, während zugleich, obwohl in geringerer Verbreitung, auf dem letzteren Continente die erste, in der Südsee die zweite ebenfalls vorkommt; in America endlich wechseln die dritte und vierte vielfach miteinander ab und schließen die zweite, die sich hier in geringerer Ausdehnung findet, unter sich ein, es herrschen hier die größten Verschiedenheiten der Form und die Typen liegen vielfach zerstreut durcheinander.

Aus den Einzelangaben die Retzius gemacht hat (Müller's Archiv 1848, S. 271 ff.) geht deutlich hervor, daß auf eine Stammverwandtschaft der denselben Haupttypen untergeordneten Völker nicht geschlossen werden kann, denn in Europa gehören z. B. zu den brachycephalae orthognathae die Türken Lappen Slawen Basken, in Asien die Samojeden Buräten Aghanen Perser; zu den brachycephalae prognathae in Ostindien und der Südsee die Malaien Tahitier Papuas; zu den dolichocephalae prognathae in Africa die Neger Hottentotten und Kopten u. s. f.

An Retzius sich anschließend hat Zeune nach den drei Dimensionen des Raumes drei extreme typische Hauptformen unterschieden: Hochschädel (die Europäer und Asiaten im Westen und Süden dieser beiden Erdtheile bis nach Indien hin), Breitschädel (Mongolen und viele malaiischen Völker), Langschädel (Neger). Diese drei Hauptformen finden sich auch in der neuen Welt wieder: die erste an den Natchez und Choktaws, die zweite an den Caraiben und Makusis, die dritte in Peru bei den Huankas und Inkas, so daß wir im Ganzen sechs große Haupt-

abtheilungen erhalten. Zwischen jenen extremen Typen finden sich Mittelformen die der Mischung jener ihren Ursprung zu verdanken scheinen: die Türken Slawen Magyaren Finnen Lappen und manche Malaienvölker sind solche Mittelglieder zwischen dem mongolischen und kaukasischen, die Papuas Alfurus und Hottentotten solche zwischen dem mongolischen und Negertypus, die zuletztgenannten vielleicht aus Mischung von Negern und Malaien entsprungen.

Die vorstehende kurze Uebersicht der hauptsächlichsten Eintheilungsversuche die man in neuerer Zeit gemacht hat, läßt nur Eins mit voller Deutlichkeit hervortreten: dieß ist die vollständig allgemeine Uneinigkeit Aller die diesen Gegenstand bearbeitet haben, sowohl im Princip als auch in der Ausführung, sobald sie über die drei Hauptformen hinausgehen die durch den Neger Mongolen und Europäer bezeichnet sind. Diese Uneinigkeit aber beweist entweder daß in der Sache selbst eine gewisse Unbestimmtheit oder wenigstens eine große Vieldeutigkeit liegt, oder daß die wissenschaftliche Untersuchung derselben noch sehr weit zurück und deshalb alle entschiedenen Behauptungen über diesen Gegenstand, von welcher Art sie auch sein mögen, noch verfrüht sind.

Es kann uns nicht einfallen das Verdienstliche zu verkennen oder schmälern zu wollen das die genaue Untersuchung der Raçenschädel hat. Höchst wahrscheinlich giebt es wirklich für jedes Volk eine nationale Form des Schädels dessen genaue Feststellung von hohem ethnographischen Interesse ist. Gleichwohl aber unterliegen die Schlüsse auf Stammesidentität bei gleichem und auf Stammverwandtschaft bei ähnlichem Schädelbau bei dem jetzigen Zustande der Kraniologie ebenso begründeten Zweifeln als die auf Stammverschiedenheit bei stark abweichender Schädelform; denn ähnliche Formen kommen bei den entlegensten Völkern vor, unter denen sich ohne völlig abenteuerliche Hypothesen keine Verwandtschaft stiften läßt, während beträchtlich verschiedene sich bei Völkern finden, deren innere Zusammengehörigkeit nicht geleugnet werden kann wenn man nicht etwa die erst zu beweisende Lehre, daß die Schädelgestalt ein absolut sicheres Kriterium der Raçe sei, unbewiesen schon angenommen hat, endlich — und dieß ist nicht das Unwichtigste — ist der Variationskreis der den einzelnen nationalen Typen zukommt, noch so wenig ermittelt, daß sich bis jetzt noch kaum irgend eine Behauptung darüber aufstellen läßt, welche Formen innerhalb und welche außerhalb der einzelnen Typen liegen, während es zugleich nicht unwahrscheinlich ist,

daß die Variationskreise derselben vielfach und in weiter Ausdehnung ineinander übergreifen. Zur Bestätigung dieser letzteren Vermuthung fügen wir hier zu den früher angeführten Fällen noch einige weitere schlagende Beispiele hinzu.

Wie vorsichtig man selbst bei genauen Schädelmessungen mit directen Schlüssen auf Stammverwandtschaft sein müsse zeigt Hueck (9 not.), der die Maaße der Esthen-Schädel am meisten übereinstimmend fand mit denen zweier Tataren-Schädel, obwohl, wie er bemerkt, die Form beider im Ganzen verschieden sei. Zeune (S. 10) weist darauf hin daß die Skandinavier nach Retzius Langköpfe, die Slawen Kurzköpfe sind, daß er selbst aber gleichwohl den Schädel eines Schweden kürzer fand als den zweier Russinnen. Den bei Grafenegg in Oesterreich gefundenen angeblichen Avaren-Schädel hat Tschudi (Müller's Archiv 1845, S. 277) wegen seiner Uebereinstimmung mit den Schädeln der Huankas für peruanischen Ursprunges erklärt, wogegen C. Meyer (ebendas. 1850, S. 510) die Schädel der letzteren als völlig übereinstimmend mit den macrocephalis darthut die in der Krimm gefunden wurden. Für den der sehen will, bedarf es keines weiteren Commentars um zu bemerken was dabei herauskommt, wenn man die Schädelform als absolut sicheres Raçenzeichen betrachtet.

Es liegt hier die Frage nahe genug, weshalb man sich denn ausschließlich an den Schädel gehalten hat um die physischen Eigenthümlichkeiten der Völker kennen zu lernen? Sollten denn die übrigen Theile des Knochengerüstes eine geringere Beständigkeit der Bildung zeigen als dieser? Wohl schwerlich; aber der Schädel war nicht allein das zugänglichste, sondern auch, wie es schien, das am meisten charakteristische Untersuchungsobject, da man eine feste Beziehung seiner Form zu den psychischen Eigenschaften der Menschen anzunehmen geneigt ist, so dunkel und unbekannt die Art dieser Beziehung bis jetzt auch noch ist, denn die Fabeln der Phrenologie hat wenigstens die deutsche Wissenschaft bündig und vollständig zurückgewiesen. Ohne Zweifel hat man bisher den Schädel in viel zu großer Ausschließlichkeit für ein permanentes Raçezeichen gehalten, und es zeigt sich gegenwärtig als höchst nothwendig daß man nicht die übrigen physischen Charaktere über ihn vernachlässige, denn nur alle zusammengenommen können ein befriedigendes Bild von den Eigenthümlichkeiten der Raçen gewähren. Welche von diesen wichtiger, welche minder wichtig seien, wird sich erst in Folge

genauerer und umfaſſenderer Unterſuchungen herausſtellen können als diejenigen ſind, welche bis jetzt über dieſe Gegenſtände vorliegen. Ein guter Anfang iſt hierzu namentlich von Quetelet gemacht worden, deſſen Meſſungen ſich möglichſt vielſeitig auf die Proportionen der einzelnen Körpertheile erſtreckt haben. Er iſt zu dem Reſultate gelangt (Bullet. de l'acad. des sc. de Belg. XV P. I, 580, P. II, 16; XVI P. II, 17; XVII P. I, 344, P. II, 38, 95) daß bei der europäiſchen Raçe die Verhältniſſe der Theile des Körpers conſtant ſind und daß es der Meſſung nicht gar vieler Individuen bedarf um dieſe normalen Verhältniſſe zu finden, ja er hält es für wahrſcheinlich daß der menſchliche Körper in ſeinen Formen und Verhältniſſen viel beſtimmter iſt als irgend ein anderes Product der Natur. Bei der americaniſchen Raçe zeigt ſich, abgeſehen von der größeren Breite der Bruſt und dem kleineren Fuße, eine große Uebereinſtimmung der Proportionen mit denen der ſchönſten europäiſchen Individuen. Auch bei den Chineſen ſind die Unterſchiede nicht ſehr hervortretend; ziemlich beträchtlich ſind ſie allein in Bezug auf die Hand, den Fuß und die Armlänge, welche bei ihnen ſämmtlich kleiner ſind als bei den Europäern, nur die Hand der Frau zeichnet ſich durch bedeutendere Größe aus (a. a. O. XIII, S. 70). Dagegen hat Schultz (Froriep's Neue Notizen XXXV, S. 164) bei Ruſſen Letten Tſcherkeſſen Tſchuwaſchen Juden und Negern ſehr erhebliche Verſchiedenheiten in den Proportionen der Theile nachgewieſen.

Wir fügen hier noch ein kurzes Verzeichniß zuverläſſig ſcheinender Meſſungen bei die von anthropologiſchem Intereſſe ſind.

1) Schädelmeſſungen: Retzius in Müller's Archiv 1845. S. 84 (Schweden Slawen Finnen Lappen), ebendaſ. 1855 S. 498 (Pampas-Indianer), derſ. in Nouv. Ann. des voy. 1847. III, 119 (Abeſſinierin, Baſuto-Kaffer); van der Hoven in Müller's Archiv 1844. S. 433 (Slawonier); Phillips bei Schoolcraft, II, p. 335 (nordamericaniſche Indianer); Rob. Clarke, p. 48. (verſchiedene Negervölker); Huſchke, Schädel Hirn und Seele.
2) Meſſungen des Schädels und der wichtigſten Körpertheile: Freycinet (Papuas, Sandwichinſulaner, Auſtralier u. ſ. f.); Sandifort, Tab. cran. (Grönländerin, Römer, Amboineſe, Kaffer, Hottentotte, Buſchmann, Nord-Americaner, Cinghaleſe, Chineſe, Japaner, Papua, Auſtralier, Koluſche,

Guanche, Türke, Neger, Javaner, Jude); Hueck (Esthen; Lappen, Tschuktschen, Kalmücken, Tataren, Letten); Lesson, p. 229 (Mozambique-Neger, Papua, Alfuru, Polynesier); Schultz a. a. O.; Quetelet a. a. O. und L'Institut 1846. II, p. 77, 155; 1847. II, 119; 1853. II, 90; 1854. II, 93 (Djibbeways, neapolitanischer Riese, americanischer Hercules, Chinesen, Kaffern, Neger, europäische Soldaten); Duttenhofer, 77. (Neger); Burmeister, G. B. II (Neger); Thomson in Brit. and foreign Medico-chirurg. Review 1854. p. 489 und Fechner's Centralblatt 1854. S. 417 (Neu-Zealänder); Wilkes V. 539 (Polynesier); Flinders I, 68 (Australier).

Weit sicherere und mehr übereinstimmende Resultate als die physische Betrachtung des Menschen hat die Sprachforschung ergeben.

Vermuthlich würde es niemals einem Zoologen eingefallen sein die Völker des indogermanischen, die des semitischen, die des südafricanischen Sprachstammes als verwandte in eine Familie zusammen zu gruppiren: es ist hier der Anthropologie nur übrig geblieben die Ergebnisse der linguistischen Untersuchung und der historischen Forschung überhaupt zu erwarten, das auf diesem Wege Gewonnene sich anzueignen, und es scheint nicht als ob jemals in diesen Dingen das Verhältniß in welchem die naturhistorische und die linguistisch-historische Untersuchung gegenwärtig zu einander stehen, sich umkehren werde. Wenn Naturforscher der Linguistik gegenüber, wie dieß jetzt nicht selten geschieht, in einem gewissen pathetischen Tone über die absolute Constanz der Schädeltypen sprechen und dabei auf einige Fälle hinweisen in denen ganze Völker ihre Sprache vertauscht haben, so sieht dieß nicht wie Undankbarkeit, es sieht wie Neid und Mißgunst aus.

Die nationalen Formen des geistigen Lebens scheinen ebenso häufigen und ebenso großen Veränderungen unterworfen zu sein als die geistigen Eigenthümlichkeiten der Individuen; dagegen glaubt man im Gebiete des leiblichen Lebens eine weit größere Beständigkeit der Typen zu finden. Möglich freilich daß dieser Schein trügt, daß es dem schärferen Blicke und der umfassenderen Beobachtung gelingt auch auf jenem Felde eine ebenso große Gleichmäßigkeit der Lebensgestalten zu erkennen und nachzuweisen als in den Typen der äußeren Organisation. Hauptsächlich ist es die Sprachforschung welche diesem Gedanken eine gewisse Wahrscheinlichkeit giebt; denn nicht allein lassen sich aus der Sprache

eines Volkes ſehr beſtimmte Folgerungen auf den geſammten Bildungsſtand deſſelben machen, wie dieß z. B. Crawfurd (Hist. II, 85) in Rückſicht des urſprünglichen Culturzuſtandes der Malaien gethan hat durch den Verſuch die einheimiſchen von den fremden, zugebrachten Bildungselementen in den Wörtern der Sprache abzuſcheiden, ſondern es ſind auch überhaupt unter allen Eigenthümlichkeiten des geiſtigen Lebens die ſprachlichen die wichtigſten, weil ſie einerſeits in Rückſicht ihrer Entſtehung ebenſo unabhängig von bewußter Reflexion als von der Einwirkung äußerer Verhältniſſe und eben deshalb dem innerſten Kerne des geiſtigen Lebens ſelbſt entſprungen, für dieſes charakteriſtiſch ſind, und weil ſie anderſeits auf die ſpäteren Generationen vererbt und von dieſen gleich unbewußt angeeignet, einen ſehr hohen Grad von Conſtanz in allen weſentlichen Punkten zeigen. Was durch bewußten Willen geſchaffen wird, kann in Folge weiterer Ueberlegung durch dieſen auch einer vielfachen Aenderung und Umbildung unterworfen werden und wird es in der That oft genug; nicht ſo dasjenige was wie die Formen und der Bau der Sprache durch unbewußte Nachahmung von Einem auf den Andern übergeht und eben darum der Einwirkung der Reflexion größtentheils entzogen iſt, weil alles Denken erſt an der Hand der Sprache und durch ihre Aneignung ſelbſt ſich allmählich entwickelt und erſtarkt.

Dieſe allgemeinen pſychologiſchen Gründe laſſen zwar ſchon hinreichend erkennen, wie groß die Wichtigkeit iſt welche die Unterſuchung der Sprachverwandtſchaften für die Ermittelung der Völkerverwandtſchaften ſelbſt beſitzt, wir wollen indeſſen hierbei nicht ſtehen bleiben, ſondern verſuchen den Anſpruch etwas ſpecieller zu begründen den die Sprachforſchung vorzugsweiſe machen darf auf dieſem Gebiete ein entſcheidendes Wort zu ſprechen.

Die beiden Hauptſtücke welche bei der Sprachvergleichung in Betracht kommen, ſind der grammatiſche Bau einer jeden Sprache mit Inbegriff ihrer Lautgeſetze und der Wortſchatz, das Gloſſar. Nur entſchiedene Uebereinſtimmungen in beiden zugleich berechtigen, nach den jetzt in der Wiſſenſchaft allgemein geltenden Grundſätzen, zu einem Schluſſe auf eine genealogiſche Verwandtſchaft der Sprachen. Glaubte man in früherer Zeit dergleichen Schlüſſe aus bloßen Vergleichungen von Vocabularien allein ziehen zu dürfen, ſo hat man dagegen neuerdings dieſe Anſicht ganz verlaſſen, da jene Vergleichungen für ſich allein

nur völlig unmethodisch ausgeführt, unter keinen leitenden Gesichtspunkt gestellt und die Würdigung der vorliegenden Differenzen der Wörter verschiedener Sprachen nur der Willkür überlassen werden können. Selbst bei vielfachen und augenfälligen Uebereinstimmungen des Glossares zweier Sprachen bleibt es, so lange diese Uebereinstimmungen allein stehen, unentscheidbar ob sie ererbt sind oder bloß erborgt, ob sie die Folge wirklicher genealogischer Verwandtschaften oder die Folge eines Austausches und einer Mittheilung sind, die zwischen Sprachen stattgefunden haben welche einander ursprünglich fremd waren, später aber in Berührung miteinander getreten sind; viele derselben können auch bloß zufällig und durch gleiche ursprüngliche Erfindung herbeigeführt sein. Hierbei wird außer der Größe oder dem Grade der Uebereinstimmung unter den einzelnen Wörtern und außer der Menge der übereinstimmenden Wörter allerdings auch deren Bedeutung eine aufmerksame Berücksichtigung verdienen, da die Namen von Dingen des alltäglichen Lebens die sich in der Sprache selbst des rohesten Volkes vorfinden müssen, nicht so leicht und in nicht so großer Anzahl durch Austausch von einer Sprache in eine andere übergehen können als Benennung von Gegenständen und Verhältnissen deren Kenntniß nur da vorausgesetzt werden kann, wo das Volk eine gewisse Stufe höherer Cultur erstiegen hat. Dieß thut jedoch dem allgemeinen Satze kaum irgend welchen Eintrag, daß Wörtervergleichungen für sich allein über Sprachverwandtschaft nur wenig oder nichts entscheiden.

Demnach scheint es daß dem grammatischen Baue der Sprachen bei Beurtheilung ihrer Verwandtschaft ein größeres Gewicht beigelegt werden müsse als selbst den Uebereinstimmungen die sich im Glossare oder vielmehr unter den Wurzeln derselben finden, denn nur um diese handelt es sich bei der Vergleichung. Gleichheit der ursprünglichen Erfindung bei durchaus stammverschiedenen Völkern in Rücksicht des Sprachbaues ist wegen der großen Complicatiou des letzteren in den meisten Fällen und wegen der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Mittel die der Bezeichnung grammatischer Verhältnisse dienstbar gemacht werden können, so unwahrscheinlich, daß sie fast einer Unmöglichkeit gleichgesetzt werden darf; die Erfordernisse wahrhaft wissenschaftlicher Sprachvergleichung scheinen es aber nöthig zu machen, daß man gleichwohl nur die Congruenz zweier Sprachen in Rücksicht der beiden angegebenen Hauptstücke zugleich für einen ausreichenden Beweis ihrer

Verwandtschaft erachte (Pott, D. Ungleichht. menschl. Raçen). Wir wollen versuchen im Folgenden die Gründe anzudeuten, auf welchen hauptsächlich die Berechtigung zu einem Schlusse auf Stammverwandtschaft der Völker aus der Beschaffenheit des grammatischen Baues ihrer Sprachen beruht.

Indem die Sprache von den früheren Generationen an die späteren übergeht, werden (wie bekannt) nicht bloß die Wörter, sondern auch die regelmäßigen Weisen ihrer Verbindung Umformung und Zusammenordnung zu Sätzen übergeben und durch unbewußte Nachahmung zu festem Gebrauche angeeignet. Man schätzt oft diesen letzteren Punkt nicht hoch genug, da es doch am Tage liegt und schon oft hervorgehoben worden ist daß wir nicht in Wörtern, sondern nur in ganzen Sätzen denken, daher man auch von der lebendigen Sprache nur behaupten kann daß sie in Sätzen, nicht in Wörtern bestehe. Ein Satz aber ist gebildet nicht aus einzelnen selbstständigen Wörtern, sondern aus Worten die auf eine bestimmte und besondere Weise jedesmal aufeinander bezogen sind, ganz so wie der entsprechende Gedanke nicht aus einzelnen Vorstellungen für sich genommen besteht, sondern aus Vorstellungen die dadurch miteinander zu einem Ganzen verbnnden sind, daß sie einander gegenseitig näher bestimmen und in einer bestimmten Weise von uns aufeinander bezogen werden. Erwägt man dabei die Gebundenheit der Gedankenentwickelung an die Sprache, so wird schon hieraus im Allgemeinen ersichtlich wie folgenreich und durchgreifend die Bezeichnungsweise der Beziehungen der Wörter, welche eben durch die grammatischen Formen und durch den grammatischen Bau der Sprache überhaupt gegeben ist, auf die Art und Weise der Beziehungen zurückwirken müsse die wir unter unseren Vorstellungen knüpfen, und die wir, was noch mehr ist, nach Anleitung der grammatischen Regeln überall und immer zu knüpfen uns gewöhnen. Wir wollen dieß durch einige Beispiele zu erläutern suchen.

In dem Satze „er wird heute in der Nacht seinem Feinde auflauern um ihn zu tödten" ist die Hauptvorstellung, zu welcher alle übrigen Vorstellungen als nähere Bestimmungen unmittelbar oder mittelbar hinzukommen, die Handlung des Auflauerns. Das sinnlich anschauliche Bild welches diese Handlung darstellt, kann unserer Auffassung wie mit einem Schlage gegeben oder von uns reproducirt werden, wogegen der *sprachliche* Ausdruck stets zur Zergliederung desselben genöthigt ist. Die

Handlung des Auflauerns erhält als nähere Bestimmung zunächst die Vorstellung daß sie in diesem Falle als zukünftig und die Zukunft selbst erhält als noch speciellere Bestimmung die Vorstellung daß sie als noch heute eintretend gedacht werden soll. Ferner werden näher bestimmt die äußeren Umstände (in der Nacht), das Subject und Object der Handlung (er — Feind) und die Beziehung des Subjectes auf das Object (sein Feind), dann der Zweck der Handlung, welcher in der Form einer zweiten Handlung ausgesprochen ist (tödten), das Object dieser zweiten Handlung und die Beziehung desselben zum Objecte der ersten Handlung, eine Beziehung der Identität (ihn = seinen Feind). Demgemäß läßt sich jener Satz, wenn wir alle Andeutung der Beziehungen unter den Einzelvorstellungen hinweglassen die in ihm miteinander verbunden auftreten und statt des Pronomen „er" einen Personennamen setzen, so ausdrücken:

„Auflauern — (Zukunft — heute) — Nacht — Cajus — Feind tödten — Feind."

Auch eine solche Rede die aus lauter unverbunden nebeneinandergestellten selbstständigen Vorstellungswörtern bestände und den Hörenden nöthigte alle Beziehungen der Einzelvorstellungen auf einander sich selbst erst zu suchen und hinzuzudenken so gut er es vermöchte, wäre immer besser als keine Rede und könnte immerhin noch wohl verstanden werden, wenn ihr auch an Deutlichkeit und Bestimmtheit Vieles abginge; ja sie würde von ihrer Unvollkommenheit in dieser Rücksicht schon sehr bedeutend dann verlieren, wenn es in ihr feste Regeln der Wortstellung gäbe, durch welche die Beziehungen der Wörter aufeinander einigermaßen kenntlich gemacht würden, so daß z. B. das Regierende dem Regierten, die Hauptvorstellung ihrer Nebenvorstellung immer vorausgeschickt würde oder nachfolgte und dergl. In einem solchen Falle befinden sich wirklich die asynthetischen, einsilbigen Sprachen, die wie das Chinesische beim Mangel aller Formenlehre und daher auch aller Sonderung der Redetheile die sämmtlichen Beziehungen bloß durch die Stellung der Wörter zu verdeutlichen vermögen. Nur vermuthungsweise gehört zu diesen Sprachen auch das Idiom der Yebus im Westen von Benin (d'Avezac), auch vom Othomi in Mittel-America ist es noch zweifelhaft (Pott 256).

Eine Sprache ist ohne Zweifel im Allgemeinen um so vollkommener, je vollständiger und sicherer alle Beziehungen der Einzelvorstellungen

die zu einem Satze irgend zusammentreten können, sich aus ihr erkennen lassen, d. h. je genauer sie bezeichnet sind. Der Mittel aber die sich zu dieser Bezeichnung wählen lassen giebt es eine unübersehbare Menge: Bildung besonderer Formwörter, welche selbstständigen Vorstellungswörtern beigesetzt eine gewisse Modification des Sinnes dieser letzteren bezeichnen, z. B. die Zukunft, die Vergangenheit, die Negation, die Möglichkeit einer Handlung; Lautveränderungen der mannigfaltigsten Art, die an den selbstständigen Vorstellungswörtern selbst vorgenommen, solche Modificationen ihrer eigenen Bedeutung und bestimmte Beziehungen derselben auf andere bezeichnen; Vereinigung mehrerer selbstständiger Vorstellungswörter in größerer oder geringerer Ausdehnung in ein Wortganzes mit oder ohne Umbildung ihrer Laute; analoge Lautveränderungen an solchen Wörtern die aufeinander bezogen gedacht werden sollen u. s. f. Lassen sich die verschiedenen Möglichkeiten welche es giebt um die Anknüpfung von Nebenvorstellungen an Hauptvorstellungen und die verschiedenen Beziehungen derselben zu bezeichnen, a priori nicht aufzählen, so läßt sich auch ebensowenig a priori behaupten daß eine oder einige Weisen dieser Bezeichnung in jeder Sprache mit Ausschluß der übrigen sich consequent durchgeführt finden müßten.

Die americanischen Sprachen, welche man polysynthetische genannt hat, zeichnen sich dadurch aus, daß sie ganz gewöhnlich eine große Anzahl von selbstständigen Wörtern, obwohl nicht ohne Verstümmelung, in ein Wortganzes vereinigen z. B. im Sahaptin: hi-tau-tuala-wihnan-kau-na, er reist in einer regnigen Nacht vorbei; hi, er; tau bezieht sich auf etwas das in der Nacht, tuala auf etwas das im Regen gethan wird; wihnan von wihnasa, zu Fuße reisen; kau von kokauna vorbeiziehen; na bezeichnet den Aorist und die Richtung vom Sprechenden her (Hale). Im Dakota bezeichnet ba als Präfix des Verbums oder Adjectivums daß die betreffende Handlung durch Schneiden, bo daß sie durch Schießen oder Blasen, ka daß sie durch Hauen, na daß sie durch Druck oder mit dem Fuße, pa daß sie durch Stoßen, ya daß sie mit dem Munde geschieht (Riggs). In ähnlicher Weise pflegen die sogenannten agglutinirenden Sprachen, zu denen namentlich die tatarischen türkischen und finnischen Idiome gehören, die Beziehungen der Hauptvorstellung auf die zu ihr gehörigen Nebenvorstellungen und manche ihrer näheren Bestimmungen selbst dadurch auszudrücken, daß

relativ selbstständige Wörter der im Allgemeinen unverändert bleibenden Wurzel des Wortes, das die Hauptvorstellung im Satze bezeichnet, angefügt oder einverleibt werden, so daß aus vielen Wörtern zusammengeschobene Wortganze entstehen welche die Bezeichnungen der Beziehungen der Hauptvorstellung in sich aufnehmen. So hat z. B. das Magyarische 20 Postpositionen die mit dem Hauptworte zusammengezogen werden; aus sev-mek, lieben im Türkischen läßt sich bilden: sev-dir-isch-e-me-mek, sich gegenseitig zu lieben nicht nöthigen können; dir giebt dem Worte transitive, isch reciproke, me negative Bedeutung, e bezeichnet das Unmögliche. Gleichwohl dürfen nach dem Urtheile der Sprachforscher die polysynthetischen Sprachen Americas mit den agglutinirenden Asiens nicht in eine Klasse zusammengestellt werden, da die Hauptcharaktere beider zu vollständig verschieden von einander sind (Pott). Die Eigenthümlichkeit einer jeden Sprache von den zuletzt erwähnten beiden Arten hängt hauptsächlich davon ab, was für Nebenvorstellungen und wie viele derselben in die Hauptvorstellung durch Vereinigung der Nebenwörter mit den Hauptwörtern aufgenommen werden, was für Beziehungen der Nebenvorstellungen auf die Hauptvorstellung in die letzteren aufgenommen werden durch Vereinigung von Beziehungswörtern mit dem Hauptworte, durch welche besonderen Mittel diese Aufnahme geschieht (Präfigirung, Infigirung, Suffigirung, Lautumformung), endlich welche Nebenvorstellungen und Beziehungen ganz unbezeichnet bleiben.

Die Vorstellungen des Handelns und Geschehens treten in unserem Denken selten (Infinitiv) oder nie auf ohne daß ihnen bestimmte Beziehungen auf Personen oder selbstständige Dinge, auf Zeit Ort Modalität u. s. f. anhaften; die Vorstellungen von Personen und Dingen treten im gewöhnlichen, reflexionslosen Gedankenlaufe nicht leicht anders auf als in Verbindung mit gewissen Beziehungen zu andern Personen und Dingen. Werden diese Beziehungen durch innere Umgestaltung des Wortes selbst bezeichnet dem sie anhaften, bezeichnet durch Laute die für sich genommen keinen selbstständigen Sinn haben und ohne daß die Nebenvorstellung auf welche die Hauptvorstellung bezogen wird, durch Vereinigung des Nebenwortes mit dem Hauptworte dieser selbst als Theil einverleibt wird, so ist die betreffende Sprache eine flectirende: amabis, lieben, mit Beziehung auf die zweite Person als Subject der Handlung und auf die zukünftige Zeit. Das Princip

alle Beziehungen einer Hauptvorstellung auf die mit ihr zu verbindenden Nebenvorstellungen möglichst durch innere Umgestaltung des Hauptwortes selbst zu bezeichnen, kann natürlich in jeder einzelnen Sprache mehr oder minder consequent durchgeführt sein, und es können dabei mehrere oder wenigere auf die Hauptvorstellung bezogene Nebenvorstellungen mit jener in ein Wortganzes vereinigt werden, wodurch eine unübersehbare Menge von Sprachen möglich wird, die eine gewisse mittlere Stellung zwischen den flectirenden, agglutirenden und polysynthetischen (einverleibenden) einnehmen. So haben z. B. viele der americanischen Sprachen die Gallatin (Transactt. of the Am. ethnol. soc. II, p. XXIII) zugleich zu den flectirenden gerechnet hat, während Pott ihnen eine eigentliche Flexion abspricht, eine große Menge von temporibus und modis: das Selisch ein Futurum I und II (ich werde, ich will), einen Optativ, Decential (ich sollte), einen reflexiven, einen reciproken Modus, einen Modus des Zweckes (ich gehe um zu —) u. s. f. Noch mehrere hat das Cherokee (Worcester bei Schoolcraft II, 446 ff.). In den Sahaptin-Sprachen kann fast jeder Redetheil durchconjugirt werden: „Mann," ich bin ein Mann, du bist ein Mann u. s. f.; „über," ich bin darüber, du bist darüber u. s. f. Wo die Flexion vollkommen rein und als einziges Princip durchgeführt wäre, da würde durch die innere Umgestaltung des Wortes nur die Beziehung der Hauptvorstellung zu ihren Nebenvorstellungen bezeichnet werden, ohne daß dabei jemals die Nebenvorstellung (das Bezogene) selbst zugleich in die erstere aufgenommen würde, denn der Grundgedanke auf welchem die Flexion beruht ist dieser, daß Haupt- und Nebenvorstellung gegeneinander selbstständig, getrennt bleiben, daß sie nie in ein Wortganzes zusammengehen — eine Scheidung deren volle Durchführung freilich bei genauer Betrachtung auf viele logische Schwierigkeiten stößt; denn auch bloße Beziehungen die einer Hauptvorstellung anhaften, sind zuletzt doch selbst wieder eine Art von Nebenvorstellungen, die als nähere Bestimmungen zu ihr hinzutreten.

Wir sind weit entfernt von der Meinung durch das Vorige eine Charakteristik der Haupttypen der Sprache gegeben zu haben, vielmehr war es uns nur darum zu thun durch einige hervorstechende Beispiele zu zeigen, wie tief der Typus des Sprachbaues in die Gestaltung der Vorstellungswelt eingreift; denn es wird jetzt ersichtlich sein

wie die Gliederung der letzteren von der Gliederung des erſteren durchgängig abhängt. Die ganz aſynthetiſchen einſilbigen Sprachen überlaſſen unſere Vorſtellungsmaſſen faſt ganz ſich ſelbſt, geben faſt gar keine Anleitung zu einer Gliederung derſelben, laſſen unſere Einzelvorſtellungen die den Einzelwörtern entſprechen, in beziehungsloſer Selbſtſtändigkeit nebeneinander ſtehen, führen den Redenden nicht zur Zergliederung derſelben hin und begnügen ſich damit nur einige grobe Unterſchiede von Haupt- und Nebenvorſtellungen ihm zu verdeutlichen. Im Gegenſatze hierzu nöthigen die polyſynthetiſchen Sprachen jedes Gedankenganze möglichſt als Ganzes zu faſſen, die Nebenvorſtellungen mit der Hauptvorſtellung möglichſt innig zu vereinigen, gleichſam wie mit einem Blicke die ganze Situation zu überſchauen um deren ſprachliche Darſtellung es ſich handelt, nicht ſtückweiſe und ſucceſſiv erſt die näheren Beſtimmungen zur Hauptſache in unſerem Denken hinzutreten zu laſſen: ſie hindern die Zergliederung des Gedachten in noch viel höherem Grade als die erſteren, wie z. B. beſonders daraus deutlich wird daß in manchen dieſer Sprachen Subſtantive wie „Hand, Vater, Sohn" und dergl. abgeſondert gar nicht vorkommen, ſondern immer nur in Verbindung mit einem poſſeſſiven Pronomen. Es iſt für die Gliederung unſerer Vorſtellungsmaſſen von der eingreifendſten Bedeutung wie viele und welche Nebenvorſtellungen die Sprache uns anleitet mit der Hauptvorſtellung auf die ſie ſich beziehen, als integrirende Theile zu verbinden, in ſie ſelbſt aufzunehmen, oder ſie ihr als relativ ſelbſtſtändige Glieder anzufügen, oder ſie ihr endlich als gleich ſelbſtſtändige Vorſtellungen zu coordiniren; es iſt von nicht minder wichtigen Folgen für ſie, ob die Sprache uns gewöhnt die Beziehungen in welche die Haupt- und Nebenvorſtellungen zu einander im Satze treten ſollen, ſelbſt zu ſuchen, ob ſie dieſelben durch beſondere Wörter (Formwörter) als relativ ſelbſtſtändige Einzelvorſtellungen auffaſſen lehrt die von den bezogenen Vorſtellungen trennbar ſind, ob ſie dieſelben, wie bei der Flexion, dem Bezogenen ſelbſt als von ihm untrennbar und für ſich allein gar nicht darſtellbar anhaften läßt, ob ſie dieß an allen Beziehungen durchführt oder nur an gewiſſen Arten derſelben und an welchen, ob ſie dieß im Einzelnen mit größerer oder geringerer Conſequenz durchſetzt. Es ſind die grammatiſchen Formen der Mutterſprache durch welche dieſe primitiven, allem Denken zu Grunde liegenden Gewohnheiten des Verbindens und Beziehens der

Einzelvorstellungen aufeinander uns angebildet und habituell gemacht werden, noch ehe wir einer Reflexion auf das Gedachte fähig sind; denn was die Sprache uns zu einer Lauteinheit verbunden giebt, das fassen wir vorstellend zusammen und wir fassen es so zusammen wie sie es verbunden giebt; was sie getrennt darstellt, das fassen wir als getrennt, als relativ selbstständig auf.

Diese elementaren Gewohnheiten im Verbinden und Beziehen der Einzelvorstellungen aufeinander gehören zu den wichtigsten speciellen psychologischen Gesetzen denen das Vorstellungsleben des Menschen unterworfen ist, und wegen der umfassenden Macht die sie auf die elementare Construction unserer Vorstellungsmassen ausüben, ist es unmöglich an eine wesentliche Aenderung des Sprachbaues bei einem Volke zu glauben das als Volk fortlebt. Freilich wird man auch im grammatischen Baue einer Sprache sehr langsame und allmähliche Umbildungen wenigstens für möglich halten dürfen, und wenn es wahrscheinlich ist daß alle bloß grammatischen Wörter (Formwörter) ursprünglich Wörter von selbstständiger Bedeutung waren und daß selbst die Flexionssilben aus ursprünglich selbstständigen Wörtern erst hervorgegangen sind, die ihrem Hauptworte nur an- oder eingefügt wurden, so giebt es zwischen den Haupttypen der Sprache so wenig einen absolut feststehenden Unterschied als zwischen den Haupttypen der Körperform, aber eine solche bloße Möglichkeit einer ursprünglichen Einheit der Sprachen ist, wie Pott (Ztschft. d. deutsch. morgenl. Ges. 1855, S. 405) gegen M. Müller bemerkt hat, noch weit entfernt von dem Beweise der Wirklichkeit.

Die Phantasie einer gemeinsamen Ursprache des ganzen Menschengeschlechtes, im vorigen Jahrhundert ein Gegenstand eifrigen Forschens, ist von der neueren Wissenschaft als das anerkannt worden was sie ist, eine Chimäre*, und es dürfte aus den bisherigen kurzen Bemerkungen selbst bereits einleuchtend genug geworden sein, ein wie ganz und gar unhaltbarer Beweis für die Einheit des Menschengeschlechtes darin liegen würde, wenn sich auch unter Sprachen vom verschiedensten grammatischen Bau, z. B. Chinesisch und Sanskrit, eine Anzahl übereinstimmender Wurzeln finden (Schleicher, die Sprachen Europa's. 1850. S. 29). Schon W. v. Humboldt hat bestimmt hervorgehoben

* Man überzeugt sich davon leicht u. A. aus Martin Essai 32 ff.

daß, wenn sich auch die drei Haupttypen der bekannten Sprachen als eine aufsteigende Stufenfolge der Sprachentwickelung betrachten lassen, doch nicht nachweisbar und kaum wahrscheinlich ist, daß sie irgendwo wirklich auseinander hervorgegangen seien. Gleichwohl hat M. Müller diese letztere Ansicht in neuerer Zeit geltend zu machen gesucht: die erste Stufe der Sprachentwickelung sei die der bloßen Nebeneinanderstellung für sich selbstständiger Wörter (Family Stage — Juxtaposition), die zweite sei charakterisirt durch die Einverleibung der Beziehungen und der bezogenen Vorstellungswörter in das regierende Wort (Nomadic Stage — Agglutination), die dritte verwende die Umgestaltung des letzteren selbst zur Bezeichnung der Beziehungen (Political Stage — Amalgamation). Dieser an sich interessante Schematismus hat indessen bei den Sprachforschern keine Billigung gefunden. Namentlich hat Pott nachgewiesen daß die sog. turanische Sprachfamilie jenes Gelehrten, welche mit dem Mandschuh Tungusischen Türkischen und Finnischen auch noch den größten Theil der Sprachen umfassen sollte die sich von Tübet an durch beide Indien bis in die Südsee erstrecken, nur durch Anwendung einer Methode der Sprachvergleichung gewonnen worden sei die der wissenschaftlichen Genauigkeit entbehrt. Er selbst aber bekennt sich entschieden (D. Ungleichht. menschl. Rassen 202, 242, 272) „zu einer Mehrheit von einander schlechthin unabhängiger und vom Urbeginn her verschiedener Anfänge der Sprachen ... Stellt sich auch die Sprachforschung nicht geradehin dem einpaarigen Ursprung aller Menschen und Völker entgegen, so ist doch für ihn mit schlagenden Gründen einzutreten (wie dieß Bunsen und M. Müller versucht haben) gegenwärtig dazu Aussicht nicht viel mehr als gar keine vorhanden."

Man wird dieser Ansicht beizutreten geneigt sein, wenn man bedenkt daß das Licht welches die Sprachforschung bis jetzt über die Verwandtschaften der Völker zu verbreiten vermocht hat, nur erst über den kleineren Theil der Erde sich erstreckt, und wenn man einen Blick auf die Uebersicht wirft welche Balbi (Atlas ethnographique) über die Sprachen der Erde nach großen Hauptstämmen zu geben versucht hat. Er nimmt deren im Ganzen 860 an, die er folgendermaßen vertheilt.

I. Asien mit 153 Sprachen in 17 Familien: Indogermanen, Tamulen, Semiten, Georgier, Kaukasier, Tungusen (nebst den Mongolen Türken Samojeden und Finnen), Jenniseier, Kurilen oder Aino,

Jukagiren, Korjäken, Kamtschadalen, Polar-Americaner in Asien, Japaner, Koreaner, Tübeter, Chinesen, Indo-Chinesen. Die letzteren und die Kaukasier sind wahrscheinlich noch in mehrere Familien zu trennen (Pott).

II. Europa mit 53 Sprachen in 7 Familien: Iberisch-Baskisch, Rhätisch-Etruskisch, Illyrisch-Albanesisch, Indogermanisch (Griechen und Lateiner, Kelten, Germanen, Lithauer und Slawen, Zigeuner), Finnisch (Lappen, Esthen, Magyaren), Semitisch, Türkisch.

III. Africa mit 114 (nach Kölle mit 150—200) Sprachen, unter denen die Berber- und die Kongofamilie (der südafricanische Sprachstamm) die am weitesten verbreiteten sind.

IV. Oceanien mit 117 in 3 Familien, deren letztere beiden noch wenig bekannt sind: Malaien und Polynesier, Melanesier (schwarze Völker), Australier.

V. America mit 432 Sprachen, die sich in Nord-America mit Ausschluß von Californien in 32 verschiedene Sprachstämme vertheilen. In Süd-America haben neuerdings Rivero und Tschudi die Anzahl der Sprachen auf 280—340 geschätzt, von denen wenigstens $^4/_5$ radical verschieden seien.

Es wird keiner weiteren Warnung gegen Ueberschätzung des Grades von Zuverlässigkeit bedürfen welchen die vorstehenden Angaben besitzen, wenn man sich erinnert, daß ebensowenig die Bestimmung dessen was für eine besondere Sprache gelten soll von einer gewissen Willkürlichkeit befreit werden kann, als sich die Trennung der einzelnen Familien in vielen Fällen gegenwärtig schon für eine definitive erklären läßt. Indessen sind die Zahlenangaben nach dem Urtheile der Sachverständigen schwerlich zu hoch gegriffen. Berücksichtigt man hierbei noch die ungeheuere Vielsprachigkeit auf verhältnißmäßig kleinem Raume, die sich als Folge der geistigen Uncultur, des gänzlichen Mangels an Verkehr und der oft vollständigen Isolation kleiner Völker in verschiedenen Gegenden der Erde wiederholt, so wird man geneigt die Anzahl der radical verschiedenen Sprachen der Erde noch weit höher anzuschlagen als Balbi gethan hat. Ihr Maximum scheint jene Vielsprachigkeit in Centralamerica und von da nördlich an der Westküste hinauf von Californien an bis zum Lande der Eskimos zu erreichen (Hale S. 197), in Asien im Kaukasus, in Africa im Süden von Abessinien, in Wadai wo man 20, in Bornu wo man 30, in Adamaua

wo Barth (Ztſch. d. deutſch. morgenl. Geſ. VI, 412) einige dreißig gegenſeitig einander unverſtändliche Sprachen unterſchieden hat. Die Inſel Timor ſoll nach Crawfurd nicht weniger als 40 verſchiedene Sprachen beſitzen, auch die Anzahl derſelben auf Ende und Flores wie im Innern von Borneo ſoll ſehr bedeutend ſein und auf kleinen von Schwarzen bewohnten Inſeln der Südſee finden ſich nicht ſelten deren 4 bis 5. In allen Welttheilen zeigt ſich, wie aus den vorſtehenden Thatſachen hervorgeht, eine beſonders große Zahl von Sprachen in der Nähe der Gegenden, die wir als die großen Paſſageländer der hauptſächlichſten Wanderungszüge der Völker vermuthen müſſen. Seitwärts von dieſen oder unmittelbar auf dieſen großen Heerſtraßen ſelbſt ſcheinen ſich zu verſchiedenen Zeiten kleinere oder größere Reſte der verſchiedenſten Völker abgelagert zu haben und dort ſitzen geblieben zu ſein.

Es iſt uns noch übrig einige Worte über das Verhältniß zu ſagen, in welches der naturhiſtoriſche und der linguiſtiſche Eintheilungsgrund in der Anthropologie zu einander zu ſetzen ſind. Wo beide miteinander einſtimmig ſind, ſo daß ſie zu derſelben Anſicht über die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe der Völker hinführen, hat die Sache keine Schwierigkeit; doch iſt dieſer glückliche Fall kaum ſehr häufig. Streiten die Anſichten miteinander die aus den beiden bezeichneten Geſichtspunkten ſich ergeben, ſo ſind im Allgemeinen zwei Fälle möglich, deren Auslegung ſehr verſchiedene Schwierigkeiten hat: entweder nämlich ſpricht der anatomiſche Geſichtspunkt für Völkerverwandtſchaft und der linguiſtiſche dagegen oder umgekehrt dieſer dafür, jener aber dagegen. Der erſtere Fall wird, wo er auch vorkommt, kaum befremden können; denn wenn innerhalb einer der größeren naturhiſtoriſchen Hauptabtheilungen des Menſchengeſchlechts ſich Sprachen finden deren Typus grundverſchieden iſt (z. B. beim Chineſen und Mongolen, beim Germanen und Basken), ſo wird man ſich erinnern daß jene Abtheilungen Völker in ſich ſchließen, deren phyſiſche Unterſchiede immer noch bedeutend genug ſind, um die Annahme eines gemeinſamen Urſprungs derſelben, obwohl ſie möglich iſt, doch durchaus nicht als nothwendig erſcheinen zu laſſen, während anderſeits ſelbſt bei urſprünglicher Stammeseinheit derſelben eine ſehr frühe und vollſtändige Trennung ſich denken läßt, welche im Grunde das Einzige iſt was die radicale Verſchiedenheit der Sprachen anzunehmen gebietet. Iſt dieſer Conflict zwiſchen dem anatomiſchen und dem linguiſtiſchen Geſichtspunkte mehr

ein bloß scheinbarer, so würde er dagegen da ein wirklicher und sogar ein unlösbarer sein, wo Sprachen deren Verwandtschaft bestimmt nachweisbar ist, sich bei Völkern fänden deren physische Charaktere weit voneinander abweichen, falls sich ein solches Verhältniß nicht aus Völkermischung oder Sprachenaustausch oder beiden zugleich erklären läßt.

Natürlicher Weise lassen sich die Fälle der letzteren Art nicht nach allgemeinen Regeln allein entscheiden die man über das verhältnißmäßige Gewicht aufstellen möchte, welches bei Beurtheilung von Völkerverwandtschaften der Beschaffenheit der Körperformen und der Sprache beizulegen wäre, sondern es wird überall eines sorgfältigen Studiums der besonderen Verhältnisse bedürfen die in den einzelnen Fällen vorliegen. Indessen darf doch behauptet werden daß die Sprache uns hierbei im Allgemeinen einen sichereren Maaßstab an die Hand giebt als die physischen Charaktere der Völker. Es geht dieß namentlich aus Folgendem hervor.

Zuerst scheinen die typischen Eigenthümlichkeiten der Sprachen verhältnißmäßig unveränderlich zu sein, während wir eine gewisse Veränderlichkeit der physischen Eigenthümlichkeiten der Völker bestimmt nachgewiesen haben, so daß ursprünglich verschiedene Stämme im Laufe der Zeit einander ähnlich werden, ursprünglich gleiche dagegen sich mehr und mehr von einander entfernen können. Daß etwas dieser Art in einem besonderen Falle wirklich stattgefunden habe, wird freilich jedesmal mit bestimmten positiven Gründen, nämlich durch den Nachweis veränderter Lebensweise und Culturverhältnisse unterstützt werden müssen. Es ist hierbei erforderlich daß man die Grade der physischen wie die der sprachlichen Congruenzen und Divergenzen sorgfältig gegeneinander abwäge, und bei dieser Erwägung gilt der Grundsatz, daß im Allgemeinen immer ein etwas niedrigerer Grad auf der letzteren Seite einem etwas höheren auf der ersteren, auf Seiten der physischen Vergleichung der Völker, als gleich wiegend zu betrachten ist. Denn wo Völker in historischer Zeit zusammengestoßen sind und aufeinander verändernd eingewirkt haben, da sind zwar oft viele Wörter allmählich aus einer Sprache in die andere übergegangen, wie solche ja auch ohne fremden Einfluß neu gebildet werden oder aus der Sprache verschwinden, aber niemals hat sich der grammatische Bau einer Sprache dem einer anderen accommodirt oder sich ihm analog umgebildet, sondern er ist die ganze Sprache dem betreffenden Volke verloren gegangen

und mit einer anderen vertauscht worden. Eine solche Umwandlung des Sprachbaues durch äußere Einflüsse würde eine entsprechende Umformung des Vorstellungslebens bis in die elementaren Weisen der Verbindung seiner einzelnen Bestandtheile hinein voraussetzen, die wir für so gut als unmöglich halten dürfen. Es bestätigt sich dieß u. A. an allen Diebs- und Gaunersprachen, die immer ihre grammatische Structur einer fertigen Sprache entlehnen, während ihre Wörter zum kleineren Theile neugebildet, zum größeren verstümmelt und umgebildet, aus anderen Sprachen erborgt sind: so z. B. das Jargon das in Oregon vornämlich in der Gegend von Fort Vancouver gesprochen, aus Wörtern besteht die dem Englischen Französischen Nootka Chinook und mehreren anderen noch nicht mit Sicherheit ermittelten Sprachen angehören.

Ein weiterer Grund für den von uns aufgestellten Satz liegt darin, daß die wissenschaftliche Methode welche gegenwärtig bei der Sprachvergleichung in Anwendung kommt, einen höheren Grad von Zuverlässigkeit besitzt und bessere Garantieen für die Richtigkeit ihrer Resultate bietet als die Methoden, welche wenigstens bisher der physischen Anthropologie und insbesondere der Kraniologie zu Gebote gestanden haben. Ein äußeres Zeugniß dafür liefert schon die verhältnißmäßig große Einstimmigkeit der Sprachforscher in Rücksicht der Hauptresultate ihrer Wissenschaft, im Vergleich mit dem allgemeinen Streit unter den Naturforschern in der Lehre von den Menschenraçen, und es dürfte leicht von den letzteren sehr allgemein zugestanden werden, daß es auf ihrem Gebiete sowohl an einer sicheren Basis dieser Lehre als auch an hinreichend exacten Mitteln eine solche zu gewinnen bis jetzt noch fehlt.

Dazu kommt endlich noch daß die positiven Sätze über Völkerverwandtschaften welche sich von linguistischer Seite her, die negativen dagegen welche sich von naturhistorischer Seite her aufstellen lassen, im Allgemeinen den höheren Grad von Zuverlässigkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen. Selbst große Aehnlichkeit der physischen Charaktere zweier Völker nämlich liefert, wie wir gesehen haben, noch so gut als gar keinen positiven Beweis für die wirkliche Verwandtschaft derselben, während die Sprachforschung in vielen Fällen ein fast unbezweifelbares positives Zeugniß für sie abzulegen vermag; gänzliche Verschiedenheit der Sprachen dagegen zeugt allerdings sehr bestimmt gegen eine solche Verwandtschaft, aber bedeutende Verschiedenheit des leiblichen Typus

scheint als ein noch stärkerer Beweis gegen dieselbe betrachtet werden zu müssen. Hierbei ist aber zu bedenken, daß jeder Grund der für ein negatives Resultat spricht, nicht sowohl eine Verwandtschaft der betreffenden Völker absolut unannehmbar oder unmöglich macht, als vielmehr sie relativ hinausschiebt, eine uralte Geschiedenheit derselben voneinander wahrscheinlich macht, während ein Grund für ein positives Resultat — das Gewicht beider als übrigens vollkommen gleich angenommen — keiner solchen Alternative aussetzt und deshalb im Allgemeinen etwas mehr beweist, zumal da Verwandtschaft überhaupt in irgend einem, wenn auch sehr entfernten Grade, bei der Einheit des Menschengeschlechtes als Art wahrscheinlicher ist als ihr Gegentheil.

Demnach sind wir genöthigt uns ganz und gar gegen diejenigen zu erklären, welche wie z. B. Nott and Gliddon (205) in Bezug auf die Berberstämme behaupten, daß Sprachverwandtschaft für die Einheit der Abstammung nichts beweise, da man ja schon an den Juden sehe (was nicht einmal allgemein von ihnen wahr ist) wie häufig ein Sprachenumtausch vorkomme. Allerdings liegen unzweifelhafte Fälle dieser Art vor, auch ist ihre Anzahl nicht gering zu nennen, nur bieten sie, ganz wie wir nach dem Vorhergehenden erwarten müssen, die sehr beachtenswerthe Eigenthümlichkeit dar, daß in ihnen fast ohne Ausnahme das Volk welches seine Sprache verliert und mit einer anderen vertauscht, als Volk fortzuleben aufhört, von einem anderen verschlungen wird, sei dieses nun der Sieger oder der Besiegte, und mit diesem von da an ein Amalgam bildet, aus welchem wohl am wenigsten die Anhänger der Lehre von der absoluten Festigkeit der leiblichen Racenformen im Stande sein dürften die einzelnen Elemente herauszufinden aus denen es zusammengeronnen ist, wenn dem Sprachforscher seiner Seits diese Analyse mißlingt. Deshalb sind wir bereit zuzugestehen daß, wenn auch das Maaß in welchem eine Mischung verschiedener Völker stattgefunden hat, gewöhnlich sich dem Sprachforscher durch die proportionale Aufnahme fremder Elemente kenntlich machen wird, wie z. B. das Malaiische 5 Procent arabische und 16 Procent Sanskritwörter besitzt, doch die Menge der aufgenommenen sprachlichen Elemente der Menge des zugemischten fremden Blutes nicht immer genau proportional zu sein braucht, und daß eben deshalb die Sprachforschung über die Genealogie von Völkern welche starke und mannigfaltige Mischungen erlitten haben und sehr wechselnden Schicksalen ausgesetzt

gewesen sind, bisweilen kein bestimmtes Zeugniß mehr abzulegen vermag, daß sie überhaupt für die Unvermischtheit eines Volkes mit fremden Elementen in keinem Falle einstehen kann — was freilich die naturhistorische Betrachtung der Völker noch weit weniger zu thun im Stande ist. Dieß dürfte aber auch Alles sein was sich an Zugeständnissen von Seiten der Linguistik an die Naturforschung auf dem Gebiete der Anthropologie besonnener Weise machen läßt. Der Eskimo also wird nicht darum für einen reinen Americaner, der Magyare nicht darum für einen reinen Finnen zu halten sein, weil die Verwandtschaft der Sprachen auf diese Annahme hinleitet, denn Mischung mit stammfremden Völkern die völlig unterdrückt, vernichtet oder vertrieben wurden, ist hiermit nicht ausgeschlossen, aber eine sehr bestimmte und vollständige Berücksichtigung wird jenes Verhältniß der Sprache bei Untersuchung der Abstammung dieser Völker immer verdienen.

Wenn kleine Reste eines zersprengten Volkes oder einige unter eine stammfremde Bevölkerung verpflanzte Familien oder Individuen ihre Sprache verkommen oder verloren gehen lassen, so darf man dergleichen Beispiele natürlich nicht zu dem Beweise benutzen, daß Sprachenaustausch ein häufiges Ereigniß sei und daß die Sprache kein sicheres Zeugniß über die Stammverwandtschaft der Völker ablegen könne. Dahin gehört es, daß die wenigen Hunderte bosnischer Soldaten die vom Sultan Selim im J. 1420 abgesendet sich in Unternubien als Herren festsetzten, ihre Sprache nicht bewahrt haben, daß die in der Kap-Colonie zerstreut lebenden Hottentotten, die überdieß sämmtlich gemischten Blutes sind, nur holländisch (Napier I, 181 not.), manche der auf Manilla geborenen Chinesen nur tagalisch (Virgin II, 195), die Chinesen in Banjermassing und manchen anderen Gegenden von Borneo nur malaiisch sprechen (Rheinische Missionsber. 1853, S. 67). Dahin gehört ferner, daß der kleine Stamm der Brothertons (Algonkin-Indianer), welcher aus Mohicans, Narraganſetts, Pequots, Nanticokes und anderen Stämmen zusammengeflossen und ohne eigene Sprache war (Schoolc. 5, 506, note 2), das Englische als Sprache ebenso angenommen hat (Schoolcraft a, I, 27), wie dieß mit so vielen Deutschen in den Vereinigten Staaten der Fall ist und wie die Spanier in den Minendistricten von Peru ihre Muttersprache mit dem Quichua vertauschen (Pickering p. 277), namentlich in Cuenca und in anderen Gegenden von Ecuador (Seemann I, 209). Bei den

Bewohnern von Zamboanga auf Mindanao, deren Anzahl nicht 7000 übersteigt, hat sich ein verderbtes Spanisch als Sprache festgesetzt, das aus spanischen und einheimischen Wörtern in verschiedener Weise von den Einzelnen zusammengemischt zu werden pflegt (Trad. Lay in The Claims of Japan and Malaisia upon Christendom. New York 1839. II, 113).

Nicht größere Beweiskraft gegen die Gültigkeit der Sprache als festes Raçezeichen als die eben angeführten Beispiele besitzen diejenigen Fälle, in welchen eine aus ganz heterogenen Elementen gemischte Bevölkerung, deren einzelne Glieder ursprünglich eine Menge einander gegenseitig unverständlicher Sprachen redeten, schließlich allgemein die Sprache der herrschenden oder herrschend gewesenen Kaste sich als Muttersprache aneignet, wie dieß bei den Negern auf Haiti mit dem Französischen der Fall gewesen ist. Die Neger als Sklaven der verschiedensten africanischen Nationalitäten entnommen und in America zusammengefloſſen, reden hier überall die Sprache ihrer Herren in zum Theil greulich verstümmelter Weise, da diese ihnen gewöhnlich das einzige Mittel der Verständigung sowohl mit diesen als auch unter sich darbietet: in Brasilien das Portugiesische (Koster S. 574), auf Mauritius (Ile de France) das Französische (Beispiel einer Erzählung in einem der verschiedenen Dialekte des dortigen Neger-Französisch bei Freycinet I, 407), im englischen Westindien und in Sierra Leone das bekannte gebrochene Neger-Englisch, das neben dem Neger-Portugiesisch oder der sog. Judensprache auch in Surinam sich findet (S. Ztsch. d. deutsch. morgenl. Ges. XI, 324), in den dänischen Kolonieen eine Sprache deren Wörter meist plattdeutsch sind mit Hinweglassung aller Beugungssilben (Oldendorp 424 ff. und namentlich Wullschlägel, Gramm. und Wörterb. des Neger-Englischen). In ähnlichen Verhältnissen befindet sich, was die Sprache betrifft, die jetzige Bevölkerung der Marianen oder vielmehr die von Guaham, denn die übrigen Inseln sind jetzt menschenleer. Sie besteht aus Mischlingen der alten Eingeborenen, die namentlich unter der drückenden Herrschaft Quiroga's bis auf 2000 zusammengeschmolzen sein sollen, einigen Einwanderern von den Carolinen, importirten Eingeborenen der Philippinen und Mexicanern (Chamisso, 78; Kotzebue, II, 129; de Pagès, S. 143): nach Mallat (I, 342) sprechen sie spanisch und haben viele spanische Sitten angenommen, nach d'Urville (V,

277) dagegen hätte die dortige importirte Bevölkerung nicht das Spaniſche, ſondern die Sprache der Eingeborenen, das Chamorro ſich angeeignet. Auch in America hat das Spaniſche mehrfach die Sprachen der Eingeborenen ganz verdrängt: vor Allem in S. Salvador Nicaragua und Coſta Rica, deren einheimiſche Sprachen unbekannt ſind; indeſſen iſt dieſe Erſcheinung hier nicht ſo allgemein als Latham (Journal R. G. S. XX, 189) angegeben hat, ſondern beſchränkt ſich in Nicaragua auf einige Landſtriche, tritt in S. Salvador in der größten Ausdehnung auf und kommt auch in Honduras in manchen Dörfern vor (Scherzer S. 165, 402, 348). Wie ſich in dieſen Fällen der Sprachentauſch aus weit fortgeſchrittener Miſchung der Eingeborenen mit den Spaniern erklärt, ſo auch bei den Guayqueriern, einem Zweige der Guaraunos an der Küſte von S. Margaretha, die jetzt alle nur ſpaniſch ſprechen und ſich von ihren Stammverwandten im Aeußeren bedeutend unterſcheiden (Humboldt und Bonpland I, 467); ferner bei den Völkerſchaften von Baradéro, Quilmos, Calchaguy und S. Domingo Soriano am R. Negro und in deſſen Nähe, welche von den Jeſuiten nicht in Gemeinden vereinigt, ihre Freiheit behielten und jetzt faſt alle für Spanier gelten, da ſie in Folge von Miſchung deren Sprache und Lebensweiſe angenommen haben (Azara II, 217); bei den Bewohnern von Chiloe, deren urſprüngliche Sprache faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen und dem Spaniſchen gewichen iſt (King and Fitzroy I, 278). Ueber die Changos, welche von Huasco bis Cobija reichen, liegen widerſprechende Angaben vor: nach Einigen ſind ſie Indianer, nach Andern die Nachkommen von Spaniern die ſich in alter Zeit hier feſtgeſetzt hätten; ihre Sprache ſcheint allerdings ein verdorbenes Spaniſch zu ſein, auch kleiden ſie ſich wie die niederen Klaſſen in Chile, doch wird behauptet daß ſie mit Spaniern nur wenig Verkehr gehabt hätten (de la Salle II, 13; St. Cricq im Bullet. soc. géogr. 1853. II, 304; Philippi in Petermann's Geogr. Mittheil. 1856, S. 56). Philippi in Journ. of the R. Geogr. Soc. XXV, 112 kommt zu dem Reſultat, daß ſie ihre Mutterſprache vergeſſen und das Spaniſche angenommen hätten. Die Indianer der Umgegend von Rio Janeiro haben ebenfalls ihre Sprache faſt ganz verloren und reden portugieſiſch (von Eſchwege II, 16). Ohne Zweifel zu hoch gegriffen iſt die Schätzung daß etwa eine Million der Eingeborenen von America ihre Mutterſprache mit einer europäiſchen vertauſcht

hätte (Humboldt und Bonpland V, 774). Die Eingeborenen von ungemischtem Blute haben dieß vielmehr kaum in irgend einem bestimmt nachweisbaren Falle gethan: überall haben nur Mischlingsbevölkerungen im Zustande der Knechtschaft sich die Sprache der herrschenden Raçe aufdrängen lassen.

So sehen wir öfters an Zahl und Macht geringere Stämme von anderen stärkeren verschlungen werden und in ihnen auch mit ihrer Sprache untergehen: indem sie als Volk fortzuexistiren aufhören und sich mit dem mächtigeren Stamme amalgamiren, nehmen sie auch dessen Sprache an. Ein bekanntes Beispiel bietet dafür das alte Rom, das so viele stammfremde Elemente absorbirt hat. Daß manche americanischen Indianervölker allmählich eine Menge von Resten anderer sich einverleibt und diese dadurch zum gänzlichen Verschwinden gebracht haben, wurde schon früher erwähnt. Indessen kommt es selbst in solchen Fällen bisweilen vor, daß das von einem anderen verschlungene Volk seine eigene Sprache dennoch behält: so die den Creeks incorporirten Yuchi; und vielleicht ist der Umstand daß die Weiber der Caraiben eine besondere, von der der Männer verschiedene Sprache besitzen, auf ein ähnliches Verhältniß zu deuten. Dagegen sollen auch manche den Caraiben nicht verwandte Völker deren Sprache angenommen haben (Humboldt und Bonpland V, 13). Vieles hängt natürlich in solchen Fällen von dem Willen des Siegers und von der Zähigkeit ab mit welcher der Unterliegende an seinen Stammeseigenthümlichkeiten festhält, eine Eigenschaft welche die einzelnen Völker in sehr verschiedenem Grade zu besitzen scheinen. Die Kaste der leibeigenen Knechte bei den Bracknas im Norden des Senegal sind die Zenaghas, ein Berberstamm, dem von seinen Herren, den Assani, die arabische Sprache aufgedrungen worden ist (Leo Africanus; Bossi I, 112), ähnlich wie mehrere Kabylen der Provinz Constantine, die freilich nicht reinen Blutes sind, diese Sprache adoptirt haben (M. Wagner II, 11). So haben auch manche Theile zersprengter Vindjhavölker in Ostindien ihre Sprache mit einer Tochtersprache des Sanskrit vertauscht. Daß umgekehrt auch die Sieger an die Besiegten bisweilen ihre Sprache verlieren, dafür liefern die Normannen im 10ten Jahrhundert und die allerdings nicht sehr zahlreichen Longobarden bekannte Beispiele, nur darf man aus ihnen nicht beweisen wollen daß die physischen Raçencharaktere der Völker fester ständen als ihre sprachlichen Eigenthümlichkeiten; denn welchem

auch nur einigermaßen besonnenen Naturforscher kann es einfallen aus irgend welchen menschlichen Mischlingstypen die in die Mischung eingegangenen Elemente herauszufinden, wo der linguistische und historische Aufschluß über diesen Punkt fehlt, oder die Elemente einer stattgehabten Völkermischung nach Procenten zu bestimmen? Und deshalb sollte man die Sprachforschung geringer schätzen, weil sie nicht schlechthin alle solche Mischungen vollständig zu analysiren im Stande ist?

In fast allen bisher angeführten Fällen ist unmittelbar deutlich daß das Volk welchem seine Sprache verloren gegangen ist, durch Mischung mit einem anderen zugleich auch als Volk fortzuexistiren aufgehört hat und daß die Betrachtung der physischen Typen uns ebensowenig als die Liguistik eine Kunde von seiner Existenz zu geben vermöchte, wenn ihr nicht specielle historische Zeugnisse zur Seite ständen. Ein äußerst seltener Fall dürfte dagegen der sein, in welchem sich nach Pott's Annahme (Art. „Indogerm. Sprachstamm" b. Ersch u. G. S. 52) die parthischen d. i. scythischen Eroberer Iran's befunden hätten, indem ihnen der grammatische Bau ihrer eigenen Sprache verloren gegangen und an dessen Stelle ein ganz einfacher getreten wäre, der des Pehlwi, das zu den iranischen Sprachen gehört. So vergaßen auf Sicilien die ungriechischen Völker ihre eigenen Sprachen in Folge vielfacher Mischungen der Einheimischen und der Sikelioten und in Folge gewaltsamer Verpflanzung ganzer Bürgerschaften: die ganze Insel wurde ein griechisches Land und blieb es bis tief in's Mittelalter (Niebuhr, Röm. Gesch. I, 174). Wo dergleichen indessen nicht bestimmt historisch nachweisbar ist, darf man solche seltene Ausnahmefälle nicht annehmen um andere unbewiesene Annahmen zu stützen. In diesen Fehler verfällt z. B. Berthelot (Mém. de la soc. ethnol. I, 146 ff.), wenn er die Ansicht ausspricht daß die heutigen Bewohner der Canarischen Inseln physisch und moralisch noch ganz die alten Guanchen seien und nur ihre Sprache verloren hätten, während er sich selbst auf den Nachweis einiger Aehnlichkeiten beider in Sitten und Lebensweise beschränkt findet und zwei verschiedene Typen der Guanchen-Mumien angiebt (ebendas. II, 115 ff.), von denen er nicht einmal behauptet hat daß sie die Typen der heutigen Eingeborenen seien. Desselben Fehlers macht sich Retzius (Müller's Archiv 1848, S. 395) schuldig, wenn er kurzweg annimmt, als ob es eben eine Kleinigkeit wäre, daß die Karelen ihre Sprache verloren und die finnische sich angeeignet hätten, weil sie ovale

Köpfe besitzen, während der Sawolax rundköpfig ist, der Tawastländer aber viereckig gerundeten Schädel hat. Dergleichen Annahmen ohne historische Gründe sind unstatthaft. Sehr treffend sagt Pott (a. a. O. S. 81): „Wenn Kolonieen Sprachen zu unterdrücken oder auch nur wesentlich umzubilden im Stande sein sollen, so müssen sie eine dauernde Macht besitzen und diese Macht muß sich an bedeutende Städte als ihren Mittelpunkt anlehnen können, sonst gehen sie sammt der Sprache unrettbar in der Masse selbst der für eine Zeit lang von ihnen unterjochten Völker unter."

Im Gegensatz zu der Erscheinung des Sprachverlustes bei einem Volke, oder wie man in der Mehrzahl der Fälle vielmehr sagen sollte, des Unterganges desselben mit seiner Sprache zugleich, steht die entgegengesetzte nicht minder häufige, welche eine verhältnißmäßig große Kraft einzelner Sprachen zeigt sich anderen gegenüber selbstständig und rein zu erhalten. Das Spanische hat auf Manilla, trotz der friedlichen und gesicherten dortigen Herrschaft der Spanier der Tagala-Sprache gegenüber so wenige Fortschritte gemacht als das Englische in Ostindien solche machen wird. Das Malaiische ist auf Singapore, das Suaheli auf der Ostküste von Africa die herrschende Sprache geblieben, so viele Araber auch dahin allmählich eingewandert sind und so unbestritten ihre Herrschaft lange Zeit hindurch dort gewesen ist. Auf Malta hat sich das Arabische erhalten, wenn auch nur in geringer Reinheit. Trotz ihrer großen Zersplitterung und Zerstreuung haben die Zigeuner und an vielen Orten die Juden ihre eigenthümliche Sprache behalten.

Der historische Gesichtspunkt, welcher endlich noch den Untersuchungen über die Eintheilung des Menschengeschlechtes und die Verwandtschaften der Völker zu Grunde gelegt werden kann, läßt sich im Grunde von der linguistischen Betrachtung des Gegenstandes gar nicht trennen, da die Eigenthümlichkeiten der Sprache überall zu den hauptsächlichsten Zeugnissen gehören von denen die Geschichte des betreffenden Volkes ihr Licht erhält, und die Erkenntniß aller historischen Entwickelungen in dem Maaße unvollkommen und fragmentarisch bleiben muß, als die Anhaltspunkte welche die Sprache ihr darbietet mangelhaft sind oder ganz fehlen. Dennoch haben wir hier diese Tren-

nung des linguistischen und historischen Gesichtspunktes uns erlaubt, theils weil es uns darum zu thun sein mußte, das Verhältniß zu erörtern in welches der erstere bei einem Versuche der Eintheilung des Menschengeschlechtes zu dem naturhistorischen Gesichtspunkte zu setzen ist, mit dem er vielfach in Streit geräth, theils weil in Rücksicht der überwiegenden Mehrzahl der Völker der Erde von eigentlicher Geschichte gar nicht die Rede sein kann, so daß beim Mangel aller geschichtlichen Zeugnisse und abgesehen von der Sprache sich das was wir über sie historisch wissen, auf die Berichte einzelner Reisenden beschränkt, die trotz ihrer häufigen Magerkeit und geringen Anzahl doch oft als einzige Quellen von großer Wichtigkeit sind.

Die historische Betrachtung, insofern sie von der linguistischen verschieden ist, sieht sich daher in den meisten Fällen genöthigt sich damit zu begnügen, daß sie die Traditionen der Völker miteinander in Vergleichung stellt, vor Allem ihre religiösen Vorstellungen möglichst scharf in's Auge faßt, mit denen ihre Feste, die Behandlung ihrer Todten und andere Ceremonieen in nächster Verbindung stehen, dann die Art ihrer Zeitrechnung, die alten Baureste ihrer Länder, ihre jetzigen Wohnungen und deren Einrichtung, ihre Werkzeuge, Kleider, Schmuck und Waffen, ihre gesellschaftliche Verfassung und ihr Familienleben in Betracht zieht. Man hat auf diese ethnographisch nicht unwichtigen Dinge oft kühne Schlüsse von großer Tragweite gebaut, Wanderungen und Völkerverwandtschaften im Großen aus ihnen abzuleiten gesucht, ja man ist so weit gegangen die Abstammung der Menschen von einem Paare oder doch die Herkunft aller aus einer gemeinsamen Urheimath daraus zu folgern, daß sich Sagen von großen Fluthen* und Aehnliches bei einer großen Anzahl ganz entlegener Völker in analoger Weise wiederfinden. Deshalb müssen wir an dieser Stelle um so entschiedener darauf hinweisen, daß Uebereinstimmungen in allen eben erwähnten Beziehungen, einzeln genommen gar keine Beweiskraft für Völkerverwandtschaften besitzen, daß sie aber auch beim Zusammen-

* Nach der älteren Ansicht G. Cuvier's und Buckland's würde sich die Allgemeinheit der Fluthsagen allerdings aus einer entsprechenden allgemeinen und plötzlichen Umwälzung erklären lassen, welche die Erdrinde vor 5—6000 Jahren erlitten hätte. Andere Geologen folgen indessen hierin einer verschiedenen Auffassung und leugnen die Allgemeinheit einer solchen Umwälzung durchaus. (S. darüber die Anm. von Jameson zu Cuvier's Umwälzungen der Erdrinde, deutsch v. Röggerath 1830. II, 191 ff.).

treffen in mehreren Punkten immer nur erst an zweiter Stelle in Betracht kommen können; denn theils können alle diese Dinge unter ähnlichen Verhältnissen bei völlig und von jeher getrennt lebenden Völkern in ähnlicher Weise primitiv entstehen, theils können sie sich in Folge einer verhältnißmäßig nur kurz dauernden, oberflächlichen und wenig ausgebreiteten Gemeinschaft unter verschiedenen Völkern übereinstimmend ausbilden oder von einem auf das andere übergehen und sich traditionell bei ihm forterhalten. Da bedeutende Aenderungen in ihnen oft auf geringe Anstöße hin erfolgen, beweist ihre Verschiedenheit bei je zwei Völkern für sich allein genommen immer nur wenig gegen, ihre Uebereinstimmung immer nur wenig für deren Verwandtschaft — die Uebereinstimmung müßte denn eine ganze Reihe auffallender Particularitäten betreffen, die wie die Laute der Sprache in ihrer Entstehung von ganz individuellen Dispositionen der Menschen abhängig, nicht wohl die Annahme zulassen daß ihre Identität rein zufällig sei. Wie große Vorsicht indessen auch hierin nöthig und wie richtig der Grundsatz ist, daß alle solche Uebereinstimmungen nie als selbstständige, sondern immer nur als secundäre bestätigende Argumente zu verwenden sind, werden einige der folgenden Beispiele in's Licht setzen.

Die Analogieen welche sich zwischen asiatischen und americanischen Völkern finden, sind vielfach zusammengestellt worden (Vgl. namentlich Delafield; Bradford, American Antiqq.); die meisten der oft angeführten Einzelnheiten beweisen aber gar nichts, weil sie Dinge betreffen die sehr häufig bei uncultivirten Völkern der entlegensten Gegenden der Erde übereinstimmend vorkommen. Während der physische Typus der eingeborenen Americaner dem mongolischen sich nahe anschließt (Zusammenstellung der Zeugnisse darüber bei Bradford S. 284 ff.), muß der Bau der Sprachen dagegen als wesentlich verschieden gelten (Pott, Unglht. S. 257). Die wichtigsten Punkte der Uebereinstimmung sind folgende. Der Schamanismus der mongolischen Völker, welchem ein Feuercultus zu Grunde liegt (Erman's Archiv VIII, 213 ff.), findet sein ziemlich genaues Gegenbild in den religiösen Vorstellungen und Ceremonieen der meisten Indianerstämme von Nordamerica. Auffallende Aehnlichkeiten der alten Bauwerke und namentlich der Religion der Azteken mit denen der Tataren und Tübetaner hat A. v. Humboldt namhaft gemacht, die Uebereinstimmung der alten Tempel von Yucatan mit denen des Buddha in Indien ist

von Squier (b, p. 205 ff.) weiter verfolgt worden. Die Lehre von einem periodischen Weltuntergange und von neuen Weltbildungen findet sich in Tübet und Indien wie im alten Mexico; der erste Weltuntergang geschieht durch Erdbeben, der zweite durch Feuer, der dritte durch Sturm, der letzte durch Wasser. Ferner von Humboldt hervorgehobene Parallelen betreffen die Zeitrechnung der alten Mexicaner und die einiger asiatischen Völker. Die Thierkreiszeichen der Mongolen sind willkürlich gewählte Thiernamen, dieselben welche ihnen zugleich zur Benennung der Jahre dienen, es sind die Zeichen: Maus, Ochse, Leopard, Hase, Krokodill, Schlange, Pferd, Schaaf, Affe, Huhn, Hund, Schwein. Die Mandschuhs Japanesen und Tübetaner haben statt des Leoparden, Krokodilles und Schaafes die Zeichen: Tiger, Drache und Ziege. Die Monatstage der Mexicaner führen zum Theil dieselben Namen; es finden sich nämlich unter ihnen die Zeichen: Hase, Schlange, Affe, Hund; anstatt des Leoparden, Krokodilles und Huhnes haben sie die ähnlichen Zeichen des Ozelotl, der Eidechse und des Adlers; die übrigen fünf Thiere der zuerst angeführten Reihe waren ihnen unbekannt. Aus dem Mondkalender der Hindus kommen in Mexico sieben Zeichen vor: Schlange, Rohr, Rasirmesser, Sonnenbahn, Hundeschwanz, Haus. Was sich aus diesen Thatsachen schließen läßt, dürfte bei der im Uebrigen durchaus eigenthümlichen und, wie es scheint, originellen Gestalt der altmexicanischen Cultur nichts weiter sein als dieß, daß ein asiatischer Ursprung mancher Culturelemente Mexico's nicht minder wahrscheinlich ist als zahlreiche Einwanderungen aus Asien nach Nordwest-America überhaupt, zumal da noch in neuerer Zeit in diesen Gegenden ein Vordringen der Völker nach Süden und Südosten hin von Nordwesten her stattgefunden hat, wie wir anderwärts nachweisen werden. Von einem Beweise für die Abstammung der eingeborenen Americaner aus Asien überhaupt, kann auf solche Gründe hin keine Rede sein. Was man aber unter anderen Umständen als eine an sich bedeutungslose Curiosität betrachten würde, daß der Coxcox der mexicanischen Sage dem Noah mit der Arche entspricht und daß selbst der grüne Zweig im Schnabel des Vogels dabei nicht fehlt, wird in diesem Falle beachtenswerth, wenn es auch wie das Analogon der Wassertaufe, das sich ebenfalls dort findet, weit entfernt bleibt zu bestimmten Schlüssen zu berechtigen und nichts weiter als eine Andeutung eines Punktes giebt, der bei der weiteren Untersuchung berücksichtigt zu werden verdient.

Wo sich nur Uebereinstimmungen der Sitten wie die folgenden finden: Bestimmung der Genealogie nach der weiblichen Linie allein, Begraben der Waffen und der werthvollsten Eigenthumsstücke mit den Todten, Abschneiden des Fleisches von den Knochen der Leichen und Verehrung der Todten, Zurückführung der Krankheiten auf böse Geister und Heilung derselben durch Magie und Zauberei — lauter Eigenthümlichkeiten die z. B. den Madekassen mit vielen americanischen Völkern gemeinsam sind, da wird man keineswegs an Stammverwandtschaft und nicht einmal an Uebertragung der Gebräuche von einem Volke auf das andere denken dürfen. Dagegen kommt allerdings die eigenthümliche Einrichtung des auf Madagascar gebräuchlichen Blasebalges — er ist wie eine doppelte Pumpe construirt — der Annahme daß die Madekassen von Malaien stammen als subsidiäres Argument zu Hülfe; denn ganz dieselbe Art des Blasebalges ist gebräuchlich auf Sumatra (Marsden S. 347), auf den Sulu-Inseln (Wilkes V, 338), auf Borneo bei den Dajaks (Brooke bei Keppel I, 65), auf Mindanao (Dampier II, 9), auf Timor (Péron, Atlas. pl. 46) und in Dory auf Neu-Guinea (W. Earl a, p. 76).

Wie wenig indessen Aehnlichkeiten der häuslichen Einrichtung für sich allein genommen bedeuten, zeigt sich schon daran, daß King (I, 431) in York-Sund am Roe-Fluß in Australien unter den Hütten der Eingeborenen keine zwei fand die ganz gleich gebaut waren, und daß Simpson (I, 143) in einem Lager der Flatheads (Pend'd'Oreilles) in Nordamerica Zelte von allen möglichen Gestalten sah. Dieselbe Weise des Feueranmachens durch quirlendes Herumdrehen eines dünneren Holzes in dem Loche eines größeren Stückes kommt ebenso in Australien wie bei den Eingeborenen von Nord- und Südamerica, bei den Kaffern und Buschmännern vor (Alberti p. 36; Campbell S. 37; Barrow I, 281), in gleicher Weise auf den Carolinen und Ableuten, wogegen auf Radack und auf den Sandwichinseln ein kleineres Stück Holz in die Rinne eines größeren unter einem Winkel von 30° eingesetzt und gerieben wird (Chamisso S. 154), die Algonkins in Nordamerica aber mit zwei Steinen Feuer schlagen (Lafitau II, 242). — Die merkwürdige Sitte, welche Xenophon den Tibarenern in Klein-Asien zuschreibt, daß bei der Geburt eines Kindes der Mann anstatt der Frau als Wöchner zu Bette liegt und sich pflegen läßt, ist von der Art daß man wegen ihrer Sonderbarkeit geneigt sein

wird, wenn sie sich bei verschiedenen Völkern gleichmäßig findet, eine Uebertragung derselben von einem auf das andere anzunehmen; und doch zeigt sich dieß unmöglich, wenn wir hören daß sie nicht bloß in West-Yünnan (M. Polo) und auf Buro (Ausland 1855. S. 1046), sondern auch in Africa in Cassange sich findet (Zuchelli S. 166), bei den Basken in Biscaya (Rougemont II, 420), am häufigsten aber in Süd-America*, nämlich bei den Caraiben (Fermin I, 81; Lavayssé S. 181 leugnet es), auf der Perlinsel bei Carthagena (N. Welt-Bott. I, 56), am Ucayale (Tschudi II, 235), am Solimoes bei den Juris (Spix u. Martius, R. S. 1186), am Tapajoz bei den Mundrucus (ebendas. 1339), bei den Abiponern (Dobrizhoffer II, 273).

Diese Beispiele werden hinreichen um zu zeigen wie große Vorsicht im Schließen geboten ist, wenn Uebereinstimmungen in solchen und ähnlichen Dingen allein vorliegen, und wie äußerst unsicher die Grundlage ist die sie für die Ermittelung der Beziehungen welche unter Völkern stattfinden, für sich allein genommen abgeben.

* Die Einstimmigkeit der Reisenden verbietet diese Sitte für erdichtet zu halten. Die Ursache derselben scheint ein eigenthümlicher Aberglaube zu sein. Bei den Caraiben soll sie darauf beruhen, daß der Mann nach der Geburt eines Kindes kein großes, sondern nur kleines Wild, Vögel u. dgl. schießen darf — vielleicht damit die Frau durch die Zurichtung großer Thiere in dieser Zeit nicht über ihre Kräfte angestrengt werde — daher er den größten Theil des Tages zu Hause in der Hängematte zubringt (Quandt S. 252). Bei vielen Völkern hören wir von einem längeren strengen Fasten des Mannes bei dieser Gelegenheit, bei den Conibos am linken Ufer des Ucayale, bei den Indianern am Orinoco (St. Cricq im Bullet. soc. géogr. 1858. I, 289, Gilii 274). Nach Labat II, 128 dauert dieses bei den Caraiben 30—40 Tage, findet aber nur bei der Geburt des ersten Sohnes statt und ist demnach ohne Zweifel ein religiöser Gebrauch.

Zweiter Theil.

Pſychologiſche Unterſuchung.

Hätte die Unterſuchung der phyſiſchen Eigenthümlichkeiten des Menſchengeſchlechtes in unzweideutiger Weiſe ergeben daß die Einheit deſſelben als Art zu verneinen ſei, ſo könnten wir der Erörterung über die verſchiedene pſychiſche Begabung der einzelnen Menſchenſtämme entweder ganz überhoben ſein, wenn es uns nur darum zu thun wäre jene Frage nach der Arteinheit zu beantworten, oder wir dürften ihr doch nur die Bedeutung zuſchreiben uns darüber aufzuklären ob den ſpecifiſchen Unterſchieden in der äußeren Bildung der Menſchen durchgängig ſpecifiſche Unterſchiede des inneren Lebens entſprächen. Dagegen erſcheint die pſychologiſche Unterſuchung als höchſt wichtig, ja geradezu als unentbehrlich zur Löſung jener Hauptfrage ſelbſt, wenn die Betrachtung des Menſchen aus dem Geſichtspunkt der Anatomie und Phyſiologie zwar ſtärkere Gründe für die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art an die Hand giebt als gegen dieſelbe, jedoch von ſolcher Art daß ſich ihnen ein völlig entſcheidendes Gewicht nicht zuſprechen läßt — und eben dieß iſt, wie wir gezeigt zu haben glauben, der wahre Sachverhalt. Möchten nun aber auch noch ſo bündige Gründe von naturhiſtoriſcher Seite für die Arteinheit des Menſchengeſchlechtes geltend zu machen ſein, ſie würden ihre ganze Beweiskraft verlieren, ſobald dargethan würde daß es feſte Unterſchiede in der pſychiſchen Begabung, daß es unüberſchreitbare Grenzen der Entwickelungshöhe für die einzelnen Menſchenſtämme gebe.

Zwar iſt die pſychologiſche Seite der Frage wohl nicht leicht ganz überſehen worden, aber um ſo häufiger hat man entweder ihre Wichtigkeit nicht hoch genug angeſchlagen oder ſie mit einer Oberflächlichkeit

behandelt, über die man sich im höchsten Grade wundern müßte, wenn die Erklärungsgründe derselben nicht so nahe lägen. Ist es schon schwierig die Befähigung einzelner uns wohlbekannter Individuen richtig zu beurtheilen, so ist es eine noch weit mißlichere Sache die geistige Begabung ganzer Völker und Völkerstämme zu würdigen. Brauchbare Maaßstäbe dafür zu finden scheint kaum möglich, die Beurtheilung fällt deshalb fast immer sehr subjectiv aus. Die einzelnen Völker stehen zu verschiedenen Zeiten auf sehr verschiedener Höhe der Entwickelung, und wenn die wirklichen Leistungen allein einen sicheren Schluß auf das Maaß der vorhandenen Fähigkeiten gestatten, so scheint dieses Maaß selbst bei dem nämlichen Volke im Laufe der Zeit sich nicht gleich zu bleiben, sondern in weiten Grenzen zu schwanken, zumal wenn man annehmen muß daß in allen Fällen ein Zustand ursprünglicher Rohheit der Culturentwickelung vorausging. Zu diesen Schwierigkeiten kommt ferner der Umstand, daß die äußeren und inneren Ursachen welche bei einem Volke den Uebergang von der Uncultur zur Cultur bewirken in ebenso tiefes Dunkel gehüllt sind, als die Verhältnisse welche ein anderes an diesem Fortschritte hindern und es ewig auf der Stufe festzuhalten scheinen auf der es einmal steht. Dieß Alles bringt für sich schon eine gewisse Geneigtheit hervor ohne tiefere Untersuchung sich mit der Sache abzufinden, indem man eine ursprünglich verschiedene Begabung in die einzelnen Menschenstämme hinein denkt, ihnen verschiedene Grade der Culturfähigkeit zuschreibt, wie sich dieß leicht, aber auch leichtfertig genug, durch drastische Schilderung einiger Hauptzüge aus dem Leben des gedankenlos lärmenden Negers, des rastlos umherziehenden Americaners, des menschenfressenden Südseeinsulaners wahrscheinlich machen läßt. Der Naturmensch bildet überall zum Culturmenschen einen so scharfen Contrast, daß es kaum noch der Eigenliebe und Eitelkeit des letzteren bedarf um ihn glauben zu machen, daß er sich in geistiger Rücksicht specifisch von jenem unterscheide. Daß er selbst einst auf gleicher Stufe gestanden haben möge mit jenem, scheint ihm ein geringer Einwurf.

Die Berichte welche wir über den Zustand des geistigen Lebens culturloser Völker besitzen, sind zwar zahlreich, aber bekanntlich weit davon entfernt uns ein einigermaßen vollständiges Bild ihres inneren Lebens zu geben. Fragmentarisch wie sie sind, läßt sich aus den meisten von ihnen fast alles Andere eher gewinnen als Einsicht in den Zusammen-

hang dieſes letzteren, in die Art zu denken und zu fühlen die dieſen Völkern eigen iſt, in den Verſtand der auch bei ihnen in ſo Vielem iſt das dem oberflächlichen Blicke als thöricht, unſinnig oder grauenvoll erſcheint. Deshalb hat man ſich lange Zeit damit begnügt Religion Sitte und Sage ſolcher Völker als bloße Curioſität, als Albernheit und baaren Unverſtand zu betrachten und zu behandeln, oder man iſt von anderer Seite in tugendhafte Entrüſtung über dieſe Dinge gerathen, aber man hat ſich eben deshalb keine Mühe gegeben ſie zu verſtehen und ein Urtheil über die pſychiſchen Eigenthümlichkeiten oder eine Charakteriſtik des Naturmenſchen überhaupt daraus abzuleiten.

Außer den eben entwickelten Verhältniſſen, welche die Vernachläſſigung der pſychologiſchen Unterſuchung einigermaßen erklären mit der wir uns im Folgenden zu beſchäftigen haben, iſt endlich auch noch der Umſtand als nicht unweſentlich hervorzuheben, daß es bisher faſt nur Naturforſcher geweſen ſind welche das Problem der Arteinheit des Menſchengeſchlechtes behandelt haben. Dieſen lag die Auffaſſung der Raçenfrage von der pſychologiſchen Seite nicht allein fern, ſondern ſie erſchien ihnen auch häufig wohl als gänzliche Nebenſache, und wenn ihrer überhaupt Erwähnung gethan wurde, ſo geſchah dieß unter der Vorausſetzung daß die pſychiſchen Eigenthümlichkeiten der Völker ihren phyſiſchen Charakteren, insbeſondere dem Schädelbaue entſprächen: man behandelte mit einem Worte dieſe Dinge mit demſelben Leichtſinn mit welchem es unter Phyſiologen gewöhnlich, faſt darf man ſagen mit welchem es unter ihnen Mode iſt die Pſychologie zu behandeln. Durch den Nachweis der größeren äußeren Affenähnlichkeit des Negers glaubte man ſich ohne Weiteres zu der Folgerung berechtigt daß er auch innerlich affenähnlicher ſei als der Europäer. Beſonders aber maß man die Schädelcapacität in der Ueberzeugung, die geiſtige Capacität ſelbſt damit zu meſſen.

Daß die geiſtige Begabung der Völker und Völkerſtämme immer ihrem Kopfvolumen proportional ſei, hat namentlich Morton zu beweiſen geſucht, und obgleich aus ſeinen thatſächlichen Angaben, wie wir ſehen werden, deutlich das Gegentheil von dem hervorgeht was er beweiſen will, ſo hat man doch ſich bei ſeiner bloßen Verſicherung beruhigt und ihr auf's Wort geglaubt (ſo z. B. Ham. Smith, p. 159; P. de Rémusat, Revue des deux mondes, 1854. 4me livr.). In Deutſchland war man ohnehin derſelben Anſicht und

fand sich deshalb nicht zu einer genaueren Untersuchung der Thatsachen aufgefordert auf denen sie ruht. Nur erst neuerdings hat Engel (Unters. über Schädelformen S. 124 f.) bemerkt daß es noch erheblichen Zweifeln unterliege, ob die Masse des Gehirns bei Schädeln von verschiedenem Typus verschieden sei oder ob vielmehr bei Verengerung des Schädels nach einer Richtung zugleich immer eine Compensation nach einer andern Richtung eintrete, und ob die Gestaltverschiedenheiten der Schädel für sich allein schon einen bedeutenden Einfluß auf die Gehirnthätigkeiten ausüben. Man mag in vollem Maaße das Gewicht der Thatsache anerkennen, daß die indogermanischen und semitischen Völker, welche von jeher die wesentlichen Träger der Civilisation waren und noch sind — aus dem Schooße der Semiten sind die drei theistischen Hauptreligionen hervorgegangen — in Rücksicht ihrer Gehirnentwickelung vor allen anderen Völkerstämmen bevorzugt sind oder doch keinem nachstehen; mag man selbst die entschiedene Behauptung Lawrence's (p. 416 ff.) daß die großen Unterschiede in der geistigen Entwickelung der Völker nur aus angeborenen Verschiedenheiten namentlich des Gehirnbaues erklärbar seien, als eine nicht unwahrscheinliche Muthmaßung gelten lassen, so gewinnt damit doch der Satz daß die Gestalt und Capacität des Schädels als Maaß der geistigen Befähigung zu betrachten sei, noch keine Wahrscheinlichkeit. Warum haben sich denn, fragt Prichard, I, 304 treffend, trotz ihrer ganz griechischen Schädelbildung die Georgier niemals geistig ausgezeichnet? Warum ging die griechische und die römische Geistesbildung vor den Germanen zu Grunde? Warum, möchten wir hinzusetzen, gerieth sie überhaupt in Verfall, da die Schädelgestalt und die Gehirnbildung doch wohl dieselbe geblieben war? Wer sich weiter in der Geschichte umsehen will, findet mit Leichtigkeit noch andere Beispiele welche zeigen daß die Ueberwältigung von Völkern die einst höher civilisirt waren und eine schönere Schädelbildung besaßen, durch andere von minder glücklicher Schädelgestalt und geringer Geistescultur, nicht eben zu den seltenen Ausnahmefällen gehört. Trotz der unbestrittenen Uebermacht der weißen Menschen über die anderen Raçen, sind die Türken und die Magyaren in Europa eingedrungen, haben dauernde Siege erfochten und sich festgesetzt. Die größere Schädelcapacität der weißen Raçe hat dieß nicht zu hindern vermocht. Gehen wir indessen der Sache etwas näher.

Nach Parchappe's Messungen (Recherches sur l'encéphale) ordnen sich die Raçen nach dem Kopfvolumen in folgender Weise: Kaukasier, Neger, Mongole, Americaner, Malaie. Die erstere zeichnet sich aus durch die größte Kopflänge, die bedeutendste Entwickelung der Stirn und des Hinterhauptes; beim Neger ist die Kopflänge indessen gleich groß, kleiner beim Mongolen und Americaner, beträchtlich kleiner beim Malaien. Lawrence dagegen stellt den Malaien in Rücksicht seiner Schädelcapacität zwischen den Europäer und Neger, den Americaner zwischen den Europäer und Mongolen. Aus den umfangreichen Tafeln bei Tiedemann (D. Hirn des Negers, 1837) ergeben sich folgende Mittelzahlen der Schädelcapacität:

für den	Europäer	aus 135	Fällen	$40^{2}/_{3}$	Unzen
„ „	Americaner	„ 31	„	$40^{1}/_{3}$	„
„ „	Mongolen	„ 43	„	$39^{2}/_{5}$	„
„ „	Malaien *	„ 77	„	$38^{1}/_{6}$	„
„ „	erwachsenen Neger	„ 48	„	$37^{11}/_{12}$	„
„ „	Asiaten u. Africaner von weißer Raçe	„ 39	„	$37^{2}/_{5}$	„

Sonderbar genug stehen diese aus Tiedemann's thatsächlichen Angaben berechnetem Mittelwerthe ebenso im Widerspruch mit seinem bekannten, auf sie gegründeten allgemeinen Satze, daß das Hirn des Negers nicht kleiner sei als das des Europäers, wie Morton's Messungen mit den allgemeinen Resultaten streiten, die er aus ihnen abgeleitet hat. Dieser nämlich giebt zwar an (Cran. Am. p. 260) daß die mittlere Schädelcapacität beim Kaukasier 87 Cubikzoll, beim Mongolen 83, beim Malaien 81, beim Americaner 80, beim Neger 78 betrage, hat aber später (in Silliman's Americ. Journal of sc. and arts 2d series IX, p. 247) diese Reihe nach weiter fortgesetzten Messungen selbst zurückgenommen und so hergestellt wie sie sich bei Nott and Gliddon (p. 450) findet, wo der Malaie unmittelbar nach dem Europäer mit 85, der Neger mit 83, der Mongole mit 82, der Americaner mit 79 Cubikzoll Gehirn auftritt, so daß die amerikanische Raçe (wie auch Meigs bei Nott and Gliddon a bestätigt) am ungünstigsten gestellt ist. In directen Widerspruch mit seinen eigenen Angaben hat er sich mehrfach verwickelt durch die Behauptung daß die Schädelcapacität der geistigen Begabung entspreche. Die alten Peruaner

* Nach Ausscheidung der Papuas und Australier.

und Mexicaner nämlich, die einzigen Völker America's die sich zu höherer Cultur erhoben hatten, besaßen eine Schädelcapacität von beziehungsw. 76 und 79″ (Cran. Am. p. 261), Nott and Gliddon (p. 446) geben dieser sog. „toltekischen" Völkerfamilie* sogar durchschnittlich nur 76,8″, ein altes halbcivilisirtes Volk in Peru hatte nur 73 und die höheren Stände der alten Peruaner 75 (Morton a. a. O. p. 112 und bei Schoolcraft III, 329), d. h. ebensoviel als die Hottentotten und Alfurus — das Resultat von 155 Schädelmessungen —, wogegen Morton den rohen Nomadenvölkern von America 84″ (Nott and Gl. 82,4″) als Mittelwerth aus 161 Messungen zuschreibt**, den Creeks Irokesen und Eskimos sogar 87 und 88″, d. h. so viel als dem Europäer, den offenbar weit begabteren Cherokees dagegen beträchtlich weniger; dem Hindu 75 und dem Neger 78 (Cran. Am. p. 173 f., 195, 247). Um seinen Satz zu retten fügt er nun freilich als guter Phrenolog hinzu daß die wilden Indianerstämme sich durch fortgesetzte kräftige Vertheidigung ihrer Freiheit im Grunde doch auch viel begabter gezeigt hätten als die sklavischen Peruaner und Mexicaner, und Phillips (bei Schoolcraft p. 331) wie Nott and Gliddon (278) umgehen die Schwierigkeit geschickt durch die Behauptung, daß bei den wilden Völkern die niederen Triebe des Hinterkopfes im Uebergewicht gewesen seien, ihr Vorderhirn aber, die Intelligenz, nur ebenso gut oder nicht einmal so entwickelt gewesen sei als bei den Peruanern und Mexicanern. Nur Schade daß die beiden letzteren trotz ihrer Cultur bekanntlich sehr niedrige zurücklaufende Stirnen besaßen und daß für die wilden Stämme America's abgeflachter, wenig entwickelter Hinterkopf von Morton selbst als typisch angegeben worden ist! Ein fernerer Widerspruch ergiebt sich auch noch daraus, daß die alten Aegypter nur 80 Cubikzoll (Mittelwerth aus 55 Fällen nach Morton bei Silliman a. a. O.; Nott and Gliddon, p. 280, 432, 450) und demnach ebenso wie die Hindus, alten Peruaner und

* Morton spricht öfters von Toltekenschädeln die er vor sich gehabt habe. Man muß sich dabei erinnern daß er „Tolteken" sehr ungeschickt die sämmtlichen alten süd- und nordamericanischen Culturvölker ohne Unterschied nennt.

** Im Gegensatze zu Morton behauptet Warren nach den Schädelmessungen die er in seiner Sammlung vorgenommen hat, daß die alten civilisirten Völker America's sich durch größere Stirn und bessere Schädelbildung vor den wilden ausgezeichnet hätten (Prescott III, 353 not.).

Mexicaner, bedeutend weniger Gehirn besaßen als die völlig uncultivirten Stämme die in ihrer Nachbarschaft wohnten. Nur beiläufig erwähnen wir noch daß nach Tiedemann's und Morton's Tafeln (wie Bachmann bei Smyth, p. 262 anführt) der Unterschied zwischen der mittleren Schädelcapacität des Engländers und des Irländers 9 Cubikzoll, der zwischen Irländer und Neger nur 4 beträgt.

Neuerdings hat Huschke (Schädel, Hirn und Seele) zahlreiche Messungen vorgenommen und gefunden (S. 23) daß zwar in allen Raçen relativ große und kleine Schädel vorkommen, die größten von 41500 □Mm. Oberfläche, durchschnittlich aber die Größe des Schädels beim Aufsteigen von den niederen zu den höheren Raçen zunehme und die bedeutendste nur bei den letzteren vorkomme. Auch seine speciellen Angaben bestätigen indessen nicht den von ihm aufgestellten allgemeinen Satz; sie sind nämlich folgende (S. 48):

Mittelwerthe der Schädelcapacität

männlicher	Europäer:	40,88	Unzen aus	441	Beobachtungen
„	Americaner	39,13	„ „	31	„
„	Mongolen	38,39	„ „	46	„
„	Neger	37,57	„ „	54	„
„	Malaie	36,41	„ „	98	„

Man sieht sogleich daß diese Reihenfolge mit keiner der bisher angeführten übereinstimmt, daß sie aber auch ebenso wenig als eine der vorigen den Satz bestätigt daß Schädelcapacität und geistige Befähigung einander proportional seien, denn der begabte Malaie hätte hiernach das geringste Gehirn und der Mongole weniger als der Americaner. Den ersteren Anstoß könnte man geneigt sein auf dieselbe Weise zu beseitigen wie Huschke S. 49 den Einwurf hinwegzuräumen sucht, daß die Schädelcapacität der Hindus, welche seiner Untersuchung nach bloß 27 Unzen Gehirn besitzen, sich zu der des Europäers nur = 2 : 3 verhält. Es soll sich dieß nämlich daraus erklären daß der Hindu durchschnittlich nur 4′, der Europäer 6′ hoch sei, sich zu diesem in Rücksicht seiner Körpergröße also = 2 : 3 verhalte und daher im Grunde ebenso gut gestellt sei als dieser. Diese Erklärung ist indessen unstatthaft, da der Hindu vielmehr durchschnittlich 5′ 2″ mißt (Lassen I, 402 nach Bory), auf den Malaien aber ist sie unanwendbar, weil dieser im Durchschnitt nicht kleiner als der Mongole ist. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die alten Aegypter nächst den Hindus unter allen Völkern kaukasischer Raçe den kleinsten Schädel

beſitzen (Huſchke). Daß manche americaniſchen Völker in der That ganz ungewöhnlich große Köpfe haben, geht insbeſondere daraus hervor daß die Hüte welche während des americaniſchen Freiheitskrieges in Paris für die Eingeborenen von Canada und von Neu-Orleans angefertigt wurden, ſich ſämmtlich als zu klein für ſie auswieſen. So haben auch die Feuerländer Eskimos und Vandiemensländer bei gedrungener Statur auffallend große Köpfe, wie dieß bei allen Bewohnern kalter Länder, auch innerhalb der kaukaſiſchen Raçe, im Vergleich mit denen wärmerer Gegenden der Fall zu ſein ſcheint (Parchappe S. 51). Virey (I, 66 ff.) bemerkt daß der Ruſſe voluminöſeren Schädel beſitze als der Schwede, der Kalmücke und Tatare größeren als der civiliſirte Europäer, namentlich aber der Lappe ſich durch ſtark entwickelten Schädelbau auszeichne. Auch Desmoulins hat auf den Mangel an Uebereinſtimmung hingewieſen der ſich bei der mongoliſchen und noch mehr bei der ſog. hyperboräiſchen Raçe zwiſchen dem Kopfvolumen und der geiſtigen Begabung finde. Endlich fehlt es nicht an Beiſpielen welche beweiſen daß gleiche oder doch ſehr ähnliche intellectuelle und moraliſche Anlagen bei verſchiedener Schädelform vorkommen, ſo wie umgekehrt verſchiedene Anlagen bei nahe gleicher Schädelgeſtalt und Schädelcapacität. Ein und daſſelbe Volk ſehen wir im Laufe ſeiner Geſchichte von der Rohheit zur Cultur fortſchreiten und von ſeiner Höhe wieder herabſinken, wir ſehen damit ſeine Fähigkeiten ſich ändern; da aber die Schädelform (wie man wenigſtens gewöhnlich annimmt) dieſelbe bleibt, ſo verträgt ſich die Behauptung daß die Geiſtesgaben von ihr abhängig ſeien, nicht einmal mit der Lehre von der Unveränderlichkeit der Raçen-Schädel. Auch von dieſer Seite her finden wir uns demnach genöthigt die Schädelcapacität als Maaß der geiſtigen Befähigung aufzugeben.

Nach Beſeitigung dieſer Vorfrage kehren wir zu unſerer Hauptaufgabe zurück, mit welcher wir uns erſt jetzt wirklich auf pſychologiſchem Gebiete befinden, nachdem ſich gezeigt hat daß ſich aus der Schädelbeſchaffenheit kein Kriterium für die Eigenthümlichkeiten des geiſtigen Lebens entnehmen läßt, und zwar werden wir uns zuerſt nach dem Wege zu fragen haben den dieſe Unterſuchung einſchlagen ſoll.

Wie in phyſiſcher Rückſicht die Menſchen alle zu einer und derſelben Art gehören, wenn ſich nachweiſen läßt daß die größten phyſiſchen Unterſchiede welche unter ihnen vorkommen nicht beträchtlicher ſind

als diejenigen welche erst im Laufe der Zeit an demselben Volke oder Stamme entstehen können, so wird man sie in psychischer Rücksicht zu derselben Species zu rechnen haben, wenn sich zeigen läßt daß die größten Differenzen ihrer geistigen Entwickelung, ihrer intellectuellen und moralischen Cultur, nicht größer sind als die Unterschiede der Culturzustände welche dasselbe Volk in seiner Geschichte durchläuft. Es handelt sich hierbei nicht darum zu beweisen oder zu widerlegen daß gegenwärtig z. B. der Neger überhaupt oder etwa ein einzelnes Negervolk zu denselben geistigen Leistungen fähig sei als ein europäisches Culturvolk, denn Völker sind, auch wo sie momentan mit ihrer Geschichte zu brechen scheinen, von der historischen Grundlage ihrer Lebensentwickelung ebenso abhängig als Individuen und es erscheint schon wegen dieses Gesetzes der Continuität im Zusammenhange des inneren Lebens geradezu als unmöglich daß dasselbe Volk auf verschiedenen Stadien seiner Entwickelung, geschweige denn daß Völker die auf wesentlich verschiedener natürlicher und geschichtlicher Grundlage stehen, dieselben geistigen Leistungen machen. Bezeichnet man aber mit dem Worte Fähigkeiten was allein damit bezeichnet werden sollte, nicht die zu irgend einer Zeit und unter irgend welchen Voraussetzungen irgend einmal möglichen Leistungen, die sich auf keine Weise auch nur annähernd bestimmen lassen, sondern diejenigen Leistungen, welche in der Gegenwart d. h. für die jetzt lebende Generation unter günstigen Umständen Verhältnissen und Schicksalen möglich sind, so liegt am Tage nicht bloß daß die Fähigkeiten auch desselben Volkes im Laufe der Zeit sich ändern, sondern auch daß das Urtheil über die Einheit der Menschen als Art nur von der Entscheidung der Frage abhängt, ob unter günstigen Umständen im Laufe der Zeit alle Völker und Menschenstämme dieselbe Entwickelungshöhe zu erreichen vermögen oder nicht. Mag man daher auch noch so sehr darüber einverstanden sein, daß die Fähigkeiten der Negervölker gegenwärtig weit zurückstehen hinter denen der Völker von weißer Raçe — und wer sollte dieß nicht zugeben? —, so folgt doch daraus gar nichts zu Gunsten der Behauptung daß es feste specifische Unterschiede unter den Menschenraçen in psychischer Rücksicht gebe.

Ganz analog unserer früheren naturhistorischen Untersuchung werden die Ergebnisse der psychologischen vorzüglich abhängig sein von der Beantwortung der Frage nach den größten Unterschieden der Geistes-

bildung welche bei verschiedenen Menschenstämmen, und nach den größten Veränderungen welche in dieser Rücksicht bei demselben Volke vorkommen. Finden sich innerhalb desselben Menschenstammes zu verschiedenen Zeiten an demselben oder an verschiedenen Völkern, oder auch zu derselben Zeit an verschiedenen Völkern geistige Unterschiede, die dem Maximum der überhaupt vorhandenen Unterschiede gleich sind oder sehr nahe kommen, so lassen sich diese nicht als specifisch betrachten. Dasselbe gilt auch dann, wenn die Differenzen der Individuen desselben Volkes, abgesehen natürlich von krankhaften Erscheinungen (Blödsinn u. dergl.), jenem Maximum gleich kommen. Die Bildungshöhe der Individuen ist in zweierlei Hinsicht für unsere Hauptfrage von Wichtigkeit, theils insofern als die begabtesten und unbegabtesten eines jeden Volkes die Grenzen der geistigen Befähigung dieses letzteren selbst bezeichnen und daher die Grundlage der Entscheidung darüber abgeben müssen, ob wir es hier mit specifischen Unterschieden zu thun haben oder nicht, theils insofern als die begabtesten unter sonst günstigen Umständen das Volk dem sie angehören, auf eine entsprechend höhere Stufe der Cultur und (was davon unzertrennlich ist) der geistigen Befähigung selbst zu heben vermögen.

Es ist leicht ersichtlich daß zur Lösung der bezeichneten Aufgabe eine möglichst vollständige specielle Schilderung des geistigen Lebens der Naturvölker mit allen seinen Eigenthümlichkeiten erfordert wird, denn erst aus einer solchen wird sich eine begründete Bejahung oder Verneinung jener Frage entnehmen lassen, wenn wir ihre Hauptzüge den hervorstechenden Leistungen der Culturvölker in ihrer historischen Entwickelung gegenüberstellen. Dieses Detail einer späteren Darstellung vorbehaltend wenden wir uns hier der allgemeinen Betrachtung jenes psychologischen Problems zu, indem wir zugleich die Resultate mit benutzen welche sich aus dem speciellen Studium des Gegenstandes uns ergeben haben.

Wir dürfen hierbei von der Voraussetzung ausgehen daß, wie im Leben der Einzelnen, so auch im Leben der Völker alle höhere geistige Entwickelung, alle Cultur erst etwas Secundäres ist und auf einem allmählichen Fortschritt zu einem besseren Zustande beruht als der primitive Zustand der Menschheit, der sog. Naturzustand, überall war. Diesen letzteren werden wir uns für alle Raçen gleichmäßig als einen Zustand gänzlicher Unbildung zu denken haben, und wenn wir ihm

auch hier nicht die Merkmale der Rohheit Verwilderung und Versunkenheit beilegen wollen, theils um verkehrte Vergleichungen desselben mit moralischen Werthbegriffen zu verhüten, theils um späteren Ueberlegungen nicht vorzugreifen, so dürfen wir doch hervorheben daß der Naturzustand im Gegensatz zu aller erst erworbenen Cultur eine Weise der menschlichen Existenz bezeichnet, bei welcher alle geistigen und moralischen Kräfte noch völlig unentwickelt sind. Sind wir nun zwar zu der Annahme genöthigt daß alle Völker zuerst eine solche Zeit absoluter Unbildung durchlebt haben, so daß sie hierin jedenfalls ursprünglich in geistiger Beziehung einander gleich waren, so bleibt es doch eine mögliche Ansicht daß einige sich in Folge besserer Anlagen, vielleicht in Folge eines ihnen eingepflanzten specifischen Triebes zu höherer Culturentwickelung, leichter und auf geringere äußere Veranlassungen hin aus jenem Zustande herausgearbeitet haben, als andere die nicht nur dieß nicht vermochten, sondern kaum durch die kräftigste Einwirkung sich dahin bringen lassen einige der ihnen dargebotenen Elemente fremder Cultur sich anzueignen.

Halten wir den zuletzt aufgestellten Gesichtspunkt für unsere psychologische Untersuchung fest, so wird es unsere Aufgabe sein zuerst die wesentlichen specifischen Charaktere des Menschen überhaupt aufzusuchen, d. h. diejenigen durch welche er sich von den ihm zunächst stehenden Thieren unterscheidet, um zugleich daraus zu ersehen ob diese Merkmale sämmtlich in gleicher Weise allen Raçen und Individuen zukommen oder nicht. Erst die zweite Frage kann es dann sein ob es innerhalb dieser Charaktere die das Wesen des Menschen in Rücksicht seines geistigen Lebens ausmachen, kleinere aber ebenfalls feste Unterschiede giebt, welche uns nöthigen die einzelnen Menschenstämme nicht als Varietäten einer Art, sondern als Arten einer Gattung anzusehen. Um diese Frage zu lösen, werden wir versuchen müssen mit Benutzung des empirischen Materiales das sich für diesen Zweck verwendbar zeigt, uns ein Bild vom Naturzustande des Menschen zu entwerfen, das von allen philosophischen Voraussetzungen fern gehalten, sich möglichst genau an unsere thatsächliche Kenntniß des Menschen anzuschließen hat. Um endlich von hieraus zu einer richtigen Würdigung der Unterschiede zu gelangen welche sich zwischen der Entwickelungshöhe der verschiedenen Menschenstämme finden, werden wir die Umstände und Verhältnisse in Erwägung zu ziehen haben, welche den Menschen dazu bestimmen den Naturzustand

zu verlaſſen, wobei ſich ergeben wird, ob wir die unter den einzelnen Völkern ſtattfindenden Unterſchiede der Entwickelung von ſpecifiſchen Verſchiedenheiten der geiſtigen Begabung oder von Verſchiedenheiten ihrer Naturumgebung, ihrer Lebenslage, ihres Zuſammentreffens mit anderen Völkern, mit einem Worte von Verſchiedenheiten ihrer hiſtoriſchen Schickſale abzuleiten haben oder möglicher Weiſe von einem Zuſammenwirken beider.

I. Die ſpecifiſchen Charaktere des Menſchen.

Es würde eine überflüſſige Mühe geweſen ſein, hätten wir früher bei Betrachtung des Menſchen von der phyſiſchen Seite in größerer Ausführlichkeit die charakteriſtiſchen Unterſchiede beſprochen welche zwiſchen dem Menſchen und den Thieren ſtattfinden: ſie ſind bekannt und unbeſtritten; was dagegen das Gebiet des geiſtigen Lebens betrifft, ſo liegen dieſe Unterſchiede wenigſtens zum Theil der Beobachtung nicht ſo offen vor als jene und ſind zu keiner ſo allgemeinen Anerkennung gekommen, denn noch jetzt begegnet man nicht ſelten bei Schriftſtellern deren Urtheil auf umfaſſenden eigenen Erfahrungen ruht einer Darſtellung, nach welcher es den Schein gewinnt daß das geiſtige Leben der niederen Raçen nicht höher ſtehe als das der Affen, ihr Gemüthsleben nicht höher als das der Raubthiere. Der Witz Beaumarchais': Boire sans soif et faire l'amour en tout temps, c'est ce qui distingue l'homme de la bête, iſt im Ernſte vertheidigt worden, und es finden ſich ſolche und ähnliche Anſichten bisweilen gerade von denen vertreten, die ohne ungünſtige Vorurtheile ſich unbefangen den Eindrücken hingegeben haben welche das Leben eines völlig uncultivirten Volkes auf den Europäer macht. Scheint es auf den erſten Blick gewagt in dieſen Dingen Männern zu widerſprechen die mit eigenen Augen geſehen haben, ſo iſt es doch erklärlich genug daß gerade der unmittelbare Anblick der Rohheiten die im Leben der ſog. Wilden täglich und ſtündlich hervortreten, in Verbindung mit den Leiden und Quälereien denen der Reiſende von Seiten jener Menſchen ausgeſetzt zu ſein pflegt — meiſt die drückendſte

Zugabe zu den übrigen Beschwerden die sein Unternehmen mit sich bringt — es zu einer billigen Beurtheilung nur selten kommen läßt, zumal von Seiten des civilisirten Europäers der unvorbereitet auf die ungeheure Geistesträgheit, auf den physischen und moralischen Schmutz die er vorfindet, über den Contrast mit der Heimath erschrickt, der von Ekel erfüllt und von vergeblichen Anstrengungen ermattet sich abgestoßen und im Innersten empört fühlt von dem Bilde das sich ihm darstellt. Bei dem allgemeinen Interesse und der hohen Wichtigkeit die es hat das Wesen des Menschen in geistiger Beziehung richtig aufzufassen, erscheint es, insbesondere den verschiedenen Beurtheilungen gegenüber welche die sog. wilden Völker erfahren haben, als keine müßige Frage, welche festen wesentlichen Unterschiede es sind die den Menschen vom Thiere trennen, denn gerade diese Unterschiede bezeichnen zugleich die Haupteigenthümlichkeiten welche die gemeinsame Grundlage für das geistige Leben des rohen und des civilisirten Menschen bilden.

Es genügt für diesen Zweck nicht einen Ausdruck zu finden durch den sich der specifische Unterschied des Menschen vom Thiere in allgemein verständlicher Weise bezeichnen läßt. Solcher Formeln hat man mehrere aufgestellt, und man kann ihnen beistimmen ohne einer von ihnen den Vorzug zu geben, denn sie gewähren durchgängig keine bestimmte Einsicht in die besonderen Umstände welche für die Trennung des Menschen vom Thiere von entscheidender Bedeutung sind und vermögen den Zweifel nicht zu beseitigen, ob wir berechtigt sind diese Trennung als eine feste oder als eine durch fließende Unterschiede vermittelte zu betrachten. Wenn man dem Menschen ausschließlich Vernunft zuschreibt oder Geist, wenn man ihm Perfectibilität beilegt, die man den Thieren abspricht, so ist damit zwar eine Entscheidung der Streitfrage gegeben die wir zu erörtern uns vorgenommen haben, aber die wirkliche Untersuchung derselben ist damit nicht sowohl angefangen, als vielmehr abgeschnitten, und ob unsere Einsicht in den wirklichen Sachverhalt damit erweitert wird oder nicht, wird ganz von der Feststellung des Sinnes abhängen, den man jenen vieldeutigen Ausdrücken zusprechen zu müssen glaubt, und von der Tiefe und dem Umfange in denen man die specielleren Bestimmungen entwickelt welche in ihnen enthalten sind. Erscheint es demnach nicht bloß als zweckmäßig, sondern geradezu als geboten in der Untersuchung von diesen specielleren erfahrungsmäßigen Bestimmungen selbst, nicht von allge-

meinen Begriffen auszugehen, so macht sich dieß außerdem auch noch aus dem zweiten Grunde nothwendig, daß eben die Perfectibilität, die man so oft zum allgemeinen Kriterium der Menschheit gemacht hat, den sog. niederen Menschenraçen von manchen Schriftstellern abgesprochen wird. Ob dieß mit Recht oder Unrecht geschehe, wird sich nur aus genauer historischer Betrachtung der einzelnen Völkerfamilien und ihrer geistigen Charaktere ergeben können: wir sehen uns also auch von dieser Seite her dazu aufgefordert die allgemeinen Begriffe wenigstens vorläufig bei Seite zu legen und uns auf das Besondere einzulassen. Ueberdieß läßt sich schwer bezweifeln daß auch manche Thiere, wenn sie auch keine Geschichte haben im Sinne der menschlichen Culturgeschichte, eine gewisse Perfectibilität besitzen; wir brauchen in dieser Rücksicht nur an das Pferd und den Hund zu erinnern. Allerdings ist es nicht der eigene Trieb dieser Thiere, sondern die Einwirkung des Menschen, in Folge deren sie den Naturzustand verlassen und sich zu einer höheren Stufe der geistigen Entwickelung erheben; um sich aber davon zu überzeugen daß sie einer solchen Erhebung in der That fähig sind, braucht man nur das Pferd des Arabers mit seinen wilden Stammeltern zu vergleichen. In beständigem Umgang mit seinem Herrn und dessen Familie wird es versorgt und geliebt wie ein Kind des Hauses und nimmt gleich einem der nächsten Angehörigen an Allem theil was die Familie betrifft: daß es menschliche Handlungen und Schicksale in großem Umfange verstehen lernt, daß es selbst in bewundernswerth verständiger Weise bisweilen unaufgefordert mithandelt und daß es ebendeshalb in vielen Fällen wirklich einen gemüthlichen gefühlsmäßigen Antheil an dem nehmen muß was in die äußeren und inneren Verhältnisse der Menschen eingreift, was sie bedroht, erschüttert oder zerstört, dafür mangelt es nicht an zahlreichen Beweisen. Werden wir diesem Thiere also wohl die Perfectibilität absprechen, werden wir leugnen können, daß sein Vorstellungskreis einer Erweiterung über seinen natürlichen Horizont hinaus fähig, daß sein Gemüthsleben einer Vertiefung, einem Verständniß von Gemüthszuständen höherer Art zugänglich sei, die ihm von Natur fremd sind?

Suchen wir also nach bestimmteren Unterschieden zwischen dem Menschen und dem Thiere als diejenigen sind welche der Ausdruck „Perfectibilität" in sich schließt, und suchen wir sie unmittelbar auf dem Gebiete der besonderen Thätigkeiten und Leistungen die dem Men-

schen eigenthümlich sind. Ihre Betrachtung wird uns zugleich lehren, welche Umstände und Verhältnisse es sind auf denen die Erhebung des Menschen über das Thier, auf denen der Charakter desselben beruht, vermöge dessen man ihm ausschließlich oder doch mit einem gewissen besonderen Rechte Perfectibilität zuzuschreiben pflegt.

Daß der Mensch aus Erfahrung lernt, ist zwar eine seiner folgenreichsten und wichtigsten, aber in dieser Allgemeinheit wenigstens keine seiner specifischen Eigenthümlichkeiten. Die alltäglichsten Beobachtungen die wir an den Hausthieren machen, zeigen uns daß auch sie durch Schaden klug werden. Es geschieht dieß oft in kurzer Zeit und die Lehre dauert für das ganze Leben. Elephanten welche die Uebermacht des Menschen einmal mit aller Entschiedenheit empfunden haben, pflegen sich ihr später fortwährend ohne Widerstreben zu fügen; die mit dem Lasso eingefangenen wilden Pferde machen jede mögliche Anstrengung um sich wieder zu befreien, aber einmal gebändigt, zeigen sie sich gewöhnlich lenksam und geduldig für immer. Selbst eine bemerkenswerthe Accommodation an ungewöhnliche Umstände findet sich bei Thieren nicht selten, wie z. B. wenn man an Affen, die sich an einem heiß dargebotenen Trunke verbrannt hatten, mehrfach bemerkt hat, daß sie später immer ruhig warteten bis er kühl geworden war (Bennet II, 158)*, aber diese Benutzung früherer Erfahrungen geht theils, wie es scheint, überhaupt nicht über einen gewissen Punkt hinaus, theils wird sie durch thierische Begierden oft gehindert welche zu mächtig hervorbrechen als daß die gemachte Erfahrung dem Thiere zu Gute kommen könnte. So werden Affen ganz gewöhnlich gefangen durch eingegrabene Töpfe voll Mais, durch deren engen Hals sie nur die leere Hand einzuführen, die gefüllte aber nicht wieder zurückzuziehen vermögen. Wollen wir auch nicht in Abrede stellen daß der natürliche Mensch oft in ähnlicher Weise von der sinnlichen Begierde überwältigt um die Frucht sich betrogen sieht welche ihm die aus der Erfahrung gezogene Lehre tragen könnte, so würde es doch überall vergeblich sein Menschen auf so plumpe Weise und wiederholt zu fangen wie die Affen.

Indessen muß man sich hüten dasjenige zu gering anzuschlagen was die Thiere wirklich aus Erfahrung lernen. Das geheimnißvolle Wort

* Mehrere hierher gehörige Beispiele und eine Erörterung der Schwierigkeiten mit denen ihre richtige psychologische Würdigung zu kämpfen hat s. in m. Grundlegung der Psychol S. 185 ff.

„Inſtinct" verdeckt uns im Seelenleben der Thiere gar Vieles worin mehr wirklich pſychiſches Leben und weniger Mechanismus enthalten iſt als man gewöhnlich glaubt. Wir führen zum Beweiſe hier nur das eine aber wichtige Beiſpiel an, daß die bekannten Erſcheinungen die wir einfach als eine Folge inſtinctiver Furcht der Thiere vor dem Menſchen zu bezeichnen pflegen, höchſt wahrſcheinlich nur aus den Erfahrungen zu erklären ſind welche ſie an dieſem gemacht haben, ſei es nun daß auf eine uns unbekannte Weiſe eine Tradition, eine Art von Belehrung der Jungen durch die Alten in dieſer Rückſicht auch in der Thierwelt anzunehmen iſt, oder daß die ſpäteren Generationen ſchon von Natur vorſichtiger und ſcheuer ſind, während die früheren es durch eigene Erfahrung wurden (ſ. oben S. 93 u. 100). Die Beobachtungen welche für die von uns angegebene Deutung ſprechen, betreffen das Verhalten der Thiere in Gegenden die in früherer Zeit von Menſchen nie betreten worden ſind: alle Arten von Vögeln, erzählt Darwin (Naturwiſſ. R. II, 169), ſelbſt die Raubvögel nicht ausgeſchloſſen, ſind auf den Gallapagos-Inſeln durchaus zahm, es giebt keinen der ſich nicht nahe genug kommen ließe um ihn mit einer Ruthe zu ſchlagen oder mit einer Kappe zu fangen. Nach den Erzählungen von Cowley und Dampier (1684) zu urtheilen ſcheinen ſie früher ſogar noch zutraulicher geweſen zu ſein. Auch auf den Falklands-Inſeln, wo es doch Falken und Füchſe giebt, hat man dieſelbe Beobachtung gemacht. Nur mit den Wandervögeln die in fremden Ländern Vorſicht lernten, verhält es ſich anders. Auf Poſſeſſion Island (Victoria Land) verſuchten die Pinguine ſogar der Mannſchaft des Capitän Ross (I, 189) den Weg ſtreitig zu machen. Auch in Kordofan ſind die Vögel weit weniger ſcheu, wenn nur der Jäger ſich in eine andere als die gewöhnliche Landestracht kleidet (Pallme S. 153).

Vergleichen wir den Menſchen mit dem Thiere in dieſer Hinſicht, ſo ſind die Lehren welche er aus der Erfahrung zieht, nicht allein ungleich umfaſſender, ſondern ſie üben auch einen viel tieferen Einfluß auf die geſammte Geſtaltung ſeines äußeren und inneren Lebens aus und befähigen ihn erſt in die beherrſchende Stellung zu treten die er ſelbſt auf der niedrigſten Stufe der Cultur überall der Natur gegenüber einnimmt wo wir ihn finden. Wie der civiliſirte Menſch den rohen Naturmenſchen, ſo überwältigt dieſer die ihm feindlichen Naturgewalten und namentlich die Thiere nicht ſowohl durch phyſiſche als durch

geistige Kraft: er benutzt ihre Instincte auf die mannigfaltigste Art um sie zu täuschen, wendet den geeigneten Köder an sie zu fangen, ahmt ihre Stimmen nach, verkleidet sich in entsprechender Weise um sie zu beschleichen und richtet die Art der Jagd auf das Sinnreichste nach den Lebensgewohnheiten eines jeden ein. Zwar noch weit entfernt von einer bewußten und sicheren Herrschaft über die Natur, ist doch sein Kampf mit ihr ein durchaus erfolgreicher, erfolgreich durch unmittelbaren Sieg über die äußere Macht oder mittelbar durch ein Mißlingen, das ihn zur Vorsicht für die Zukunft mahnt und zur Ueberlegung über die Wahl und Anordnung der Mittel anleitet welche er versuchen muß um drohendem Uebel zu begegnen.

Wie sich in jener Accommodation an die Umstände und in deren geschickter Benutzung auch bei den rohesten Völkern eine entschiedene Superiorität über die Thiere ausspricht, so zeigt sich eine solche nicht minder bei ihnen in der Unterwerfung der gesammten Natur unter besondere menschliche Zwecke. Der Schutz gegen die Einflüsse des Klima's durch Kleidung und Wohnung, die Verfertigung von Werkzeugen die theils der Herstellung der letzteren, theils dem Fischfang, der Jagd, der Zubereitung der Speisen oder der Gewinnung und Aufbewahrung anderer Lebensbedürfnisse dienen, fehlen bei keinem Volke der Erde, und man erkennt in diesen Dingen ebenso leicht eine viel weiter gehende Benutzung der gemachten Erfahrungen als sich selbst bei den begabtesten Thieren findet, als man einsieht daß eben von dieser Benutzung alle höhere geistige Entwickelungsfähigkeit abhängt. Hat man früher von den Eingeborenen der Marianen erzählt, daß sie nicht einmal hätten Feuer machen können, so ist dieß später als Fabel erkannt worden. Nur auf Fakaafo (Union-Inseln, nördl. v. Samoa-Archipel), dessen Bewohner ganz von Kokosnüssen und Pandanus leben, hat sich wirklich keine Spur von der Kunst des Kochens und Feueranmachens gefunden (Wilkes V, 18), indessen scheint bei ihnen auch kaum ein Bedürfniß dieser Art vorhanden zu sein.

Nächst dem umfangreichen Lernen aus Erfahrung, durch das dem Menschen die Beherrschung der Natur möglich wird, ist die bezeichnende oder darstellende Thätigkeit desselben als wichtiger Vorzug herauszuheben, von dessen Besitz einerseits alle Fixirung und geordnete Reproduction der eigenen Gedanken, anderseits aller Austausch derselben mit Andern, aller innigere Verkehr mit diesen und daher auch alle traditio-

nelle Belehrung wesentlich abhängt. Während die Thiere zur Darstellung ihres Innern nur sehr unvollkommene Mittel zu besitzen scheinen und deshalb jedes Individuum, wenn nicht äußerlich, doch innerlich fast ganz isolirt lebt und geschieden von den andern, sehen wir den Menschen auf allen Stufen seiner Entwickelung bestrebt durch sinnlich wahrnehmbare Zeichen und Bilder dem was sein Inneres bewegt einen Ausdruck zu geben. Wie namentlich Schleiermacher hervorgehoben hat, spricht sich in dieser Art der Thätigkeit eine wesentlich menschliche Eigenthümlichkeit aus: es ist ursprünglich nicht der vorgestellte Zweck sein Inneres Andern mitzutheilen, überhaupt nicht ein bestimmtes Wollen, was der Kundgebung seiner inneren Regungen zu Grunde liegt, es ist vielmehr zunächst nur die Erleichterung die sein bewegtes und gepreßtes Innere selbst dadurch erfährt, welche die Versuche dieser Art aus ihm hervortreibt. Er sucht und findet nur seine eigene Befriedigung darin, daß er durch physische Thätigkeit in sichtbarer und hörbarer Weise seinen Gemüthsbewegungen einen Ausdruck giebt, er wirkt durch die Production solcher sinnlich anschaulichen Veränderungen auf sich selbst zurück und wird dadurch nicht allein seiner Macht über die Außenwelt, sondern namentlich auch der psychischen Vorgänge inne die zur Aeußerung gekommen sind. Zu dieser eigenen Befriedigung kommt aber noch das freilich nur langsam fortschreitende Verständniß Anderer, die bei gleicher Organisation und gleichem Bedürfniß die Bewegungen des Inneren in äußere Thätigkeiten umzusetzen und durch sie auszulösen, sich unwillkürlicher Weise überall zu demselben oder doch zu ähnlichem Ausdruck des erregten Gemüthes hingeführt finden wenn die Art der Erregung selbst eine entsprechende ist.

Es ist hier nicht der Ort auf die psychologischen Verhältnisse tiefer einzugehen von denen der Ursprung der Sprache abhängt, auch haben wir es hier nicht mit der Sprache allein zu thun, denn sie ist nur eines, wenn auch das hauptsächlichste unter den Mitteln die dem Menschen zur Darstellung seines Inneren dienen. Vielmehr kommt es nur darauf an den Besitz der Sprache und neben ihr den sehr ausgedehnten Gebrauch einer Menge von anderen Darstellungsweisen des inneren Lebens als specifisch menschliche Eigenthümlichkeit geltend zu machen.

Daß auch die uncultivirtesten Völker Wortsprache und zwar eine solche besitzen, deren grammatischer Bau einer vollkommen bestimmt ausgeprägten Gesetzmäßigkeit folgt, ist jetzt allgemein zugegeben. Wenn

es zwar mehr als wahrſcheinlich iſt daß Thiere derſelben Art einer gewiſſen Mittheilung ihrer innern Zuſtände untereinander nicht ganz entbehren, ſo läßt ſich doch das was ſie in dieſer Rückſicht zu leiſten vermögen nur ſehr entfernt mit menſchlicher Sprache vergleichen. Ihrem verhältnißmäßig geringen Bedürfniſſe nach einer Darſtellung des Innern entſprechend, hat die Natur ſie faſt durchgängig ſchon in der Anzahl und Art der Laute die ſie zu produciren vermögen ebenſo ſtark beſchränkt als in ihrem Mienen- und Geberdenſpiel; es fehlt ihnen an Mitteln des Ausdrucks, es fehlt ihnen wohl nicht minder auch an dem was allein eines wohl geordneten und fein nüancirten Ausdrucks fähig iſt, an einer Gedankenwelt die eine beſtimmte Gliederung in relativ ſelbſtſtändige Einzelvorſtellungen beſitzt: es kann deshalb bei ihnen zu nichts weiter kommen als zu einem Ausdruck ihres Geſammtzuſtandes, ihres allgemeinen Befindens, das in verſchiedenen Lebenslagen verſchiedene Arten und Grade innerer Aufregung erfährt. Menſchliche Sprache dagegen erfordert nicht allein den Beſitz beſtimmter Einzelvorſtellungen die den Gegenſtänden einzeln genommen entſprechen, ſondern auch die beſtimmte Unterſcheidung der wechſelnden Beziehungen und Verhältniſſe in die ſie zueinander treten, ſie ſetzt (wie wir dieß nennen können) eine beſtimmte Gliederung des Gedankens voraus, denn eben nur dieſe iſt es welche eine Bezeichnung durch grammatiſche Formen zuläßt und die letzteren ſelbſt erſt möglich macht. So tief eine Sprache in ihrer Entwickelung auch ſtehen mag, ſie würde unfähig ſein Gedanken auszudrücken und verſtanden zu werden, wenn in der Gedankenwelt des Redenden wie des Hörenden nicht eine ſolche Gliederung bereits vorhanden wäre und ſich im Einzelnen immer auf's Neue bildete, und eben darin liegt der Beweis dafür daß das geiſtige Leben des Menſchen, weil er ſpricht, ſo durchaus uncultivirt er übrigens auch ſein mag, auf einer weſentlich höheren Stufe ſteht als das des Thieres und ſpecifiſch von ihm verſchieden iſt.

Wie aber der Beſitz einer Sprache von ſtreng geſetzmäßigem grammatiſchen Bau eine feſte Trennung des Menſchen vom Thiere begründet, ſo begründet er auch eine feſte Vereinigung aller Völker unter ſich zu einem Ganzen, eine nahe Verwandtſchaft derſelben in geiſtiger Beziehung, denn in der weſentlichſten Eigenthümlichkeit ihres Geiſteslebens kommen alle miteinander überein, darin nämlich, daß das Gedachte immer in eine Reihe von relativ ſelbſtſtändigen Einzelvorſtel-

lungen und deren Beziehungen zueinander aufgelöst wird und eben durch diese Gliederung einen so hohen Grad von Bestimmtheit und Deutlichkeit erhält als erforderlich ist um es sprachlich auszudrücken. Diesem gemeinsamen Grundzuge des menschlichen Geisteslebens gegenüber erscheinen alle übrigen Unterschiede desselben als verhältnißmäßig nur wenig bedeutend, und man wird um so eher geneigt sein sie für bloße Gradunterschiede zu halten, wenn man bedenkt daß diejenigen Völker deren geistiges Leben im Ganzen am meisten verkümmert scheint, keineswegs immer zugleich auch diejenigen sind deren Sprache in ihrem grammatischen Bau auf der untersten Stufe der Entwickelung steht. Daher werden wir Pott (Von der Ungleichh. menschl. Rassen S. 243) beistimmen müssen: wenn man von theologischer Seite gefürchtet habe durch die uranfängliche Sprachverschiedenheit, welche die Linguistik annehmen müsse, die Ursprungs-Einheit des Menschengeschlechts zu verlieren (was keineswegs folge), so gebe vielmehr die Sprachforschung der Theologie den Menschen unverkürzt und ungeschwächt in seiner geistigen Einheit zurück, vor welcher doch fleischliche Stammeseinheit als die unwichtigere erbleichen müsse.

Dieß bestätigt sich auf die unzweideutigste Weise, wenn wir die Berichte ins Auge fassen welche die verschiedensten Reisenden über die geistigen Eigenthümlichkeiten der culturlosen Völker geliefert haben. Ueberall tritt uns im Wesentlichen derselbe Typus des geistigen Lebens entgegen: dieselben Motive des Handelns, dieselben Gemüthseigenschaften, dieselben Leidenschaften, dieselbe Weise der Erregung, der Verkettung und des Verlaufs der innern Thätigkeiten sehen wir am rohen Naturmenschen auftreten wie am civilisirten Europäer ohne daß die Raçe einen Unterschied macht, und sobald uns nur die Motivirung des Handelns bekannt ist, können wir nicht umhin auch in dem affenähnlichsten Neger eine uns homogene verständliche Natur zu erblicken. Auch an ihm erprobt sich für uns das Wort des Dichters:

Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.

Es ist nicht die bloße Sympathie des mitleidigen Herzens die uns in solchem Falle in Anspruch nimmt, es ist die Ueberzeugung von dem vollen Verständniß dessen jeder Mensch in Rücksicht auf den Zusammenhang des inneren Lebens eines jeden andern sich fähig weiß. Wäre dieß nicht der Fall, so würde selbst ein Haß und eine Eifersucht gegen

die niedere Raçe von Seiten der höheren, wie sie z. B. in Nordamerica herrschen, nicht einmal möglich sein, denn eben dieser Haß setzt als zugegeben voraus daß die absolute Berechtigung der herrschenden Kaste bezweifelt werden kann und wirklich streitig ist, daß das wahre Verhältniß des Weißen zum Neger ein wesentlich anderes ist als das des Menschen zum Thiere. Im inneren Leben der Thiere findet sich sehr Vieles was uns durchaus unverständlich ist und vielleicht immer bleiben wird: was sie zum Handeln treibt, was sie erregt, was ihren Vorstellungsverlauf bestimmt und welche Art des Zusammenhangs in diesem stattfindet, läßt häufig durchaus keine Deutung nach Analogieen mit unserer menschlichen Erfahrung zu; was sie namentlich bei der Ausübung ihrer Kunsttriebe leitet, darüber vermögen wir uns kaum eine einigermaßen wahrscheinliche Ansicht zu bilden, denn es bleibt sehr zweifelhaft ob wir den Trieb der sie dabei bewegt auf dunkle Vorstellungen zurückführen dürfen oder ob er auf etwas specifisch Andrem beruht, für das es uns selbst vielleicht an einem passenden Bilde fehlt. Dem Menschen gegenüber befinden wir uns niemals in einem ähnlichen Falle; so groß der Abstand seiner geistigen Bildung von der unsrigen auch sein mag, wir vermögen ihn, wenn nur Zeit und Gelegenheit unsrer Mühe dabei zu Hülfe kommen, vollständig zu verstehen in allem seinem Thun und Denken, er wird für uns in demselben Grade berechenbar, in welchem es Menschen überhaupt nur für einander werden können, und es scheint deshalb daß wir berechtigt sind nur Unterschiede der Cultur und Uncultur, d. h. bloße Gradunterschiede innerhalb des Menschengeschlechtes anzunehmen.

Neben der Sprache dürfen die weiteren specifischen Unterschiede des Menschen vom Thiere nicht unerwähnt bleiben, in denen sich eine nicht minder wichtige Darstellung seines Innern kundgiebt. Dahin gehört als der Sprache zunächst verwandt der Gebrauch einer Menge von äußeren Zeichen die an sich zufällig die Verhältnisse in denen die Personen dauernd oder vorübergehend zueinander stehen, auszudrücken bestimmt sind: der Gruß, die Zeichen der Verehrung oder Verachtung in verschiedenen Graden, des Friedens und der Freundschaft oder des Gegentheils, des Einverständnisses oder der Unzufriedenheit bei Verhandlungen und Streitigkeiten und dergl.; ferner die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Stände die in Kleidung, Kopfputz, Schmuck oder anderen am Körper unmittelbar vorgenommenen Veränderungen

hervortreten: so zeichnet der kahlgeschorene Kopf in Africa vielfach den Sklaven, die künstlich gepreßte Kopfform bei vielen Völkern in America den Freien aus, Hautnarben von bestimmter Form und an bestimmten Körperstellen angebracht, sind in großer Allgemeinheit Stammeszeichen bei den Negervölkern; die tättowirten Figuren scheinen in der Südsee ursprünglich denselben Zweck gehabt zu haben, bis sie erst später die Stelle der Eigennamen zu vertreten angefangen haben, durch welche die menschlichen Individuen — sei es nun in hörbarer oder sichtbarer Weise — zu bezeichnen nur deshalb Bedürfniß wird, weil eben die menschliche Individualität selbst und die individuellen Verhältnisse der Menschen eine so viel mannigfaltiger ausgeprägte Bildung gewinnen als dieß bei den Thieren der Fall ist.

Als eine zweite nicht minder umfangreiche Klasse von Zeichen verdient endlich noch alles dasjenige erwähnt zu werden was dem Schmuck des äußeren Lebens dient, ohne zugleich das materielle Wohlbefinden zu erhöhen. Dergleichen fehlt auch bei den rohesten Völkern nicht, es liegt darin etwas specifisch Menschliches. Wenn auch noch so verhungert elend und armselig, der Mensch findet seine Freude daran sich zu putzen. Er schmückt sich und seine Geräthe, seine ganze unmittelbare Umgebung und verwendet darauf nicht selten den unglaublichsten Fleiß, erträgt für diesen Zweck Anstrengungen und Entbehrungen, selbst den quälendsten Schmerz (wie beim Tättowiren) mit Heiterkeit. Es ist augenscheinlich in den meisten Fällen nicht Ordnung und Reinlichkeit die er hierbei erstrebt; was ihn treibt ist die Freude sich selbst schön vorzukommen und von Seinesgleichen bewundert zu werden, sich über sie zu erheben. Wie er sich Andern darstellt ist ihm nichts weniger als gleichgültig, darum bemalt und putzt er sich und das Seinige. Diesem Effecte den er mit seiner Selbstdarstellung auf Andere machen will, entspricht die Empfänglichkeit die er selbst für das Glänzende und Seltene besitzt, seine Neigung es zu bewundern, sich durch dasselbe fesseln und bestechen zu lassen. Bunte Farben und ihre groteske Zusammenstellung, musikalische Töne und ihr mannigfaltiger Wechsel gewinnen ihm Beifall ab und erregen ihn in wohlthuender Weise: er findet eine Befriedigung durch Linien und Farben darzustellen was beim Anschauen sein Interesse in Anspruch genommen hat, er macht musikalische Instrumente und benutzt sie zu seiner Ergötzung, und wenn solche Anfänge der Kunstübung ihm auch keinen idealen Schwung geben, so schafft er sich gleich-

wohl in ihnen durch die äußere Darstellung dessen was in ihm lebt, eine Verschönerung des Lebens, deren bloßer Versuch schon wegen des in ihr liegenden geistigen Gehaltes ihn weit über die Stufe emporhebt, auf welcher wir selbst die begabtesten Thiere stehen bleiben sehen.

Als dritte Haupteigenthümlichkeit des Menschen haben wir seinen socialen Charakter zu nennen, mit welchem seine Sprachfähigkeit in der mannigfaltigsten Wechselwirkung steht. Aristoteles schon hat ihn wegen dieser Eigenthümlichkeit sehr richtig nicht etwa ein Heerdenthier, sondern ein staatbildendes Wesen genannt. Die Menschen schaaren sich nicht blos zusammen unter der Anführung und Herrschaft eines Einzelnen, wie so viele Thiere thun, sondern ihr Zusammenleben in Familien und Stämmen hat einen festeren Halt: die Individuen stehen innerlich nicht so isolirt und abgeschlossen gegeneinander da wie die einzelnen Thiere derselben Heerde, sondern der Gedankenaustausch durch die Sprache führt sie zu einem innigeren Verkehre, zu besserem gegenseitigen Verständniß, zu tieferer Theilnahme füreinander und zum Lernen durch Mittheilung hin. Allerdings bilden die zusammenlebenden Menschen nicht überall einen Staat, schon die Natur des Landes und die Zerstreutheit der Bevölkerung hindert dieß oft, wie z. B. in Australien, aber nirgends fehlen ihnen eigenthümlich entwickelte sociale Sitten und Einrichtungen, während die Gewohnheiten der Heerdenthiere von derselben Art an allen Orten der Erde genau die nämlichen zu sein scheinen; nirgends fehlt es ihnen insbesondere an einer bestimmten Ausbildung von Rechts- und Eigenthumsverhältnissen, wenn auch die Vorstellungen die ihnen zu Grunde liegen bisweilen für uns etwas Befremdendes haben. Der geringe Werth den die meisten der Sachen für uns haben würden welche bei culturlosen Völkern Privateigenthum werden, der geringe Werth den diese sogar oft selbst, zum Theil aus Unbedachtsamkeit, auf ihr Eigenthum setzen, darf uns nicht zu der freilich oft ausgesprochenen Ansicht verleiten daß sie von Eigenthum gar nichts wüßten. Namentlich Gesammteigenthum der Familie oder des Stammes findet sich überall wo Völker mit einander in Berührung treten; Jagd- und Weidegerechtigkeit, das Recht an Grund und Boden, den ein Fremder ohne besondere Erlaubniß von Seiten des Eigenthümers nicht einmal betreten darf, scheint überall bestimmt festgestellt und in viel schärfere Grenzen selbst bei den rohesten Völkern eingeschlossen zu sein als man zu erwarten geneigt sein mag. Privateigenthum mangelt nirgends wo

die Einzelnen über den Besitz äußerer Güter miteinander in Streit gerathen, solchen Streit aber giebt es allerwärts.

Die ethische Bedeutung des Privateigenthums ist darin begründet, daß es dem Einzelnen eine über seinen unmittelbaren natürlichen Wirkungskreis, über seinen Leib hinausgehende Sphäre der Thätigkeit und des Genusses gewährt und für die Zukunft sichert. Diese Erweiterung seiner unmittelbaren Thätigkeitssphäre wird für den Menschen nur dadurch zum Bedürfniß, daß er in die Zukunft blickt, daß er für die Zukunft sorgt, daß er sich im voraus vor möglichen Uebeln zu schützen strebt. Deshalb kann es nur für diejenigen Eigenthum geben, die nicht ganz in der Gegenwart leben wie die Thiere, sondern im Geiste das Ferne voraussehen. Damit das Eigenthum geachtet werden könne, muß es kenntlich, es muß bezeichnet und das Zeichen so beschaffen sein daß seine Bedeutung von Andern verstanden wird. Damit es den Zweck erfülle dem es dienen soll, muß es übertragbar sein, was wiederum nur möglich ist wenn der Wille zur Uebertragung von der einen und die Annahme derselben von der andern Seite durch verständliche Zeichen kundgegeben werden kann. Diese Voraussetzungen aber die im Wesen des Eigenthums liegen, eine gewisse Voraussicht der Zukunft und verständliche Willensäußerungen, zeigen auf's Neue die unausfüllbare Kluft die das roheste Volk vom Thiere trennt.

Wenn ferner auch nicht alle Völker ein geordnetes Gemeinwesen besitzen, so bilden sie doch immer eine Gesellschaft in der es eine gewisse Gliederung, bestimmte Abstufungen giebt, deren höhere Entwickelung zu einer Scheidung der Stände führt. Nirgends fehlt es der menschlichen Gesellschaft an gewissen gemeinsamen Interessen im Gegensatz zu den Sonderinteressen der Einzelnen. Schon ein gemeinsamer äußerer Feind gegen den man sich zu vertheidigen hat, oder ein gemeinsames Unglück mit welchem Naturmächte drohen, würde hinreichen sie zu schaffen. Was die Einzelnen in solchen Fällen im gemeinsamen Interesse thun, was sie für die Erhaltung der ganzen Gesellschaft wirklich leisten, ist ebenso verschieden als dasjenige was man ihnen in dieser Rücksicht zutraut, was die Uebrigen von ihnen erwarten. In Folge hiervon gestaltet sich die Stellung der Einzelnen innerhalb der Gesellschaft sehr verschieden; nicht minder geschieht dieß dadurch, daß die Einzelnen in ihrem Streben bei den Andern etwas zu gelten oder ihren eigenen Besitz und Genuß auf Kosten der Uebrigen zu vergrößern wie

und so oft die Begierde sie treibt und die Gelegenheit sich dazu darbietet, ungleichen Muth und ungleiche Kraft zeigen, und daher auch sehr ungleiche Erfolge erreichen. Einer oder Mehrere erwerben Ansehen und Macht, gelangen zu einer mehr oder weniger sicher stehenden Superiorität und werden theils gefürchtet theils respectirt. Dieses Verhältniß, das sich gewöhnlich in einer sehr starken Abstufung des Ansehns ausprägt welches die Einzelnen genießen, fehlt in keiner menschlichen Gesellschaft, und nur sehr von fern kann man damit theils den Wetteifer der sich auch unter Thieren bisweilen zeigt, theils den Einfluß vergleichen welchen der Anführer einer Heerde auf seine Untergebenen auszuüben pflegt.

Endlich ist noch unter den socialen Eigenthümlichkeiten als ein specifisch menschlicher Zug die Anhänglichkeit an Familie Land und Volk zu erwähnen, welche auf der schärferen Ausprägung der individuellen Charaktere und der persönlichen Verhältnisse der Einzelnen beruht. Sie geht den Thieren ab, weil ihnen diese bestimmtere Individualisirung fehlt: das Thier einer Heerde läßt sich mit Leichtigkeit von dieser absondern und einer andern Heerde anschließen, wogegen für den Menschen, so roh er übrigens auch sein mag, eine solche Losreißung aus der Umgebung in welcher sein Geistesleben durch die Muttersprache festgewurzelt und mit welcher sein Gemüthsleben durch persönlichen Verkehr und durch tausend kleine Gewöhnungen verwachsen ist, immer sich mit Schwierigkeiten verbunden zeigt die ihn schmerzlich fühlen lassen, daß er zu seinem Wohlbefinden nicht menschlicher Gesellschaft überhaupt, sondern bestimmter Personen bedarf mit denen er sich versteht. Es ist das ganze ungeheure materielle Elend nöthig dem die Negersklaven preisgegeben sind, um es möglich zu machen daß der Mensch dieses höhere Bedürfniß vergißt und um ihn dahin zu bringen, daß er sich über seine sinnliche Existenz als solche allein zu freuen, daß er nur im Essen und Trinken, Faulenzen und Schlafen seine ganze Seligkeit zu finden im Stande ist. Solche und ähnliche Thatsachen, die sich bloß aus einer gänzlichen Verkehrung und Zerstörung der natürlichen menschlichen Lebensverhältnisse erklären, zu dem Schlusse zu benutzen daß der Charakter der Menschheit dem Neger abgehe, oder daß er als Mensch sich specifisch von andern Menschen unterscheide, fehlt jede Berechtigung. Die Sprache hauptsächlich ist es welche die Menschen von einander scheidet und miteinander verbindet, indem sie, wenigstens überall wo die Entwickelung der mensch-

lichen Verhältnisse nicht gewaltsam aus ihrer Bahn geworfen wird, dem Einzelnen seinen nationalen Charakter, die besondere Weise des Denkens und Fühlens aufprägt die seinen Stammverwandten eigen ist, und überall die Bande sowohl knüpft als auch forterhält und fester zieht, durch welche die Einzelnen zu engerem Verkehre mit einander verbunden innerlich einander nahe treten und sich individuell unentbehrlich werden. Nirgends auf der Erde lebt deshalb der Mensch innerlich so isolirt und abgeschlossen gegen Seinesgleichen wie das Thier, die größere Individualisirung seines geistigen Lebens macht ihm dieß unmöglich: zeigt sich an der Macht der öffentlichen Meinung, der sich auch der culturlose Mensch nicht zu entziehen vermag, in welchem Grade er sich an die Zustimmung und den Beifall Anderer innerlich gebunden findet, so wird nicht minder an dem, wenn auch noch so rohen Familienleben der verkommensten Völker offenbar, in welchem Maaße Verständniß mit Andern und gemeinschaftliche Sorge für die nächsten Angehörigen zu seinen tiefsten Bedürfnissen gehört.

Unsere bisherige Betrachtung hat uns den specifischen Charakter des Menschen auf dem geistigen Gebiete von drei verschiedenen Seiten kennen gelehrt: in der Benutzung der ihn umgebenden Natur für seine eigenen Zwecke, denen er sich unterwarf indem er aus Erfahrung in immer größerem Umfange lernte; in der äußeren Darstellung dessen was ihn innerlich bewegte, theils durch die Sprache theils durch andere sinnliche Hülfsmittel, deren manche von ihm zum Schmuck des Lebens und zur Verschönerung desselben durch einen Genuß geistiger Art verwendet wurden; in seinen socialen Verhältnissen, deren eigenthümliche Entwickelung ihn einerseits zu Recht und Eigenthum so wie zu einer gewissen Abstufung innerhalb der Gesellschaft, anderseits zu einem engeren Anschluß an sein Volk im Ganzen und an seine Angehörigen insbesondere hinführte. Findet sich hierin bereits dasjenige bestimmt angedeutet woraus ihm beim Fortschritt zu höherer Cultur Wissenschaft Kunst und Sittlichkeit hervorwächst, so ist dieß doch noch nicht Alles, denn es mangelt unter den entwickelungsfähigen Keimen höherer geistiger Ausbildung noch das religiöse Element. Auch dieses wird indessen nirgends vermißt wo die übrigen Charaktere der Menschheit sich zeigen; wenn es auch oft nur in verkrüppelter Gestalt auftritt, ist sein Einfluß auf das Leben der Völker im Ganzen doch überall nachweisbar und dieser Einfluß ist in allen genauer bekannten Fällen sogar ein sehr bedeutender.

Man hat häufig behauptet daß es Völker gebe bei denen sich keine Spur von Religion nachweisen lasse, man hat dagegen die andere Behauptung aufgestellt daß alle bekannten Völker ihre Götter hätten: die genauere Untersuchung setzt außer Zweifel daß das Eine falsch und das Andere nicht wahr ist. Es hängt Alles davon ab was man unter Religion und religiöser Verehrung verstehen will, so daß der Streit über die Allgemeinheit derselben unter den Menschen im Grunde auf einen Wortstreit hinausläuft. Gesteht man auch zu, was der Wahrheit gemäß ist, daß es einige wilde Völker giebt bei denen man bis jetzt noch keine religiösen Vorstellungen im eigentlichen und engeren Sinne, einen Glauben an göttliche Wesen hat auffinden können, so ist doch daran zu erinnern daß dieß solche Völker sind, von denen wir überhaupt nur eine sehr unvollständige Kenntniß besitzen, daß bei näherer Bekanntschaft schon in vielen Fällen sehr bestimmt ausgeprägte religiöse Ansichten die anfangs geheim gehalten wurden, hervorgetreten sind wo man früher sie mit Sicherheit ganz leugnen zu müssen geglaubt hatte, daß endlich abergläubische Ceremonieen die mit Bestimmtheit auf einen Glauben an übersinnliche Mächte hinweisen nirgends fehlen, vielmehr fast überall, wo den Berichterstattern nur einige Gelegenheit zu ausgedehnterer Beobachtung gegeben war, durch den Umfang in welchem sie ausgeübt werden, und durch die Wichtigkeit die man ihnen beilegt, in Erstaunen setzen. Ohne hier die Belege für diesen Satz zusammenstellen zu wollen, die wir einer späteren Ausführung vorbehalten, bemerken wir nur beispielsweise daß die Bewohner der Arru-Inseln die angeblich weder von Gott noch von einem künftigen Leben jemals etwas gehört hatten, auch kein Wesen um Hülfe in der Noth anzurufen pflegten (Cooke Taylor I, 167 nach Bik), doch geschnitzte Menschen- und Thierbilder besitzen die ihre Wohnungen vor bösen Geistern bewahren sollen (Kolff p. 159); daß die freilich sehr wenig bekannten Bewohner der Baschi-Inseln, bei denen Dampier keine Spur von religiösen Vorstellungen zu entdecken vermochte (Dampier II, 108), einen gefährlich Kranken sämmtlich verlassen und das Haus in dem er liegt sorgfältig verschließen (Adams bei Belcher, Voy. of H. M. S. Samarang. 1848. II, 287), ein Verfahren das unbedenklich wie in so vielen analogen Fällen auf einen Glauben an böse Geister gedeutet werden darf die sich des Kranken bemächtigen. Die Dajaks, namentlich die am Lundu-Flusse im Nord-

oſten von Borneo, haben weder Prieſter noch Tempel, weder Götterbilder noch Cultus, Omina und Augurien aber fehlen ihnen nicht (Brooke I, 23, Journal R. G. S. XXIII, 78 nach Dalton), auch haben ſich Spuren von altem Hindu-Cultus bei ihnen gefunden (Brooke I, 295. 346). Auf Neu-Caledonien hat man ebenſowenig Götterbilder als irgend einen beſtimmten Cultus entdecken können (Lascazas in Nouv. Ann. des voy. 1855. I, 332), wohl aber haben die Eingeborenen ihre Tabus, ihre Zaubereien, Zauberärzte u. dergl. So hat neuerdings Anderſſon (I, 214) auch bei den Ovambos nichts finden können das auf einen religiöſen Glauben hätte ſchließen laſſen, aber ſehr richtig bemerkt er darüber, daß auch ihnen ein Glaube an eine unſichtbare Macht und eine Ahnung davon, „daß das was man mit den Augen ſieht, nicht Alles iſt", nicht fehlen werde.

An Götter im Sinne civiliſirter Völker, an höhere Weſen die mit übermenſchlicher Macht und Einſicht begabt die Dinge dieſer Welt nach ihrem Willen lenken, glauben allerdings durchaus nicht alle Völker; verſteht man aber unter religiöſem Glauben nur die Ueberzeugung von dem Daſein meiſt unſichtbarer geheimnißvoller Mächte deren Wille überall und auf die mannigfaltigſte Weiſe in den Lauf der Natur einzugreifen vermag, ſo daß der Menſch und ſein Schickſal von ihrer Gunſt äußerſt abhängig iſt, ſo dürfen wir behaupten daß jedes Volk eine gewiſſe Religion beſitze. Es iſt nicht zu leugnen daß bei den Völkern der niedrigſten Bildungsſtufe dieſe Religion im Grunde weiter nichts iſt als ein meiſt ſehr ausgedehnter Geſpenſterglaube, aber man wird ſich hüten müſſen das religiöſe Element welches unzweifelhaft darin enthalten iſt zu verkennen. Sittliche Vorſtellungen pflegen mit den religiöſen Anſichten urſprünglich gar nicht in Verbindung zu ſtehen. Es mag genügen hier auf Späteres zu verweiſen und anſtatt vieler Beiſpiele die ſich zum Belege dieſes Satzes anführen ließen, nur das eine der Kamtſchadalen zu nennen, denen einzig die Uebertretung ihrer abergläubiſchen Gebräuche als Sünde gilt: Kohle mit dem Meſſer zu ſpießen, Schnee von den Schuhen mit dem Meſſer abzuſchaben u. dgl. halten ſie für großes Unrecht und leiten die Krankheiten als Folge davon ab, während die gröbſten Laſter ihnen als unverfänglich erſcheinen. Die ſittlichen Vorſtellungen entſpringen, wie wir bereits angedeutet haben, aus einer weſentlich anderen Quelle als die Religion; beide treten überhaupt erſt auf einer höheren Culturſtufe des Menſchen

in irgend eine Beziehung zueinander: wir müſſen die Meinung daß Sittlichkeit und Religion aus einer gemeinſamen Wurzel, dem Gewiſſen, hervorwachſen als erweislich unrichtig bezeichnen.

So entſchieden der Menſch der Natur als Herr gegenübertritt, ſo iſt doch ſeine Herrſchaft über ſie nur eine wenig geſicherte, und zwar iſt ſie um ſo weniger geſichert, je tiefer er ſelbſt noch ſteht an Einſicht und Geiſteskraft; weder fühlt er ſich ihr überall und in jeder Lage gewachſen noch iſt er es in der That. Seine Wünſche und Abſichten bleiben unerreicht, ſeine Pläne werden zu Schanden, unerwartet überfällt ihn Elend und Noth: wer iſt Schuld daran? wer bereitet mir dieß Alles? Das iſt die Frage die dem Menſchen alsdann auf der Zunge liegt, dem rohen wie dem civiliſirten, die Frage die er allerdings „frei hat an das Schickſal". Und die ebenſo natürliche Antwort die er ſich giebt, lautet: es iſt eine feindliche Macht die mein Unglück *will*, es iſt ein tückiſches Weſen das mit unſichtbarer Hand mich in's Verderben ſtürzt, das zeitweiſe die Geſtalt des Zerſtörers, des verheerenden Elementes angenommen hat. Der Geiſterglaube welcher hier entſpringt dehnt ſich leicht auf die ganze Natur aus, deren Lauf zwar im Ganzen als gleichförmig und regelmäßig erſcheint, doch im Einzelnen dem ungebildeten Menſchen als durchaus unberechenbar ſich darſtellt: dem Zuſammenhange von Urſache und Wirkung wird daher überall wo das Ungewöhnliche, Gewaltige, gemüthlich Aufregende und Erſchütternde geſchieht, eine teleologiſche Deutung in der Art untergeſchoben, daß die Betrachtungsweiſe der Dinge die dem wiſſenſchaftlich Gebildeten als die natürliche erſcheint, faſt ganz darüber verloren geht: der Menſch ſieht in den natürlichen ſinnlichen Dingen durchgängig mehr und etwas Anderes als bloß ſinnliche Eigenſchaften und materielle Kräfte, er ſieht in ihnen übernatürliche Mächte und einen übernatürlichen Zuſammenhang, er vergeiſtert die Natur. Auf dieſem Standpunkte finden wir alle culturloſen Völker, und wenn es ihnen an beſtimmt ausgeprägten Göttergeſtalten und feſten Formen der Verehrung fehlt, ſo findet doch ein Mangel des religiöſen Elementes bei ihnen ſo wenig ſtatt, daß dieſes vielmehr alles Uebrige und namentlich die geſammte Naturauffaſſung trübt und überwuchert.

Nicht überall baut man den höheren Geiſtern beſondere Wohnungen, nicht überall macht man Bilder, nicht überall werden Opfer gebracht, aber Anrufungen höherer Mächte in der Noth und Verſuche ſie ſich ge-

neigt zu machen, ihren Zorn zu verſöhnen oder ihrer Tücke ſich zu entziehen, ſcheinen nirgends ganz zu fehlen. Man pflegt ihren gewöhnlichen Sitz auf hohen Bergen, an fernen unbekannten und unzugänglichen Orten, in einzelnen entweder durch ihre Geſtalt oder durch ihre Wirkungen auffallenden Naturdingen zu ſuchen, mögen auch dieſe Wirkungen wie in ſo vielen Fällen bloß eingebildete ſein. Träume, ungewöhnliche Begegniſſe, namentlich alle Krankheiten und ſelbſt der natürliche Tod wird auf den Einfluß von Geiſtern zurückgeführt. Die Scheu vor den Todten und die Ehre die ihnen bei faſt allen rohen Völkern erwieſen wird, ſteht theils hiermit, theils mit dem Glauben in nächſtem Zuſammenhang daß die abgeſchiedenen Seelen auf die Erde zurückzukehren und wie die meiſten anderen Geiſter ſich in eine beliebige Thiergeſtalt oder auch in eine andere abenteuerliche Erſcheinung zu verkleiden vermögen um die Lebendigen zu plagen. Dieß iſt im Weſentlichen der Inhalt der religiöſen Vorſtellungen die ſich in merkwürdiger Allgemeinheit und Gleichförmigkeit bei culturloſen Völkern ausgebildet finden, und nur nach Maßgabe der eben angeführten phantaſtiſchen Meinungen kann die Bedeutung des Satzes, daß der Beſitz einer Religion und der Glaube an ein Leben nach dem Tode allen Menſchen gemein ſei, richtig gewürdigt werden.

Es iſt leicht möglich daß man uns zugiebt die ſpecifiſchen Charaktere des Menſchen im Vorſtehenden richtig bezeichnet zu haben, ohne daß man jedoch ſich mit dem befriedigt erklärt was wir vorgebracht haben, denn noch immer iſt die Frage nach der eigentlichen Quelle, aus welcher die beſprochenen Unterſchiede des Menſchen vom Thiere entſpringen, nicht allein ungelöſt, ſondern ſogar ganz unberührt geblieben: man verlangt zu wiſſen woraus es zu erklären iſt, daß der Menſch ſchon auf der tiefſten Stufe ſeiner Entwickelung jene mannigfaltigen Keime und Anſätze zu höherer Cultur in ſich trägt die wir als ſpecifiſche geiſtige Unterſchiede vom Thiere factiſch an ihm aufgezeigt haben. So wenig befriedigend es nämlich iſt bei der Behauptung ſtehen zu bleiben daß die höhere geiſtige Entwickelung einiger wenigen Menſchenſtämme im Vergleich mit den übrigen rein von innen herauskomme, weil es dem Geiſte nun eben nothwendig ſei ſich zu entwickeln — eine Anſicht welche den „allgemeinen Menſchengeiſt“ noch dazu nur zu einem Sondereigenthume einiger auserwählten Völker macht —, ſo wenig genügend iſt es die ſpecifiſchen Charaktere des Menſchen aus ſeiner ſpe-

ciſiſch menſchlichen Begabung überhaupt abzuleiten aus der ſie hervorgingen, weil die Natur der Sache eben dieß ſo mit ſich bringe. Verſuchen wir über jene Frage uns eine beſtimmte Rechenſchaft zu geben, ſo werden wir vor Allem dabei im Auge zu behalten haben, daß wir hier wie überall in der Wiſſenſchaft bei feſten factiſchen Verhältniſſen zuletzt ſtehen bleiben müſſen die der Beobachtung vorliegen, nicht bei vagen Allgemeinſätzen welche uns eine Kenntniß des letzten Grundes der Dinge vorſpiegeln, während ſie genauer beſehen doch auch nur factiſch Vorliegendes in eine allgemeine Formel zuſammengefaßt wiederholen.

Blicken wir zurück auf dasjenige was wir im Vorhergehenden als die Summe der ſpecifiſch menſchlichen Eigenthümlichkeiten gefunden haben, ſo ſtellt ſich heraus daß die allgemeine Frage nach der pſychologiſchen Grundlage auf welcher dieſe Unterſchiede des Menſchen vom Thiere ruhen in eine Reihe von ſpecielleren Fragen zerfällt deren jede eine beſondere Unterſuchung zu fordern ſcheint. Dieſe Fragen ſind folgende: woher kommt es daß der Menſch der Erfahrung eine ſo viel umfaſſendere Lehre abgewinnt als das Thier, daß er der verſtändlichen Darſtellung ſeines Inneren fähig iſt, daß er über das unmittelbare Bedürfniß hinaus auch um die Verſchönerung des Lebens ſich bemüht, daß er in die Zukunft ſieht und für ſie Sorge trägt, daß ſeine Individualität eine beſtimmter ausgeprägte Form erhält, daß er endlich an eine hinter den natürlichen Dingen ſtehende Geiſterwelt glaubt?

Die letzte dieſer Fragen iſt am leichteſten beantwortet. Wie der Menſch ſelbſt Wünſche hat, Zwecke verfolgt, einen Willen an ſich kennt dem ſeine einzelnen Thätigkeiten dienſtbar ſind, ſo legt er dieß Alles auch in die äußere Natur unmittelbar hinein, wo ſeine Aufmerkſamkeit von dem Verlaufe der Naturerſcheinungen in Anſpruch genommen wird, d. h. wo dieſer ihn ſtört und in der Erreichung ſeiner eigenen Abſichten hindert, wo er den eigenen Wünſchen und Erwartungen nicht entſpricht. Er kann den Naturlauf nur nach der einzigen Analogie auffaſſen und beurtheilen die ihm ſelbſt bekannt und geläufig iſt, nach der Analogie ſeiner eigenen Handlungen: daher werden ihm alle Naturweſen deren Macht er an ſich ſelbſt mit Schmerzen erfährt, zu wollenden und handelnden Weſen wie er ſelbſt, zu mächtigen den Lauf der Ereigniſſe lenkenden Geiſtern. Demnach kommt die Antwort auf jene Frage im Weſentlichen auf die Thatſache zurück, daß der Menſch Wünſche

hat und Zwecke verfolgt: ſie reducirt ſich alſo für uns auf die andere Frage, worauf es beruht daß er in die Zukunft ſieht und für ſie Sorge trägt. Es iſt aber auch ferner leicht zu bemerken daß die Sorge für die Zukunft und die Vorausſicht derſelben ganz und gar eine Lehre iſt die aus der Erfahrung gezogen wird, denn alle Erwartung und Beurtheilung des Zukünftigen hängt von dem ab, was die Erinnerung und in welcher Verbindung Ordnung und Abfolge ſie es uns in der Vergangenheit zeigt. Hiermit haben wir alſo zwei der aufgeſtellten Fragen theils beantwortet theils das was an ihnen noch unbeantwortet bleibt auf die anderen zurückgeführt mit denen wir uns jetzt allein zu beſchäftigen haben.

In welchem Umfange jemand im Stande iſt die von ihm gemachten Erfahrungen zu benutzen und zu verwerthen, hängt vorzüglich davon ab wie beſtimmt und richtig er Erlebtes aufgefaßt und behalten hat und auf welche Weiſe er das Erinnerungsbild des früher Erlebten auf ſeine gegenwärtige Lebenslage zu beziehen und mit dem vorliegenden Falle zu vergleichen vermag. Die Fähigkeit das Vergangene auf das Gegenwärtige zu beziehen und mit ihm zu vergleichen, kann hierbei indeſſen nicht als eine beſondere und neue Bedingung angeſehen werden, welche zur deutlichen Auffaſſung und zum treuen Behalten des Erfahrenen noch hinzukommen müßte um demſelben eine ausgedehnte Lehre für die Zukunft entnehmen zu können, denn die Erfahrung eines jeden Tages beweiſt uns daß das mit der erforderlichen Lebendigkeit von uns Aufgefaßte und mit entſprechender Treue Behaltene ſich völlig unwillkürlich und ungeſucht reproducirt und mit dem Gegenwärtigen verglichen wird, ſobald die Beſchaffenheit dieſes letzteren ſelbſt, die Beſchaffenheit der begleitenden äußeren Umſtände oder der inneren Verhältniſſe, der Gemüthslage, durch ihre Aehnlichkeit mit dem Vergangenen uns dazu hinführen. Zwar können beſondere Veranlaſſungen dazu mitwirken jene Beziehung des früher Erlebten auf das Gegenwärtige und die Vergleichung mit ihm bald ſchneller an uns vorübergehen und nur in unbeſtimmten Umriſſen uns erſcheinen zu laſſen, bald ſie in großer Schärfe hervorzuheben und in ein helles Licht zu ſetzen, aber die einzige weſentliche Bedingung bleibt dafür doch die Art und die Stärke der urſprünglichen Auffaſſung und die Genauigkeit der Erinnerung des Aufgefaßten. Von dieſer alſo werden wir uns die Fähigkeit des Menſchen wie der Thiere aus Erfahrung zu lernen zuletzt allein abhängig denken, und

daher einen ursprünglichen Unterschied zwischen beiden annehmen müssen in der Art wie sie die äußeren Dinge auffassen und was sie davon behalten.

Mit Recht darf man darauf hinweisen daß die natürlichen Bedürfnisse des Menschen, diejenigen nämlich deren Befriedigung ihm noch nichts weiter gewährt als die Fristung des Lebens und Schutz gegen äußere Noth und Elend, weit mannigfaltiger, weit schwieriger zu beschaffen sind und weit mehr geistige Arbeit erfordern als die des Thieres, daß er darum häufiger als diese Noth leidet, die ihn zum Nachdenken, überhaupt zu geistiger Anstrengung treibt, daß ihm dadurch tausend und aber tausend Versuche abgenöthigt werden durch die er lernt und sich geistig höher entwickelt, daß er zu freierem Umblick durch seinen aufrechten Gang von der Natur selbst bestimmt und durch den Besitz der kunstvoll gebauten Hand*, des Werkzeuges der Werkzeuge, wie sie schon Aristoteles nannte, von ihr bevorzugt, eine unmittelbare Anleitung zu höherer geistiger Ausbildung erhält die nicht fehlen kann für die Belehrung durch Erfahrung äußerst fruchtbar zu werden. Dieß Alles sind ohne Zweifel wichtige begleitende Umstände welche in hohem Grade dazu beitragen daß seine Fähigkeit aus Erfahrung zu lernen nicht unbenutzt bleibt und verkümmert, sondern sich kräftig entwickelt und ihn mit raschen sicheren Schritten über das Thier emporhebt; aber es sind bloße Hülfsmittel seiner Erhebung über die ihn umgebende Natur, es sind nicht deren Grundbedingungen. Es würde dem Menschen nichts helfen daß seine Bedürfnisse weniger einfach wären als die des Thieres, daß ihre Befriedigung minder unmittelbar von der Natur ihm gewährt, überlegter Weise von ihm aufgesucht werden müßte, daß er durch die Noth zu vielseitigerem Gebrauche seiner Sinne und natürlichen Werkzeuge angespornt würde, wenn nicht die schärfere und umfassendere Auffassung der Außenwelt und die größere Treue des Gedächtnisses für das Einzelne und dessen Verhältnisse ihm die Beziehung des Gegenwärtigen auf das Vergangene und die Vergleichung beider in ausgedehntem Maaße möglich machte.

Daß eine sehr bedeutende Verschiedenheit des Menschen von den Thieren in dieser Hinsicht wirklich besteht, lehren viele bekannte Thatsachen. Im Zustande der Freiheit eignen sich die Thiere durchgängig

* Buffon ist u. A. in dieser Rücksicht so weit gegangen zu behaupten, daß der größere Verstand einiger Menschen im Vergleich mit andern aus dem ausgedehnteren Gebrauche zu erklären sei den sie in der Kindheit von den Händen gemacht hätten.

deutliche Vorstellungen nur von den wenigen Dingen an, die mit ihren Lebensbedürfnissen und ihrer ganzen Lebensweise in nächster Beziehung stehen. Alles Uebrige scheint an ihnen fast spurlos vorüberzugehen, obgleich so viele von ihnen weder wenigere noch auch minder scharfe Sinne besitzen als der Mensch, sondern vielmehr an sinnlicher Befähigung ihm zum Theil überlegen sind. Hiermit steht in unmittelbarer Verbindung der andere nicht minder wichtige Umstand, daß die niederen Sinne, namentlich der Geruch, bei vielen von ihnen ein entschiedenes Uebergewicht über die höheren besitzen, weil die Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse an diese vorzugsweise oder selbst ausschließlich geknüpft ist. Dadurch allein schon würden sie von Natur auf einer niederen Stufe der geistigen Entwickelung zurückgehalten werden (s. m. Grundlegung der Psychol. S. 147). Dagegen bedarf der Mensch schon um sich der zweckmäßigen Nahrung zu bemächtigen und sein Leben zu erhalten aller seiner Sinne fast beständig in gleichmäßiger Weise: deshalb erlangt keiner derselben ein solches Uebergewicht wie bei den Thieren, und die Ausbildung seines sinnlichen Vorstellungskreises bleibt frei von der ungeheuren Einseitigkeit mit welcher er sich bei jenen entwickelt. Nimmt man hinzu daß zu dieser gleichmäßigeren Auffassung der Außendinge durch alle Sinne von Seiten des Menschen, bei welcher namentlich die Gesichts- und Gehörswahrnehmungen mit der relativ größten Deutlichkeit hervorzutreten pflegen, noch eine ebenfalls gleichmäßige Treue des Gedächtnisses für die wahrgenommenen Einzelnheiten kommt, so wird man leicht erkennen, daß eben nur auf dieser Grundlage eine höhere geistige Ausbildung erwachsen kann.

Dürfen wir hierin die Erklärung des einen Hauptunterschiedes erblicken den wir zwischen dem Menschen und dem Thiere gefunden haben, nämlich der Fähigkeit seines umfassenden Lernens aus Erfahrung, so haben wir nicht minder auch die Grundlage zweier andern specifisch menschlichen Charaktere, wenn auch nur mittelbar, in denselben Verhältnissen zu suchen, nämlich die der Sprachfähigkeit und der bestimmteren Ausprägung der Individualität.

Was die Sprachfähigkeit betrifft, so haben wir oben bereits darauf hingewiesen daß die wesentliche psychologische Bedingung derselben — denn diese ist es um welche es sich hier allein handelt* — in dem Be-

* Es wird kaum der besonderen Erinnerung bedürfen daß wir hier

sitze einer gegliederten Gedankenwelt besteht, d. h. in einer solchen Beschaffenheit derselben, daß die einzelnen Hauptvorstellungen welche relativ selbstständigen Gegenständen entsprechen, scharf voneinander abgesondert gehalten werden und sich mit Deutlichkeit voneinander abheben, während zugleich ihre wechselnden Beziehungen und Verhältnisse zu einander von uns bestimmt unterschieden werden. Die Erfüllung dieser Bedingung hängt aber selbst wieder von der Art und Weise der ursprünglichen Auffassung der Dinge ab und von dem Grade der Deutlichkeit und Treue mit welchem das Aufgefaßte bis in's Einzelne reproducirt wird. Wenn nämlich bei der Wahrnehmung selbst schon aus der Gesammtheit dessen was auf die Sinne wirkt nur bestimmte Einzelnheiten mit Vernachlässigung alles Uebrigen scharf und bestimmt hervortreten, z. B. gewisse Geruchsempfindungen oder nur gewisse einzelne Gesichtseindrücke, so kann es zu einer auch nur einigermaßen vollständigen Vorstellung von den äußeren Dingen theils überhaupt nicht kommen, denn viele Einzelgegenstände werden alsdann immer unbeachtet und fast ganz unbemerkt bleiben müssen, theils werden auch die Einzeldinge welche der Auffassung nicht entgehen, doch nicht in der Totalität ihrer sinnlichen Merkmale, sondern immer nur sehr unvollständig und einseitig wahrgenommen werden können. Das Gedächtniß aber vermag in jedem Falle nur zu reproduciren was ursprünglich aufgefaßt wurde und wie es aufgefaßt wurde. Ist die Wahrnehmung selbst unvollständig und einseitig, so werden es die festen Gedächtnißvorstellungen, welche nur dasjenige darstellen können was dem mittleren Werthe vieler ähnlichen Wahrnehmungsacte entspricht, in demselben Grade sein müssen. Und hierin liegt der Grund, weshalb die Thiere der Sprache unfähig sind: zwar mangelt es ihnen nicht an deutlich auseinandertretenden Vorstellungen von gewissen Einzeldingen, von solchen nämlich die mit ihren Lebensbedürfnissen in der nächsten Beziehung stehen, aber dieser Vorstellungen sind bei ihnen nicht allein verhältnißmäßig immer nur wenige, während alle übrigen ihnen verworren ineinanderzufließen scheinen, sondern es treten auch in diesen deutlichen Vorstellungen selbst immer nur einzelne Merkmale (gewisse Arten des Sichtbaren, Riechbaren u. s. f.) mit Bestimmtheit hervor,

---

nicht den Ursprung der Sprache erklären, sondern nur die psychologisch Bedingung ihrer Möglichkeit nachweisen wollen.

während alle übrigen ſinnlichen Eigenſchaften auf ſie nur einen verworrenen Geſammteindruck machen. Je größer aber dieſe Unvollſtändigkeit der Auffaſſung der Gegenſtände ſelbſt iſt, deſto mangelhafter wird auch die Unterſcheidung ihrer Beziehungen zueinander bleiben. Nur beim Menſchen findet eine ziemlich gleichmäßige Totalauffaſſung der Außenwelt ſtatt, zu welcher alle Sinne in Anſpruch genommen werden: deshalb erwirbt er eine große Menge beſtimmt geſonderter Vorſtellungen von Einzelgegenſtänden und von ihren Beziehungen zu einander, es wird ihm Sprache möglich.

Von denſelben Bedingungen, nur in noch weit mehr mittelbarer Weiſe, iſt die ſchärfere Ausprägung der Individualitäten abhängig, durch welche ſich der Menſch ſo beſtimmt von den Thieren unterſcheidet. Die Sprache vor Allem und die näheren perſönlichen Verhältniſſe die ſich hauptſächlich mit ihrer Hülfe unter den Einzelnen entwickeln, wirkt auf die Individualiſirung der Charaktere hin. Erſt vermittelſt der Sprache können die Einzelnen untereinander in die mannigfaltigſte innere Wechſelwirkung treten, und die Beziehungen welche ſich auf dieſe Weiſe unter ihnen knüpfen, die Erfahrungen welche ſie im Umgange aneinander machen, ſind es vorzüglich welche der Individualität des Einzelnen eine beſtimmte Geſtalt aufprägen: dieſe letztere fällt um ſo verſchiedener aus, je verſchiedener die Berührungen mit Andern ſind die zu ihrer Ausbildung mitwirken. Wir haben früher ſchon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die Sprache eines Volkes beſtimmtes Zeugniß ablegt über deſſen geſammten Bildungszuſtand und daß ihr grammatiſcher Bau von entſcheidendem Einfluß iſt auf die geiſtige Eigenthümlichkeit des Menſchen: ſie ſcheidet die nationalen Charaktere der Völker und wirkt auch dadurch zur individuellen Ausbildung der Einzelnen mit. Daß auch die oft ſo verſchiedenen Lehren welche jeder Einzelne aus ſeinen beſonderen Erlebniſſen und Schickſalen zieht, zu dieſer Individualiſirung weſentlich mit beitragen, bedarf keiner weiteren Ausführung. So beruht die reichere Individualiſirung innerhalb des Menſchengeſchlechtes auf der reicheren Lebensentwickelung deſſelben überhaupt, welche ihren letzten Grund in der eigenthümlichen Auffaſſung des erfahrungsmäßig Gegebenen hat.

Nur eine der von uns angegebenen ſpecifiſch menſchlichen Eigenthümlichkeiten ſcheint ſich auf dieſe Grundlage nicht zurückführen zu laſſen, nämlich die, daß der Menſch Sinn für das Schöne beſitzt, eine

Empfänglichkeit für Freuden die ihm keinen unmittelbar ſinnlichen Genuß gewähren, daß er nirgends bei der Befriedigung der phyſiſchen Bedürfniſſe allein ſtehen bleibt, ſondern ſich und das Seinige auf mannigfaltige Weiſe zu ſchmücken beſtrebt iſt. Mag es ſein daß ſolche Verſuche der Verſchönerung überall unterbleiben wo der Einzelne völlig iſolirt lebt, daß ſie in Eitelkeit und in dem Streben nach Auszeichnung vor Andern wurzeln, deſſen Befriedigung dem Selbſtgefühle mit dem Bilde erweiterter Herrſchaft und Macht ſchmeichelt, ſo iſt damit die Sache doch noch keineswegs erklärt, denn es fragt ſich eben wie es kommt daß ſich der Menſch durch dergleichen Dinge blenden und beſtechen läßt und an ſie die Vorſtellung von Auszeichnung und Bedeutendheit knüpft. Auch die Bewegung und Erregung welche ſein Gemüth durch Muſik erfährt, gehört hierher, überhaupt die beſondere Anziehungskraft welche gewiſſe Wahrnehmungen der höheren Sinne (Geſicht und Gehör) auf ihn ausüben, ohne doch ſelbſt ein Lebensbedürfniß zu befriedigen oder ein phyſiſches Luſtgefühl zu gewähren.

Die angenehmen Empfindungen und Luſtgefühle deren die Thiere fähig ſind, ſcheinen von weit geringerer Mannigfaltigkeit zu ſein und ſich faſt ausſchließlich an die Wahrnehmungen der niederen Sinne zu knüpfen, ſo daß ſich ihr Intereſſe von Natur nur auf wenige Gegenſtände erſtrecken kann und zwar nur auf ſolche die ſich zur Grundlage einer höheren geiſtigen Entwickelung nicht in derſelben Weiſe eignen, wie dieß mit den Wahrnehmungen von Tönen Farben Geſtalten und deren Bewegungen u. ſ. f. der Fall iſt, die das Intereſſe des Menſchen ſo vielfach feſſeln. Wir werden daher nicht irre gehen wenn wir in dem Hinwegfallen jener Beſchränkung des Intereſſes auf die niederen Sinnesempfindungen und auf die an ſie geknüpften Luſtgefühle, wie ſie ſich beim Thiere zeigt, eine durchaus weſentliche Bedingung der geiſtigen Erhebung des Menſchen über dieſes erblicken, ja es läßt ſich ſogar wahrſcheinlich machen daß ſie im Grunde die einzige iſt.

Bedenkt man nämlich wie entſcheidend für die Art unſerer Auffaſſung der Dinge und für dasjenige was wir von dem Aufgefaßten behalten, das unwillkürliche Intereſſe iſt das wir für den jedesmaligen Gegenſtand der Wahrnehmung beſitzen, wie dieſes Intereſſe zunächſt den Grad der Intenſität und die Richtung unſerer Aufmerkſamkeit beſtimmt, wie es Einiges mit voller Schärfe und Deutlichkeit hervortreten, Anderes nur in trübem Lichte erſcheinen, noch ganz Anderes ganz und

gar übersehen läßt, so muß man geneigt werden auch die Unterschiede die wir zwischen dem Menschen und den Thieren in der ursprünglichen Auffassungsweise der Gegenstände und in der Treue des Gedächtnisses gefunden haben, mit Allem was sich hiervon abhängig gezeigt hat, auf ursprünglich verschiedene Arten und Richtungen des Interesses zurückzuführen die den verschiedenen Geschöpfen eigen seien. Das Interesse an einem Gegenstande aber ist bedingt durch das Lustgefühl welches er entweder unmittelbar selbst gewährt oder erwarten läßt. Es würde also dieser Ansicht gemäß der Unterschied des Menschen von den Thieren wie der einzelnen Thierarten untereinander in psychischer Rücksicht zuletzt abhängen von den leisen Lustgefühlen, welche in verschiedener Weise die einzelnen Arten ihrer Empfindungen von Natur begleiten: beim Menschen wären viele Wahrnehmungen der höheren Sinne mit solchen angenehmen Gefühlen verbunden, und eben dieß wäre es was ihn veranlaßte den Gesichts- und Gehörsvorstellungen eine weit größere unwillkürliche Aufmerksamkeit zu schenken und sie in einer Vielseitigkeit auszubilden durch welche sie zur Grundlage seiner gesammten Weltauffassung würden, während die Lustgefühle der Thiere fast ausschließlich an die niederen Sinnesempfindungen geknüpft, es nur zu einer einseitigen und lückenhaften Wahrnehmung der Dinge und darum überhaupt zu keiner höheren geistigen Ausbildung bei ihnen kommen ließen.

Wir wollen hier nicht versuchen im Vorbeigehen diese schwierige Streitfrage zu entscheiden, welche die tiefste Grundlage der Psychologie so nahe berührt, die Frage ob die ursprüngliche Auffassungsweise der Dinge, ein theoretisches Verhältniß, oder ob die mit der Auffassung zugleich auftretenden Lustgefühle, ein praktisches Verhältniß, für die gesammte Gestalt und den Inhalt den das psychische Leben erhält, das eigentlich Entscheidende sind. Da wir es hier nur mit dem letzten Unterschiede des Menschen vom Thiere zu thun haben, kann es genügen gezeigt zu haben, daß in beiden Hinsichten wesentliche Verschiedenheiten unter ihnen vorliegen, welche in gleichem Sinne auf die fortschreitende Erhebung des einen und auf das unabänderliche Zurückbleiben des andern hinwirken.

II. Ueber den Naturzuſtand des Menſchen.

Die Unterſuchung welcher wir die ſpecifiſchen Charaktere des Menſchen unterzogen haben, iſt bis auf ihre pſychologiſche Grundlage zurückgegangen. Hat ſie aber auch gezeigt daß die weſentlichen Charaktere der Menſchheit allen Völkern ohne Ausnahme in gleicher Weiſe zukommen, ſo mußte ſie doch noch unentſchieden laſſen ob es nicht vielleicht innerhalb jener großen Hauptzüge ſpeciellere Eigenthümlichkeiten gebe die als feſte ſpecifiſche Unterſchiede einzelner Abtheilungen des Menſchengeſchlechtes zu betrachten ſind.

Von der einen wie von der anderen Seite iſt man über dieſe Frage gewöhnlich zu leichten Schrittes hinweggegangen. Bald hört man die in der Culturloſigkeit beharrenden Völker Africa's, America's, Auſtralien's mit einem dafür ſtereotyp gewordenen Ausdrucke als unverbeſſerliche Wilde (irreclaimable savages) bezeichnen, bald ſtößt man auf Verſuche die Einheit des Menſchengeſchlechtes als Art, ja ſogar die Abſtammung deſſelben von einem Paare daraus zu beweiſen, daß alle Völker eine Sprache von beſtimmtem grammatiſchen Baue, daß alle gewiſſe gleichartige Begriffe von überſinnlichen Dingen und namentlich religiöſe Vorſtellungen irgend welcher Art beſitzen. Allerdings verdienen dieſe großen pſychologiſchen Thatſachen die ſorgfältigſte Beachtung, allerdings iſt es richtig daß ſie von den Gegnern der Arteinheit des Menſchengeſchlechtes ebenſo oft zu gering geſchätzt oder ganz überſehen werden, weil ſie ſich nicht mit Händen greifen und ſich mit dem leiblichen Auge nicht ſichtbar machen laſſen, wie es mit allen pſychologiſchen Thatſachen von Seiten derer zu geſchehen pflegt die nur im Gebiete des ſinnlich Wahrnehmbaren beſchäftigt ſind: wir dürfen daher Smyth beiſtimmen wenn er geltend macht (p. 249), daß jene pſychologiſchen Thatſachen reichlich ſo ſtark der Annahme der Artverſchiedenheit entgegenſtehen als die phyſiſchen Thatſachen die man zum Beweiſe derſelben angeführt hat, für ſie ſprechen; aber mit dem Allen iſt noch nichts gewonnen gegen den Zweifel, ob es nicht bei aller Gemeinſamkeit der

Hauptcharaktere doch innerhalb derſelben feſte Unterſchiede gebe die uns nöthigen das Menſchengeſchlecht in mehrere Arten zu theilen.

Um dieſe Frage zu löſen werden wir der Hauptſache nach wieder denſelben Weg einzuſchlagen haben den wir früher gegangen ſind, da es ſich darum handelte die Feſtigkeit der phyſiſchen Unterſchiede der Völker auf ihre ſpecifiſche Bedeutung zu prüfen: wir werden die größten Unterſchiede erörtern müſſen die ſich im geiſtigen Leben der Menſchen factiſch vorfinden, um dann weiter zu unterſuchen ob ſie feſt oder flüſſig ſind. Zu dieſem Zwecke werden wir vor Allem den Naturzuſtand des Menſchen in's Auge faſſen, und zwar aus einem zweifachen Geſichtspunkte, denn es fragt ſich theils ob wir irgendwo den Menſchen wenigſtens annähernd im Naturzuſtande finden und wo, theils wie oder als was wir ihn finden. Da nämlich alle Cultur erſt etwas Secundäres iſt, das aus dem Naturzuſtande des Menſchen ſich im Laufe der Zeit ſehr allmählich entwickelt hat, ſo iſt es begreiflich daß der Naturmenſch, wo wir ihn auch finden mögen und wie er auch beſchaffen ſein mag, uns ſelbſt in ſeinem geiſtigen Leben ſehr fern ſtehen, uns innerlich äußerſt unähnlich und ſchwer verſtändlich ſein muß, wodurch wir leicht verleitet werden können einen ſpecifiſchen Unterſchied zwiſchen ihm und uns zu machen der nicht vorhanden iſt. Auf der andern Seite finden wir zwiſchen den civiliſirten europäiſchen und den ſog. wilden Völkern anderer Welttheile in der That einen ſo großen Abſtand der Bildung, daß wir auf den erſten Blick geneigt ſind ihn auf den Unterſchied von Natur und Cultur zurückzuführen. Es fragt ſich alſo ob und wie weit wir hierzu ein Recht haben, oder mit anderen Worten, ob die größten Unterſchiede die in der Entwickelung des menſchlichen Geiſteslebens factiſch vorliegen, wirklich nur auf den flüſſigen Unterſchied von Natur und Cultur zurückkommen.

Wie weit der wirkliche Naturzuſtand des Menſchen, der mit ſeinem Auftreten auf der Erde begann, in der Zeit zurückliegt, iſt völlig unbeſtimmbar. Nur daß dieſer Zeitraum im Vergleich mit den Perioden der hiſtoriſch beglaubigten Geſchichte des Menſchengeſchlechts ein ſehr großer geweſen iſt, machen verſchiedene Gründe höchſt wahrſcheinlich.

Zuerſt kommen uns hierbei ein paar geologiſche Zeitbeſtimmungen zu Hülfe die man verſucht hat. Das Alter der Steinkohlen oder den Zeitraum welcher zwiſchen der Gegenwart und der Periode liegt welche die Kohlenzeit genannt wird, iſt aus der fortſchreitenden A-

kühlung der mittleren Erdtemperatur (deren Gleichmäßigkeit vorausgesetzt) von 22° auf 8° von Einigen auf 5, von Andern auf 9000000 Jahre berechnet worden. Diese Berechnung gilt den Geologen im Allgemeinen als zuverlässig und ihr Resultat als jedenfalls nicht zu groß. Aus dem Fortrücken des Niagarafalles, das jährlich 1—2′ beträgt, hat Lyell anderseits geschlossen daß die Zeit der Thalbildung dieses Flusses, welche neuer ist als die Ablagerung der Diluvialgebilde, wenigstens 35000 Jahre zurückliegt. Wenn nun auch nicht bewiesen ist daß das Alter des Menschen höher hinaufreiche als das der Diluvialgebilde, so ist doch noch weniger Grund vorhanden ihn für jünger zu halten als sie, da mit dem Eintritt der Diluvialzeit jedenfalls alle wesentlichen Bedingungen vorhanden waren welche die Existenz des Menschen erforderte und seit dieser Zeit keine allgemeineren Veränderungen der Erdoberfläche mehr stattgefunden haben, mit deren Verlauf die Entstehung des Menschen doch wahrscheinlich in einem gewissen Zusammenhange gestanden hat. Es scheint demnach daß wir uns das Alter des Menschengeschlechts zwischen die freilich noch sehr weiten Grenzen von 35000 und 9000000 Jahren eingeschlossen zu denken haben.

Einen andern Anhaltspunkt liefert uns der Umstand, daß man den Menschen nirgends im eigentlichen Naturzustande je gefunden hat. Ueberall ist er im Besitze wenigstens einiger künstlichen Geräthe, besonders Waffen, eines Minimum von Kleidung, der Kunst des Feueranmachens u. dergl. Sowohl in diesen Dingen aber wie in ihrer ganzen Lebensweise hat man die culturlosen Völker sämmtlich so durchaus stationär gefunden, daß man sie deshalb oft für unfähig zu allem Fortschritt erklärt hat, und doch hatten sie vom Naturzustande aus einen beträchtlichen Fortschritt schon gemacht, und gerade jene ersten Erfindungen die nirgends fehlen, waren ohne Zweifel die schwierigsten und erforderten bei der großen geistigen Unbeweglichkeit dieser Menschen eine sehr lange Zeit. Namentlich denjenigen welche den Menschen und mit ihm jene primitiven Empfindungen sich von einem Punkte aus allmählich über die ganze Erde verbreiten lassen, muß diese Zeit als unabsehbar ausgedehnt erscheinen; denn insbesondere auf den großen Continenten sehen wir Völker niemals freiwillig ihre Wohnsitze verlassen, sondern nur gedrängt durch Naturgewalten oder Feinde: fast alle Völkerwanderungen gehen erstaunlich langsam und daher finden wir in allen Theilen der Erde Völker die seit undenklicher Zeit ihr

Land im Besitz zu haben glauben und sich für Eingeborene (Erdgeborene) im eigentlichen Sinne des Wortes halten. Bei den ältesten uns bekannten Culturvölkern, den Aegyptern z. B., können jene einfachsten Erfindungen sich jedenfalls nur aus einer Zeit herschreiben für deren Alter wir in der beglaubigten Geschichte gar keinen Maaßstab haben.

Mit noch größerer Entschiedenheit als die Erfindungen und Wanderungen weisen uns die Sprachen und die physischen Raçeneigenthümlichkeiten auf ein sehr hohes Alter des Menschengeschlechts hin. Es ist mehr als unwahrscheinlich daß eine Sprache von bestimmt und consequent ausgeprägtem, verwickeltem grammatischen Baue dem Munde des Menschen entströmte als er eben erst in's Leben getreten war; dieß ist mehr als unwahrscheinlich, weil es psychologisch unmöglich ist. Den Beweis dafür liefert die Langsamkeit und Mühseligkeit des Kindes in Erlernung der Sprache, obgleich es an dieser nichts zu erfinden, sondern nur das fertig Dargebotene sich anzueignen hat. Auch das Kind lernt die grammatischen Formen nur sehr allmählich; diese können auch nicht auf einen Schlag ursprünglich erzeugt worden sein, denn was durch sie bezeichnet wird, die Beziehungen und Verhältnisse der Einzelvorstellungen, lag dem Menschen sicherlich zu keiner Zeit unmittelbar in voller Deutlichkeit vor, sondern diese gewannen die letzteren, den sehr verschiedenen Graden von Schwierigkeit gemäß die ihre Auffassung findet, erst nach und nach. Man muß sich durch das Unbewußte und großentheils Unwillkürliche das der ursprünglichen Spracherfindung jedenfalls zu Grunde lag, nicht zu dem Glauben verleiten lassen, daß diese Erfindung selbst in kurzer Zeit oder sogar auf einmal vor sich gegangen sei. Hierzu kommt nun noch ferner der große Zeitraum den die Abzweigung und selbstständige Ausbildung einzelner Sprachen eines gemeinsamen Stammes in Anspruch genommen haben muß, für welchen wir eine einzige Ursprache anzunehmen uns genöthigt sehen. Das Zerfallen der letzteren in einzelne Glieder kann freilich in einem Falle langsamer, in einem andern schneller von Statten gegangen sein und man kann nicht versuchen auch nur annähernde Zeitbestimmungen für solche Vorgänge festzustellen; aber der Umstand daß die Masse der radical verschiedenen Sprachen im Vergleich mit den wahrscheinlichen Ursprungspunkten und Urstämmen der Menschheit jedenfalls eine sehr große ist, berechtigt für sich allein schon zu der Annahme daß das Alter des Menschen auf der Erde nur nach einer langen Reihe von Jahr-

tauſenden gemeſſen werden kann, wenn man bedenkt daß Sprache nur durch Tradition von Generation zu Generation ſich fortpflanzt und daß nur verhältnißmäßig ſeltene, in die Zuſammenſetzung und das ganze Leben eines Volkes tief eingreifende Ereigniſſe bedeutendere Veränderungen an deſſen Sprache in kürzerer Zeit herbeizuführen vermögen. Daſſelbe wie von der Sprache gilt in letzterer Rückſicht auch von den typiſchen Körperformen: ſie zeigen überall einen hohen Grad von Feſtigkeit und ſind jedenfalls nur in langen Zeiträumen veränderlich. Mag man die Mittelſtufen zwiſchen den extremen Typen aus lange fortgeſetzten Einwirkungen klimatiſcher und anderer Einflüſſe erklären, oder aus Miſchung urſprünglich und weſentlich verſchiedener Grundformen ableiten, in welchem Falle die gleichförmige Ausbreitung eines jeden nationalen Typus eine ſehr lange dauernde und allmählich bis zu einem gleichmäßigen mittleren Werthe gelangte Miſchung vorausſetzen würde. — Alles weiſt uns auch hier auf eine mit dem Maaße unſerer Geſchichte nicht mehr zu meſſende Vergangenheit hin.

Den Menſchen irgendwo noch jetzt im wirklichen Naturzuſtande anzutreffen, iſt demnach keine Hoffnung. Woher ſollen wir alſo unſere Anſicht über den Naturzuſtand entnehmen und worauf ſie gründen? Es ſcheint auf dieſe Frage nur drei Antworten zu geben, die wir nacheinander zu unterſuchen haben werden: was der Menſch von Natur iſt, muß ſich am menſchlichen Kinde zeigen, denn dieſes geht überall unmittelbar aus der Hand der Natur hervor; es muß ſich dieß dadurch finden laſſen, daß wir von aller Cultur, als von etwas das dem Menſchen erſt angebildet iſt, möglichſt vollſtändig und rein abſtrahiren; es wird ſich aus der empiriſchen Betrachtung der ſog. wilden Völker ergeben, deren Leben zwar nicht den eigentlichen Naturzuſtand ſelbſt darſtellt, aber doch dieſem mehr oder weniger nahe kommt. Führt einer von dieſen Wegen für ſich allein nicht zum Ziele, ſo wird es vielleicht gelingen uns auf einem jeden derſelben ihm etwas zu nähern und es wenigſtens von verſchiedenen Seiten aus der Ferne zu ſehen.

Unſer Urtheil über den Naturzuſtand des Menſchen auf die Beobachtung des Kindes zu gründen, hat Vieles gegen ſich. Die Kindheit iſt ein ſchnell vorübergehendes Entwickelungsſtadium des Individuums, dem wir das was man das Kindesalter der Menſchheit zu nennen pflegt wohl vergleichen, aber nicht genau paralleliſiren können. Der Mangel an Erfahrung und geiſtiger Entwickelung iſt das Gemein-

ſame beider, aber neben dieſem Gemeinſamen ſtehen ſo große Verſchiedenheiten, daß wir von dieſem Vergleiche für unſern Zweck nur wenig erwarten können: wir brauchen wohl nur daran zu erinnern daß der Naturmenſch weder die noch unausgebildete phyſiſche Organiſation des Kindes beſitzt, in Folge deren dieſes ſo hülflos iſt, noch wie das Kind durch Beiſpiel und Nachahmung zu höherer geiſtiger Entwickelung hingeführt wird, in welcher ſich jenes ganz an die Erwachſenen von denen es umgeben iſt, anſchließt. Ueberdieß wird das Kind ſchon mit den Eigenthümlichkeiten des beſonderen Stammes geboren dem es angehört, und beſitzt deshalb, wie wir früher geſehen haben, ſchon am Anfange ſeines Lebens gewiſſe phyſiſche und pſychiſche Charaktere, deren ſpecielle ererbte Beſtimmtheit uns verbietet es als einen Repräſentanten des menſchlichen Naturzuſtandes anzuſehen, denn es iſt ſchon in dieſer Zeit kein Weſen das nur die Menſchennatur überhaupt, ſondern ein ſolches das von dieſen beſtimmten Eltern gezeugt, in Folge davon eine beſtimmte Varietät derſelben darſtellt. Hieraus ſcheint ſich nun freilich nicht bloß folgern zu laſſen, daß wir das Kind nicht zum Maaßſtabe des Naturmenſchen machen dürfen, ſondern auch daß dieſer letztere überhaupt unauffindbar und daß es darum eine Thorheit iſt nach ſeinen Beſchaffenheiten zu ſuchen, theils weil der Menſch zu allen Zeiten aus Tradition von ſeinen Eltern gelernt haben muß und ohne dieſe Vorausſetzung (wie es ſcheint) gar nicht zu denken iſt, theils weil er immer und überall die beſonderen typiſchen Charaktere ſeines Stammes, nicht die allgemein menſchlichen Eigenthümlichkeiten allein, an ſich getragen haben muß.

Der Streit über dieſen Punkt wird dadurch ſchwierig, daß wir mit der Frage über den Naturzuſtand uns an der Grenze unſeres erfahrungsmäßigen Wiſſens befinden. Da ſich auf wiſſenſchaftlichem Wege keine Vorſtellung von der Entſtehung des Menſchen gewinnen läßt, muß allerdings unentſchieden bleiben, ob es jemals Menſchen gegeben hat die ohne alle traditionelle Belehrung durch Andere aufgewachſen und geblieben ſind, und ob ſie nicht zu allen Zeiten außer den allgemein menſchlichen Charakteren ſchon von Natur immer auch noch gewiſſe beſondere Stammeseigenthümlichkeiten beſeſſen haben. Aber dieſe Zweifel ſind im Grunde für unſere Hauptfrage nur von untergeordneter Bedeutung. Wir würden ſogar zugeben können daß „der Naturmenſch" eine bloße Fiction ſei und ſo wenig irgendwo und irgendwann einer

in Wirklichkeit existirt habe, als ein Kreis oder eine Ellipse im Sinne der Geometrie und als alle abstracten Begriffe überhaupt eine individuelle Existenz besitzen, ohne daß damit dem wissenschaftlichen Werthe der Untersuchung dieses Gegenstandes das Geringste vergeben würde. Es ist uns nur darum zu thun eine richtige Ansicht davon zu gewinnen wie wir uns den Menschen zu denken haben vor und abgesehen von aller Cultur, und es ist dafür sogar völlig gleichgültig ob es jemals Individuen gegeben hat die dem was wir den Naturzustand nennen, genau entsprochen haben. Daß die Menschen aber bei ihrem ersten Auftreten auf der Erde und unmittelbar nach demselben diesem Zustande sehr nahe gestanden haben müssen, ergiebt sich mit Bestimmtheit aus der Abwesenheit aller Cultur die wir bei ihnen in jener Zeit vorauszusetzen uns genöthigt fanden.

Es wird nach dem Vorhergehenden keiner weiteren Erörterung bedürfen daß der Naturzustand so wenig als an Kindern überhaupt, an solchen Individuen sich unmittelbar darstellt, die von civilisirten Menschen stammend, aber schon von ihren ersten Lebensjahren an verwahrlost, einsam und daher selbst ohne Sprache in den Wäldern aufgewachsen und erst als Erwachsene wieder aufgefunden in die menschliche Gesellschaft eingetreten sind. Man hat sie in früherer Zeit für wahre Naturmenschen genommen und als solche sorgfältig geschildert, obwohl es in Bezug auf die meisten derselben keinen Zweifel leidet daß sie nur verwilderte Blödsinnige waren. Wir werden demnach diesen Versuch zur Lösung unserer Aufgabe zu gelangen ganz verlassen und die beiden anderen oben bezeichneten Wege einschlagen müssen.

Was der Mensch sei wenn wir ihn aller Cultur entkleidet denken, ist eine oft aufgeworfene, aber verschieden beantwortete Frage. Es ist schwer diese Abstraction rein und vollständig auszuführen, leichter dagegen ist es sich davon zu überzeugen daß sie nicht zu der Vorstellung von einem paradiesischen Zustande der Unschuld, ursprünglicher Sittenreinheit und Glückseligkeit hinführt, welcher als ein Ausfluß der noch unverdorbenen Menschennatur, das Bild einer ebenso einfachen als harmlosen und freundlichen Gestaltung aller Lebensverhältnisse darböte, gegründet auf eine glückliche Harmonie geringen Wissens mit geringen und leicht zu befriedigenden Bedürfnissen und daher auf die Abwesenheit aller Leidenschaften. Allerdings fehlen dem Naturmenschen ohne Zweifel die raffinirten, geschickt verborgenen und glänzend bekleideten Laster

einer verdorbenen Geſellſchaft, vor deren Anblick Rouſſeau's kränkliche Phantaſie ſich erſchrocken zurückzog um ſich in ein ſchönes Traumbild von der urſprünglichen Güte und Reinheit der menſchlichen Natur zu vertiefen, aber was ihm nicht fehlen kann das ſind die groben häßlichen Züge äußerer und innerer Rohheit, welche die nothwendigen Begleiter eines gänzlichen Mangels intellectueller und moraliſcher Ausbildung ſind.

Denken wir uns vom Menſchen Alles hinweg was an ihm Wirkung der Cultur iſt, ſo ſteht er da als bloßes Product der Macht die ihn in's Leben rief, am erſten demjenigen vergleichbar der ohne Erziehung irgend welcher Art geblieben wäre, auf den weder Erfahrung noch Lehre oder Beiſpiel einen Einfluß geäußert und der deshalb weder dem Guten noch dem Böſen geneigt, beim Mangel aller Erkenntniß noch nicht einmal einen Unterſchied zwiſchen beiden zu machen gelernt hätte. Das Erſte was an ihm als charakteriſtiſch für uns hervorträte, würde die ſehr vollſtändige Abhängigkeit ſein in der er ſich von ſeiner Naturumgebung befände: der geſammte Inhalt den ſein inneres Leben zunächſt gewönne, würde ein ziemlich reines Product dieſer letzteren ſein. Der Naturmenſch wird zunächſt nur das wozu die Naturverhältniſſe ihn machen unter die er ſich geſtellt findet: wovon er ſich nährt, das werden dieſe ihm darbieten, auf welche Weiſe und durch welche Mittel er ſeine Nahrung gewinnt, dazu werden dieſe ihm Anleitung geben müſſen; ob er Kleidung und ſonſtigen Schutz gegen äußere Schädlichkeiten bedarf und wie er dieſem Bedürfniß abzuhelfen ſtrebt, werden ſie ihn lehren und die Erfindungen die hierzu nöthig ſind, ihm an die Hand geben müſſen: ſie werden mit einem Worte ſeine ganze Lebenseinrichtung beſtimmen. Was er für Geräthe ſich bildet, welche Kunſtfertigkeiten er ſich aneignet, wie große und welcher Art der Anſtrengungen er für alle dieſe Zwecke macht und auf welcher etwas höheren oder niederen Stufe der Entwickelung er in den erſten hierzu erforderlichen geiſtigen Thätigkeiten ſtehen bleibt, das Alles wird in der Hauptſache nur von ſeiner äußeren Lebenslage abhängen. Iſt der augenblicklichen Noth abgeholfen in welche er ſich verſetzt ſah, ſo wird damit unmittelbar auch die phyſiſche wie die geiſtige Anſtrengung aufhören.

Dieſer letztere Umſtand iſt ein höchſt wichtiger Punkt: er weiſt uns auf einen zweiten Hauptzug im Charakter des Naturmenſchen hin, auf ſeine ungeheure Trägheit. Die Urſache derſelben liegt nicht darin daß im Naturzuſtande, beim Mangel aller Anſtalten und Einrichtungen

durch welche das Leben selbst und der Genuß seiner Güter für die Zukunft gesichert werden, sehr oft alle Kräfte aufgeboten werden müssen bloß um drohende Gefahren abzuwenden und den nöthigen Unterhalt zu gewinnen, wovon allerdings die natürliche Folge ist, daß die Ruhe doppelt hoch geschätzt wird und nach großen Anstrengungen für sich allein schon ein hoher Genuß, zu keiner Art von Thätigkeit verwendet wird. Vielmehr verhält es sich so, daß der Mensch von Natur jede Mühe überhaupt scheut, daß er ursprünglich keine Arbeit von irgend welcher Art übernimmt, so lange dieß nicht unbedingt und unmittelbar nothwendig ist für sein eigenes Wohlbefinden. Mag er selbst schon häufig durch seine Trägheit in bittere Noth gerathen sein, mag er schon hinreichende Erfahrung haben um dasselbe Schicksal in der Zukunft mit Wahrscheinlichkeit sich voraussagen zu können, es kümmert ihn nicht. Die Zukunft liegt in blasser nebelhafter Ferne, man hofft von ihr das Beste oder doch das Erträgliche, verläßt sich auf Andere, auf die Gunst der Umstände — und die Faulheit ist so süß! Trägheit und Leichtsinn in einem fast unglaublichen Grade liegen überall im Charakter völlig unerzogener Menschen, und es bedarf nur einiger Kenntniß der niederen Klassen der Gesellschaft eines europäischen Landes und geringer Menschenbeobachtung um zu finden, daß dem Menschen von Natur, nicht etwa erst in Folge sittlicher Verwilderung, Faulheit für sich schon Genuß ist. Könnte man die Motive der Eitelkeit und des Ehrgeizes auf kurze Zeit aus der civilisirten Welt entfernen, so würde es selbst für den der von der Menschennatur am höchsten und erhabensten denkt, unzweifelhaft werden daß das wirkliche Ideal der meisten Faulheit ist. Die Macht der Gewohnheit auf allen Gebieten des Lebens liefert dafür vor Allem den Beweis. Wenigstens von dieser Seite erscheint der Mensch ursprünglich als ein rein sinnliches Wesen, und wir haben die leibliche und geistige Trägheit des Naturmenschen, so groß sie auch sein mag, nicht als eine specielle, aus besonderen Umständen zu erklärende Eigenthümlichkeit anzusehn, sondern als eine allgemeine Eigenschaft, die überall und immer gleichsam auf dem Sprunge steht alle höheren Bestrebungen der Einzelnen wie der Gesellschaft wieder zu verschlingen, wenn nicht Motive von großer Kraft ihr fortdauernd das Gleichgewicht halten. Leiden und Noth aller Art sehen, einmal überstanden, in der Erinnerung bei weitem nicht mehr so peinlich aus als sie waren; gar manche bange Furcht, die wir hegten, hat sich später als grundlos gezeigt; das

Nöthige zu thun wird auch später immer noch Zeit genug sein — solche und ähnliche, auch dem Gebildeten geläufige Gedanken beherrschen den Naturmenschen vollständig und würden hinreichen ihn in seiner Trägheit festzuhalten, selbst wenn es möglich wäre den Menschen durch leichtere und einfachere Mittel als eine viele Jahre lang fortgesetzte sorgfältige Erziehung ist, dahin zu bringen daß er eine genußreiche Gegenwart einer unbestimmten Zukunft aufopfert.

Es ist nichts als ein poetischer Irrthum wenn man dem Naturmenschen einen Wunsch oder gar eine Sehnsucht nach moralischer und intellectueller Erhebung zugeschrieben hat, vielmehr verharrt er vermöge der Kraft der Trägheit oder was dasselbe ist, durch die Macht der Gewohnheit gern und mit Vorliebe in seinem Zustande, am wenigsten übernimmt er jemals aus eigenem Triebe und, ohne äußere Nöthigung die schwere Arbeit der Civilisation, wie ja auch die niederen Klassen der Gesellschaft in Europa sich selbst überlassen nichts der Art thun, so lange es ihnen materiell auch nur erträglich geht, obgleich sie die Beispiele höherer Entwickelung, die zu würdigen ihnen freilich der Maaßstab fehlt, täglich vor Augen haben. Wäre es anders, so würde es unbegreiflich sein daß die Fortschritte des Menschengeschlechts im Ganzen so außerordentlich langsam gehen. Es würde ganz anders in der Welt aussehen, bemerkt Hume einmal treffend, wenn der Mensch von Natur nur ein wenig mehr Liebe zu nützlicher Thätigkeit besäße als ihm gegeben ist, während ihn jetzt sein Beharrungsvermögen auf jeder Entwickelungsstufe die er einmal erstiegen hat, gleichmäßig festhalten zu wollen scheint.

Peyroux de la Coudrenière scheint der Erste gewesen zu sein welcher die Theorie aufgestellt hat daß die weiße Raçe allein geistig activ sei, von Natur einen ihr eigenthümlichen Wissens- und Bildungstrieb besitze, wie ihn Aristoteles dem Menschen überhaupt zuschrieb, und daß deshalb alle höhere Cultur anderer Raçen nur aus Kolonieen der Weißen erklärt werden müsse die in alter Zeit zu ihnen gekommen seien. Er hat hierin neuerdings viele Nachfolger gefunden, unter denen wir in Deutschland nur Klemm (Allg. Culturgesch.) und Wuttke (Gesch. des Heidenthums) hervorheben wollen, welche einen festen Unterschied zwischen activen und passiven Menschenraçen annehmen*. Eine genauere Erwägung der Eigenthümlichkeiten des

* In ähnlichem Sinne hat Carus Nacht-, Tag- und Dämmerungsmenschen (Neger, Europäer, Mongolen und Americaner) unterschieden.

Menschen überhaupt und insbesondere dessen was man sich unter dem Naturzustande zu denken hat, läßt indessen diese Annahme als sehr zweifelhaft erscheinen.

Wird man versucht sein auf den ersten Blick es nur als eine beklagenswerthe Eigenschaft der Menschennatur zu betrachten, daß er ursprünglich jedes höheren Strebens baar, fast auf jeder Stufe seiner Entwickelung dieselbe Schwerbeweglichkeit und gründliche Unlust zu wahrem Fortschritte zeigt, so fällt doch unser Urtheil bei tiefer gehender Ueberlegung hierüber wesentlich anders aus. Die Sache hat nämlich noch die zweite versöhnende Seite, daß eben nur in dem Maaße in welchem höhere Bedürfnisse fehlen, eine leichte und vollständige Befriedigung in den niederen möglich ist, daß eben nur in Folge der Einfachheit und des geringen Umfangs der Bedingungen, von denen die Zufriedenheit und Lebensfreude des Menschen im Naturzustande abhängt, wirkliche innere Befriedigung und voller Lebensgenuß ihm auch in dieser Lage zutheil werden kann. Sein inneres Leben bewegt sich zwar nur in einem sehr beschränkten Kreise, aber es bleibt ihm dafür auch ungestört und unvergiftet durch jene fieberhafte Unruhe nach einer nur dunkel geahnten und oft auf verkehrten Wegen erstrebten Verbesserung seiner Verhältnisse, die nicht selten den höher stehenden Menschen innerlich quält und in äußeres Elend stürzt. Der innere Zwiespalt im Menschen stammt zum größten Theile allerdings erst aus seinem Streben nach höherer Entwickelung, er wird erst möglich und nothwendig durch das Aufkeimen höherer Bedürfnisse in ihm, die nur schwer und oft nur unter seltener Gunst der Umstände sich befriedigen lassen. Insofern hat man nicht Unrecht erst den Fortschritt zur Civilisation als die Quelle der inneren Noth zu bezeichnen in die der Mensch so vielfach geräth, nur wird man sich dadurch nicht dazu verleiten lassen dürfen in dem Naturzustande des Menschen das Ideal eines Paradieses zu sehen, dessen Verlust wir zu beklagen hätten; denn erst mit der Entfernung von ihm kann die physische moralische und intellectuelle Erhebung desselben aus seiner ursprünglichen Rohheit beginnen.

Zu den beiden bisher besprochenen Hauptcharakteren des Naturmenschen, seiner vollständigen Abhängigkeit von der Naturumgebung und seiner schwer überwindlichen Trägheit, gesellt sich endlich als dritter hervorstechender Zug die völlige Zügellosigkeit seiner starr egoistischen Begierden und der Mangel an Stetigkeit und Planmäßigkeit in allem

seinen Thun und Treiben. Zurückhaltung und Selbstbeherrschung sind nirgends dem Menschen von Natur eigen, sie wollen gelernt sein und werden nur langsam erworben. Hauptsächlich geschieht dieß im Verkehr mit Andern und durch denselben, wie sich an Kindern und solchen Menschen zeigt die in großer Ungebundenheit aufgewachsen sind. Der Mangel an Selbstbeherrschung wird sich in einem stets freien, leidenschaftlichen Sichgehenlassen zeigen, in einer außerordentlichen Heftigkeit der Affecte, allseitiger Begehrlichkeit und Unmäßigkeit im Essen und Trinken wie in Allem was eine Gemüthserregung mit sich bringt. Es knüpft sich daran die allgemeine Gewaltsamkeit des Handelns, die durch jedes Hinderniß sogleich erbittert, das Recht des Stärkeren in der Gesellschaft zur Herrschaft bringt und es zu keiner deutlichen Unterscheidung des Guten und Bösen kommen läßt. Auf seinem Eigenwillen starr beharrend und die Andern sich zu unterwerfen bestrebt wo sie mit dem eigenen Interesse in Conflict gerathen, lebt jeder Einzelne ursprünglich rein für sich und steht innerlich isolirt, weil er nur dem eigenen Vortheile folgt. So häßlich diese Charakterzüge des Naturmenschen aber auch sind und so unzweideutig sie seine vollständige innere Rohheit offenbaren, so spricht sich in ihnen doch keine eigentliche Bosheit, keine Verdorbenheit des Herzens aus, sondern wie beim Kinde und beim völlig Unerzogenen zeigt sich neben jenen eine plötzliche Veränderlichkeit des Wollens und der Gemüthslagen überhaupt welche etwas Versöhnendes hat, indem sie nicht allein in vielen Fällen die rohen Ausbrüche der Leidenschaft plötzlich in ihrem Laufe aufhält oder deren verderbliche Folgen in unerwarteter Weise abwendet, sondern auch ihren wahren Ursprung in der großen Zusammenhangslosigkeit des inneren Lebens erkennen läßt, das haltungslos hin und her schwankt und unwillkürlich aus einer Aufregung in die andere fällt. Dieser Mangel an Festigkeit in der Verfolgung eines bestimmten Zieles, dieses Handeln nach augenblicklichen Einfällen und zufälligen Impulsen setzt den civilisirten Menschen in Erstaunen; der Naturmensch erscheint ihm als ganz unberechenbar und wird deshalb von ihm auf die verschiedenste Weise beurtheilt, ganz wie der Unerzogene der beim Mangel fester Gedanken seinen wechselnden Launen preisgegeben, es zu keiner Stetigkeit und Planmäßigkeit des Handelns bringt und gerade dadurch dem Gebildeten leicht unverständlich wird.

Giebt man die Richtigkeit der vorstehenden Charakterschilderung

des natürlichen Menschen zu, die wir durch Abstraction von aller Cultur und durch die Benutzung der Analogieen desselben mit dem Kinde und dem völlig Unerzogenen zu entwerfen versucht haben, so wird sich jetzt ohne Mühe zeigen lassen daß wir die Mehrzahl der culturlosen Völker der Erde als Naturvölker zu bezeichnen berechtigt sind, weil sie, obgleich nicht im eigentlichen Naturzustande befindlich, doch auf einer Entwickelungsstufe stehen die diesem ziemlich nahe kommt; denn alle die Eigenthümlichkeiten welche wir dem natürlichen Menschen beilegen mußten, finden sich an ihnen in unzweideutiger Weise wieder, und gerade in allen diesen Eigenschaften stimmen sie (was hierbei besonders zu beachten ist) auf das Entschiedenste untereinander überein, so daß wir es wagen dürfen die Hauptzüge derselben zu einem einzigen gemeinsamen Bilde zusammenzufassen. Gerade hierin aber scheint uns ein Hauptbeweis dafür zu liegen daß wir in diesen Fällen etwas dem Naturzustande sehr Aehnliches wirklich vor uns haben, denn in Rücksicht auf diesen allein als den gemeinsamen Ausgangspunkt des Bildungsweges aller Menschen müssen alle einander im Wesentlichen gleichen, während sie im Uebrigen durch die Verschiedenheit der Bahnen in denen sich ihre Entwickelung bewegt, auch zu sehr abweichenden Lebensformen hingeführt werden. Culturlose Völker hingegen überall wo wir ihnen begegnen für verkommene und von früherer Höhe herabgesunkene zu erklären, würde eine Annahme sein, die um nicht als willkürlich zu erscheinen in jedem besonderen Falle eines Beweises bedürfte, wenn man nicht im Allgemeinen darthun kann, daß Cultur das Primitive, Rohheit das Secundäre für den Menschen sei.

Wir wollen jetzt einige der wichtigsten erfahrungsmäßigen Angaben über die Naturvölker zusammenstellen, um zu sehen in wie weit die von uns entworfene Charakteristik des Naturmenschen von dieser Seite her eine Bestätigung und Vervollständigung gewinnt.

Der Nordländer sucht nicht den Süden auf um seine Lage zu verbessern, so wenig als der Bewohner eines heißen und schädlichen Klima's sich aus diesem hinwegsehnt und es mit einem günstigeren zu vertauschen strebt. Trotz der vielen Krankheiten und anderen Uebel denen z. B. der Bewohner von Darfur ausgesetzt ist, liebt er sein Land und mag nicht nur nicht auswandern, sondern sehnt sich zurück aus der Fremde (Mohammed-el-Tounsy p. 296). Es liegt die Vermuthung nahe daß die Anhänglichkeit an ihr Vaterland, selbst bei nomadisch

lebenden Völkern, sich zum Theil wenigstens darauf gründe, daß sie von schöneren Klimaten, von dem Reichthum und Ueberfluß mit dem die Natur anderwärts den Menschen überschüttet, meist ganz unbekannt sind. Dieß ist jedoch nicht richtig. Bei allem äußeren Elend in welchem ein Volk leben mag, hält es vielmehr gleichwohl in der Regel sein Land für das beste der Welt, seine Lebensweise für die genußreichste die es giebt und sich selbst für das vorzüglichste von allen. Cavazzi (S. 76 f.) giebt in dieser Hinsicht eine sehr treffende Darstellung von der Ansicht der Congo-Neger, die, wenn sie auch um des Erwerbs willen zeitweise auswandern, doch wie die Kru-Neger mit dem Erworbenen stets nach Hause zurückkehren um es dort auf ihre Weise zu genießen. Dieselbe Ueberzeugung scheint bei den Negervölkern durchgängig zu herrschen; in den Gegenden aber vollends, die wie so viele Länder America's von den Europäern vielfach um ihrer Schätze willen aufgesucht werden, findet sich immer bei den Eingeborenen der feste Glaube daß die Weißen ihre eigene Heimath nur verlassen haben um glücklichere Länder aufzusuchen und daß sie eben nur bei ihnen die größten Güter und die höchsten Genüsse des Lebens zu finden gewußt haben. Zwar wird uns von einem jungen Abiponer berichtet, der auf einem Schiffe angestrengt arbeitete um die Fahrt nach Buenos Ayres mit dem verdienten Gelde zu bezahlen, denn es war sein heißer Wunsch die Welt zu sehen (J. P. and W. P. Robertson III. 186); auch Du Pratz erzählt von einem Eingeborenen, den ein ähnlicher Drang in die Ferne trieb und der erst nach Vollendung großer Reisen, auf denen er das Land seiner Väter ausfindig zu machen hoffte, zu den Seinigen wieder zurückkehrte. Solche Fälle gehören indessen zu den äußerst seltenen Ausnahmen. Bis zum Bewohner des Feuerlandes und zum Hottentotten herab lebt der Mensch im Naturzustande auch im drückendsten Elend zufrieden mit sich und seinem Loose, während es unter den Culturvölkern des auf Reichthum Macht und Bildung stolzen Europa's oft so schwer wird einen Zufriedenen zu finden. Namentlich aus diesem Gesichtspunkte wird es verständlich daß ein erfahrener Mann behauptet: „es giebt Lagen in denen sich der denkende Mensch dem uncultivirten Naturkinde untergeordnet fühlt, in denen er zweifelt ob seine festesten Ueberzeugungen etwas Besseres sind als wohlklingende, aber beschränkte Vorurtheile." (Cowper Rose p. 173.) Jedenfalls ist so viel unzweifelhaft, daß (wie Strzelecki p. 343 sagt) jede Raçe ihre eig-

Glückseligkeit hat: das unruhige Vorwärtsstreben des civilisirten Menschen erscheint dem Naturmenschen als kindisch albern, der Genuß apathischer Ruhe, das Ideal des letzteren würde für jenen unerträglich langweilig sein (vgl. hierzu die lehrreiche Schilderung dieses Ideals in der freilich sonst ganz romanhaften Reise von Crevecoeur im Magaz. merkw. Reiseb. XXIII, S. 363).

Als Hauptmotive treten erfahrungsmäßig bei Naturvölkern nur drei auf, nämlich physisches Wohlbefinden, das sich dem engen Kreise ihrer Interessen gemäß nur auf die groben sinnlichen Genüsse richtet, Essen und Trinken, Geschlechtsgenuß und fauler Müßiggang, in Folge eines wahren Abscheues vor jeder Art von Kraftanstrengung; ferner geselliges Wohlbefinden, das theils in der Familie durch Unterwerfung der einzelnen Familienglieder unter den Willen des Mannes allein, theils in weiteren Kreisen durch Befriedigung von Ehrgeiz uud Eitelkeit erstrebt wird, und hauptsächlich in einem gesteigerten Selbstgefühl, in dem Gefühle ausgedehnter Macht über Andere und ungewöhnlicher Geltung bei ihnen, auch ohne eigene Kraftanstrengung, besteht; endlich die Gewohnheit, deren Macht sich auf die wichtigsten wie auf die unbedeutendsten Dinge in gleichmäßiger Einförmigkeit und Gedankenlosigkeit erstreckt und physisches Elend ebenso wie moralische Rohheit und intellectuelle Stumpfheit verewigen zu wollen scheint. Vielleicht ist man geneigt als ein viertes Hauptmotiv das den Naturmenschen beherrscht, seinen Aberglauben und die sämmtlichen Beweggründe zu bezeichnen die einer im schlechtesten Sinne eudämonistischen Religion eigen zu sein pflegen; allein diese ganze Gruppe von allerdings sehr wirksamen Motiven kommt auf die an erster Stelle von uns angeführten zurück, denn es ist eine offen vorliegende Thatsache daß es äußere Güter und sinnliche Genüsse allein sind, welche seinen religiösen Vorstellungen den Einfluß und die Macht sichern die sie in so hohem Grade über ihn besitzen.

Das äußere Leben der Naturvölker läßt keine gemeinsame Schilderung zu, denn es gestaltet sich, wie wir in Folge ihrer durchgängigen Abhängigkeit von ihrer besonderen Naturumgebung erwarten müssen, sehr verschieden. Einige derselben sind Jäger, andere Fischer, wieder andere sind Wurzelgräber und Beerensammler oder treiben diese Beschäftigungen abwechselnd wie es die Jahreszeit mit sich bringt. Kleidung Wohnung Hausgeräthe und Waffen richten sich dabei ebenso wie

die Kunstfertigkeiten die sie erwerben, ganz nach der besonderen Lebensweise. Dagegen zeigt sich fast in Allem was das innere Leben betrifft bei ihnen eine merkwürdige Gleichförmigkeit in allen Gegenden der Erde. Oft hat man (wie dieß z. B. Hugh Murray gethan hat) weit größere Verschiedenheiten der Culturstufen bei uncultivirten Völkern angenommen als der Wirklichkeit entspricht, man hat feste Unterschiede unter ihnen machen zu müssen geglaubt die entweder gar nicht nachweisbar oder doch sehr unerheblich sind, und eine nothwendige Entwickelung dieser Stufen und der ihnen zukommenden nationalen Charaktereigenschaften auseinander nachweisen wollen, wo von einem Fortschritte kaum die Rede sein kann.

Der Charakter der Individuen pflegt bei Naturvölkern weit gleichmäßiger und im Ganzen minder fest und bestimmt ausgeprägt zu sein als bei Culturvölkern. An Selbstbeherrschung fehlt es allgemein in hohem Grade, Sorglosigkeit um die Zukunft, Leidenschaftlichkeit und Unmäßigkeit neben Unstetigkeit und Unzuverlässigkeit, Faulheit zur Arbeit neben Fleiß und Ausdauer für die Gegenstände des unmittelbaren Interesses, den Putz namentlich eingeschlossen, sind Charakterzüge die uns überall immer wieder in gleicher Weise begegnen. Es wird genügen sie nur durch Weniges zu erläutern.

Völlerei, Trunksucht und geschlechtliche Ausschweifungen sind die am weitesten verbreiteten Laster. Nächst den wilden Festlichkeiten und Gelagen ist es aber hauptsächlich die Jagd bei welcher sich die ganze wüste Leidenschaftlichkeit entfaltet. Der Jäger geräth, besonders massenhafter Beute gegenüber, wie der Soldat im heißen Kampfe, in eine grenzenlose Wuth, er mordet mit Lust und verwüstet das Wild meist in völlig unnützer Weise, verzehrt davon nur das Beste und oft dieses kaum, wenn es im Ueberfluß sich darbietet: daher brauchen Jägervölker ein ganz unverhältnißmäßig großes Areal und gerathen trotzdem oft in Noth, weil ihnen Schonung der Jagdthiere ebenso fremd ist als sparsames Haushalten mit Vorräthen überhaupt. Der hundertste Theil des von den Zulus erlegten Wildes, bemerkt Delegorgue I, 430, würde zu seinem und seiner Begleiter Unterhalt mehr als hinreichend gewesen sein. Die Noth wird um so häufiger und bitterer, weil die Sorglosigkeit um die Zukunft trotz des oft gelittenen Mangels so groß ist, daß keine Lebensmittel aufgespeichert werden. Es giebt Völker die alljährlich von Hungersnoth heimgesucht werden und doch

weder Vorräthe sammeln noch Nutzpflanzen zu ziehen versuchen. Charakteristisch für jene Sorglosigkeit und für die durchaus sinnliche Natur dieser Menschen, die sich nur von dem unmittelbar Gegenwärtigen jedesmal bestimmen läßt, ist namentlich was Labat (I, 2, 18) von den Caraiben erzählt, daß sie nämlich am Morgen ihre Hängematte leichter und billiger verkaufen als gegen Abend und daß man um ihre Zustimmung zu einem Kaufe zu erhalten das Geld in einer langen Linie vor ihnen ausbreiten und dann das Gekaufte, sobald sie einverstanden sind, möglichst schnell ihnen aus den Augen bringen muß. Die ungeheure Faulheit und der unbegrenzte Leichtsinn, vermöge deren die Naturvölker in so hohem Grade abgeneigt sind irgend etwas zur Verbesserung ihrer meist wahrhaft elenden materiellen Lage zu thun, treten so überwiegend an ihnen hervor, daß man sie häufig geradezu für unfähig zu Allem erklärt hat was Fleiß und Ausdauer erfordert. Wie unrichtig dieß ist, geht namentlich aus der bewundernswerthen Geduld hervor mit welcher sie sich den Arbeiten hingeben für deren Erfolge sie sich lebhaft interessiren: mit den elendesten Werkzeugen mühen sie sich Wochen und Monate lang ab um ihren Bedürfnissen an Hausrath und Kleidung zu entsprechen. Als hierher gehörige Beispiele zu denen sich ähnliche allerwärts finden lassen, wollen wir hier nur anführen, daß die Indianer von Peru um eine Decke zu weben einen Faden nach dem andern durch ihre Hand gehen lassen, sie jedesmal zählen und erst dann den Einschlag durchziehen: um ein Stück fertig zu bringen bedarf es einer Arbeit von zwei Jahren oder noch mehr (Ulloa I, 336); daß sie ferner 5—6 Stunden unausgesetzt darauf verwenden ihren Körper zu malen (Ulloa a, II, 94). Besonders ausgezeichnet durch Ausdauer sind die Buschmänner: so schwer sie sich auch aus ihrer Unthätigkeit aufraffen, „so bringt sie doch nichts von der Spur eines einmal verfolgten Wildes ab und von einem einmal beschlossenen Unternehmen schreckt keine Schwierigkeit sie zurück" (Lichtenstein II, 319). Solche Festigkeit ist allerdings bei Naturvölkern sonst selten, das Gewöhnliche ist vielmehr eine große Veränderlichkeit der Gemüthslagen und Unstetigkeit der Gedanken wie der Interessen. Nicht eigentlich bösartig und verrätherisch, werden sie doch leicht unzuverlässig, treulos, hinterlistig, namentlich wo sie im Gefühle der eigenen Ueberlegenheit sich sicher wissen, und sie werden es nicht gerade aus ränkevollem Eigennutz und planmäßiger Habsucht, sondern

in Folge der momentan aufkeimenden allgemeinen Begehrlichkeit die ſie plötzlich befällt und unwiderſtehlich zu jeder That fortreißt die zum gewünſchten Ziele zu führen verſpricht. Daß dieſe Auffaſſung die richtige iſt, geht namentlich aus den nicht allzu ſeltenen Beiſpielen hervor, in denen es gelungen iſt ſelbſt drohende Räuber und Mörder oder ganze Geſellſchaften die gefährliche Pläne ſchmiedeten, zu zerſtreuen, auf andere Gedanken zu bringen und ſogar zu Freunden zu machen, indem man ihre Aufmerkſamkeit durch eine unterhaltende Erzählung oder ein vorgemachtes Kunſtſtück ganz in Anſpruch nahm. Wenn Dentrecaſteaux (1792) und andere Schriftſteller derſelben Zeit rohe Völker wie z. B. die Eingeborenen von Vandiemensland als naive friedliche Naturkinder geſchildert haben, ſo iſt dieß theils Folge der damals namentlich in Frankreich über dieſen Punkt herrſchenden Anſichten, welche alle Verdorbenheit nur dem civiliſirten Menſchen aufbürdeten, theils erklärt es ſich daraus daß einzelne Seefahrer die Eingeborenen mit Geſchenken überhäuften, ſie durchaus friedlich und freundlich behandelten und daher auch in ihnen nicht ſelten das fanden was ſie zu finden erwarteten. Neuerdings gilt der Naturmenſch Vielen faſt für einen halben Affen, wenn nicht für einen ganzen, und es dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein welche von dieſen beiden Anſichten die verkehrtere iſt.

Bei ſolchen Charaktereigenſchaften wie wir ſie an den Naturvölkern gefunden haben, und bei der großen Bedrängniß in die ſie ſo häufig gerathen, werden wir darauf gefaßt ſein müſſen ungeheueren Abnormitäten auf dem moraliſchen Gebiete zu begegnen, nicht bloß in einzelnen Handlungen, ſondern auch in den feſten Lebensgewohnheiten. Daß Cannibalismus Kindermord und ähnliche Greuel als feſte Sitte und ohne Bewußtſein ihrer Schändlichkeit vielfach ausgeübt worden ſind und zum Theil noch ausgeübt werden, läßt keinen Zweifel zu. Scheint es in allen Fällen urſprünglich ein Uebermaaß der Rache oder außerordentliches Elend geweſen zu ſein, welche zur Menſchenfreſſerei hinführten, wie z. B. von dem Zulu-Volke der Immithlanga (Intlangwain) erzählt wird daß es durch Noth auf's Aeußerſte gebracht die eigenen Kinder fraß und ſeit dieſer Zeit an Cannibalismus gewöhnt, ſeine Kriegsgefangenen regelmäßig zu verzehren angefangen hat (Gardiner p. 185), ſo war es ſpäter hauptſächlich die Macht der Gewohnheit (oft im Bunde mit Aberglauben verſchiedener Art und

mit ſinnlicher Lüſternheit nach dieſem Genuſſe), welche in dieſem Falle wie in ſo manchen andern über das hinweghalf was anfangs Schauder erregt haben mochte und das Gefühl ſchnell dagegen abſtumpfte.

Auf analoge Weiſe erklären ſich die mannigfaltigen Beiſpiele tiefer moraliſcher Verkehrtheit die wir bei Naturvölkern antreffen. Sie gehen nicht ſelten ſo weit daß alle Urtheilsfähigkeit über moraliſche Verhältniſſe erloſchen zu ſein ſcheint. Die ſtrenge talio der Rache tritt als allgemeiner Grundſatz auf. Der Schwächere zieht es zwar oft vor nachzugeben, aber als Eingeſtändniß der Schwäche gilt dieß meiſt für ſchimpflich. Blutrache iſt ſtrenge Pflicht und die Zulaſſung von Geſchenken oder der förmliche Abkauf der Rache durch ein Löſegeld von Seiten des Mörders tritt als nicht unehrenhaft für den zur Rache Verpflichteten immer erſt da ein, wo das Eigenthum höheren Werth erhält, wo Reichthum Macht verleiht und ungeſtörter Friede der Geſellſchaft Bedürfniß wird. „Die heiligſte Pflicht des Auſtraliers iſt die Rache für den Tod des nächſten Verwandten, denn ſie iſt ſeine ganz ausſchließliche Pflicht: bis er ihr genügt hat, wird er beſtändig von den alten Weibern verſpottet, ſeine Weiber, wenn er verheirathet iſt, würden ihn bald verlaſſen; iſt er unverheirathet, ſo würde kein Mädchen mit ihm ſprechen; ſeine Mutter würde unaufhörlich weinen und klagen daß ſie einen ſo entarteten Sohn geboren habe, ſein Vater ihn mit Verachtung behandeln und Vorwürfe würden ihm von allen Seiten entgegenkommen" (Grey II, 240). Daß die Anſichten der Eingeborenen von Nordamerica in dieſem Punkte mit denen der Auſtralier genau übereinſtimmen, iſt bekannt. Auf eine faſt gänzliche Abweſenheit moraliſcher Vorſtellungen ſcheint es zu deuten, daß „die Neger von Oſt-Sudan (in den Nilländern) Betrug Diebſtahl und Mord nicht nur entſchuldigen, ſondern ſie ſogar für eine des Mannes ganz würdige That halten. Erſt unter der türkiſchen Herrſchaft haben ſie den Mord von dem „gerechtfertigten" Todtſchlag (im Kriege, in Folge von Urtheil und Recht) unterſcheiden gelernt." Lug und Trug gilt als Sieg geiſtiger Ueberlegenheit über Beſchränktheit, und „der am Galgen Geſtorbene wird ebenſo beerdigt als der wohlhabende Kaufmann oder Schech" (Brehm I, 162, 175).

Aus ſolchen und ähnlichen Beiſpielen der gänzlichen Bewußtloſigkeit in Rückſicht moraliſcher Verhältniſſe oder der völligen Verkehrung derſelben, wird man gleichwohl nicht ſchließen dürfen daß ihre Ent-

wickelung durchaus nur von den besonderen Lebensverhältnissen der Menschen und von der Macht der Gewohnheit abhänge, wenn auch zugegeben werden muß daß der Einfluß dieser letzteren auf sie ein außerordentlich großer ist; denn es ist eben nicht schwer auch in unsern modernen Culturstaaten eine ziemlich gleich große Verbildung des moralischen Urtheils bei einzelnen Ständen oder Klassen der Bevölkerung aufzufinden als z. B. von den Gauchos von Buenos Ayres erzählt wird, bei denen alle Sympathieen auf Seiten des Mörders zu sein pflegen, dessen Unglück man allein beklagt, wenn er im Einzelkampfe mit dem Messer seinen Gegner, den er allerdings immer nur zu zeichnen, nicht zu tödten beabsichtigt, umgebracht hat (Sarmiento). Dagegen ist es eine merkwürdige Thatsache, die auf einen Rest natürlichen moralischen Gefühls auch bei sonst rohen Völkern hinweist, daß die Australier in der Gegend von Port Essington, wenn sie als Diebe auf der That ergriffen werden, keinen Widerstand leisten (Jukes I, 354), und daß sich auf den Sandwichinseln der entdeckte Dieb das Gestohlene widerstandslos wieder abnehmen läßt (Wilson, Missionsr. 291).

Wenden wir unsern Blick den geselligen Verhältnissen der Naturvölker zu, und unter diesen zunächst der Ehe und dem Familienleben, so treten uns hauptsächlich zwei Hauptzüge als charakteristisch entgegen die allen gemeinsam sind, nämlich die Sklaverei des Weibes als des schwächeren Theiles und die Polygamie als deren natürliche Folge. Der Mann allein ist selbstständig und unabhängig, weil er die Seinigen allein zu vertheidigen im Stande ist und in vielen Fällen auch für ihren Lebensunterhalt allein zu sorgen hat. Das Weib ist tief verachtet, es wird ganz nur als Hausrath oder Waare behandelt. Wie gering der Werth ist den man auf die Keuschheit der Mädchen setzt, geht daraus hervor daß z. B. die Sprache der Buschmänner Mädchen und Weib gar nicht unterscheidet (Lichtenstein I, 192). Dasselbe wäre nach Burchell (II, 378 not.) auch bei den Betschuanen der Fall, doch ist dieß schwerlich richtig. Im Norden von Peru soll ein Mädchen sogar um so mehre Freier erhalten, eine je größere Anzahl von Liebhabern sie vorher schon gehabt hat (Ulloa I, 343); ebenso in Wydah — eine Erscheinung die sich bei Des Marchais (Voy. en Guinée, Amst. 1731) erklärt findet. Ausschweifungen der Mädchen vor der Ehe geben bei vielen Völkern durchaus keinen Anstoß, nur von den verheiratheten Weibern wird Zurückhaltung gegen fremde Männer ver-

langt. Hat man doch sogar behauptet, Keuschheit bestehe nach den Begriffen der Neger nur darin, daß Schwangere und Menstruirende von Männern sich fernhielten (Smith p. 249) — freilich eine grobe Uebertreibung. Von romantischer Liebe die zu gewaltigen Unternehmungen und außerordentlichen Thaten spornt, ist unter solchen Umständen keine Rede, obwohl auch sie bei übrigens rohen Völkern nicht leicht ganz fehlt; das Gewöhnliche aber ist daß, wohl hauptsächlich in Folge frühzeitiger Befriedigung, ein affectloseres und gleichmäßiger gestimmtes Verhältniß unter den Geschlechtern schon in jungen Jahren eintritt, was man freilich nicht (wie Delegorgue II, 249 gethan hat) auf eine natürliche größere Sanftheit und Ruhe deuten darf, die diesen Menschen im Vergleich mit dem civilisirten Europäer im Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte eigen sei.

Das Weib gehört dem Manne der es von ihren Eltern gekauft hat als Eigenthumsstück zu, er kann es daher im Allgemeinen willkürlich verjagen, verleihen, vertauschen oder wohl auch weiter verkaufen, andere hinzuerwerben u. s. f. Am weitesten geht die Gewalt des Mannes auf den Fidschiinseln, wo beim gemeinen Volke die Weiber nicht allein ganz Handelsartikel sind, sondern sogar von ihren Männern umgebracht und gefressen werden, ohne daß dieß gestraft oder gerächt wird (Wilkes III, 92). Nicht selten gehen die Weiber des Vaters durch Erbschaft an den Sohn über. Nur das Weib, nicht der Mann kann strafbaren Ehebruch begehen. Allerdings widerspricht, wie (Wuttke I, 184) bemerkt, Polyandrie den Vorstellungen der rohen Völker von der Ehe durchaus, aber dennoch ist sie nicht bloß denkbar z. B. als Institut der Noth, sondern kommt auch mehrfach wirklich vor, bisweilen begründet durch religiöse und politische Motive*. Die Polygamie dagegen geht

* Daß auf den Marquesasinseln reiche Weiber sich mit zwei Männern verheirathen (Lisiansky 83), kann wohl ebenso wie die Zweimännerei bei den Aleuten und Koloschen, welche neben der Vielweiberei besteht und zwei Männer von verschiedenem Rang zugleich gestattet (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 477, 492), nur als eine Folge großer und allgemeiner Ausschweifungen angesehen werden. Was Dessalles (I, 197) über Polygamie und Polyandrie der Caraiben auf den westindischen Inseln angiebt, scheint ungenau und unzuverlässig. Dagegen findet sich Polyandrie als feste Sitte bei den Avanos und Maypures in Südamerica (Humboldt und Bonpland, Reise IV, 477), ferner namentlich in Ladakh, im Hochlande von Tübet, im Alpenstaat von Sirmore, obgleich die Bewohner des letzteren Hindus zu sein scheinen (Ritter, Erdk. III, 623, 752, 880). Die Einrichtung ist diese, daß mehrere Brüder alsdann zusammen nur eine

aus der Anſicht der Naturvölker vom weiblichen Geſchlechte unmittelbar hervor und iſt wohl kaum irgendwo erſt die Folge einer durch Kriege herbeigeführten Ueberzahl der Weiber geweſen. Vielmehr ruht ſie darauf daß das Weib zunächſt bloßes Eigenthumsſtück und Laſtthier iſt, daß es als nützliche Arbeitskraft verwendet den Reichthum des Mannes begründet oder deſſen Anſehn hebt, wo nur der Vornehme und Begüterte den Aufwand beſtreiten kann den mehrere Weiber erfordern. Dazu kommt noch als ein weiterer Umſtand der zur Polygamie hinführt das frühe Hinwelken der Weiber, ſei es in Folge des Klima's (in Oſtindien iſt das Alter von 12 Jahren der äußerſte Termin zum Heirathen, mit 25—30 Jahren aber ſind die Weiber alt) oder der Ueberbürdung mit Arbeit, bei manchen namentlich africaniſchen Völkern auch die Unreinheit des Weibes während der ganzen, oft lange dauernden Zeit des Säugens, innerhalb deren jede Gemeinſchaft mit dem Manne ſtreng verboten iſt.

Wenn man geglaubt hat daß wo Polygamie herrſche die eheliche Treue minder ſtreng gehalten werde als wo die Ehe monogamiſch ſei, ſo kann man dieß nur etwa inſofern zugeben als die erſtere ſich eben nur bei grob ſinnlichen, culturloſen oder halbciviliſirten Völkern findet, aber es läßt ſich wohl ſchwerlich behaupten daß die Vielweiberei als ſolche Ungebundenheit und Ausſchweifung begünſtige. Wie Mariner auf den Tonga-Inſeln in dieſer Rückſicht große Strenge fand, ſo iſt dieß auch anderwärts nicht ſelten — abgeſehen natürlich von der höchſt demoraliſirenden Einwirkung der Europäer —, da der Mann ebenſo entſchieden darauf zu halten pflegt daß ſeine Weiber unangetaſtet bleiben,* wie er dieß in Rückſicht ſeines ſonſtigen Eigenthums aufrechthält; die Weiber aber kennen dieſe Strenge, ſie wird ihnen nicht ſelten fühlbar und man theilt und billigt dieſen Grundſatz allgemein. Daß die Vielweiberei häufig zu Eiferſucht und Streit unter den Weibern und dadurch zur Störung des ganzen Familienlebens führt, iſt allerdings richtig, aber auch nicht ſo allgemein als man zu glauben geneigt ſein mag. Bei den Zulus und andern Kaffervölkern (und es

---

Frau haben; in Ladakh fallen dem älteſten Bruder die Kinder allein zur Laſt. Ein wichtiger Grund der Sitte ſcheint u. A. auch darin zu liegen, daß die Erhaltung der Frau koſtſpielig iſt.

* Eins der javaniſchen Geſetzbücher ſetzt ſchon Strafen auf die unſchuldigſten Beziehungen eines fremden Mannes zu einem verheiratheten Weibe.

iſt dieß keineswegs das einzige Beiſpiel dieſer Art) herrſcht unter den Weibern gewöhnlich keine Eiferſucht, vielmehr bemüht ſich die erſte und älteſte Frau häufig ſelbſt ſo viel zu erwerben daß noch eine zweite jüngere gekauft werden kann; ſie veranlaßt ihren Mann oft ſelbſt hierzu, da ihr eigenes Anſehen nicht allein dadurch ſteigt, indem ſie dann in den Rang der Hauptfrau eintritt, ſondern ihr auch eine weſentliche Erleichterung der Arbeit zu Theil wird: die Weiber ſelbſt ziehen dort die Polygamie der Monogamie vor, denn die Neigung zu ihren Männern, von denen ſie durch einfachen Kauf erworben werden, iſt bei ihnen nicht leicht eine perſönliche (Delegorgue I. 154, II, 231; Steedman I, 240). Anderwärts fand man es wenigſtens als einen ſtreitigen Punkt von den Weibern erörtert ob die Polygamie eine zweckmäßige Einrichtung ſei (Dampier II, 45), in Neu-Zealand waren ſie mit ihr unzufrieden (Polack I, 376). Demnach ſcheint die Rückwirkung der Vielweiberei auf das Familienleben jedenfalls nicht allgemein eine ſo verderbliche zu ſein als man gewöhnlich annimmt. Ihre ſocial und moraliſch gefährlichſte Seite liegt wohl darin, daß ſie bei der überall annähernd gleichen Anzahl von Individuen welche beiden Geſchlechtern angehören, eine große Menge von unverheiratheten Männern vorausſetzt, durch welche die Treue der Weiber gefährdet oder Päderaſtie und andere geſchlechtliche Verirrungen im Volke leicht ausgebreitet werden.

Schaamhaftigkeit iſt es urſprünglich wohl ſchwerlich geweſen was den Menſchen beſtimmt hat ſich zu bekleiden. Die Neu-Zealänder tragen Kleider nur gegen die Kälte, durchaus nicht um ihre Blöße zu decken (Crozet, S. 70). Wie ſelbſt die halbciviliſirten Guanchen ganz nackt gingen, zwar nicht auf allen, aber doch auf einigen der Canariſchen Inſeln, ſo thun dieß noch heute die Puris meiſtentheils, und zwar Männer und Weiber, die Patachos Botokuden u. a. (Prinz Max. zu Wied, R. nach Braſil. I. 136, 286, 333). Daſſelbe findet auf einer kleinen Inſel in der Nähe von Apollonia bei beiden Geſchlechtern ſtatt, nur auf der Reiſe legen ſie einige Kleidung an (Boudyck, p. 158) und ſonſt öfters. Namentlich wo es das Geſchäft mit ſich bringt, findet keine Scheu vor Entblößung ſtatt: Caillié (II, 115) ſah in Bambarra Wäſcherinnen ganz nackt und ohne Schaam vor fremden Männern. Es muß daher befremden daß die Geſetze der Suſus (Mandingovolk) denjenigen zur Sklaverei verurtheilen der nach badenden Weibern ſieht (R. Clarke, p. 33 not.), während in Yucatan, wie

verſichert wird, beide Geſchlechter oft zuſammen baden ohne daß ſchlechte Sitten unter ihnen herrſchen (Heller 271). Manche Indianer am Orinoco, bei denen beide Geſchlechter ganz unbekleidet zu gehen pflegten, ſchämten ſich anfangs ſogar der Kleider, und weigerten ſich deshalb ſie zu tragen (Gumilla, ch. 7), namentlich aber galt ihnen als höchſt unanſtändig vor Fremden unbemalt zu erſcheinen (Gilii, S. 253 f., 260). Allerdings täuſchen Bemalung und Tättowiren das Auge leicht über die Nacktheit, aber der urſprüngliche Zweck derſelben iſt dieß gewiß nicht geweſen, ſondern jene ſollte dem Putze, dieſe als Stammes- oder Familienzeichen dienen. Es weiſt darauf ſchon der Umſtand hin daß die Abneigung Kleider zu tragen bei Naturvölkern ſehr allgemein iſt (Humbold und Bonpland, Reiſe II, 195). Häufig iſt es daß ſich die Schaamhaftigkeit nur auf die Gegenwart von Fremden, nämlich von bekleideten Europäern erſtreckt: nur vor dieſen bedecken ſich die Indianerweiber in Braſilien mit dem Gürtel (Spix und Martius, R. 370, 374), nur vor dieſen verhüllen die Weiber auf Timor den Buſen (Péron IV, 18). Daſſelbe geſchieht auch in Auſtralien (Barrington p. 37; Eyre II, 216; Nind im Journal R. G. S. I, 40). Barrow erzählt von einer Kafferin, die auf die Frage ob ſie verheirathet oder noch ledig ſei, den Mantel zurückgeſchlagen habe um Brüſte und Leib zu zeigen — ein einzelnes Beiſpiel, das ſelbſt als wahr vorausgeſetzt (Alberti ſtellt es in Abrede), keinen Schluß auf die Denkweiſe des Volkes in dieſer Rückſicht zulaſſen würde. Keineswegs ſind es, wie man erwarten ſollte, wenn der Urſprung der Bekleidung in der Schaamhaftigkeit läge, immer die Weiber für welche Kleidung als unentbehrlich gilt: bei vielen heidniſchen Stämmen in Africa gilt ſie, ſo arm und ſpärlich ſie übrigens auch iſt, als nothwendiger für den Mann (Barth II, 473; Kölle b, 13). Auch die Weiber der Indianer am Orinoco haben nach dem Urtheil der Miſſionare weniger Schaamgefühl als die Männer, ſich unbekleidet ſehen zu laſſen (Humboldt, Reiſe herausgeg. v. Hauff, 3, 95); völlig nackt gehen die Weiber der Cheva und Tumbuca (weſtlich von den Maravi am Zambeſi), doch ſind ſie keuſch und ſittſam (Ausland 1858, 262 nach Monteiro). Bei manchen africaniſchen Völkern gehen nur verheirathete Weiber nackt, nicht die Mädchen (ebendaſ. 467), wie auch in Auſtralien die Mädchen eine Schürze tragen welche von den Weibern wieder abgelegt wird (Barrington 23), während bei den Guanchen und ähnlich in Acra (Zimmermann vocab. 190, 253) gerade das

Umgekehrte ſtattfand (Webb et Berthelot nach dem älteſten portugieſiſchen Berichte). Beides erklärt ſich leicht aus entgegengeſetzten Abſichten: die Sitte der letzteren weiſt offenbar auf unverdorbenere Sitten und beſſere moraliſche Vorſtellungen hin als die der erſteren, bei denen die Verhüllung offenbar nur als Reiz wirken ſoll und die ſpätere Nacktheit darum als gänzliche Schaamloſigkeit erſcheint.

Wie groß die Macht von Gewohnheit und Sitte in dieſen Dingen bei allen Völkern iſt, bedarf keines langen Beweiſes, nicht unintereſſant ſind jedoch einige der ſchlagendſten Beiſpiele. Bei manchen Sererervölkern iſt nach Boilat 104 Nacktheit Zeichen der Jungfrauſchaft; im Reiche Melly mußten in früherer Zeit — doch herrſchte ſchon der Islam — die Sklaven nackt gehen und alle Weiber vor dem Sultan ganz unbekleidet erſcheinen (Ibn Batuta im Journ. As. 4me série I, 421). Auf den Marqueſas ſchämt man ſich durchaus nicht nackt zu gehen, aber es gilt für äußerſt unanſtändig die Vorhaut nicht zuzubinden (Langsdorff I, 137; Lisiansky p. 85; Roquefueil I, 303); ebenſo auf Neu-Zealand, wo daher wie auf vielen andern Inſeln der Südſee, die Männer das Suſpenſorium abzulegen ſich ſchämen (d'Urville II, 482). Daſſelbe gilt von den ſonſt ausſchweifenden Patagonen (Roquemaurel bei d'Urville a, I, 266). Beleidigt der eng anſchließende Anzug europäiſcher Frauen das Anſtandsgefühl des Chineſen, dem jene als nackt erſcheinen, ſo tragen Fellahweiber, wie dieß auch ſonſt öfters in muhammedaniſchen Ländern vorkommt, oft kein Bedenken den ganzen Körper vor Männern zu entblößen, nur das Geſicht nicht. Die Tubori-Weiber in Central-Africa gehen ganz nackt bis auf einen ſchmalen Riemen um den Leib an welchem ein nur nach hinten herabhängender Zweig befeſtigt iſt, bei deſſen Verluſt ſie in Geſellſchaft von der äußerſten Schaam ergriffen werden (Vogel in Petermann's Mittheilungen 1857, S. 138). Es iſt hier der Ort einer weit verbreiteten ſonderbaren Sitte zu gedenken, der bei manchen Völkern eine Coquetterie oder doch jedenfalls mehr eine ſcheinbare als wirkliche Schaamhaftigkeit zu Grunde liegt, während ſie bei anderen mehr auf einem Scherze zu beruhen ſcheint der die Hochzeitgäſte zu beluſtigen beſtimmt iſt. Bei vielen Araberſtämmen, bei den Beduinen am Sinai, bei den Felatahs von Kano gehört es wie bei den Mongolen und verwandten Völkern weſentlich zur Heirathsceremonie daß ſich die Braut zuerſt ſträube in das Haus ihres Mannes einzuziehen und ſich erſt nach längerem Zu-

reben darein ergebe (Denham, Clapperton and Oudney I, p. XXXIX und II, 270; Burckhardt S. 211 ff.). Aehnliches kommt bei den Abessiniern und bei den Wakambas in Ost-Africa, auch bei manchen Malaienvölkern vor: die Braut muß (wenigstens scheinbar) mit Gewalt geraubt werden (Rüppel II, 50; Krapf in Nouv. Ann. des voy. 1851. II, 176; Crawfurd I, 93 not). Bei den Araucanern pflegt dasselbe zu geschehen, jedoch mit Vorwissen des Vaters (Stevenson I, 36), während bei manchen nordamericanischen Völkern die Sitte fordert, daß das Mädchen zuerst den Bewerber abweise, ihre Jugend Armuth u. dergl. vorschütze (Say bei James I, 123). Die Australier pflegen ihre Weiber aus einem Nachbarstamme zu rauben, wozu sie natürlich oft Gewalt brauchen müssen: es ist daher wohl nur einer Mißdeutung zuzuschreiben, daß man öfters behauptet hat (z. B. Turnbull S. 42) körperliche Mißhandlung gehöre in Neu-Süd-Wales wesentlich zur Heirathsceremonie. Von den Weibern auf alle mögliche Weise gehindert und oft übel zugerichtet muß der Korjäke seine Braut erhaschen (Ausland 1855, S. 977), und der Neu-Zealänder der sie ebenfalls mit Gewalt fortschleppen muß, erhält sie nicht einmal zur Frau, wenn sie ihm glücklich entflieht (A. Earle p. 244).

Gehen wir von dem Familienleben und dem Geschlechtsverhältniß zur Betrachtung der geselligen Verhältnisse über wie sie sich bei Naturvölkern in weiteren Kreisen zu gestalten pflegen, so finden wir über diese nur Weniges zu sagen das für allgemein charakteristisch gelten könnte. Die Familien leben in der Regel, jede unter ihrem eigenen Haupte, in freier Selbstständigkeit nebeneinander und wachsen allmählich zu kleineren oder größeren Gesellschaften an, die so lange gar keine bestimmte Verfassung haben als nicht entweder innerer Streit oder äußere Noth, namentlich Krieg, es dahin bringen daß einer oder mehrere Männer, an die sich die Uebrigen um Schutz und Hülfe wenden und um die sie sich schaaren, als leitende mächtige Persönlichkeiten aus der Masse hervortreten und sich an die Spitze stellen. Ihr Einfluß, der oft bloß auf persönlicher Anmaaßung beruht, geht aber nur so weit und dauert nur so lange als das Vertrauen oder die Geduld der Andern sich ihn gefallen lassen. Jeder einzelne erwachsene Mann bleibt auch einem solchen Häuptling gegenüber vollkommen unabhängig und frei in seinen Entschließungen, so daß er jeden Augenblick von ihm abfallen und gegen ihn auftreten kann, wenn er die Macht dazu hat, ohne daß

dieß als ein Unrecht von seiner Seite erschiene. Daher sehen wir solche Völker ohne alle innere Organisation, fast nur durch äußere Umstände und die Gewohnheit des Zusammenlebens zusammengehalten, hin und her schwanken zwischen einem Zustande fast gänzlicher Willkür und Ungebundenheit der Einzelnen und einem Zustande fast despotischen Druckes, unter welchen sie zeitweise gerathen, wenn eine einzelne kräftige und gewaltsame Natur an die Spitze tritt der niemand Widerstand zu leisten wagt. Aber dieser Druck findet eine Grenze an der Leichtigkeit mit welcher einzelne Familien sich von ihrem Stamme abtrennen und fortziehen können, wenn er zu lästig wird: er wird deshalb in der That fast nie sehr bedeutend. Es ist eine falsche Auffassung der Verhältnisse, wenn man anstatt dieses Schwanken der gesellschaftlichen Verfassung der culturlosen Völker anzuerkennen und auf seine natürlichen Ursachen zurückzuführen, vielmehr eine Reihe von bestimmten Entwickelungsstufen der Gesellschaft bei ihnen hat nachweisen wollen (Hugh Murray).

Der Streit in welchen Einzelne miteinander gerathen wird entweder durch einen Dritten entschieden, sei es daß dieser sich selbst als Autorität aufstellt oder daß man durch sein Ansehen bewogen ihn dazu erwählt, oder es geschieht dieß bei drohenderen und wichtigeren Fällen in allgemeiner Versammlung, oder endlich, was das Gewöhnlichste ist, es wird ganz und gar den Betheiligten selbst überlassen die Sache auszufechten. An die Stelle des Einzelkampfes treten bei sehr vielen Völkern Ordalien, deren Entscheidung oft in betrügerischer Weise vorbereitet wird. Der mit aller Erbitterung verfolgte Streit Einzelner verwickelt nicht selten ganze Familien und Stämme in Fehden, die besonders in Folge der fast nie aufgegebenen, obwohl jahrelang aufgeschobenen Rache sich endlos in die Länge ziehen. Außerdem ist es hauptsächlich entweder der Aberglaube oder es ist Hunger und Noth welche zum Kriege führen. Abgesehen von den letzteren Fällen, in denen es sich um die eigene Existenz und den Besitz des Landes handelt von welchem diese abhängt, sind die Kriege trotz der Wuth mit welcher sie geführt werden, oft von nur geringen Verlusten an Menschenleben begleitet.

Die religiösen Vorstellungen der Naturvölker haben wir früher schon so weit charakterisirt als sie eine allgemeine Schilderung zulassen (S. 322 f.). Sie beruhen auf einer Personification imponirender Naturgewalten oder vielmehr auf einer Personification aller derjenigen Einzeldinge in der Natur von denen der Mensch sein Schicksal abhängig glaubt,

indem er vorzüglich dessen ungünstige Wendung in jedem besonderen Falle der Thätigkeit selbstständiger Geister zuschreibt die in den Dingen dauernd oder bloß zeitweise ihren Sitz haben. Undankbar wie der Mensch immer ist gegen das Glück, auch schon im Naturzustande, sieht er im Gelingen seiner Pläne und in der Erfüllung seiner Wünsche überhaupt, entweder nur den regelmäßigen Lauf der Natur der sich von selbst versteht, oder die nothwendige Frucht seiner eigenen Umsicht Geschicklichkeit und Kraftanstrengung: seine Naturansicht, die ganz und gar zusammenfällt mit seiner religiösen Ansicht der Dinge, gestaltet sich daher für ihn ursprünglich so, daß unter den Geistern welche die Welt beleben und die Schicksale der Menschen lenken, die bösen entweder ausschließlich hervortreten — wie z. B. von den Indianern von Caracas behauptet wird, daß sie nur an ein böses Urwesen glauben (Depons im Magaz. v. merkw. Reisebeschr. XXIX, S. 143) — oder doch in so großem Uebergewichte stehen, daß die guten fast ganz unbemerkt bleiben; wird die Existenz dieser letzteren auch nicht geradezu geleugnet, so finden sie doch keine weitere Berücksichtigung, da sie ihrer Natur nach dem Menschen freundlich gesinnt, ihm keine Veranlassung geben durch Gebete, Opfer oder andere Cultushandlungen ihnen zu dienen oder sich auch nur in Gedanken weiter mit ihnen zu beschäftigen. Daß diese Geister ganz nach der Analogie der menschlichen Natur überhaupt und des Individuums insbesondere gedacht werden dessen Phantasie sie sich schafft, ergiebt sich unmittelbar aus der Entstehungsweise dieser religiösen Vorstellungen selbst und bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Die Religion der Naturmenschen ist demnach ein durchaus roher systemloser Polytheismus* ohne Poesie und selbst ohne Mythologie,

* Rougemont dagegen (und vor ihm Jarvis in Collections of New York hist. soc. III, 189 f.) sieht den Monotheismus als die ursprüngliche Religion an die dem Menschen durch eine Ur-Offenbarung mitgetheilt worden sei. Aus ihm sollen durch den Pantheismus als Uebergangsstufe die polytheistischen Religionen vermöge eines Ueberflusses von religiösem Leben und eines Ueberreichthums an poetischer Begeisterung hervorgegangen sein. Diesen primitiven Monotheismus, die Urerinnerungen der Völker an die Geschichten des Alten Testamentes, sucht er in den confusen Legenden der Naturvölker nachzuweisen, indem er ihnen durch symbolische Deutung einen kosmogonischen Sinn unterschiebt und in diesen kosmogonischen Mythen überall denselben Hauptinhalt nachzuweisen strebt. Allerdings finden sich in diesen Dingen merkwürdige Uebereinstimmungen bei den entlegensten Völkern nicht selten. Die größte Allgemeinheit haben die Fluthsagen, vor Allem in America (vgl. Rougemont II, 453 ff.) — was freilich nicht beweist daß es eine und dieselbe ungeheuere Fluth gewesen sei von welch

oder vielmehr ein düsterer Geister- und Gespensterglaube ohne inneren Zusammenhang, durch den alle Unbefangenheit in der Betrachtung der natürlichen Dinge aufgehoben und das menschliche Herz von dem ausgedehntesten Aberglauben immer nur aus einer Unruhe in die andere geworfen wird. Auch in diesen Religionen hat man einen Stufengang der Entwickelung erkennen wollen der sich erfahrungsmäßig nicht bestätigt. Wuttke (I, 50) bezeichnet als die erste Stufe der Naturreligion die Vergötterung der Naturdinge, welche sich wieder als Verehrung der gestaltlosen Elemente, der Pflanzen und Thiere (letzterer theils als feindseliger Gewalten theils als Künstler, wie Spinne, Biber u. s. f.) oder der Himmelskörper zeige; die zweite sei der Fetischismus, die dritte der Dämonencultus, das Schamanenthum. Dieß Alles ist viel zu künstlich, ein leerer logischer Schematismus, dem

---

die Sagen so vieler Völker erzählen. Den Sagen roher Völker durch symbolische Deutung einen tieferen Sinn unterzulegen, sie dadurch rational und interessant zu machen und wenigstens scheinbar unserem Verständniß näher zu bringen, hat immer einen gewissen Reiz, es ist dies aber in den meisten Fällen gewiß ein verkehrtes Bestreben; denn 1) kennen wir von ihnen bis jetzt nur kleine Fragmente, deren Zusammenhang in einem größeren Ganzen — wenn es ein solches bei jenen Völkern jemals gegeben hat — erst die Berechtigung zu einer solchen Deutung überhaupt und zu der besonderen Art ihrer Deutung im Einzelnen enthalten könnte; 2) sind die Sagen die sich bei rohen Völkern finden meist so veränderlich daß sie kaum von zwei Individuen auf gleiche Weise erzählt werden. Es werden nachweislich von Einzelnen dergleichen Erzählungen zur Unterhaltung erfunden oder umgebildet und der Erfinder hat oft dabei ganz bestimmte persönliche Zwecke, er will einen gewissen Einfluß auf Andere erlangen: Urerinnerungen des Volkes darf man daher in ihnen nicht suchen. 3) Die genauere Betrachtung der religiösen Meinungen der Naturvölker verbietet es geradezu ihren meist sehr insipiden Legenden einen tieferen und namentlich kosmogonischen Sinn unterzulegen. 4) Es ist psychologisch ebenso unmöglich daß es eine Tradition der Urgeschichte des Menschengeschlechtes giebt als daß der Einzelne sich der Geschichte seiner ersten Lebenstage und seiner eigenen Geburt erinnert. 5) Was aber endlich die Uebereinstimmungen in den Sagen betrifft, so beweisen sie, wenn in größerer Zahl vorhanden, allerdings etwas für eine alte Verbindung der betreffenden Völker, obwohl für sich allein noch nichts für gemeinsame Abstammung. (Man kann aus diesem Gesichtspunkte z. B. wohl fragen ob Einwanderer aus Asien, etwa Buddhisten, einst nach Mexico gekommen sind, nicht aber ob die alten Mexicaner aus Ostindien oder China stammen.) Viele Uebereinstimmungen aber sind bloß scheinbar, theils erst durch die untergelegte symbolische Deutung der Sagen selbst entstanden, theils dadurch daß Nebensachen willkürlich zur Hauptsache gemacht werden; viele mögen darauf beruhen daß der Zusammenhang der einen Sage mit anderen uns unbekannt ist, noch mehrere darauf, daß der Mensch an verschiedenen Punkten der Erde den Naturmächten gegenüber in dieselbe Lage kam und durch diese zur Erfindung ähnlicher Sagen hingeführt wurde.

die Thatsachen nicht entsprechen. Der Geisterglaube des Negers, den man als Fetischismus zu bezeichnen pflegt, ist zwar vielfach in Rücksicht seines Inhaltes von dem des Australiers, Americaners und anderer rohen Völker verschieden, aber die Unterschiede sind nicht wesentlich, sie treffen nicht das Princip der Religion, vielmehr ist die Gesammtauffassung der Natur und das Verhältniß in das sich der Mensch zu der Geisterwelt setzt die sie belebt, in der Hauptsache so sehr überall das nämliche, daß man über die ungeheuere Gleichförmigkeit erstaunt die man bei so weit entlegenen Völkern in der Ausbildung dessen findet was den innersten Kern ihres geistigen Lebens ausmacht — ein Verhältniß das in der That unerklärlich sein würde, wenn wir hier nicht wirklich eine Lebensform vor uns hätten die dem Naturzustande des Menschen, in welchem alle in gleicher Weise zusammentreffen müssen wenn sie zu einer Art gehören, wenigsten sehr nahe kommt.

Um unsere allgemeine Schilderung des geistigen Lebens der Naturvölker zu vollenden, haben wir noch ihren Sinn für das Schöne in Betrachtung zu ziehen. Die große Verschiedenheit des Geschmackes ist indessen so bekannt und allgemein anerkannt, daß wir auf diesem Gebiete nur weniges Gemeinsame zu finden erwarten werden, da die Individualität, die besondere Lebenslage und Naturumgebung, die historischen Schicksale eines Volkes in dieser Rücksicht in noch höherem Grade maßgebend zu sein scheinen als in Bezug auf die Entwickelung der moralischen Gefühle. Schon die Symbolik der Farben, welche auf der unwillkürlichen gefühlsmäßigen Deutung beruht die wir ihnen unterlegen, ist bei den einzelnen Völkern verschieden, obwohl sich hier und da auch interessante Uebereinstimmungen in dieser Hinsicht finden. Die Farbe der Trauer beim Tode naher Angehörigen ist Gelb in einigen asiatischen Reichen, ebenso bei den Quiché in Guatemala (Ximenez 214), Braun bei den Persern, Grau bei mehreren arabischen Stämmen, Blau bei den Türken, Weiß bei den Chinesen Anamesen und Siamesen, wie Virey bemerkt hat (III, 86 not.). Dunkelblau ist die Trauerfarbe in Elmina (Boudyck S. 180), Dunkelblau und Schwarz die der Quichas (Tschudi II, 353). Die Australier bemalen sich zur Trauer mit Weiß in mannigfaltiger Zeichnung am ganzen Körper oder auch nur mit einem Striche der über die Stirn oder über die Nase und die Backen geht (Baker p. 150 u. Andere). Auch die Omahaws bemalen sich weiß zur Trauer (Say bei James I, 282), während sonst in

großer Allgemeinheit bei den Eingeborenen von Nordamerica Schwarz die Farbe der Trauer, Roth die des Krieges iſt. Das Letztere findet in gleicher Weiſe bei den Mandingos in der Gegend von Sierra Leone ſtatt, denen Weiß als Symbol des Friedens gilt (Matthew S. 89). So iſt bei den Aſchantis und manchen andern Negervölkern die weiße Farbe das Zeichen der Freude: an dem Wochentage den ſie als ihren Geburtstag feiern, malen ſie ſich weiß — (Halleur S. 31). Prieſter Geſandte und Krieger tragen bei den Yebus weiße Kleider (d'Avezac, Notice sur le pays et le peuple des Yébus in Mém. de la soc. ethnol. II, 70), wie auch ſonſt in Africa häufig ſich weiß kleidet wer einen Proceß gewonnen hat oder für unſchuldig erklärt worden iſt. Gerade umgekehrt wie andere Negervölker ſtellen ſich die Eingeborenen von Elmina den guten Gott weiß, den böſen ſchwarz vor (Boudyck p. 179). Bei den Feuerländern iſt Weiß die Farbe des Krieges, Roth die des Friedens und der Freundſchaft (King and Fitzroy II, 177). Gelb die Lieblingsfarbe der Malaien und der niedrigſten Hindukaſte (Crawfurd), iſt zugleich die Farbe der Prieſterkleidung bei den Birmanen.

Auch in der Beurtheilung der menſchlichen Schönheit herrſcht derſelbe Mangel an Uebereinſtimmung. Zwar hat Crawfurd (I, 22) behauptet daß die Anſicht der Malaienvölker in dieſer Hinſicht mit der unſrigen zuſammenträfe, und man hat auch ſonſt oft die Anſicht aufgeſtellt daß wenigſtens das Ideal der Schönheit bei allen Völkern dasſelbe ſei. Dieß iſt aber entſchieden unrichtig. Zu raſch ſchließt freilich Desmoulins (p. 229) aus den bedeutenden Abweichungen, welche die Skulpturen Porträts und Götterbilder der Chineſen und alten Mexicaner von dem griechiſchen Ideale der menſchlichen Schönheit zeigen, daß der Geſchmack dieſer Völker von dem unſrigen weſentlich verſchieden ſei; denn obwohl er in der Sache ſelbſt Recht hat, ſo läßt ſich dies doch aus Porträts und ſchematiſchen Bildern des Cultus nicht beweiſen, weil es mindeſtens ſehr zweifelhaft iſt ob in dieſen Fällen das was für ſchön galt wirklich dargeſtellt werden ſollte. Dagegen wird beſtimmt verſichert daß die Neger, welche zum Theil den Teufel ſich weiß vorſtellen, glänzend ſchwarze Hautfarbe, dicke Lippen und Plätſchnaſen am ſchönſten finden (Moore 93), und daß die Tahitier, denen der Name „Langnaſe" als ein Schimpfwort gilt, ihren Kindern um der Schönheit willen Stirn und Naſe platt drücken (King and Fitzroy II,

527). So weiſt auch die künſtliche Verunſtaltung des Kopfes und namentlich die Abplattung des Stirntheiles, die das Zeichen der Vornehmen und Freien bei ſo vielen americaniſchen Völkern war, auf eine weſentlich verſchiedene Vorſtellung von Schönheit bei ihnen hin. Ein auſtraliſches Weib das ein Kind von einem Weißen hatte, räucherte es und rieb es mit Oel und Schmutz ein, um ihm eine dunklere Farbe zu geben (Barrington 32). Nicht weiße Hautfarbe, ſondern ein gelbes Mädchen gilt auf Java für eine Schönheit (Pfyffer 41; Selberg 182). Auch weiße Zähne zu haben „wie die Hunde" anſtatt ſchwarz gefärbter, gilt hier für ſchimpflich und häßlich, wie die Eingeborenen von Nordamerica vegetabiliſche Nahrung überhaupt als thieriſch verachten. Ein Diener des Königs von Cochinchina erzählte verächtlich von der Frau des dortigen engliſchen Geſandten (1821), ſie habe Zähne (weiß) wie ein Hund und eine Farbe (roſig) wie Patatenblumen (Laplace II, 468), und ſelbſt Kohl geſteht (1, 29) daß wer an die toll gemalten Indianergeſichter gewohnt ſei, unbemalte nichtsſagender und häßlicher finde.

Daß faſt noch mehr als die Vorſtellungen von Schönheit und Häßlichkeit die von Anſtand und Höflichkeit verſchieden ſind, bedarf keines Beweiſes. Die letztere iſt bei Völkern die meiſt auf dem Kriegsfuße mit ihren Nachbarn leben, bei der Begrüßung meiſt nur Folge der Vorſicht und des Mißtrauens gegen Fremde: ſo bei bei americaniſchen Indianern, den Auſtraliern, den Danakil in Africa (Johnston I, 154) und Anderen. Als Curioſitäten der Sitte, die ſich jedoch aus verſchiedener Auffaſſung der Sache leicht erklären, wollen wir hier nur anführen, daß man bei den Malaienvölkern aus Höflichkeit den Kopf bedeckt und um ſeine Ehrfurcht zu bezeigen den Rücken wendet und die Augen an den Boden heftet (Crawfurd I, 98), daß auf Sumatra bei den Malaien ſelbſt die Nennung des eigenen Namens für unhöflich gilt, daß auf Java wie auf den öſtlichen Carolinen (Freycinet II, 133) der Niedere vor dem Höheren nicht aufrecht ſtehen bleiben darf (Raffles), während ihm ſonſt in der ganzen Südſee die Sitte verbietet zu ſitzen (Wilkes). Sehr eigenthümlich iſt es daß Arowaken in der Unterhaltung aus Höflichkeit einander nicht anſehen, weil die Hunde dieß thun, wie ſie ſagen (Quandt S. 267).

Endlich haben wir noch den bei rohen Völkern ſo allgemeinen Mangel an aller Reinlichkeit zu erwähnen, die in den Augen des civi-

lisirten Menschen wenigstens die erste Bedingung menschlicher Schönheit ist. Nicht überall beruht er auf bloßer Vernachlässigung, denn der Schmutz ist bisweilen ein nicht unwesentliches Schutzmittel gegen die Kälte. Seltener ist er grundsätzlich, wie in Hamaruwa am Binue (Tschadda), wo die Weiber der Fulahs reinlicher sind als die Männer und größere Mühe darauf verwenden namentlich ihr Haar zu flechten und zu schmücken, wogegen diese als Krieger und Eroberer Reinlichkeit und Putz verachten (Crowther in Petermann's Mittheilungen. 1855, S. 225). Wie die Beurtheilung dieser Dinge ganz und gar von der Gewohnheit und Sitte beherrscht wird, zeigt sich namentlich an den Sandwichinsulanern, die ihre Läuse vom Kopfe ablesen und verzehren, sich aber vor Ekel nicht überwinden können aus einer Schüssel zu essen in der eine Fliege ertrunken ist (Stewart 156).

Wir haben im Vorstehenden den Naturzustand des Menschen aus zwei völlig verschiedenen Standpunkten zu beleuchten gesucht, indem wir uns fragten auf welche Weise derselbe abgesehen von aller Erfahrung und nach möglichst vollständiger Abstraction von aller Cultur zu denken sei, dann, was die Erfahrung über die Beschaffenheit des geistigen Lebens der Völker lehre, von denen man vermuthen muß daß sie dem Naturzustande sehr viel näher stehen als die civilisirten. Die Beantwortung beider Fragen ist in so hohem Grade übereinstimmend ausgefallen, daß wir jetzt zuversichtlich die culturlosen Völker wenigstens im Allgemeinen, nämlich alle von denen sich nicht wahrscheinlich machen läßt daß sie in früherer Zeit auf einer höheren Bildungsstufe gestanden haben, als Naturvölker bezeichnen dürfen. Diese Berechtigung erhalten wir ferner auch noch durch den Umstand, daß einzelne Spuren desjenigen Zustandes den wir als den ursprünglichen erkannt haben, sich sehr bestimmt auch im Leben der Culturvölker nachweisen und verfolgen lassen, ganz wie wir erwarten müssen, wenn wir den Naturzustand richtig geschildert haben, denn durch Cultur wird sich die Natur des Menschen zwar heben und veredeln, aber nie vollständig überwältigen und bis zur Unkenntlichkeit umbilden lassen.

Die Thatsachen welche wir anzuführen haben um auch noch auf diesem Wege die Richtigkeit unserer Auffassung des Naturzustandes darzuthun, lassen aber zugleich noch einen zweiten Gesichtspunkt zu der von noch größerer Wichtigkeit ist. Sie bezeugen nämlich auf unzweideutige Weise daß die größten Unterschiede die in der Entwickelung

des geiſtigen Lebens der Völker vorkommen, keine ſpecifiſche Bedeutung haben, ſondern durchaus flüſſig ſind, daß es nirgends feſte Grenzen zwiſchen den verſchiedenen Bildungsſtufen der Völker giebt, da ſie auf die mannigfaltigſte Weiſe ineinander übergreifen, daß alſo unſere pſychologiſche Betrachtung das Menſchengeſchlecht in mehrere Arten zu theilen uns verbietet.

Der civiliſirte Europäer iſt gewohnt den ſog. Wilden ſo tief unter ſich zu ſehen daß ihn ſelbſt mit dieſem zu vergleichen ihm faſt eine Frechheit dünkt; und doch laſſen ſich im Schooße der Civiliſation Spuren einer Denkweiſe und Reſte von Sitten in größerer Ausdehnung aufzeigen, welche nicht minder als die vielfachen Beiſpiele des Zurückſinkens geſitteter Menſchen in gänzliche Verwilderung beweiſen, daß zwiſchen beiden eine nahe Verwandtſchaft beſteht.

Allerdings läßt ſich die Anſicht Prichard's (III, 332) daß die älteſten Einwohner des jetzt ſo hoch civiliſirten Europa in keiner Beziehung denen von Africa überlegen waren, mit thatſächlichen Gründen ſo ſchwer erweiſen als beſtreiten, denn bei unſerer Unkenntniß der Urgeſchichte wird die Entſcheidung über dieſen Punkt immer hauptſächlich von der Vorſtellung abhängen die man ſich von dem Naturzuſtande des Menſchen entwirft. An innerer Wahrſcheinlichkeit gewinnt indeſſen die Sache ſchon dadurch, daß es noch jetzt, wie verſichert wird, in Irland Diſtricte giebt und noch größere ſogar im Herzen von Frankreich (?) deren Civiliſation man kaum höher ſtellen kann als die vieler Negervölker, und daß eine Vergleichung der freien Negerbevölkerung in den großen Städten der Vereinigten Staaten, namentlich in New York und Philadelphia, mit jenen Irländern entſchieden zum Vortheile der erſteren ausfallen würde (Quarterly Review 1849. Dec. p. 29). Stephens (ch. 16) hat bemerkt, daß er ſich durch den Anblick der ruſſiſchen Bauern und eine Vergleichung derſelben mit den Negern in der griechiſchen und türkiſchen Armee genöthigt geſehen habe die Theorie von der Superiorität der weißen Raçe fallen zu laſſen — und Stephens iſt Americaner! Was in dieſen Fällen hauptſächlich großer ſocialer Druck bewirkt hat, das bewirkt anderwärts die Iſolirung größerer oder kleinerer Geſellſchaften, ihr Mangel an Verkehr mit der civiliſirten Welt und an Verſtärkung durch neue Ankömmlinge aus dieſer im Bunde mit dem Einfluß der Naturumgebung. Was würde aus den überſeeiſchen Kolonieen ſelbſt der zähen und faſt unverwüſtlichen Engländer geworden ſein

ohne diesen Verkehr und ohne beständige Zufuhr civilisirter Menschen aus dem Mutterlande? Trotz alles natürlichen Fortschrittsgeistes den man der weißen Raçe zuzusprechen liebt, dürfen wir unbedenklich antworten: sie würden entweder zu Grunde gegangen oder in kurzer Zeit gänzlich verwildert sein. Die schlagenden Beweise liegen überall vor wo jene Bedingungen des Verkehrs und der Zufuhr neuer Individuen unerfüllt oder nur ungenügend erfüllt geblieben sind.

In den Ebenen von Cordova und San-Luis (Argentinische Republik) herrscht die reine spanische Raçe vor, die Mädchen sind sehr häufig von vollkommen weißer rosiger Farbe und zartem Baue. Hier isolirt haben sich aber die Spanier nicht thätiger und der Civilisation nicht geneigter gezeigt als die Urbewohner des Landes. Die deutsche und schottische Kolonie im Süden von Buenos-Ayres bildet mit ihren netten blühenden und reinlichen Dörfern zu dem Zustande in welchem jene leben, einen starken Contrast (Sarmiento). Die weißen Ansiedler an der Indianergrenze im Süden von Buenos-Ayres sind kaum weniger roh als die Indianer selbst; Verbrecher und der Auswurf der Weißen flüchten häufig zu den Indianern, unterrichtet sie in allem Bösen und führt sie an. Viele Grausamkeiten und Verwüstungen, welche man den Indianern zuschreibt, sind von solchen Weißen begangen, über welche die Indianerhäuptlinge keine Autorität haben (Garcia 12, bei de Angelis III). Die Creolen der La-Plata-Staaten überhaupt, freilich zu einem großen Theile Mischlinge, sind ganz so faul gottlos und schmutzig als die Indianer. Windmühlen gehen weit über ihr mechanisches Talent und trotz der ungeheueren Fruchtbarkeit des Bodens findet sich bei keinem Posthause auf der Straße von Buenos-Ayres nach Barranquitos auch nur ein Garten. Außer in den Dörfern selbst wird auch nicht das kleinste Stückchen Land angebaut. Läuse zu suchen ist das besondere Vergnügen der Weiber, sie werden als Leckerbissen oft von den gemeinen Spanierinnen in Paraguay angeboten (Dobrizhoffer II, 445; Rengger a, 393), der Schmutz ist ungeheuer und wie die Reinlichkeit fehlt diesen Menschen selbst die Neugierde. Dieselbe Schilderung wird von den Bewohnern von Tucuman entworfen (Miers I, 28, 30, 214; Andrews I, 187). Die Indianer von Rioja sind einfache offene nüchterne Menschen, deren Streitigkeiten nie blutig werden; fleißiger ausdauernder und treuer in der Arbeit als die dortigen spanischen Creolen halten sie auch ihre Feste von den Rohheiten frei welche von den letzteren bei solchen

Gelegenheiten begangen zu werden pflegen (French im J. R. G. S. IX, 398). Viele der gewöhnlichsten Geräthe und Werkzeuge der Chilesen, Wagen Pflug Webstuhl, sind äußerst mangelhaft und unbeholfen, kaum besser als die der Indianer; die Säge wird überhaupt nur wenig von ihnen gebraucht, statt derselben meist die Axt (Gardiner a, p. 155 ff., 163). Von den Araucanern werden sie beschämt durch größere Sorgfalt des Landbaues (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852. I, 150). Jene sind sehr reinlich an ihrer Person (Stevenson I, 5): durch mehrmaliges tägliches Baden und durch Reinlichkeit in den Dörfern übertrifft der Indianer der Tropen in America sehr weit den dorthin verpflanzten Südeuropäer (Pöppig II, 352, 354). In der Nähe von Talcahuano (Chile) fand d'Urville (a, III, 47 und not. 22, 23) eine so schmutzige Wirthschaft und so elende Hütten, daß diese mit den Wohnungen der Polynesier nicht in Vergleichung gestellt werden konnten. Nachdem Helms die faulen Creolen von Süd-America geschildert hat, setzt er hinzu (15, 36): „die Indianer sind in der That die einzige fleißige Menschenklasse hier". Die Kolonisten in den Llanos von Caracas sind zu faul um Brunnen zu graben, obgleich sie wissen daß fast überall in 10 Fuß Tiefe die schönsten Quellen zu finden sind. „Nachdem man die eine Hälfte des Jahres an den Folgen der Ueberschwemmungen gelitten hat, setzt man sich in der andern Hälfte dem peinlichsten Wassermangel geduldig aus" (Humboldt und Bonpland, R. III, 373). Noch heute findet man in Neu-Spanien blühende Indianerdörfer mit vortrefflichem Landbau neben miserabeln Dörfern weißer Creolen in unangebauten Wüsten (Duflot de Mofras I, 7), und die spanischen Californier, welche Simpson als sehr tiefstehend und faul beschrieben hat, bedienen sich noch immer als einzigen Fahrzeuges des schlechten Kahnes der Indianer und eines elenden Pfluges. In Brasilien hat man selbst auf der großen Straße von Rio Janeiro nach Villa ricca für Brückenbau keine Sorge getragen und der Ackerbau wird dort meist ganz so betrieben wie von den Indianern: man brennt den Wald ab, säet, sammelt ein und verläßt das Land nach einigen Ernten wieder (A. de St. Hilaire I, 191 ff.). Der brasilianische Bauer, namentlich in den mittleren und nördlichen Provinzen des Reiches ist stolz und faul zugleich, er verachtet alle Arbeit als unehrenhaft und scheut sie zugleich, weil er sie nicht nothwendig hat, er kennt keinen Wohlstand, für Wohnung und Kleidung sorgt er schlecht, weil Kälte und Nässe

leicht von ihm ertragen werden (Rendu 24 ff.), seine religiösen Vorstellungen — der Glaube an Waldgeister und andere Gespenster beherrscht ihn ganz — sind fast ebenso abgeschmackt als die der Botokuden (Prinz Max, R. nach Brasil. II, 59). Die Kinder der im Sertajo sich niederlassenden Portugiesen werden indolent und verschwenderisch, ihre Fazendas verfallen. Unwissenheit und Aberglaube (der Glaube an Hexerei, Gespenster, Amulete) sind allgemein, sie haben alle Menschenwürde verloren und gehen aus ihrer Apathie nur heraus um sich der gröbsten Wollust hinzugeben. Mitleidig friedlich und gastfreundlich zwar, sind sie doch ohne alle geistige und moralische Regsamkeit. Spiel und Weiber sind die einzigen Gegenstände ihres Interesses und es giebt hier einzelne portugiesische Flüchtlinge welche Religion und Ehe, die Kenntniß des Geldes und den Gebrauch des Salzes vergessen haben (A. de St. Hilaire II, 304 ff.). In Goyaz steht es nicht besser: die dortigen Kolonisten sind durch Trunk und Ausschweifungen in früher Jugend entnervt, das Concubinat ist bei ihnen so verbreitet daß der Ehemann in Villaboa ein Gegenstand des Spottes ist. Die Armuth ist groß, die Faulheit außerordentlich, Betrug, besonders durch Fälschung des Goldes sehr allgemein — ähnlich in den andern Minendistricten und in allen Goldländern überhaupt (A. de St. Hilaire a, I. 127, 173, 218, 316, 373 ff.; II. 75, 243 f.): auf den Golddurst und die Arbeit folgt Reichthum und Verschwendung, endlich Erschlaffung, Elend, Armuth und alle Laster. Auf den Inseln Fernando Noronha besteht seit langer Zeit eine portugiesische Verbrecherkolonie. Von Ackerbau findet sich dort keine Spur und es fehlt selbst an jeder Vorstellung von einer möglichen Verbesserung des kläglichen Zustandes. Die Leute rauchen spielen und liegen in den Hängematten; sie haben nur eine elende Fähre, nicht einmal ein Boot, so daß Webster (II, 23) erstaunt ausruft: Ist es möglich daß diese Menschen die Nachkommen jener seefahrenden Portugiesen sind, welche Wunder thaten in der Schifffahrt? In Africa ist fast allerwärts der Zustand in welchem die Portugiesen leben ein gleich trauriger und verkommener. In den Küstengegenden des Westens, wo sie sich im 16ten Jahrhundert angesiedelt und mit den Negern vielfach gemischt haben, sind sie zum Theil sehr zahlreich, leben in den Wäldern und ihr verderblicher Einfluß ist es hauptsächlich der die Ausbreitung der Macht der Neger-Republik Liberia unter den Eingeborenen beschränkt (Foote 72). Die Faulheit der

Portugiesen auf der Ostküste von Africa scheint ganz denselben Grad zu erreichen wie die der Neger selbst, sie streben nur nach einer Existenz die ihnen in jeder Hinsicht so wenig Anstrengung kostet als möglich (Owen II, 13). Nicht besser haben sie es im Westen gemacht (Livingstone II, 72). Die Greuel ihrer Herrschaft und ihre gänzliche Verwilderung im Lande schildert u. A. Omboni (100). Kaum erfreulicher sind die Zustände der Europäer auf den Bandainseln (Kögel im Ausland 1857, S. 1066).

Fast alle Kolonieen der Spanier und Portugiesen sind gleichsam im Wettstreite miteinander begriffen zu beweisen, wie wenig diese Völker geeignet sind die europäische Civilisation in andere Erdtheile zu verpflanzen, da sie vom Mutterlande getrennt nicht einmal die Cultur welche sie mitgebracht haben, selbst festzuhalten vermögen. Wesentlich fähiger hierzu haben sich freilich die Engländer und Franzosen gezeigt, aber man wird diese Fähigkeit auch bei ihnen nur zum kleineren Theile in ihrer Stammeseigenthümlichkeit als solcher, zum größeren aber in der Sorgfalt zu suchen haben mit welcher die Regierung des Mutterlandes stets bemüht gewesen ist eine innige Wechselwirkung und einen lebhaften Verkehr der Kolonieen mit der civilisirten Welt aufrecht zu erhalten. Dennoch hören wir daß z. B. auf Mauritius, dessen Bevölkerung hauptsächlich französisch ist, der Zustand des Landbaues vor dem Eintritt der englischen Herrschaft (1810) so schlecht war wie in den spanischen Kolonieen: man hatte fast keinen Pflug, düngte die Felder nicht u. s. f. (d'Unienville I, 350 ff.).

Man wird uns einwerfen, daß wenigstens in mehreren der angeführten Beispiele nur von einer Mischlingsbevölkerung die Rede sei, nicht von reinen Europäern. Aber es wird dafür auf der anderen Seite auch zugegeben werden müssen, daß das europäische Blut trotz der Raçenverbesserung die, wie man anzunehmen pflegt, durch dasselbe herbeigeführt wurde, nicht die Macht besessen hat die Mischlinge auch nur um eine geringe Stufe über die reinen Eingeborenen zu erheben, und daß selbst in Fällen in denen entweder gar keine oder eine nur unbedeutende Mischung stattgefunden hat, die Versunkenheit der Bevölkerung dennoch ganz denselben Grad erreicht hat. Die Behauptung daß der Europäer allein fähig sei die Initiative der Civilisation zu ergreifen und daß der Trieb hierzu als eine Eigenthümlichkeit seines Raçencharakters selbst zu betrachten sei, wird den beigebrachten That-

sachen gegenüber mindestens etwas schüchterner auftreten müssen als wir dieß gewöhnlich geschehen sehen, denn sie scheinen wenn nicht mehr, doch so viel zu beweisen daß der Weiße eben nicht viel unabhängiger von der Gunst der äußeren Umstände in seinen Culturfortschritten ist als der dunkler Gefärbte. Fassen wir vollends die Individuen in's Auge, so zeigt sich dieß deutlich genug.

Der Wilde, wenn er auch lange Zeit in civilisirter Gesellschaft lebt, pflegt sich nur wenig und meist nur oberflächlich zu ändern. Junge Australier die von frühester Kindheit an von Europäern erzogen wurden und das Leben ihrer Stammverwandten gar nicht kennen gelernt hatten, entliefen da sie älter wurden in die Wälder (Braim II, 240), und man hat ähnliche Erfahrungen an den Eingeborenen von Nordamerica vielfach gemacht. Um aus ihnen nicht zu viel zu schließen muß man freilich bedenken, daß diese Menschen bemerken mochten welche traurige Rolle sie unter den Weißen immer spielen mußten und unter welchen von beiden, einander in jeder Beziehung so schroff gegenüberstehenden Menschenstämmen sie ihre näheren Brüder zu suchen hatten; auch ein instinctives Bedürfniß mag sie in's Freie hinaus und zu einer anderen Lebensweise als der anerzogenen getrieben haben. Civilisation ist wenn auch Kunst, doch nicht darum Verkünstelung und Unnatur, weil sie Mühe kostet und weil der rohe Mensch, sei er Europäer oder Africaner von Geburt, ihr ursprünglich aus allen Kräften widerstrebt — nach dem Gesetze der Trägheit; aber man muß hieraus auch ebensowenig beweisen wollen daß die Naturvölker überhaupt uncivilisirbar seien. Während nun der Wilde von Civilisation umgeben, sich dennoch ihr nicht anschließt, so kehrt dagegen der Civilisirte wenn er unter einem rohen Volke lebt, gewöhnlich schon nach kurzer Zeit in den Zustand der Rohheit zurück, den wir eben deshalb für den wirklichen Naturzustand des Menschen halten müssen. Verwilderte Europäer die mit den Eingeborenen Lebensweise Denkart und Charakter theilen, giebt es in Neu-Zealand viele (Mundy II, 124; die Neuseeländer 258). Ein Engländer wurde auf Neu-Zealand Häuptling und kehrte nach einem Aufenthalt in Europa dahin wieder zurück, um sein wildes Leben fortzusetzen (Polack I, 52). In Australien, in Nordamerica sind eine große Anzahl gleicher Beispiele vorgekommen, und es war in den meisten Fällen nicht Noth, sondern Vorliebe für ein durchaus ungebundenes Leben, es war freie Wahl welche jene Menschen der Verwilderung zu-

führte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war es namentlich ſehr häufig, daß ſich einzelne Weiße unter Indianerſtämme aufnehmen ließen (Ausland 1856, 730 nach Baily). Andere Beiſpiele ähnlicher Art aus Oregon findet man bei Wilkes (IV, 357; vergl. 360; V, 143), aus Africa bei Kay (400). Charlevoix (286) berichtet, daß im Jahre 1685 vor Ausbruch des Krieges mit den Irokeſen eine ganz ähnliche gänzliche Sorgloſigkeit und Zerfahrenheit trotz der beſtändig drohenden Gefahr unter den Franzoſen geherrſcht hätte, wie unter den Wilden. Möbel erzählt viele Fälle von geraubten Europäern in Mexico, welche ſich ſchließlich indianiſirt haben (vergl. Ausland 1857, 9, 58); und Lery (258) weiß von mehreren Weißen, welche unter dem Tupinamba lebten und ſogar den Cannibalismus vollſtändig angenommen hatten. Spanier von reinem Blute in einen Zuſtand tiefer Barbarei verſunken, mit ganz verwilderter Sprache und ohne eine Spur von hiſtoriſcher Tradition ſollen im Thale Simbura in einiger Entfernung von Carimango in der Provinz Loxa in Ecuador leben (Tſchudi, D. Kechua-Sprache I. 8 not., nach Alcedo, Artikel Ximbura; vergl. Velasco III, 2, 15, 17). Völlig verwilderte Europäer, die als Cannibalen den Eingeborenen gleichſtehen, hat man auf den Fidſchiinſeln gefunden (Ausland 1857, S. 936), wozu als Parallele erwähnt werden mag daß ſich die Gewohnheit Menſchenfleiſch zu eſſen im 13ten Jahrhundert, anfangs in Folge von Hungersnoth, unter allen Klaſſen der Bevölkerung in Aegypten verbreitet hatte (wie ſich nach Abd Allatif bei Humboldt u. Bonpland, R. IV, 373 angeführt findet). Solche Thatſachen ſind bezeichnend genug für den Geiſt des Fortſchrittes der dem Weißen angeboren ſein ſoll und überheben uns jeder weiteren Erörterung.

Beſonders in Rückſicht auf die moraliſchen Anlagen wird ſich nicht behaupten laſſen daß die weiße Raçe vor den übrigen bevorzugt ſei, und doch ſind es gewöhnlich gerade dieſe auf welche man ſich beruft um zu beweiſen daß es feſte Unterſchiede im geiſtigen Leben der verſchiedenen Menſchenſtämme gebe, denn die Greuel die wir den Naturmenſchen mit kaltem Blute und ohne Reue begehen ſehen, die wir ſelbſt zum Theil als Sitte bei ihm eingeführt finden, und die gefühlloſe Rohheit mit welcher er faſt alle ſittlichen Verhältniſſe behandelt, haben etwas ſo Abſtoßendes und Befremdendes für den Gebildeten, daß es nicht ſchwer

ist ihn für eine solche Annahme zu gewinnen. Gleichwohl überzeugt man sich leicht von ihrer Unhaltbarkeit.

Wir brauchen uns zur Begründung dieser Ansicht nicht auf die Mordlust und die Greuelthaten der elenden Arnauten im Kriege Mohamed Ali's (Werne a, 116) oder im letzten russisch-türkischen Kriege, auf die der Hindus gegen die Engländer in der neuesten Zeit zu berufen — abgesehen von der niederen Culturstufe dieser Völker selbst, erklärt die Erbitterung des Kampfes diese Dinge und entschuldigt sie sogar bis auf einen gewissen Grad, sie läßt selbst den wahrhaft civilisirten Menschen inne werden daß auch in ihm noch ein Funke glimmt von der dämonischen Natur des Raubthieres. Sehen wir vielmehr ganz ab von Zuständen der Erbitterung und besonders von kurzen zeitweisen Aufwallungen, fassen wir das Leben der Europäer aber da in's Auge wo sie kein bürgerliches Gesetz mehr zu erreichen und in Schranken zu halten vermag. Wie die russisch-americanische Compagnie die Aleuten und sogar ihre eigenen Leute behandelt hat, kann man bei Langsdorff (II, 63, 80 ff.) lesen: mit jenen wie mit diesen ist sie schlimmer umgegangen als mit Sklaven. Trotz Krankheit und Elend sind sie zu Tode gearbeitet worden, die Todkranken hat man in feuchte Hütten gesteckt und sie weder mit Holz zur Feuerung noch mit brauchbaren Lebensmitteln versorgt. Die Europäer welche in Chartum am Nil wohnen, gehören den verschiedensten Nationen an und werden zum Theil als recht gebildete Leute bezeichnet; aber Russegger, Brehm und alle andern Reisenden schildern sie einstimmig als die schlechtesten und gewissenlosesten Menschen von der Welt, die ohne Gesetze und Polizei als Sklavenhändler leben und allen Lastern ergeben sind ohne sich untereinander irgend eines übelzunehmen.

Das Schlimmste ist in allen solchen Fällen daß mit dem Sinken der Moralität, wie wir dieß überall geschehen sehen, auch das moralische Urtheil allmählich ganz und gar verwildert. Die Grenzbauern am Kap finden durchaus nichts moralisch Verwerfliches in den Mord- und Raubzügen die sie bisweilen unprovocirt gegen die Buschmänner unternommen haben, während sie es als die größte Abscheulichkeit bezeichnen, daß diese an Christen in gleicher Weise handeln, und ebenso richtig in allen Fällen urtheilen, bei denen sie selbst nicht betheiligt sind (Thompson I, 396). Es erinnert dieß lebhaft genug an den Buschmann, der von einem Unterschiede zwischen guten und bösen Handlungen nichts

wußte, nach einigem Besinnen aber hinzufügte, es sei gut Andern ihre Weiber zu stehlen, aber böse, wenn Einem selbst ein Weib gestohlen werde. In einer ähnlichen Stellung zu den Indianern wie die holländischen Bauern zu den Buschmännern befanden sich die oft gepriesenen Pioniere des Westens in Nordamerica, und ihre Moral war dieselbe und ist es zum Theil noch jetzt. Die Grenzer von Old-Kentucky sind im Hasse gegen die Eingeborenen auferzogen und schießen diese ohne alle Gewissensskrupel überall nieder wo sie sie finden, während sie den Weißen gegenüber sich im Allgemeinen zu humanen Grundsätzen bekennen. Freilich gab es einzelne unter ihnen deren ganze Familie von den Indianern umgebracht wurde, und bestohlen wollen sie von ihnen auch nicht sein. Sie sehen daher die Indianer, mit denen doch ein friedliches Verhältniß bei klugem und vorsichtigem Benehmen des Ansiedlers nichts weniger als unmöglich ist, nur als Raubthiere an und behandeln sie als solche (Hoffman II, 30). Wir sehen in allen diesen Fällen den Europäer ganz nach dem Grundsatze verfahren der bei rohen Völkern so gewöhnlich ist, daß nämlich die Rache, wenn sie den Schuldigen selbst nicht erreichen kann, sich statt seiner an einen seiner Landsleute hält: so macht z. B. der Wüstenaraber ganz allgemein den Türken für den Türken, den Franken für den Franken, den Schwarzen für den Schwarzen verantwortlich (d'Escayrac 170). Wie es mit dem Gewissen und der Moralität der Sklavenbesitzer den Negern gegenüber steht und mit der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten in diesen Punkte, daran braucht nur erinnert zu werden. Haben doch die katholischen Missionäre in Congo den Sklavenhandel der protestantischen Holländer und Engländer als einen Greuel angesehen, dem sie sich verpflichtet glaubten sich aus allen Kräften zu widersetzen, während sie nicht das Geringste dagegen hatten daß Congo-Neger als Sklaven von Katholiken in katholische Kolonieen geführt wurden (Zucchelli 226 ff.). In wie hohem Grade biegsam und wie leicht zu verbilden das moralische Urtheil überhaupt ist, wie sehr es sich den herrschenden Sitten und der Praxis des Lebens anschließt, dafür liefert zwar auch die Gegenwart hinreichende Beweise, nur verkennen wir meist durch Gewohnheit abgestumpft das Schlagende derselben, das uns nur bei bedeutenderen Abweichungen von unseren eigenen Sitten in die Augen fällt. So z. B. wenn wir hören, daß man in Java sehr nachsichtig über den Verführer des Weibes eines Andern urtheilt und in die

Falle nur den Ehemann verspottet, wogegen der Verführer der Haushälterin eines Andern wegen dieses Vergehens gewöhnlich aus dem Kreise seiner Bekannten ausgeschlossen wird (Selberg 168). Greifen wir indessen nur um einige Jahrhunderte in die Vergangenheit der europäischen Culturvölker zurück, so tritt uns zum Theil auch eine wesentlich andere Moral und Moralität entgegen. Sklavenraub und Sklavenhandel, Grausamkeiten jeder Art gegen Nicht-Christen, gegen die uncultivirten Völker außerhalb Europa's, galten als durchaus unverfänglich. Wir begnügen uns nur darauf hinzuweisen, daß Eduard III. von England seinen „right noble lords and right honourable ladies" den Straßenraub und die Piraterie nicht aus Gründen des Rechts und der Moral, sondern nur deshalb verbot, weil diese Dinge den Einkünften der Krone schadeten und fremde Kaufleute abhielten in's Land zu kommen.

Man hat oft den Eingeborenen von America ihre Trunksucht als eine unverbesserliche moralische Schwäche vorgeworfen, die der rothen Raçe als solcher eigen sei und sie ihrem Untergange mit Nothwendigkeit entgegenführe. Dasselbe läßt sich mit gleichem Rechte und Unrechte auch von einer großen Anzahl anderer Naturvölker behaupten. Es ist hierin aber vielmehr nichts weiter zu sehen als ein einzelnes Beispiel der völligen Unwiderstehlichkeit welche die sinnlichen Begierden des Menschen im Naturzustande besitzen, und namentlich da immer besitzen müssen, wo allgemeine Sorglosigkeit um die Zukunft und gänzliche Bewußtlosigkeit über das Unmoralische und Entwürdigende des Lasters noch begünstigend hinzutreten. Ohne hier von dem hohen Grade von Selbstbeherrschung reden zu wollen dessen sich gerade die Indianer von Nordamerica in so vieler Beziehung fähig zeigen und ohne selbst der ernsthaften Anstrengungen im Einzelnen zu erwähnen die von ihnen selbst in späterer Zeit gemacht worden sind um dem Trunke zu steuern nachdem sie ihn einmal als verderblich erkannt hatten, beschränken wir uns darauf zu bemerken, daß auch bei Europäern ein massenweises Zugrundegehen durch den Trunk eben nichts Unerhörtes ist. Unter der niederen Klasse der Kap-Kolonisten giebt es nur wenige die keine Trunkenbolde sind (Moodie I, 53 u. A.). Der größte Theil der ersten weißen Ansiedler am Derwent-Flusse in Vandiemensland ist in den besten Jahren in Folge dieses Lasters hingestorben, und auch für spätere Zeit (1831?) hat Roß im Hobbart Town Almanack behauptet daß die Hälfte aller Todesfälle direct oder indirect hierdurch verursacht sei

(Laplace III, 478). Leugnet zwar Braim (II, 317) daß Trunksucht in Neu-Süd-Wales in neuerer Zeit (1845) herrschend sei, während dieß Byrne (I, 136 ff.) für dieselbe Zeit mit Bestimmtheit behauptet, so flossen doch früherhin wenigstens $^2/_3$ der Gesammteinkünfte dieser Kolonie aus den Einfuhrzöllen auf Spirituosen und es kamen dort im J. 1820 auf jeden Erwachsenen durchschnittlich 6, im J. 1829 aber fast 9 Gallonen — die im Lande selbst destillirten Getränke noch abgerechnet (Meinicke II, 267 f.). In Sidney allein (erzählt Majoribanks p. 31) giebt es zwischen 2 und 300 Schenkwirthschaften und es wird dort ungefähr zehnmal so viel an geistigen Getränken als anderwärts consumirt, denn auf jeden erwachsenen Mann kommt jährlich im Durchschnitt eine Ausgabe von 20 l. sterl. für diesen Artikel. Was die eingeborenen Americaner betrifft, so gehören unter ihnen namentlich die Araucaner zu den entschiedensten Trunkenbolden, indessen bemerkt d'Urville (a, III, 55) daß die unter ihnen lebenden Chilesen ihnen darin nichts nachgeben.

Will man sich auf die tiefe Stellung der Frau, auf ihre Behandlung ganz als Waare, auf die durchgängige Rohheit im Verkehre der Geschlechter berufen, die allerdings bei den Naturvölkern überall eine der dunkelsten Seiten ihres Lebens bilden, so läßt sich doch auch in diesem Punkte der Unterschied zwischen jenen und der civilisirten Gesellschaft, so hoch man ihn auch anschlagen mag, leicht als ein durchaus flüssiger nachweisen. Wir wollen nicht einmal die bedenkliche Frage aufwerfen ob etwa bei uns die Demoralisation in diesen Dingen nur geschickter verborgen werde und nur in äußerlich glatteren raffinirteren Formen auftrete, während sie im Grunde ebenso groß und vielleicht noch größer sei als bei rohen Völkern die sie unverhohlen zur Schau tragen; denn jedenfalls kann man sowohl über die Ausbreitung der Lüge welche von dieser Seite her in die sittlichen Vorstellungen der Gesellschaft bei uns eingedrungen ist als über die Tiefe der Verderbniß bis zu der sie geführt hat, sehr verschiedener Ansicht sein. Leichter wird man sich vielleicht darüber einigen, daß wenn zwar ein Kauf des Weibes unmöglich, doch Ueberlegungen wie sie einem Kaufgeschäfte voranzugehen pflegen, namentlich bei den untersten und höchsten Ständen auch in Europa in Rücksicht der Ehe weder anstößig noch ungewöhnlich sind.

Wurde zwar bei den Germanen in alter Zeit die Ehe als reiner Kauf behandelt und die Neugeborenen ausgesetzt, wenn der Vater sie

nicht aufhob, so ist doch hervorzuheben daß das Weib nach ihrer Ansicht durchaus nicht als geistig tiefer stehend, sondern nur als schutzbedürftig und darum unselbstständig dem Manne untergeordnet blieb. Aber diese Auffassung des Verhältnisses ist eine seltene, sie bildet eine hohe Auszeichnung dieser Völker. Es ist bekannt eine wie untergeordnete Stellung die Frauen in Griechenland und Rom einnahmen. In Sparta, wo die Ehe als rein politisches Institut wie in Platon's Idealstaat, bloßes Mittel war um dem Staate tüchtige und schöne Bürger zu liefern, konnte im Falle ihrer Unfruchtbarkeit ein dritter als Stellvertreter des Mannes in sie eintreten. In Athen, wo Nothzucht nur als eine Beleidigung des Mannes oder des Vaters mit Geld bestraft wurde, waren nur die Hetären Frauen von höherer Bildung — ein Verhältniß zu dem sich in unserer Zeit auf Java eine Parallele darbietet, wo die Ronggeng, obgleich Hetäre, doch eine gewisse Ehre genießt, denn selbst Fürsten tanzen (dandak) mit ihr, und wenn sie sich verheirathet, so ist jede Schmach der früheren Prostitution damit getilgt (Epp, Schilderungen aus Holländisch-Indien. 1852. S. 401). Haben ältere christliche Autoritäten an der Ehe nur die sinnliche Seite gesehen und ernstlich bezweifelt ob auch die Weiber eine Seele besitzen, so können wir uns nicht darüber wundern, daß ihnen von Chinesen Indern Muhammedanern eine solche geradezu abgesprochen wird. Wird der Chinese nach seinen Kindern gefragt, so zählt er nur die Knaben als solche: hat er nur Mädchen, so sagt er, er habe keine Kinder (Duhaut-Cilly II, 369). Diesen Ansichten gemäß wird das Weib von den erwähnten Völkern ganz als Waare oder Hausrath behandelt: so gilt es z. B. bei manchen Stämmen der Mauren als übliche Höflichkeit und Gastfreundschaft dem Fremden ein Weib anzubieten (Chénier III, 125). Es ist wohl nicht einer Achtung des Weibes, sondern vielmehr einer Achtung der Rechte des Ehemannes zuzuschreiben, daß es in Java als schwere Beleidigung gilt einer Frau die Hand auf den Kopf zu legen (Pfyffer S. 45), und die Unantastbarkeit der Frauen im ganzen Orient scheint nur aus der Gravität und Selbstachtung der Männer erklärt werden zu müssen, die sie auch gegen jene zu einem wenigstens äußerlich würdigen Benehmen verpflichtet und jede Beleidigung eines Weibes als strafbare Brutalität erscheinen läßt. Ein türkischer Bei von Assuan von einem Fellahweibe wegen eines Richterspruches gegen ihren Mann auf's Heftigste ge-

ſchmäht, verließ endlich in Wuth ſelbſt den öffentlichen Divan bis die Frau fort war, indem er ihr zurief: „Weib, wäreſt du ein Mann, beim Barte meines Vaters, du ſollteſt unter der Peitſche dein Leben enden“ (Brehm II, 62).

Wir glauben uns durch die vorſtehenden Thatſachen zu dem Schluſſe berechtigt daß die moraliſche Begabung der weißen Raçe keine andere iſt als die der übrigen, denn es zeigt ſich deutlich genug daß der rohe Naturmenſch auch beim civiliſirten immer wieder durchbricht wenn alle äußeren Schranken für ihn fallen und ſeine ganze Lebenslage dieß begünſtigt. An den mehr äußerlichen Rohheiten und wilden Sitten welche bei Naturvölkern zu herrſchen pflegen, darf man natürlich keinen ſo großen Anſtoß nehmen, daß man ſich verleiten läßt ſie ſelbſt für unverbeſſerlich und dieſe für ſpecifiſche Eigenthümlichkeiten der Raçe zu halten. Was bei fremden Völkern von unſern eigenen Sitten in hohem Grade abweicht, erſcheint uns für ſich allein ſchon leicht unvernünftiger und verkehrter als es wirklich iſt, und beſonders wo Schmutz Gemeinheit und Elend uns abſtoßen bis zum Ekel, ſind wir nur wenig geneigt das Einzelne das uns entgegentritt einer ſo genauen Betrachtung zu unterwerfen als nöthig iſt um es aus dem Geiſte und inneren Lebenszuſammenhange des Volkes zu verſtehen dem es angehört: eine raſche Verurtheilung deſſelben liegt uns alsdann näher, und die Culturunfähigkeit eines Volkes iſt leicht ausgeſprochen. Es gehören ſtarke Nerven dazu ſich zu einem ſolchen Urtheile nicht hinreißen zu laſſen, wenn man Zeuge einer Scene iſt wie ſie z. B. Parkman bei den Indianern von Nordamerica ſchildert, daß ſie über einen erlegten Büffel heißhungrig herfallen und deſſen beſte Stücke roh auffreſſen bis ſie mit Blut beſudelt an Geſicht und Leib, endlich geſättigt von dem Mahle abſtehen. Macht es doch ſchon auf den Europäer einen unüberwindlich widerwärtigen Eindruck die Türken eſſen zu ſehen, die nur die Finger dazu gebrauchen, mit dieſen in den Speiſen herumwühlen und beſtändige Ructus beim Eſſen hören laſſen (Werne 107). Jene americaniſche Rohheit findet man indeſſen in ganz ähnlicher Weiſe bei den Danakil in Africa wieder (Johnſton I, 160) die man gewöhnlich zu der ſog. kaukaſiſchen Raçe zählt, und es bedarf zur Warnung dagegen daß man dergleichen äußeren Sitten ein zu großes Gewicht beilege, überhaupt wohl nur der Erinnerung daran, daß ſich eine lange Reihe von Parallelen zwiſchen den Sitten der ſog. Wilden und denen

mancher Culturvölker des Alterthums ziehen läßt: sie betreffen das Tättowiren, Skalpiren, Aufbewahren der Feindesköpfe als Trophäen, die Weise des Feueranmachens und vieles Andere. Um über diese Dinge nicht weitläufig zu werden, verweisen wir auf die Zusammenstellung solcher Analogieen bei Lafitau (II,257; vergl. Carli, Briefe über Amer.; Martius, V. d. Rechtszustande unter den Ureinw. Brasiliens, 11 not.; die Neuseeländer nott.). Was aber insbesondere die Beurtheilung dessen betrifft was beim Essen als sauber oder als ekelhaft gilt, so wollen wir nur noch erwähnen daß die Würmer die man aus dem Bambusrohre zieht ebenso von den Brasilianern wie die der Kohlpalme von den Weißen in Guiana gern gegessen werden (A. de St. Hilaire I, 433; Bancroft 148; Schomburgk 429), daß viele Europäer einige Eidechsenarten und große Fledermäuse sehr lieben und daß namentlich die schönen Creolinnen auf Mauritius sich die Nester und Larven einer Art von gelben Wespen rösten und die weißen Larven die sich in gewissen alten Bäumen finden, als Leckerbissen betrachten (d'Unienville I, 259).

Will man sich endlich zum Beweise des Satzes daß es specifische Unterschiede in dem geistigen Leben der Völker gebe auf die ungeheuern und wie es scheint constanten Verschiedenheiten berufen die in ihrer intellectuellen Ausbildung stattfinden, so ist auch dagegen mancherlei einzuwenden. Mit einem starken, aber in der Hauptsache treffenden Ausdruck hat de Salles (352) von unserer modernen europäischen Cultur behauptet, sie sei im Grunde in intellectueller Hinsicht nichts weiter als ein rayonnement de la science de la minorité sur l'ignorance des masses, und schon Hunter (42) hat zum Beweise dafür daß es keine specifischen Unterschiede unter den Menschen gebe, zu einem Vergleiche Newton's mit seinen übrigen Landsleuten in Hinsicht auf ihre Geistesbildung aufgefordert. Dieselben Ungleichheiten in der geistigen Begabung und Entwickelung der Einzelnen wie bei uns lassen sich bei allen Völkern der Erde nachweisen. Künstlerische und wissenschaftliche Genies giebt es, wie wir anderwärts erweisen werden, unter den Negern und Americanern so gut als bei uns, und wenn die bedeutenden Geister eines Volkes es vor Allem sind, die unter günstigen Umständen dieses selbst aus Rohheit und Barbarei herausziehen und es höherer Cultur entgegenführen, so scheint die Ursache der Stabilität der farbigen Raçen nicht vorzugsweise in ihrer eigenen Begabung, son-

dern in anderen Verhältnissen gesucht werden zu müssen. Wenn Foissac (246) darauf hinweist daß alle großen Männer der Culturgeschichte nur mit Ausnahme von Muhammed der gemäßigten Zone angehören und sonderbar genug die Ursache dieser Erscheinung in einigen nicht näher angeblichen Eigenthümlichkeiten des Klima's von Europa sucht, so ist darauf nur zu erwidern daß große Talente unter einem culturlosen Volke das keine Geschichte hat, immer entweder zu keiner oder nur zu einer schwachen und schnell vorübergehenden Wirksamkeit gelangen können, da es an einem empfänglichen Boden fehlt auf welchem ihre Leistungen Frucht tragen könnten. Ueberdieß hat uns bisher Alles darauf hingewiesen daß auch die civilisirtesten Völker der Gegenwart sich erst sehr allmählich aus demselben Zustande ursprünglicher Rohheit herausgearbeitet haben, in welchen wir noch jetzt viele Völker versunken finden, während zugleich jene primitive Rohheit auch beim civilisirten Menschen immer gleichsam auf dem Sprunge steht. Wo liegen die Bürgschaften dafür daß ein solcher Rückfall in den Naturzustand für uns niemals eintreten wird? Wer kann angeben wie viele Jahrtausende die jetzigen Culturvölker in jenem Zustande selbst verharrt haben? Wo wären die Beweise dafür daß die sog. niederen Raçen für immer dazu verurtheilt sind auf niederen Bildungsstufen stehen zu bleiben? Einige Tausende von Jahren die wir in unserer Cultur vor ihnen voraushaben, sind bei dem hohen Alter der Erde jedenfalls ein viel zu kleiner Zeitraum als daß ihre Geschichte zu einem abschließenden Urtheile über die Fähigkeiten der gesammten Menschheit berechtigen könnte.

Läßt sich namentlich in Nordamerica und in der Südsee nachweisen daß zur Zeit der Ankunft der ersten Europäer eine in früherer Zeit über große Räume ausgebreitete Cultur im Sinken begriffen war und bis auf wenige Trümmer bereits ihren Untergang gefunden hatte, so kann allerdings von Africa nichts Aehnliches behauptet werden; denn was auch Smyth und Andere von einer alten Cultur der Negervölker gesagt haben, es ist höchst wahrscheinlich bloße Fabel und wird von jenem selbst nur aus bedenklichen Hypothesen gefolgert, daraus nämlich daß die Neger (negerartige Völker überhaupt) in alter Zeit im Besitze des ganzen Südens von Asien gewesen seien und an der altägyptischen Cultur einen wesentlichen Antheil genommen hätten, wie die vielen negerähnlichen Schädel beweisen sollen deren Vorkommen allerdings selbst Morton im alten Aegypten anerkannt hat. Noch

weiter von jeder Wahrscheinlichkeit entfernt sich Dunmore Lang (362), indem er zu zeigen sucht die schwarze Raçe der Südsee habe in alter Zeit bedeutend höher gestanden als gegenwärtig. Können uns solche unhaltbare Schlüsse freilich nicht dazu vermögen die Fähigkeiten der sog. niederen Raçen günstiger zu beurtheilen als gewöhnlich geschieht, so werden wir uns auf der anderen Seite aber auch gegen die ungünstigen Folgerungen erklären müssen die man bisweilen aus der oft fast wunderbaren Verkehrtheit der Naturansicht und namentlich aus dem groben Aberglauben gezogen hat, welche bei ihnen in so großer Allgemeinheit herrschen. Es ist in dieser Beziehung nicht nöthig auf die alten Germanen zurückzukommen, welche Pferde und Waffen mit ihren Todten verbrannten, bei besonders wichtigen Gelegenheiten Menschenopfer brachten* und die Götterbilder auf ihren Fluren umherführten, denn der Hexen- und Gespensterglaube, der in früheren Jahrhunderten so mächtig war, ist auch bei uns noch nicht verschwunden. Fand sich noch im vorigen Jahrhundert in Europa bei Ausstellung fürstlicher Leichen eine reich besetzte Tafel für den Todten in der Kapelle, und erwarten noch in dem jetzigen gläubige Katholiken die extravagantesten Wunderwirkungen vom Ankauf päpstlicher Bullen, ganz nach Analogie der Amulete der Neger und anderer Naturvölker (Marchand I, 50; Lavayssé S. 423 ff.), so haben wir keine Ursache den Aberglauben der Wilden besonders lächerlich zu finden. Eine sehr vollständige Parallele zu ihm bietet sich noch heutzutage in der Dauphiné dar, wo jeder Vorübergehende in gewisse Abgründe ein Steinchen wirft als Opfer für den Berggeist, wo man in der Neujahrs- und Johannisnacht den wandernden Fadets und Blanquettes in jedem Hause ein Mahl servirt das aus Brot Käse und Wein besteht, wo niemand gegen Fieber und Seuchen ein wirksameres Mittel weiß als die Befragung der Wahrsager (devins), die den Uebergang von den gewöhnlichen Menschen zu den Zauberern und Hexen bilden, wo man endlich den kranken Menschen und Thieren unter Gemurmel von unverständlichen Sprüchen Kräutersäckchen oder Pulverbeutel aufbindet (von Glümer im Ausland 1855. No. 15).

* Wir dürfen hier nicht unterlassen darauf hinzuweisen daß der Gebrauch von Menschenopfern, der bei Persern, Griechen, Römern, Aegyptern, Celten, Franken, Gothen bestanden hat, mit einem gewissen Grade von Sicherheit auf Cannibalismus als seine Quelle zurückschließen läßt (J. G. Müller 629 ff.).

Die mitgetheilten Thatsachen, bei deren Aufzählung es uns nur darauf ankam Wichtiges und Schlagendes aus der Masse herauszuheben, scheinen hinzureichen zu dem Beweise den wir zu liefern versprachen von der nahen geistigen Verwandtschaft des civilisirten Europäers mit den rohen Naturvölkern. Sie haben zugleich dazu gedient uns in der Ansicht zu befestigen, daß der Naturzustand des Menschen nicht als ein Zustand ursprünglicher Reinheit und Vollkommenheit, sondern so zu denken sei wie wir ihn früher bereits geschildert hatten, als das gerade Gegentheil davon.

Werden wir nach dem Bisherigen geneigt sein die Frage ob es specifische Verschiedenheiten unter den Menschen gebe zu verneinen — eine Entscheidung auf welche schon die ungeheuere Langsamkeit der intellectuellen Entwickelung aller Völker namentlich in ihren Anfängen hinzuweisen scheint —, so können wir sie doch noch nicht als beantwortet betrachten, so lange noch eine ganze Reihe von nicht unwichtigen Einwürfen der Antwort entgegensteht die wir zu geben versucht sind. Der Neger, sagt man, der americanische Indianer, der Australier und so viele andere zeigen sich überall unfähig aus eigenen Mitteln die Initiative zur Civilisation zu ergreifen; was hindert sie daran, wenn nicht ihre specifisch geringere Begabung? So groß ist selbst ihr Widerwille gegen die Cultur, daß Lehre und Beispiel der weißen Menschen nichts über sie vermögen. Sie bleiben was sie sind und was sie von jeher waren. Der Europäer allein schreitet fort, es lebt in ihm eine geistige Triebkraft die den andern Raçen abgeht, oder, wenn nicht, so zeige man die besonderen Verhältnisse und Veranlassungen auf die jenen vorwärts treiben und diese zurückhalten.

Ehe wir uns auf die eigentliche Beantwortung dieser Zweifel einlassen, welche wir hauptsächlich dem folgenden Abschnitte vorbehalten, scheint es zweckmäßig für jetzt erst noch bei einigen Erwägungen zu verweilen welche dem allgemeinen Satze von der Arteinheit des Menschengeschlechtes auf dem geistigen Gebiete eine noch festere Begründung zu geben geneigt sind, während sie zugleich wenigstens einige der erhobenen Bedenken berücksichtigen werden.

Noch in der neueren Zeit hat man die früher im Interesse des Philanthropismus oft vertheidigte Ansicht wiederholt daß es gar keine Verschiedenheit der geistigen Begabung der Raçen gebe; denn (so äußert sich u. A. Frankenheim 134 ff.) Geistiges sei überhaupt nicht

es komme in gleicher Anlage bei allen Raçen vor, seine Entwickelung hänge ganz von der Naturumgebung ab und nächst dieser von der Erziehung, indem jene nämlich die Bedürfnisse des Menschen wie die Mittel zu deren Befriedigung bestimme, ihn zum Kampf gegen die Naturgewalten und zur Arbeit in höherem oder geringerem Grade nöthige und dergl. Es läßt sich nicht in Abrede stellen daß ein großer Theil der auffallenden Verschiedenheiten die sich unter den Menschen zeigen aus diesen Verhältnissen zu erklären ist, aber es würde genügen an das Mißlingen der mit den kleinen Kindern wilder Völker vorgenommenen Erziehungsversuche zu erinnern um sich davon zu überzeugen daß keine durchgängige Gleichheit der Anlagen stattfindet, unter den Völkern so wenig als unter den Individuen desselben Volkes. Redet man von der ursprünglichen Anlage, d. h. von derjenigen geistigen Begabung die bei einem Volke schon vor aller Cultur vorhanden war, so spricht nichts dafür daß sie bei den einzelnen Menschenstämmen verschieden gewesen sei, da sie sämmtlich wahrscheinlicher Weise eine sehr lange Zeit hindurch in gänzlicher Culturlosigkeit beharrt haben und sämmtlich von dem eigentlichen Naturzustande aus, der bei allen von gleicher Rohheit war, ihre Entwickelung begonnen haben. Spricht man dagegen von der geistigen Anlage eines Volkes in einem bestimmten Zeitpunkte seiner Geschichte und also mit Beziehung auf ein gegebenes Stadium seiner Entwickelung, so muß man wohl im Auge behalten daß sich diese (wie früher bemerkt) ebenso wie die des Individuums in seinen verschiedenen Lebensjahren ändert und daß es nicht nur eine leere, sondern geradezu eine unrichtige Abstraction ist, wenn man die Begabung als etwas Feststehendes und Bleibendes bezeichnet. Es ist nämlich nur die factische Continuität der Lebensentwickelung eines Volkes oder Individuums die uns dazu verleitet diese Entwickelung selbst, noch ehe sie wirklich geschehen ist, in Form einer Fähigkeit als präformirt in den Träger derselben hineinzudenken. Nun wird aber auf der anderen Seite auch bereitwillig zugegeben daß die geistigen Leistungen die ein Volk oder Einzelner macht, nicht von seinen Fähigkeiten allein abhängen, sondern ebensosehr von seinen Schicksalen, von Erziehung, überhaupt von äußeren Einwirkungen der mannigfaltigsten Art die seinen Bildungsgang bestimmen, ja es wird zugegeben daß das nämliche Subject unter wesentlich andere Verhältnisse von Anfang an gestellt, sich weit glücklicher oder weit schlechter entwickelt haben

würde als mit ihm der Fall gewesen ist, daß es zu weit bedeutenderen oder zu viel geringeren Eigenschaften des Geistes oder Herzens gekommen sein, daß es sich ganz anderer Thaten und Gesinnungen fähig gezeigt haben würde.

Aus diesem Widerspruche ist nur dadurch herauszukommen, daß man unter geistiger Fähigkeit oder Begabung allein dasjenige versteht was einem Volke oder Individuum zu einem bestimmten Zeitpunkte seiner Geschichte und unter speciell gegebenen Umständen zu leisten möglich ist, oder mit andern Worten, daß man von geistiger Anlage und Begabung niemals nur so im Allgemeinen, sondern stets mit bestimmter Beziehung auf eine gewisse Lebenszeit und Lebenslage des Subjectes spricht. Hieraus aber ergiebt sich dann von selbst daß die geistige Begabung nichts weniger als unveränderlich ist, sondern im Laufe des Lebens fortwährend sich umbildet, und daß also ein festes Merkmal der Thiere, wenn sie sich geistig vollkommen gleich bleiben, allerdings in ihren geistigen Fähigkeiten gesucht werden kann, daß sich aber die Unterschiede der Menschenraçen auf diesen Begriff nicht zurückführen lassen, wenn nicht entweder die absolute Unfähigkeit einiger zu geistigem Fortschritt überhaupt oder doch die Nothwendigkeit dargethan wird, daß sie unter allen Umständen auf einer Stufe der Bildung stehen bleiben müssen die von andern überschritten wird — eine Alternative der sich freilich nicht durch einiges vage Gerede über die Unverbesserlichkeit der sog. Wilden und über die Vortrefflichkeit der europäischen Civilisation genügen läßt.

Ist nach der gewöhnlichen Ansicht die Civilisation eines Volkes das einfache Product seiner geistigen Fähigkeiten, so werden dabei die mächtigen Einflüsse seiner Naturumgebung, der historischen Schicksale und überhaupt alles dessen was man im weitesten Sinne des Wortes zu der Erziehung rechnen kann die ihm zu Theil wird, wenn nicht übersehen und vernachlässigt, doch zu gering geschätzt, und man begeht überdieß den Fehler dem Volke als Ganzem einen Geist und geistige Anlagen zuzuschreiben die nur die Individuen besitzen. Diese letzteren aber sind wiederum an Begabung sehr verschieden und es ist daher für das was man ein Volk nennt und für dessen Entwickelung nichts weniger als gleichgültig in welchen Combinationen zu größeren und kleineren Ganzen jene Individuen zusammen- und gegeneinanderwirken, welche Individuen untereinander in nähere, welche nur in entferntere Be-

ziehungen treten und von welcher Art diese Beziehungen sind, denn von diesen Umständen hängt es ab ob das was der Einzelne thut auf die Andern fortwirkt und in welcher Weise, ob die Gesellschaft der er angehört durch sein Thun nach irgend einer Seite hin bewegt wird, ob in weiteren oder engeren Kreisen, ob vorwärts oder rückwärts. Was als die Begabung und Entwickelung eines Volkes erscheint, ist der Hauptsache nach bedingt von der Wechselwirkung der Individuen, deren jedes mit seinen speciellen Gaben in eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Zustand der Gesellschaft als mitwirkender Factor eintritt, so daß dessen Wirksamkeit auf diese als Ganzes von der Art der Beziehungen in die es zu andern Individuen tritt, ebenso wesentlich abhängt als die Leistung jedes einzelnen Theiles einer complicirten Maschine für das Ganze zu dem er gehört; und wie die Gesammtleistung der Maschine von der Weise der Zusammenfügung der Theile und ihres Ineinandergreifens hauptsächlich bestimmt wird, so wird es die Entwickelung eines Volkes durch die Art des Zusammentreffens gerade dieser so und so begabten Individuen mit diesen andern, mit diesem besonderen Zustande der Gesellschaft, in dieser bestimmten Zeit und unter diesen besonderen Umständen. Der Begriff eines Volkes erscheint aus diesem Gesichtspunkte nicht als ein Collectivbegriff, sondern als der Begriff einer zwar beständig wechselnden, aber durchaus speciell bestimmten Combination und Collocation von Individualitäten, von deren äußerst beweglichen äußeren und inneren Verhältnissen der Grad von Bildsamkeit und Veränderlichkeit abhängig ist die man dem Volke als Ganzem beizulegen pflegt. Den Geist und die Begabung eines Volkes als etwas Constantes und ein für allemal Gegebenes zu betrachten ist daher unstatthaft und beruht auf einer leeren, wissenschaftlich unbrauchbaren Abstraction. Es giebt kein Agens, kein Reales und Substanzielles das sich als Volksgeist oder gar als Geist der Menschheit bezeichnen ließe, real sind einzig und allein die Individuen. Da es aber große Anlagen bei Einzelnen, da es Genies unter allen Völkern giebt und glückliche Conjuncturen für ihre Wirksamkeit bei allen eintreten können, so werden wir auch keinem derselben die Fähigkeit des Fortschrittes zu höherer Cultur absprechen dürfen.

Unsere Untersuchung über die Veränderungen welche die leiblichen Eigenthümlichkeiten des Menschen erfahren, hat es wahrscheinlich gemacht daß der Racentypus durch die Einwirkungen des Klima's, der Nahrung

und Lebensweise, der socialen Verhältnisse und der Civilisation zwar langsam, aber doch in nicht geringer Ausdehnung umgestaltet werden könne. Es wird nach dem Vorhergehenden nicht befremden, wenn wir im Parallelismus zu dieser physischen Umbildung, eine solche auch nicht bloß im geistigen Leben überhaupt, sondern in der geistigen Begabung selbst annehmen, da diese letztere sich uns schon ihrem Wesen nach nicht als etwas Festes und Bleibendes im Leben der Völker gezeigt hat, sondern als etwas Wandelbares, wie schon daraus hervorzugehen scheint daß dasselbe Volk ohne fremde Bestandtheile in größerer Anzahl von außen aufzunehmen, eine hohe Culturentwickelung erringen und deren gänzlichen Verfall überleben kann. Für einen solchen Parallelismus der leiblichen und geistigen Anlagen und ihrer allmählichen Umbildung spricht nicht allein eine Reihe von Thatsachen die von uns früher angeführt worden sind, sondern auch hiervon abgesehen, ist es für den Gegner des Materialismus nicht minder gewiß als für den Materialisten selbst daß die leibliche Begabung und deren Veränderungen auf die mannigfaltigste und durchgreifendste Weise auf die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten fortwirken*. Wir bleiben indessen hierbei nicht stehen, sondern behaupten im Gegensatze zu der gewöhnlichen Ansicht, nach welcher die Bildungsstufe eines Volkes oder eines Individuums vorzugsweise oder ausschließlich das Product seiner geistigen Fähigkeiten ist, daß wenigstens ebenso sehr umgekehrt seine jedesmaligen Fähigkeiten, die nichts weiter bezeichnen als die Art und Größe der jedesmal in der nächsten Zukunft von ihm ausführbaren Leistungen, von der Bildungsstufe und den Culturfortschritten abhängen die von ihm wirklich schon erreicht sind. Die Fähigkeiten eines Volkes ändern sich nicht bloß im Laufe, sondern auch wesentlich nach Maaßgabe seiner Geschichte: eine alte, Jahrhunderte lang fortwirkende Civilisation — darauf scheinen schon die Unterschiede der Kinder aus verschiedenen Klassen der Gesellschaft innerhalb desselben Volkes hinzuweisen — producirt, wenn nicht ausnahmslos, doch im Ganzen, in Verbindung mit den Veränderungen der Lebensweise, der socialen Verhältnisse, der Interessen und Neigungen, allmählich einen Menschenschlag von veränderten äußeren und inneren Fähigkeiten.

---

* Einige speciellere Bemerkungen über diesen Gegenstand s. in m. Allg. Pädagogik. S. 42 ff.

Hat man sich darüber verständigt daß ein abschließendes Urtheil über die geistige Befähigung eines Volkes oder Menschenstammes im absoluten Sinne gar nicht möglich ist, weil es auf einem Mißverständnisse beruhen würde, so wird man zugeben, wie äußerst mißlich es ist specifische Unterschiede der Menschen auf diesen Gesichtspunkt zu gründen. Es sprechen dagegen aber noch außerdem zwei Gruppen von Thatsachen, die wir zum Schlusse unserer allgemeinen Betrachtung noch einer kurzen Erörterung unterwerfen wollen. Die eine derselben lehrt uns daß die Völker welche auf der untersten Stufe der Menschheit stehen und sich dem Naturzustande am meisten nähern, nicht einer und derselben, sondern den verschiedensten Raçen angehören, die andere zeigt, daß es innerhalb einer jeden Raçe Völker von sehr verschiedener Entwickelungshöhe giebt, indem überall neben solchen die sich zu einer relativ hohen Stufe der Cultur emporgearbeitet haben, andere, ihnen stammverwandte stehen welche in einem Zustande großer, wenn nicht völliger Rohheit zurückgeblieben sind.

Am weitesten zurück in geistiger Bildung und zugleich am tiefsten versunken in moralische Rohheit sind nächst einigen schon (oben S. 68) erwähnten nordamericanischen Völkern die Bewohner des Feuerlandes, die Australier, die Buschmänner und Hottentotten (die von Einigen ihrem leiblichen Typus nach zur mongolischen Raçe gerechnet worden sind) und einige andere africanische Völkerschaften, manche Stämme der Urbevölkerung des Dekhan und einige schwarze, theils schlicht- theils kraushaarige Eingeborene der ostindischen Inseln und der Südsee, die jedoch noch zu wenig bekannt sind als daß sich über sie ein bestimmtes Urtheil fällen ließe. Manche der letzteren haben sich bei näherer Bekanntschaft durchaus nicht so roh und wild gezeigt als man dem Rufe nach in dem sie stehen, erwarten mußte. Bei allen diesen Völkern ist es nachweislich theils ihre Naturumgebung theils ihre traurige sociale Lage welche eine Verbesserung ihres Zustandes unmöglich macht, da sie meist in unfruchtbarem steinigem Lande leben, das sie von äußeren Feinden fortwährend bedrängt, nicht zu verlassen im Stande sind. Wäre es die eingeborene geistige Kraft der Raçe die wenigstens im Wesentlichen das Schicksal der Völker bestimmte, so würden jene, deren Stammverwandte zum Theil höher stehen und bequemer leben, sich ohne Zweifel aus ihrer traurigen Lage herausgerissen haben mit der Energie, die wir rohe Völker so häufig im Kampfe gegen ihre natürlichen Feinde entfalten sehen.

Allerdings ist unter den aufgezählten Völkern keines das der sog. kaukasischen Raçe angehört, aber es fehlt unter den Gliedern dieser letzteren nicht an sehr auffallenden Contrasten der Bildung. Lassen wir selbst die Völker von Nordost-Africa bei Seite, deren Zugehörigkeit zur weißen Raçe, wenn auch wahrscheinlich, doch immer noch bezweifelt werden kann, so würden wir doch die Berbern, Guanchen und Abessiner erwähnen dürfen als solche, bei denen höhere Cultur wenigstens niemals festere Wurzeln geschlagen hat. Abessinien ist zwar ein christliches Land, aber sein Christenthum besteht nur in äußeren Ceremonieen, in der blauseidenen Schnur die man als Zeichen des Glaubens dort am Halse trägt, in Kreuzen und Rosenkränzen. Die Christen stehen dort tief unter den Muselmännern an Arbeitsamkeit wie an Redlichkeit (Rüppell I, 327, 366; v. Katte 37, 97). Die Ehe wird selten kirchlich geschlossen weil sie in diesem Falle unauflöslich ist (Rüppel I, 433), Polygamie ist zwar nicht autorisirt, aber tolerirt (ebendas. II, 54), für Ehebruch findet nur ein sehr geringer Schadenersatz statt und es wird kein Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern gemacht (Bruce). Grausame Strafen durch Verstümmelungen aller Art sind gewöhnlich, die Art der Kriegführung ist durchaus barbarisch und der Sieger schneidet dem Besiegten, ohne ihn zu tödten, die Genitalien ab um sie als Trophäen mitzunehmen (Bruce III, 284 ff.; Rochet d'Héricourt 187 ff.; Brehm III, 234). Krankheiten werden von Beherzung und Besessenheit abgeleitet und demgemäß durch Opfer und Exorcismen geheilt (Johnston II, 328; Salt 422; Harris II, 157, 280), Diebe durch Excommunication unschädlich gemacht, da sie dann aus Furcht das Gestohlene zurückgeben (Gobat 104). In gleicher Weise erinnern viele andere Sitten ganz an die Denk- und Handlungsweise der Neger. — Die Guanchen, obwohl ein halb cultivirtes Volk, hatten im 16ten Jahrhundert Menschenopfer, die bei der Thronbesteigung eines Fürsten gebracht wurden (nach Cadamosto) — oder die angeblich freiwillig sich selbst darbrachten, wie dieß auch sonst zum Besten des Volkes mehrfach bei ihnen vorgekommen sein soll —; auf einigen ihrer Inseln (Lancerote und Fortaventura) gab es eine Art von Polyandrie die der Frau drei Männer gestattete, während auf den übrigen zwar Monogamie bestand, aber bei öfterem Wechsel der Weiber. Zu diesen Spuren der Barbarei kommt noch als ein weiteres Zeichen ihrer großen E-

trägheit, daß sie, obgleich Inselbewohner, doch niemals Schiffe oder selbst nur Kähne gebaut haben (Berthelot in Mém. de la soc. ethnol. I. 221, 155 u. 210, 185). — Die Bewohner der Insel Sokotra, jetzt Muhammedaner, früher jacobitische Christen, sind von arabischem Ursprung. Sie besitzen kaum ein oder zwei Fahrzeuge die zum Küstenhandel taugen, was (nach der richtigen Bemerkung Guillain's II, 1, 360) auf eine zur andern Natur gewordene Unregsamkeit und Stumpfheit des Geistes hinweist, wie man sie selbst auf den isolirtesten Inseln Polynesiens nicht findet, denn dieser Zustand ist seit mehreren Jahrhunderten derselbe. Nach de Barros wohnen sie in Höhlen und Klüften und kleiden sich in rohe Thierfelle (II, 12; III, 112). — Die Araber in Nubien denken nicht an Anstrengungen und Erwerb, so lange sie noch irgend etwas zu essen haben und leben lieber höchst elend und armselig als daß sie zur Verbesserung ihrer Lage irgend welche Arbeit übernähmen (Hoskins 259). Diebsinn, völlige Undankbarkeit und Gefühllosigkeit bilden die Hauptzüge im Charakter der Araber von Nordost-Africa (Werne a, 121, 126). Wie ihnen fehlt auch den Aegyptern alle Kraft ein Werk allein auszuführen, sie lassen es bald gehen wie es Gott gefällt und sinken in ihre Faulheit zurück. Dagegen sind sie zu jeder Arbeit zu gebrauchen, wenn nur der Stock nicht fehlt, sie wissen Alles auszuführen unter Aufsicht Anderer die sie fürchten (ebendas. S. 165). Wenn man diesen Angaben gegenüber noch den Muth hat von der unverbesserlichen Faulheit des Negers zu reden, die als Raçenfehler nur durch den Stock, wenn auch nicht gehoben, doch zeitweise überwunden werde, wenn man ihnen gegenüber vollends über die Faulheit der Sklaven noch declamiren mag, wie dieß so oft geschieht, so verzichten wir gern auf jede weitere Erörterung, da uns das Beispiel der Araber, die einst einen der schönsten Theile von Europa beherrschten und in Kunst und Wissenschaft den gebildetsten Völkern jener Zeit überlegen waren, die Sache zu erledigen scheint.

Man hat ferner zum Beweise der natürlichen Superiorität der weißen Raçe über alle anderen mit großem Nachdrucke hervorgehoben, daß sie sich überall wo sie mit diesen zusammengetroffen sei, in der Stellung des Herrschers behauptet habe. Diese Ueberlegenheit ist aber, wie man leicht erkennt, nicht eine Folge der Raçe als solcher, sondern der Civilisation. Feuerwaffen, Branntwein, Treulosigkeit und Grausamkeit sind so ziemlich in allen Erdtheilen auf gleiche Weise die Hauptmittel

zur festen Unterwerfung der Eingeborenen gewesen. In der alten Welt erleidet jener Satz bekanntlich zwei nicht unerhebliche Ausnahmen: in Ungarn und in der Türkei haben sich stammfremde Völker nicht bloß festgesetzt, sondern sind auch zu dauernder Obergewalt über die weiße Raçe gelangt, ebenso wie die Türken auch in Africa über Araber und Berbern herrschen. Wie lange in Westindien die Ueberlegenheit der Weißen die dort nur noch etwa 5 Prozent der Bevölkerung ausmachen, nach der Emancipation der Neger noch fortdauern wird, wenn nicht eine unversiegbare Zufuhr von Machtmitteln aus Europa auch in Zukunft ihnen zur Seite steht, scheint eine sehr zweifelhafte Sache (Dowding 55).

Ueberblicken wir die mannigfaltigen Thatsachen die wir an uns haben vorübergehen lassen und die verschiedenen Gesichtspunkte unter die wir unsere Hauptfrage gestellt haben, so sehen wir uns durch alle gleichmäßig zu der Ansicht hingeführt, daß es keine specifischen Unterschiede der Menschenraçen in Rücksicht ihres geistigen Lebens giebt. Insbesondere legt die oft so große Verschiedenheit stammverwandter Völker in ihrer Culturentwickelung bestimmtes Zeugniß dafür ab, daß es eben nicht die Organisation oder natürliche Begabung überhaupt allein oder auch nur in ganz überwiegender Weise ist, von welcher die Höhe der Civilisation abhängt die ein Volk erreicht — denn was sollte sich z. B. an den Arabern so Wesentliches in diesem Punkte verändert haben, da man selbst Mischungen mit fremden Elementen bei ihnen nicht für ihre jetzige geistige Unbedeutendheit und theilweise Verkommenheit verantwortlich machen kann?

Die neueren Schriftsteller welche einen specifischen Unterschied der geistigen Begabung namentlich zwischen der weißen und den farbigen Raçen annehmen zu dürfen geglaubt haben, halten sich ganz wie diejenigen welche in Rücksicht der physischen Unterschiede die entsprechende Ansicht vertreten, nur an die extremen Fälle, und sie würden in der That leichtes Spiel mit ihren Gegnern haben, wenn die Uebergangsstufen zwischen ihnen fehlten. Indessen zeigt sich auch in diesem Punkte ein bemerkenswerther Parallelismus zwischen dem geistigen und dem physischen Gebiete, daß wie auf diesem die Unterschiede der einzelnen Völker innerhalb desselben Hauptstammes nicht kleiner sind als diejenigen welche man zwischen je zwei angeblich specifisch verschiedenen Haupttypen selbst findet, ebenso auch auf dem Gebiete des geistigen

Lebens die Verschiedenheiten der Begabung und Culturentwickelung an einzelnen Gliedern derselben Raçe, ja sogar an demselben Volke zu verschiedenen Zeiten, nicht minder beträchtlich erscheinen als diejenigen welche man als specifisch nur den Hauptraçen selbst zusprechen möchte. Deshalb ist es unstatthaft mit Klemm und Wuttke active und passive Völkerstämme einander entgegenzusetzen um die Cultur die sich bei Mongolen, in der Südsee, im alten Mexico und Peru doch einmal nicht hinwegleugnen läßt, auf die schwächsten historischen Beweise hin von einer zeitweisen Einwirkung der Europäer und Chinesen auf die Eingeborenen ableiten zu dürfen. Es ist ebenso unstatthaft mit Eichthal den Weißen das männliche, den Neger das weibliche Princip im „Organismus" der Menschheit repräsentiren zu lassen und beide als zwei gleich nothwendige, obwohl wesentlich verschieden begabte Glieder desselben zu bezeichnen. Es ist endlich gleich unbegründet mit Nott und Gliddon den sog. niederen Raçen nur thierische Instinkte, den weißen Völkern dagegen einen höheren Instinkt zu geistiger Entwickelung zuzusprechen, der sie in ihrer historischen Entwickelung treibe und leite. Alle diese schematisirenden Ansichten, so einfach bequem und einschmeichelnd sie sind, erweisen sich als unverträglich mit dem genauen Studium der Thatsachen, und wir glauben ihre Grundlosigkeit im Verlaufe unserer Arbeit durch speciellere Beweise noch einleuchtender machen zu können als dieß hier durch die allgemeinen Betrachtungen möglich war die wir ihrer Widerlegung gewidmet haben.

III. Ueber die verschiedenen Culturzustände des Menschen und die Hauptbedingungen ihrer Entwickelung.

Die Betrachtung der größten Unterschiede welche unter den Menschen in Rücksicht ihres geistigen Lebens stattfinden, hat sich der Annahme von Artverschiedenheiten innerhalb des Menschengeschlechtes ungünstig gezeigt: wir sahen uns berechtigt sie als flüssige Unterschiede zu bezeichnen, welche auf den Gegensatz von Natur und Cultur zurückführbar sind. Die Richtigkeit dieser Ansicht kann indessen noch nicht als vollkommen bewiesen gelten, so lange die Stufenreihe der sämmtlichen Mittelglieder welche den weiten Raum zwischen dem Naturzustande und der Civilisation ausfüllen, nicht aufgezeigt und im Einzelnen dargethan ist, daß die Fortschritte in der geistigen Entwickelung einiger Völker ebenso wie die auffallende Stabilität anderer im Wesentlichen von anderen Momenten abhängt als von Unterschieden ihrer ursprünglichen geistigen Begabung.

Daß die sog. niederen Raçen den Zustand der Rohheit, in welchem sie sich zum Theil seit undenklicher Zeit befunden zu haben scheinen, nicht verlassen, daß sie aus sich selbst heraus sich zu höherer Cultur zu erheben nicht das geringste Streben zeigen, daß sie trotz Lehre und Beispiel ganz das zu bleiben scheinen was sie immer waren, läßt sich ohne Zweifel am bequemsten und einfachsten aus specifischen Verschiedenheiten in der geistigen Begabung der Völkerstämme erklären, und die Wahrscheinlichkeit einer solchen Erklärung wird sich nur dann zurückweisen lassen, wenn den äußeren Lebensverhältnissen und den historischen Schicksalen der Völker ein entscheidender Einfluß auf den Gang und die Art ihrer Entwickelung zugesprochen werden darf. Um zu einer richtigen Würdigung der menschlichen Natur selbst und der verschiedenen Culturzustände zu gelangen in denen wir den Menschen finden, werden wir daher untersuchen müssen, was ihn dazu bestimmt den Naturzustand zu verlassen, was ihn von einer Entwickelungsstufe zur andern forttreibt und was seine Erhebung verzögert, zurückhält, herabdrückt oder seine geistige Bewegung zu fortdauerndem Stillstande bringt.

Diese Fragen sind ebenso schwierig als sie umfassend sind, und sie sind beides in so hohem Grade, daß eine allseitig befriedigende und abschließende Beantwortung derselben nur zu geben hoffen könnte wer ihre Bedeutung nur in sehr unvollkommener Weise verstanden hätte. Wenn uns dieß gleichwohl nicht abhält uns mit dieser Aufgabe zu beschäftigen, so geschieht es in dem Bewußtsein eines schüchternen Versuches, dessen Resultate nicht anders als fragmentarisch ausfallen können. Indessen scheint ein solcher Versuch, so unvollkommen er auch bleiben mag, immerhin der schlichten Erklärung gegenüber, daß die verschiedenen Culturzustände der Völker aus ihren verschiedenen geistigen Anlagen hervorwachsen, einigen Beifall zu verdienen, da er sich wenigstens bemüht die Unterschiede der Cultur auf bestimmte Ursachen und Motive zurückzuführen, während die Annahme verschiedener Begabung eine solche Bemühung nicht einmal aufkommen läßt, sondern sie von vornherein abschneidet und auf diesem Gebiete ebenso Alles unerklärt läßt, wie die bekannte Lehre von den verschiedenen Naturanlagen der Individuen, so lange sie so allgemein gehalten bleibt, jeden Weg zum tieferen Verständniß der Individualitäten ein für allemal verschließt.

Der durchgreifende Einfluß welchen die *Naturumgebung* auf die Entwickelung des Menschen ausübt, ist allgemein zugestanden und von uns schon früher hervorgehoben worden. Er ist im Allgemeinen immer um so größer, je näher ein Volk noch dem Naturzustande steht, und nimmt ab in dem Verhältniß, in welchem die Bewältigung der Natur durch menschliche Kunst und Wissenschaft sich vervollkommnet und namentlich der Verkehr sich mit wachsender Schnelligkeit Leichtigkeit und Sicherheit über weite Räume ausbreitet, obgleich auch den civilisirten Völkern die Hauptrichtung ihrer Thätigkeit, auf Ackerbau, Industrie oder Handel oder auf alle zusammen in verschiedener Vertheilung durch die Natur des Landes bestimmt wird. Daß aber diese Hauptrichtungen der Thätigkeit und die Art auf welche sie verfolgt werden, einer der bedeutendsten unter den Factoren sind die der geistigen Individualität eines Volkes ihr nationales Gepräge geben, wird keines weiteren Beweises bedürfen.

Die erste und wichtigste Art der Einwirkung die der Mensch von seiner Naturumgebung erfährt, ist durch die *klimatischen Verhältnisse* des Landes gegeben. So wenig man geneigt sein wird den Einfluß gering zu schätzen der von dieser Seite auf die Entwickelung

des geistigen Lebens ausgeht, so schwierig ist es doch ihn richtig zu würdigen; denn wir befinden uns hier in demselben Falle wie früher da es sich darum handelte den Einfluß des Klima's auf den physischen Menschen festzustellen: er wirkt überall mit einer Menge von anderen Mächten zusammen, und wir vermögen daher nicht mit Sicherheit zu entscheiden was ihm speciell zuzuschreiben ist und was aus anderen Quellen fließt. Indessen läßt sich doch so viel behaupten daß ein heißes Klima leibliche und in noch höherem Grade geistige Arbeit erschwert, jede Art von Anstrengung zu einem größeren Uebel und die Faulheit zu einem größeren Genusse macht als dieß in gemäßigten und in kalten Ländern der Fall ist. Vor Allem macht der Europäer diese Erfahrung wenn er in ein Tropenland übersiedelt, und man wird schwerlich voraussetzen, dürfen daß sich dieß bei dem Eingeborenen der heißen Zone anders verhalte, weil sein Organismus an diese klimatischen Einflüsse nicht allein von Jugend auf gewöhnt, sondern in seinen Eigenthümlichkeiten selbst ihnen ebenso conform sei wie der des Europäers denen seines eigenen Vaterlandes. Vielmehr scheint das Klima die Temperamentseigenschaften der Eingeborenen sehr wesentlich mitzubestimmen, und wenn auch zugegeben werden mag, daß der Einfluß desselben weit intensiver an demjenigen auftritt der aus einer anderen Zone eingewandert ist als an den Eingeborenen selbst, so wird sich doch schwer in Abrede stellen lassen daß diese letzteren, deren Organismus sich vollständig mit den klimatischen Verhältnissen ihres Landes in's Gleichgewicht gesetzt hat, eben die Temperamentseigenschaften von Natur besitzen, die sich beim Einwanderer erst allmählich festzustellen streben. Die ungeheuere Scheu vor Arbeit jeder Art, ganz hauptsächlich aber vor geistiger, bei den Europäern die in Africa leben, bei den weißen Creolen in Westindien und anderen Tropenländern, ist eine bekannte und allgemein eingestandene Sache. Um sie richtig zu würdigen hat man außerdem nur noch zu berücksichtigen daß der Europäer in seinem Vaterlande zur Arbeit, zur Selbstbeherrschung und zum Nachdenken in ganz anderer Weise erzogen zu werden pflegt als der Eingeborene der erwähnten Länder, und man wird dann schwerlich noch die geringen Geistesgaben des letzteren für den Mangel an Energie verantwortlich machen wollen, in Folge dessen er jeden Fortschritt zu höherer Cultur widerwillig von sich weist. Wenn wir von der „fast unüberwindlichen Abneigung" der Weißen gegen geistige Thätig-

keit in heißen Klimaten erzählen hören*, muß es wenigstens als höchst zweifelhaft erscheinen daß sie auch dort für sich allein die Stufe der geistigen Ausbildung erreicht haben würden, von der sie jetzt mit Verachtung auf den Neger herabzusehen pflegen. Foissac (164) hat darauf hingewiesen daß in vielen Tropenländern neben großer Sterblichkeit (in Batavia 1:28, in Guadeloupe 1:27, Bombay 1:20, Guanaxuato in Mexico 1:19) auch verhältnißmäßig große Fruchtbarkeit der Menschen herrsche. Wir möchten ihm nicht darin beistimmen, daß er in diesem Umstande die Ursache sieht, weshalb diese Völker beständig auf der Stufe der Kindheit stehen bleiben; aber was hiermit nahe zusammenhängt, die leibliche Präcocität, die wir früher bereits als eine Wirkung des Klima's bezeichnet haben, steht allerdings damit in einer inneren Verbindung, theils direct, insofern die Länge der Kindheit, die man als einen Hauptvorzug des Menschen vor den Thieren schon oft hervorgehoben hat, die Dauer der größten Bildungsfähigkeit bestimmt und ihr Ende in leiblicher wie in geistiger Rücksicht einen gewissen Abschluß der Entwickelung herbeiführt, theils indirect, insofern kurz nach dem Eintritte der Pubertät beide Geschlechter in neue Lebensverhältnisse einzutreten pflegen in denen sie sich selbstständig bewegen und eine Reihe von Thätigkeiten und Sorgen für sich und Andere zu übernehmen haben die ihnen gewöhnlich weder Muße noch Neigung zu fernerer eigener Fortentwickelung übriglassen.

Spendet nun überdieß, wie es häufig in der heißen Zone der Fall ist, die Natur ihre Gaben sehr reichlich und ernährt den Menschen von selbst, so kommt es natürlich bei diesem zu keiner Art von Arbeit, vor Allem zu keiner Regsamkeit des Geistes, dieser bleibt stumpf, und dem größeren Ruhebedürfniß welches das Klima mit sich bringt, wird vollständig entsprochen. Giebt die Natur allzu sparsam, wie dieß besonders in kalten Klimaten nicht selten ist, so consumirt die bedeutende Anstrengung und Arbeit welche für die Gewinnung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse erforderlich ist, die Kräfte sehr vollständig: es tritt daher auch in diesem Falle, obwohl aus dem entgegengesetzten Grunde, ein verhältnißmäßig großes Ruhebedürfniß ein und eine gewisse Stumpfheit des

* So klagen z. B. Europäer auf Java daß das Klima geistige Arbeit gar nicht zulasse. Ihre Kinder zeigen entschiedene Abneigung gegen ernsthafte geistige Beschäftigung, Zeichnen, Musik u. dergl. lernen sie dagegen leicht (Selberg 189).

Geistes, die keinen Ansatz zu höherer Cultur aufkommen lassen. Der Pisang oder Bananenbaum der für den Bewohner der heißen Zone das ist was die Getreidearten für Westasien und Europa, liefert auf gleichem Raume zwanzigmal so vielen Nahrungsstoff als diese: „oft hört man in den spanischen Kolonieen die Behauptung, daß sich die Bewohner der tierra caliente so lange nicht aus dem Zustand von Apathie in welchen sie seit Jahrhunderten versunken sind, erheben können, als kein königlicher Befehl die Zerstörung der Bananenpflanzungen verordnete" (Humboldt und Bonpland, R. II, 42; Humboldt, Neu-Spanien III. 12, 23, 142). Aehnliche Zustände in Nicaragua schildert Squier (I, 247), in Costa Rica Wagner und Scherzer (147). Da überdieß Seen und Flüsse mit einer zahllosen Menge von Vögeln bedeckt sind, so ist begreiflich daß selbst das Bedürfniß nach Hausthieren nur gering ist. Treffend bemerkt Guyot (S. 227), daß in Hinsicht der Einwirkung der Naturumgebung auf den Menschen der Eingeborene der Tropenländer dem Sohne eines reichen fürstlichen Hauses vergleichbar ist, der des Nordens dem Sohne einer elenden Bettlerhütte, der der gemäßigten Zone dem Sohne des goldenen Mittelstandes: der letztere allein erhält die nöthigen Antriebe zur Arbeit und zur Civilisation. Es bestätigt sich dieß in der Geschichte vor Allem daran daß alle eigentlichen Culturvölker und insbesondere alle diejenigen welche wir die Initiative der Entwickelung ergreifen sehen, der gemäßigten Zone angehören, während es in der heißen Zone immer nur zu minder bedeutenden Leistungen gekommen ist, wenn man auch eine gewisse Großartigkeit in materieller Cultur bei verhältnißmäßig geringeren Fortschritten in Kunst und Wissenschaft, mehreren Völkern heißer Gegenden nicht absprechen kann. Es steht dieß wahrscheinlich mit einem anderen Einflusse des Klima's auf die geistige Eigenthümlichkeit des Menschen in einem gewissen Zusammenhange, dem Einflusse desselben auf die Phantasie.

Ein heißes Klima scheint in jeder Beziehung erschlaffend zu wirken: mit der Unlust zu körperlichen Anstrengungen verbindet sich eine entsprechende Schwerbeweglichkeit der Gedankenwelt, Trägheit zum Denken, Mangel an Energie des Willens und geringe Erregbarkeit zu Affecten. Zu dieser allgemeinen Schlaffheit und Schwerbeweglichkeit gesellt sich aber eine größere Intensität und Unruhe der Bewegungen, ein größeres Maaß von physischer und psychischer Aufregung, wenn der Zustand der Ruhe einmal verlassen wird. Die an's Unglaubliche grenzende An-

ſtrengung und Ausdauer, die namentlich der Neger im Tanze entwickelt, die faſt wahnſinnigen, Tage lang anhaltenden Ausbrüche ſeiner Leidenſchaftlichkeit, die zügelloſe Ausſchweifung mit der er ſich an völlig phantaſtiſche Vorſtellungen hingeben und in ihnen berauſchen kann, weiſen auf die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit ſüdlicher Naturen hin ſich in weit größeren Contraſten zu bewegen als dem Bewohner gemäßigter Klimate gegeben iſt. Nicht daß der Eingeborene der Tropenländer leichter erregbar wäre, im Gegentheil er ſcheint es in weit geringerem Grade zu ſein, aber die wirkliche Erregung iſt, wenn ſie Platz greift, bei ihm eine gewaltigere, ſich mehr überſtürzende. Dürfen wir uns zur Beſtätigung dieſes Satzes u. A. auch auf die bekannte Sitte des Amoklaufens bei den Malaien berufen, ſo wird man als Gegenbeiſpiele wohl den geduldigen Hindu und Aegypter, den harmloſen und faſt alles Widerſtandes unfähigen Eingeborenen der Tropenländer von America anführen. Dieſe Fälle ſcheinen indeſſen weniger geeignet jene Anſicht zu widerlegen, als vielmehr zu beweiſen daß Sitte und Religion im Bunde mit der Verfaſſung der Geſellſchaft und des Staates die unmittelbaren Einflüſſe der klimatiſchen Verhältniſſe auf den Charakter der Völker, wenn nicht zu paralyſiren, doch ſie weſentlich zu modificiren und ihnen eine ſehr veränderte Richtung zu geben vermögen. Wir finden bei jenen Völkern eine verhältnißmäßig geringe, niemals in die Maſſe eingedrungene geiſtige und moraliſche Cultur, eine Cultur deren bewundernswerthe materielle Leiſtungen nur durch den härteſten Druck und den unbeſchränkteſten Deſpotismus von Alleinherrſchern möglich geworden ſind, während zugleich die excentriſchen Ausbrüche und die groben Ausſchweifungen der Leidenſchaftlichkeit mit eiſerner Strenge niedergehalten wurden, ſo daß die phantaſtiſche Richtung der Einbildungskraft, welche ſich in der Mythologie, im Cultus, in den Sagen dieſer Völker überall auf ſo hervorſtechende Weiſe geltend macht, im Grunde das Einzige blieb worin ſich jener natürliche Zug in dem Charakter der Völker heißer Länder bethätigen konnte. Der groteske Schmuck ihrer Bildwerke, die zum Theil zweckloſe Pracht und Großartigkeit ihrer Bauten, die maaßloſen Ueberladungen in der Darſtellung ihrer Götter, welche jede Vorſtellung des Nordländers überſteigt, legen beſtimmtes Zeugniß ab von der excentriſchen „glühenden" Phantaſie des Bewohners der Tropen, wie ſie uns ſchon in jedem orientaliſchen Mährchen entgegenzutreten pflegt. Es gehört dahin überhaupt die ausgeſprochene

Vorliebe der Südländer für Glanz und Pracht aller Art, für rauſchende Freuden und eine gewiſſe Tollheit in der Luſt, wogegen ihnen der Sinn für das Maaßvolle und eigentlich Schöne, insbeſondere für die ſtille Schönheit der Natur die eine ruhige geſammelte Betrachtung verlangt, faſt ganz abgeht. Die Natur gilt ihnen nur als die melkende Kuh — ſo ſchon dem Süd-Europäer, dem dagegen gerade ſo wie dem Mexicaner ein abgebranntes Feuerwerk zu dem Großartigſten gehört was einen Menſchen begeiſtern kann. In gleicher Weiſe liebt der Braſilianer ſeine Feſte möglichſt geräuſchvoll, Gewehrfeuer und Feuerwerk ſind ihm Hauptſache dabei (W. H. Edwards, ch. 19). Geſchmackvolle Gartenlagen, für die der Chineſe, wenn auch in ſeiner beſonderen Weiſe, einen empfänglichen Sinn hat, pflegen im Süden zwar hier und da ein Gegenſtand des Luxus zu ſein, aber es iſt auch in dieſem Falle nicht die Schönheit der Natur um derentwillen man ſie ſchätzt. Dem Orientalen (bemerkt Ritter, Erdk. VIII, 42) und insbeſondere dem Araber fehlt der Sinn für ſchöne Natur der den Europäer auszeichnet. Es iſt eine ſeltene Ausnahme, daß die Bewohner von Ualan (Carolinen) ſich Blumengärten zum Vergnügen halten (Lesson 128) und daß manche der polyneſiſchen Völker mit Vorliebe Blumen als Schmuck benutzen.

Daß ſich der Südländer deſſelben Volkes vom Nordländer häufig in weſentlichen Charakterzügen unterſcheidet, hat man oft Gelegenheit zu bemerken, aber es läßt ſich in den meiſten Fällen dieſer Art nicht bezweifeln, daß es weniger das Klima ſelbſt als die mit ihm freilich meiſt in naher Beziehung ſtehenden Eigenthümlichkeiten der Lebensverhältniſſe ſind, welche hauptſächlich dieſen Unterſchieden zu Grunde liegen. Lyell (Zweite R. deutſch v. Dieffenbach I, 336) ſagt z. B. bei Erwähnung der großen Gaſtfreundſchaft die der Fremde in den Sklavenſtaaten von Nordamerica genießt: „es iſt eine warme und noble Offenheit in dem Charakter der Südländer, die bloßer Reichthum und eine große Dienerſchaft nicht geben kann, und in ihrem Benehmen liegt oft eine Würde ohne Steifheit die höchſt angenehm iſt.“ Die Abſtammung dieſer Südländer iſt im Weſentlichen durchaus dieſelbe wie die der Bewohner der nördlichen Staaten, aber ſie ſind nicht in dem raſtloſen Wetteifer untereinander begriffen, ſie ringen nicht ſo mit den Verhältniſſen und haben dieſe nicht ſo zu berechnen wie der Kaufmann und der Fabrikant des Nordens deſſen unruhige Geſchäftigkeit ihnen deshalb fremd iſt, ſie fühlen ſich überdieß als freie Bürger einer gu

Republik, einem jeden ebenbürtig, und leben zugleich als Plantagenbesitzer im Bewußtsein unumschränkter Macht über ihre Sklaven auf eigenem Grund und Boden: dieß Alles muß ein Gefühl der Sicherheit in der Beherrschung der Verhältnisse gewähren, bei dem man weder seine Tugenden bescheiden zurücktreten lassen noch seiner Laster sich schämen wird. In ähnlicher Weise scheint auch in Europa das expansivere Wesen, die Neigung sich freier gehen zu lassen, die reichere Phantasie, die größere sanguinische Lebendigkeit bei oft geringerer Stetigkeit der Bestrebungen zwar im Allgemeinen dem Südländer eigen zu sein, während der Nordländer ernster und zurückhaltender, minder laut in der Freude, gleichmäßig ruhiger sich gestimmt zeigt bis zum Phlegma, aber auch hier treten die speciellen Lebensverhältnisse und Lebensgewohnheiten, die Erziehung und die gesellige Sitte die einen bestimmten Grad von Selbstbeherrschung fordert, die besonderen Vorstellungen von Anstand und Würde überall als überwiegend und maaßgebend auf. Indessen wird ein bestimmter Einfluß des Klima's in dieser Richtung wahrscheinlich genug, wenn wir hören daß in allen Theilen des spanischen America eine ebenso starke Antipathie zwischen dem Bewohner der heißen Ebenen und dem der Cordilleren herrscht als zwischen dem Süd- und Nordländer in Europa: jenen erscheinen diese als kalt und leblos, während diese die ersteren des Leichtsinns und der Unbeständigkeit beschuldigen (Humboldt, Neu-Spanien IV, 319).

Die Erhebung zu einer höheren Stufe der Bildung wird dem Menschen am entschiedensten da unmöglich gemacht wo das Klima, die Natur des Landes und sociale Verhältnisse in gleich ungünstiger Weise zusammenwirken. Ungesundes Klima schwächt für sich allein schon Körper und Geist so weit, daß sich die Bestrebungen des Menschen über die Sorge für seine physische Existenz nicht zu erheben vermögen. Bietet die Natur nur schlechte und selbst quantitativ kaum hinreichende Nahrung, giebt sie ihn häufig dem Mangel preis, so wird physische Schwäche und geistige Stumpfheit die nothwendige Folge sein, wenn auch zugleich ein hohes Maaß von Abhärtung gegen klimatische Schädlichkeiten, Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art gewonnen wird. Kommt dazu noch daß eine so ungünstig gestellte Bevölkerung von Feinden umringt ist, mit denen sie selbst jede Gemeinschaft und schon jede Berührung scheut, denen sie von jeher im Kampfe unterlegen ist, von denen die Einzelnen wie das Wild gejagt werden wo sie sich blicken lassen, so

versteht es sich von selbst daß sie in solcher Abgeschlossenheit und Isolation bei geringen, aber doch nothdürftig zum Lebensunterhalt hinreichenden Hülfsquellen, keines Fortschrittes irgend welcher Art fähig ist, wie groß oder klein ihre geistigen Gaben auch sein mögen. In solcher Lage aber befinden sich durchgängig die Völker der untersten Bildungsstufe: die in ihre steinigen und unfruchtbaren Länder zurückgedrängten Buschmänner und Feuerländer; ein großer Theil der Eingeborenen Australiens, die sich auf die elendeste und zugleich mühseligste Weise ernähren; ferner die schwarzen Urbewohner vieler ostindischen Inseln die von den Malaienvölkern der Küste als vogelfrei behandelt im Innern völlig abgesperrt und gefangen gehalten werden, und die zum Theil unter ähnlichen Verhältnissen lebenden rohen Völker des Vindjhagebirges, des Dekhan und anderer Theile von Vorderindien; die schwarze Bevölkerung vieler Inseln im Nordosten von Australien, über die sich die Polynesier (nur mit Ausnahme von Erronan, Niua oder Immer und Tikopia) bloß der Ungesundheit des Klima's wegen nicht weiter ausgebreitet zu haben scheinen.

Etwas günstigere Resultate werden schon da zu erwarten sein wo in gesundem Klima und bei ausreichender zuträglicher Nahrung ein Volk freier Herr des Bodens und seiner Producte und damit auch seiner ganzen *Lebensweise* und *Lebenseinrichtung* ist, wo ihm Wanderungen durch seine Feinde und durch die Elemente zwar erschwert, aber doch nicht unmöglich gemacht sind. In solchem Falle befindet sich der größte Theil der Eingeborenen von America und Africa. Sie stehen bereits auf einer etwas höheren Stufe als die erwähnten Völker. Ihre Naturumgebung ist es die ihnen ihren Lebensunterhalt, die Hauptrichtung ihrer Thätigkeit und dadurch die Culturstufe die sie erreichen unmittelbar bestimmt, denn von ihr hängt es ab durch welche Mittel Werkzeuge und Fertigkeiten sie ihre ersten Bedürfnisse befriedigen lernen, mit welchen Schwierigkeiten sie dabei zu kämpfen haben, wie stark und in welchen Richtungen Körperkraft und Erfindungsgabe geübt werden. Man bemerkt leicht wie groß der Unterschied sein muß den es für den Charakter und die Fortbildungsfähigkeit eines Volkes macht, ob Jagd, Fischerei, das Sammeln wildwachsender Früchte, rohe und unregelmäßige Versuche einer Art von Landbau, Haus- und Heerdenthiere oder Mehreres hiervon in bleibender oder wechselnder Verbindung miteinander das wesentliche Subsistenzmittel eines Volkes ausmacht.

Wo der Reichthum an vegetabilischer Nahrung nicht sehr bedeuter

ist, da wird ursprünglich eine Tendenz zum reinen Jägerleben sich leicht geltend machen, schon weil die Jagd, wenn sie glücklich ist, in kurzer Zeit meist eine verhältnißmäßig bedeutende Ausbeute gewährt und sowohl die Aufregung welche sie begleitet als auch die ganze Art der Thätigkeit die sie erfordert, dem Kraftgefühl und der natürlichen Neigung des Mannes besser entspricht als das Einsammeln von Früchten. Die erste wichtige Folge des Jägerlebens aber ist die Zersplitterung der Bevölkerung in kleine Haufen die ein großes Areal bedürfen, was für sich allein schon den Fortschritt zu höherer Cultur unmöglich macht; denn eine wesentliche Bedingung dieses letzteren ist eine relativ große Dichtigkeit der Bevölkerung welche eine vielfache und unmittelbare Wechselwirkung der Einzelnen herbeiführt. Der Jäger muß ferner dem Wilde überall nachziehen, er kann gar nicht oder nur in sehr unvollkommener Weise seßhaft werden; die Wanderungen zu denen er sich genöthigt sieht — denn nur Noth und Mangel sind es die den Naturmenschen zu solchen bestimmen — verwickeln ihn in vielfache Kriege mit andern Völkern, in Kriege die um den Besitz des Landes und der Jagdbeute, d. h. um die eigene Existenz geführt werden und daher äußerst erbittert sind, und diese Kämpfe selbst erhalten und nähren den wild kriegerischen Sinn der sich ohnehin bei demjenigen in hohem Grade ausbilden muß dessen ganze Subsistenz auf der Jagd beruht; dieß Alles aber sind ebenso viele Hindernisse der Cultur. Wald und Feld mit ihren Thieren müssen ihm Alles liefern was er braucht und von ihnen selbst nimmt er oft die Werkzeuge mit denen er sie jagt. Bisweilen ist es ein einziges Jagdthier von dem die ganze Existenz und Lebensweise solcher Jägervölker abhängt. So war es und ist es zum Theil noch in den ungeheuern Prärieen zwischen dem Felsengebirge und dem Mississippi mit dem Büffel (Bison). Er giebt den Winter und Sommer hindurch wandernden Dacotahs (Sioux) Wohnung, Nahrung und Kleidung, Sehnen für den Bogen, Zwirn, Stricke und Zugseile für die Pferde, Satteldecken, Wassergefäße, Kähne, Leim, Zunder und Häute zum Tauschhandel mit Fremden (Perrin du Lac II, 27) — in ganz ähnlicher Weise wie in manchen Tropenländern die Palme so ziemlich die sämmtlichen Lebensbedürfnisse des Eingeborenen bestreitet. Wo die Jagdthiere einen so vielseitig ergiebigen Gebrauch nicht zulassen, werden das Pflanzen- und Mineralreich namentlich für Kleidung, Wohnung und deren Ausstattung in einfachster Weise

benutzt. Holz, Steine, Thierknochen, Fischgräten liefern die nöthigsten Werkstücke zu den Waffen auf der Jagd und im Kriege, bis etwa ein glücklicher Zufall zur Benutzung von Metallen führt — ein entscheidender Schritt zu höherer materieller Cultur, wo er auf eigener Erfindung beruht, ein Schritt zu einer meist sehr wenig förderlichen Abhängigkeit von Anderen, wo die Zufuhr der Metalle ganz in den Händen Fremder liegt, weil sie dem eigenen Lande fehlen oder ihre Gewinnung und Bearbeitung den Eingeborenen unbekannt ist. Die Kunstfertigkeiten des Jägers richten sich ganz nach den Lebensgewohnheiten der Jagdthiere und bleiben, wie in fast allen andern Fällen, auf einer geringen Stufe der Ausbildung stehen, so lange sie gerade genügen den Zweck zu erreichen auf welchen sie gerichtet sind.

Die hauptsächlichsten Charaktereigenschaften des Jägers ergeben sich von selbst aus seiner Lebensweise: sie macht ihn vertraut mit Anstrengungen Mühseligkeiten und Gefahren, er eignet sich Ausdauer und Abhärtung in hohem Grade an, ist kühn, unternehmend, energisch. Aus dem Bewußtsein der Herrschaft über die ihn umgebende Natur entspringt ihm ein Gefühl der Kraft Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, und dieses Selbstgefühl steigert sich noch durch die Kriege in die er mit seinen Nachbarn verwickelt wird, denen es selbst bei bedeutender Uebermacht nur selten gelingt ihn vollständig zu unterjochen und zum Sklaven herabzuwürdigen, weil seine gestählte elastische Natur, so lange sie nicht durch die Ungunst der Verhältnisse einem dauernden harten Drucke ausgesetzt und physischer Verkümmerung preisgegeben wird, immer noch etwas von ihrem ursprünglichen Stolze bewahrt und sich in ihrem Freiheitsgefühl wieder aufzurichten fähig bleibt. Als Krieger spornt ihn Haß und Rache zu kühnem Handeln, sein Ehrgeiz hindert seinen Geist in Stumpfsinn zu versinken, aber auch Hinterlist Treulosigkeit und Grausamkeit liegen seinem Charakter nahe, denn eine gewisse Rohheit des Gemüthes ist die fast unvermeidliche Folge der Gewohnheit zu tödten, und die Aufregung welche die Jagd mit sich bringt, die List welche sie erfordert, die versteckte Art auf welche die Waffen gegen das Wild meist gebraucht werden, führt zu einer entsprechenden Behandlung der Menschen denen der Jäger als Feind gegenübertritt. Die Jagdthiere sind die Wohlthäter des Jägers, ihrer Gegenwart verdankt er seine Subsistenz, sie fordern aber auch seine ganze Kraft und Erfindungsgabe heraus, sein Leben ist oft von ihnen bedroh

scheint nach beiden Richtungen hin von ihrer Gnade abhängig, daher treten seine religiösen Vorstellungen meist in innige Beziehung zu ihnen, die Thierwelt wird für ihn zu einer Geisterwelt, zu einem Reiche mythologischer Wesen*.

Treffend bemerkt Simpson (I, 251) daß der Charakter der heerdenweise zusammenlebenden Naturvölker ein anderer ist als derer die einzeln in den Wäldern herumstreifen oder derer die sich von Fischfang nähren, weil er ganz von den äußeren Verhältnissen abhängig ist unter denen sie leben, und zwar in dem Grade, daß sich aus diesen in gewissen Grenzen ihre Lebensgewohnheiten und Charaktereigenschaften voraussagen lassen und sich ihnen entsprechend verändern. Dieß zeigt vor Allem eine Vergleichung der Fischer- und Jägervölker.

Der Fischer bedarf ganz andere, zum Theil kunstvollere Geräthe als der Jäger und andere Arten der Kunstfertigkeit. Die letzteren selbst sind indessen gewöhnlich minder bedeutend und weniger mannigfaltig als die des Jägers, erfordern auch meist keine so scharfe und ausgedehnte Beobachtung der Naturerscheinungen. Der Flußfischer zieht wohl auch seiner Beute nach wie jener, aber der Kreis seiner Wanderungen ist enger begrenzt, die Erfahrungen die er auf ihnen sammelt, sind einförmiger und weniger bildend. Dieß Alles trägt dazu bei daß sein Gesichtskreis von Haus aus um Vieles beschränkter bleibt. Seine ganze Lebensweise ist nicht geeignet irgend eine jener kräftigen Charaktereigenschaften zu entwickeln durch die sich der Jäger auszeichnet. Sie macht

---

* Es ist eine unrichtige Auffassung dieses Verhältnisses, welche sich auch bei J. G. Müller (60) nach Hegel u. A. noch findet, daß der Naturmensch im Thiere eine allgemeinere sich offenbarende Naturkraft sehe und es nicht für ein Wesen mit individuellem Bewußtsein wie sich selbst halte. Im Gegentheil sieht der Naturmensch, wie wir früher gezeigt haben, alle Erscheinungen ohne Ausnahme als ganz individuell an, die Vorstellung von allgemeinen Naturmächten liegt über seinen geistigen Horizont hinaus: wenn Wasser, wenn ein Tiger, eine Schlange ein Unglück anrichtet, so ist es ein individueller böser Geist der diese individuelle Gestalt angezogen hat um zu schaden. Der Gattungs- oder Artcharakter der Thiere ist es ganz und gar nicht der dem Naturmenschen Ehrfurcht einflößt und dem seine religiöse Verehrung gilt. Selbst wo alle Thiere von einer gewissen Art heilig gehalten werden, richtet sich die Verehrung nur an das Individuum als solches, das als Incarnation eines individuellen Geistes betrachtet wird. Die Travestirung von Naturkräften in mythologische Personen entspricht nicht dem Sinne und der Anschauungsweise des Naturmenschen, sondern er sieht das was wir die Natur nennen ursprünglich an als eine Menge von geheimnißvollen willkürlich handelnden individuellen Wesen.

ihn nicht tüchtig zum Kriege, verleiht ihm keinen Stolz, keinen Ehrgeiz, kein Vertrauen auf die eigene Kraft, keine Liebe zur Freiheit. Er bleibt gewöhnlich auf einer tieferen Stufe stehen als der Jäger. Furchtsamkeit und Falschheit sind ihm häufig eigen, letztere theils als Folge der Furcht, theils als Folge eines niedrigen Handelsgeistes, der bei Fischervölkern an oft besuchten Flüssen und Küsten leicht Platz greift, weil sie, abgesehen von den Gegenden in welchen sie durch Mangel selbst verkümmern, ohne Schwierigkeit einen Reichthum erbeuten den sie selbst nicht aufzuzehren vermögen. Diese größere Sicherheit der Subsistenz ohne bedeutende Kraftanstrengung macht sie träge und ihre Lebensweise führt sie überdieß gewöhnlich zum höchsten Grade der Unreinlichkeit hin. Auf einer etwas höheren Stufe stehen diese Völker nur dann, wenn sie in der Nähe einer Meeresküste leben wo der ausgedehntere Verkehr mit Fremden sie zu größerer Thätigkeit spornt, wo sie Küstenfahrt treiben und im Kampfe mit den Elementen höhere Geschicklichkeit und Energie, bedeutenderen Muth und Erfindungsgeist entfalten, oder wenn der Fischfang nicht ihr ausschließliches oder ganz überwiegendes Subsistenzmittel bleibt.

Daß das Einsammeln von wildwachsenden Früchten für sich allein wenig geeignet ist das geistige Leben zu einer gewissen Regsamkeit zu erwecken und der Charakterbildung förderlich zu werden, leuchtet unmittelbar ein, da es nur ein unmittelbares Aufsuchen des Eßbaren und ein kunstloses Zugreifen erfordert. Gleichwohl ist es höchst wichtig insofern es den ersten Versuch eines unvollkommenen Landbaues vorbereitet und auf ihn hinführt. Der Gedanke an einen solchen entspringt ohne Zweifel zunächst daraus daß das Einsammeln dessen was von selbst wächst, zum Unterhalte nicht ausreicht und andere Hülfsquellen ebenfalls bereits versiegt sind. Am günstigsten zu einem weiteren Culturfortschritte von den Stufen aus die wir bisher betrachtet haben, stellen sich deshalb die Verhältnisse da, wo das Einsammeln wildwachsender Früchte neben der Jagd und Fischerei ein wesentliches Subsistenzmittel ausmacht, denn die Hinführung zum Landbau ist der nothwendige Durchgangspunkt der erreicht werden muß, wenn ein Fortschritt von einiger Bedeutung erfolgen soll.

Indessen kann auch der Landbau so betrieben werden, daß er entweder zu gar keinem Hebel der Cultur wird oder nur zu einem sehr schwachen. Es zeigt sich dieß in fast allen Theilen der Erde an vielen

Beispielen. Im Nordwesten der großen Prärieländer von Nord-America wächst der wilde Reis in großer Menge. Er erstreckt sich etwa von 31—50° n. Br. und vom atlantischen Meere bis zum St. Peters-Flusse (Keating II, 107, 156) und ist nächst Fischen das Hauptnahrungsmittel der Chippeways und anderer Stämme, deren Weiber auf Kähnen umherfahren und ihn ausklopfen. Er wird nicht angebaut, während viele andere nordamericanische Völker, die aber auf keiner höheren Culturstufe stehen, neben der Jagd einige Früchte bauen, namentlich Mais (gewöhnlich corn genannt). Bei diesen allen ist der Landbau nur ein zeitweises Auskunftsmittel, sie treiben ihn unregelmäßig, ärnten das nachlässig Gesäete ab und ziehen dann weiter, sie bleiben Wandervölker trotz ihres Landbaues, der sie nächst dem Kriege im Sommer beschäftigt, während die Jagd hauptsächlich im Winter betrieben wird. Unter solchen Umständen macht es offenbar für den Culturzustand des Volkes nur einen geringen oder gar keinen Unterschied ob Landbau getrieben oder bloß wildwachsende Früchte gesammelt werden, denn er fesselt nicht an die Scholle, bleibt immer gleich unvollkommen und trägt nichts dazu bei die Lebensweise des Volkes zu verändern.

Auch in den meisten Negerländern, wo der Landbau regelmäßiger und in größerer Ausdehnung betrieben wird und die Lebensweise keine nomadische ist, treffen wir keine fortschreitende Civilisation an, obwohl die materielle Cultur und die socialen Verhältnisse, namentlich die Gliederung der Gesellschaft, dort vielfach weiter entwickelt ist als bei den Eingeborenen von America. Die verhältnißmäßig tiefe Stufe auf welcher die Negervölker trotz ihres Landbaues stehen geblieben sind, erklärt sich aber hauptsächlich aus der erschlaffenden Wirkung des Klima's und den geographischen Verhältnissen dieses Erdtheiles überhaupt, aus den geringen Bedürfnissen an Kleidung und Wohnung und Nahrung, der meist großen Ergiebigkeit der Natur deren üppiger Reichthum diese Bedürfnisse ohne Arbeit oder schon bei geringer Anstrengung befriedigt und zu Wanderungen nicht nöthigt, so daß auch eine relativ dichte Bevölkerung sich leicht ernährt. Die Menge und große Productivität der Nahrungspflanzen, der Besitz von Haus- und Heerdenthieren für deren Zucht ein sehr geringes Maaß von Sorgfalt genügt, in Verbindung mit dem Fleiße der Weiber, die meist die Feldarbeit allein verrichten, sind mehr als hinreichend dem Neger eine Summe von Lebens-

genuß und von Bequemlichkeiten zu gewähren, welche keinen Trieb zur Arbeit bei ihm aufkommen laſſen und das Streben nach höherer Cultur im Keime erdrücken.

Es iſt hieraus erſichtlich daß auch die Zucht von Hausthieren und Viehheerden für ſich allein der Thätigkeit und den Lebensgewohnheiten eines Volkes noch keineswegs immer eine Wendung giebt die es einer höheren Cultur entgegenführt. Namentlich kann ein nomadiſches Hirtenleben an ſich noch nicht als ein Fortſchritt gelten im Vergleich mit dem Jäger- und Fiſcherleben: die Hottentotten waren im Beſitze reicher Heerden als die Europäer zuerſt ihr Land betraten, die Kaffern ſind noch jetzt Hirtenvölker. Viehzucht führt zwar nicht unmittelbar ſelbſt zu einem ſeßhaften Leben hin, aber ſie verträgt ſich doch mit einem ſolchen, giebt ihm eine ſichere und feſte Begründung wo ſie mit Landbau in Verbindung tritt. Von dieſer Verbindung hängt ihr Werth für den Fortſchritt zu höherer Cultur hauptſächlich ab, für ſich allein leiſtet ſie dafür ſehr wenig. Wenn dagegen bei unzureichendem Landbau Hausthiere ganz fehlen, ſo wird das Wanderleben zur Nothwendigkeit und die Cultur der Völker welche ſich in dieſer Lage befinden, kann ohne Hülfe von außen ſich nie zu einiger Bedeutung erheben. Hier iſt der Ort daran zu erinnern daß in ganz America nur Peru in früherer Zeit etwas den Hausthieren Aehnliches beſaß, nämlich das Lama und Alpaca, während es an Nahrungspflanzen zugleich die Kartoffel und Quinoa hatte. Humboldt (Reiſe ed. Hauff II, 382) entwickelt, welchen Einfluß der Mangel an Haus- und Heerdenthieren und die aus ihm entſpringende Unmöglichkeit des Hirtenlebens auf den Culturzuſtand der eingeboren Amerikaner haben mußte. Außerhalb Peru konnte es in der neuen Welt gar kein Hirtenleben geben. Der Hund den die Eingeborenen als Hausthier beſaßen, wurde als Laſtthier vielfach benutzt, ſein Einfluß auf ihre Lebensweiſe war aber natürlich kein bedeutender. Selbſt das Pferd, das erſt durch die Europäer nach dem nördlichen wie nach dem ſüdlichen Continente kam und ſich über jenen wahrſcheinlich von Mexico und Florida aus verbreitete, hat ſich als Förderungsmittel der Civiliſation in America unwirkſam erwieſen, und zeigt deutlich in wie hohem Grade die Wirkung welche die Anweſenheit ſelbſt der wichtigſten Haus- und Heerdenthiere auf die Cultur der Völker ausübt, von den Lebensgewohnheiten und der Bildungsſtufe abhängt die ſie ſich bis dahin angeeignet haben. Ohne das Pfer

mußte die Büffeljagd in Nordamerica weit schwieriger und unergiebiger sein, da die Büffel in großen Heerden zusammenleben und Schnelligkeit dem Jäger in diesem Falle weit förderlicher ist als List und Geschicklichkeit. Der Zucht von Hausthieren überhaupt ungewohnt, hat der eingeborene Americaner auch das Pferd zur Zucht nicht benutzt, sondern von jeher es nur einzeln eingefangen nach seinem zeitweisen Bedürfniß, so daß dieses Thier nicht dazu dienen konnte seine Lebensgewohnheiten in glücklicher Weise umzubilden, sondern nur dazu beitrug ihn bei seinem Jägerleben festzuhalten. Dagegen ist das Kameel, das erst seit dem 3ten Jahrhundert n. Chr. in Africa von Osten her eingeführt worden sein soll (L'Institut 1857, p. 136 nach Reinaud), in den Wüsten Nordafrica's und Arabien's bis nach dem Westen Ostindiens hin in manchen Gegenden oft das einzige Subsistenzmittel; seine Milch, seine Ausdauer und Brauchbarkeit als Lastthier haben diese Gegenden erst zugänglich gemacht und fast überall hat das Thier einen tief eingreifenden Einfluß auf die Lebensweise der Menschen selbst ausgeübt. Aehnliches gilt von dem Pferde in Beziehung auf die Reitervölker von Inner-Asien und von einem großen Theile der Araber.

Die klimatischen Verhältnisse durch welche so manche wichtigen Temperaments- und Charaktereigenschaften, und die Landesproducte durch welche die Lebensweise der Völker zunächst in überwiegender Weise bestimmt werden, umfassen indessen noch nicht alle die Factoren deren Wirksamkeit auf die Entwickelung der Culturzustände von der Naturumgebung ausgeht. Es gehört zu ihnen ferner die geographische Lage des Landes selbst, die Beschaffenheit seiner Oberfläche und die Gesammtheit seiner physischen Eigenthümlichkeiten überhaupt.

Bei der unzweifelhaften und hervorragenden Wichtigkeit aller dieser Verhältnisse für die Gestaltung des Menschenlebens nach außen und innen erscheint es als besonders nothwendig sich in dieser Rücksicht vor Uebertreibungen und unrichtigen Generalisationen sorgfältig zu hüten. Wie schon Montesquieu den Einfluß des Klima's augenscheinlich überschätzt hat indem er die Regierungsformen in unmittelbare Beziehung zu denselben setzte und die Theorie aufstellte, daß Republiken nur in kaltem, Despotieen nur in heißem, gemäßigte Monarchieen nur in einem mittleren Klima gedeihen könnten, so hat man auch noch neuerdings öfters Sittenreinheit und Muth für unverträglich mit

tropischer Hitze erklärt, die Mordlust mancher Negervölker aus dem Klima ihres Landes abgeleitet, Gebirgsvölkern eine besondere Freiheitsliebe zugeschrieben u. dergl. Giebt man selbst zu daß einige wenigstens indirecte Beziehungen dieser Art wirklich existiren, so beschränken sie sich doch darauf daß größere Ausschweifung und Maaßlosigkeit dem Temperamente des Bewohners der heißen, größere Ruhe und Gleichmäßigkeit der Natur des Nordländers näher liegt; eine Abhängigkeit des Nationalcharakters und der Culturfähigkeit der Völker von Boden und Klima, wie sie u. A. Weerth behauptet hat, ist ein leicht aufzudeckender Irrthum. Was insbesondere die erwähnten Charakereigenschaften betrifft, so ist daran zu erinnern daß die Verdorbenheit der Sitten bei den Kamtschadalen Aleuten und mehreren anderen nördlichen Völkern so groß ist als sie nur sein kann, daß die Tapferkeit der Araber, mancher Malaien- und Negervölker eine durchaus exemplarische ist, daß Mordlust und Grausamkeit bei vielen Jägervölkern von Nord-America den höchsten Grad erreicht, während dagegen viele Bewohner der Tropen in America wie in Africa sich durch friedliches und fügsames Wesen auszeichnen, daß Gebirgsvölker sich der Unterjochung leichter entziehen als Bewohner großer Ebenen ohne daß ihnen darum die unauslöschliche Freiheitsliebe immer eigen ist welche einen so hervorstechenden Zug im Charakter der Stämme ausmacht welche die Ebenen von Nord-America bewohnen. Nicht minder unstatthaft ist es die poetischen Eindrücke welche der gebildete Mensch von einer großartigen Naturumgebung erhält auf den Naturmenschen zu übertragen, wie man bisweilen gethan hat: theils stumpft die Gewohnheit des Anschauens den Eingeborenen gegen das ab was den Fremden in seinem Lande erstaunt und entzückt, theils ist alle ästhetische Auffassung der Natur überhaupt der bloße Reflex einer reichen und feiner ausgebildeten Gemüthswelt, daher der Mensch im Zustande der Uncultur einer solchen gar nicht fähig ist. Die religiösen Vorstellungen und Sagen der Naturvölker bezeugen dies zur Genüge: die Nahrungspflanzen, die nützlichen und die gefährlichen Thiere spielen in ihnen bisweilen eine ganz sinnreiche Rolle, aber von der Auffassung des Schönen und Großen in der Natur zeigt sich fast nirgends eine Spur, die Natur wird fast ausschließlich in Beziehung auf den Nutzen oder Schaden betrachtet die sie dem Menschen bringt und auf die Furcht die sie ihm einflößt.

Dieselbe Vorsicht ist bei der Beurtheilung des Einflusses nothwen-

mußte die Büffeljagd in Nordamerica weit schwieriger und unergiebiger sein, da die Büffel in großen Heerden zusammenleben und Schnelligkeit dem Jäger in diesem Falle weit förderlicher ist als List und Geschicklichkeit. Der Zucht von Hausthieren überhaupt ungewohnt, hat der eingeborene Americaner auch das Pferd zur Zucht nicht benutzt, sondern von jeher es nur einzeln eingefangen nach seinem zeitweisen Bedürfniß, so daß dieses Thier nicht dazu dienen konnte seine Lebensgewohnheiten in glücklicher Weise umzubilden, sondern nur dazu beitrug ihn bei seinem Jägerleben festzuhalten. Dagegen ist das Kameel, das erst seit dem 3ten Jahrhundert n. Chr. in Africa von Osten her eingeführt worden sein soll (L'Institut 1857, p. 136 nach Reinaud), in den Wüsten Nordafrica's und Arabien's bis nach dem Westen Ostindiens hin in manchen Gegenden oft das einzige Subsistenzmittel; seine Milch, seine Ausdauer und Brauchbarkeit als Lastthier haben diese Gegenden erst zugänglich gemacht und fast überall hat das Thier einen tief eingreifenden Einfluß auf die Lebensweise der Menschen selbst ausgeübt. Aehnliches gilt von dem Pferde in Beziehung auf die Reitervölker von Inner-Asien und von einem großen Theile der Araber.

Die klimatischen Verhältnisse durch welche so manche wichtigen Temperaments- und Charaktereigenschaften, und die Landesproducte durch welche die Lebensweise der Völker zunächst in überwiegender Weise bestimmt werden, umfassen indessen noch nicht alle die Factoren deren Wirksamkeit auf die Entwickelung der Culturzustände von der Naturumgebung ausgeht. Es gehört zu ihnen ferner die geographische Lage des Landes selbst, die Beschaffenheit seiner Oberfläche und die Gesammtheit seiner physischen Eigenthümlichkeiten überhaupt.

Bei der unzweifelhaften und hervorragenden Wichtigkeit aller dieser Verhältnisse für die Gestaltung des Menschenlebens nach außen und innen erscheint es als besonders nothwendig sich in dieser Rücksicht vor Uebertreibungen und unrichtigen Generalisationen sorgfältig zu hüten. Wie schon Montesquieu den Einfluß des Klima's augenscheinlich überschätzt hat indem er die Regierungsformen in unmittelbare Beziehung zu denselben setzte und die Theorie aufstellte, daß Republiken nur in kaltem, Despotieen nur in heißem, gemäßigte Monarchieen nur in einem mittleren Klima gedeihen könnten, so hat man auch noch neuerdings öfters Sittenreinheit und Muth für unverträglich mit

tropischer Hitze erklärt, die Mordlust mancher Negervölker aus dem Klima ihres Landes abgeleitet, Gebirgsvölkern eine besondere Freiheitsliebe zugeschrieben u. dergl. Giebt man selbst zu daß einige wenigstens indirecte Beziehungen dieser Art wirklich existiren, so beschränken sie sich doch darauf daß größere Ausschweifung und Maaßlosigkeit dem Temperamente des Bewohners der heißen, größere Ruhe und Gleichmäßigkeit der Natur des Nordländers näher liegt; eine Abhängigkeit des Nationalcharakters und der Culturfähigkeit der Völker von Boden und Klima, wie sie u. A. Weerth behauptet hat, ist ein leicht aufzudeckender Irrthum. Was insbesondere die erwähnten Charakereigenschaften betrifft, so ist daran zu erinnern daß die Verdorbenheit der Sitten bei den Kamtschadalen Aleuten und mehreren anderen nördlichen Völkern so groß ist als sie nur sein kann, daß die Tapferkeit der Araber, mancher Malaien- und Negervölker eine durchaus exemplarische ist, daß Mordlust und Grausamkeit bei vielen Jägervölkern von Nord-America den höchsten Grad erreicht, während dagegen viele Bewohner der Tropen in America wie in Africa sich durch friedliches und fügsames Wesen auszeichnen, daß Gebirgsvölker sich der Unterjochung leichter entziehen als Bewohner großer Ebenen ohne daß ihnen darum die unauslöschliche Freiheitsliebe immer eigen ist welche einen so hervorstechenden Zug im Charakter der Stämme ausmacht welche die Ebenen von Nord-America bewohnen. Nicht minder unstatthaft ist es die poetischen Eindrücke welche der gebildete Mensch von einer großartigen Naturumgebung erhält auf den Naturmenschen zu übertragen, wie man bisweilen gethan hat: theils stumpft die Gewohnheit des Anschauens den Eingeborenen gegen das ab was den Fremden in seinem Lande erstaunt und entzückt, theils ist alle ästhetische Auffassung der Natur überhaupt der bloße Reflex einer reichen und feiner ausgebildeten Gemüthswelt, daher der Mensch im Zustande der Uncultur einer solchen gar nicht fähig ist. Die religiösen Vorstellungen und Sagen der Naturvölker bezeugen dies zur Genüge: die Nahrungspflanzen, die nützlichen und die gefährlichen Thiere spielen in ihnen bisweilen eine ganz sinnreiche Rolle, aber von der Auffassung des Schönen und Großen in der Natur zeigt sich fast nirgends eine Spur, die Natur wird fast ausschließlich in Beziehung auf den Nutzen oder Schaden betrachtet die sie dem Menschen bringt und auf die Furcht die sie ihm einflößt.

Dieselbe Vorsicht ist bei der Beurtheilung des Einflusses nothwen-

sonst durch seine Naturverhältnisse allerdings sehr wenig begünstigt ist, und der Unterschied welcher sich in Africa zwischen den Negern der Küste und denen des Binnenlandes findet, ist gerade der umgekehrte zu demjenigen welchen man nach jener Theorie erwarten sollte: die letzteren stehen durchschnittlich an Geist und Charakter auf einer höheren Stufe als die ersteren. Während anderwärts die Nähe des Meeres die Culturentwickelung kräftig fördert, wirkt sie (wie Hollard S. 182 richtig bemerkt) in Africa mehr isolirend, wogegen das Binnenland dem Verkehr und der Mischung der Völker dort günstiger ist.

Bei Beurtheilung der Förderung oder Hindernisse, welche die Cultur von Seiten der geographischen Verhältnisse erfährt, darf man zwei Punkte niemals aus den Augen verlieren: der eine ist die große Relativität des Werthes jener Verhältnisse, welche darauf beruht daß die Wirksamkeit derselben hauptsächlich von dem jedesmaligen Culturzustande des Volkes mit abhängt dem sie sich darbieten, und daher auf verschiedene Völker oder auf dasselbe Volk zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden ausfallen kann; der andere ist der wichtige Unterschied von positiven Antrieben zum Culturfortschritt und von bloßen Nebenbedingungen oder Gelegenheiten die zu demselben geboten sind, die aber unbenutzt zu bleiben pflegen wo es an den ersteren fehlt. Solche Gelegenheiten, nämlich Erleichterungen oder Erschwerungen des Fortschrittes, gewähren die geographischen Verhältnisse einem jeden Volke in reichem Maaße, als positive Antriebe sein Leben auf eine gewisse Weise zu gestalten oder umzugestalten, scheinen sie dagegen fast nirgends aufzutreten — abgesehen nämlich von den schon erörterten Wirkungen des Ueberflusses und des Mangels in welche die Natur den Menschen versetzt und von den Wirkungen der Lebensweise und Lebenseinrichtung zu welcher die Naturumgebung ihn anleitet. Die beiden erwähnten Punkte stehen in der innigsten Beziehung zueinander, denn an dem Beispiele Europa's wird unmittelbar klar daß das was wir Gelegenheitsursachen der Civilisation genannt haben, eine immer um so bessere und vollständigere Benutzung finden wird, je höher die Culturstufe ist welche die betreffenden Völker bereits erstiegen haben: die Gunst der geographischen Lage, die glückliche Bildung der Küsten, die Reichthümer des Bodens, auch die verborgenen, werden alsdann ein verhältnißmäßig bedeutendes Förderungsmittel der Civilisation und tragen in sehr hohem Maaße dazu bei, ihr eine weite Ausbreitung und

eigenthümliche Entwickelung zu verſchaffen. Daß Europa, wenn es überhaupt im Laufe der Zeiten civiliſirte Bewohner erhielt, die am höchſten und mannigfaltigſten entwickelten Culturvölker beſitzen würde, iſt demnach allerdings aus ſeinen Naturverhältniſſen begreiflich, daß aber auf ſeinem Boden der Uebergang aus dem Naturzuſtande zu einer höheren Bildungsſtufe leichter geweſen ſein ſollte als anderwärts ſcheint ſehr zweifelhaft, weil die geographiſchen Verhältniſſe für ſich allein hier ſo wenig als irgendwo anders kräftige poſitive Antriebe hierzu enthalten.

Dieſe große Relativität der Einflüſſe welche die geographiſchen Verhältniſſe auf die Culturentwickelung ausüben, liegt in vielen Beiſpielen zu Tage. Für civiliſirte Völker die am Meere wohnen, richtet ſich der Einfluß den die Nähe deſſelben auf ihre Entwickelung ausübt im Allgemeinen hauptſächlich nach der Beſchaffenheit der Küſten: Reichthum an guten Häfen fördert Gewerbe, Handel, Unternehmungsgeiſt, Koloniſirung; Armuth in dieſer Rückſicht entfremdet entweder dem Seeleben gänzlich oder erzieht zur Energie und Unerſchrockenheit, nöthigt zu großen Anſtrengungen und bildet tüchtige Seeleute (Rougemont). Aber dieß Alles hängt von der Entwickelung der Schifffahrt ab: wo ſie fehlt oder ſehr tief ſteht, iſt das Meer ein faſt abſolutes Hinderniß für den Verkehr und die Civiliſation. Treffend bemerkt Latham (a, 129): „für den Türken am Helleſpont war bei ſeinem gänzlichen Mangel ſelbſt an den roheſten Mitteln zum Waſſertransport der ſchmale Strom ein Hinderniß. Daher die Unwiſſenſchaftlichkeit aller Generaliſirung a priori in Rückſicht des Einfluſſes von Land und Waſſer als Mitteln des internationalen Verkehrs oder der Verbreitung der Völker. Die Wüſte, die Prärie oder der Ocean ſind Grenzen welche die Verbreitung der Stämme und Völker beſchränken oder Wege die ſie begünſtigen, genau je nachdem ſich das Kameel, das Pferd oder das Schiff darbietet um ſie nutzbar zu machen.“ Die Culturſtufe des Volkes, ſeine Bedürfniſſe und Hülfsmittel ſind hierbei immer das Entſcheidende. Die Bewohner der Oaſen in den africaniſchen Wüſten ſtehen unter dem Einfluſſe des Caravanenhandels, der dem Charakter und den ſämmtlichen Lebensverhältniſſen eines großen Theiles der Nordafricaner ein auffallend einförmiges Gepräge aufdrückt, ſie ſind nothwendig Handelsleute, aber weder die geographiſchen Verhältniſſe noch ſelbſt der Beſitz des Kameels würden ſie hierzu geſtempelt haben, wenn ſie der Vieh-

zucht ungewohnt dieses Thier in demselben Maaße sich selbst überlassen hätten wie der eingeborene Americaner das Pferd. Mag man zugeben daß in Africa der Mangel an Strömen, an Communicationsmitteln überhaupt und die Natur des Bodens selbst das Emporkommen höherer Cultur unmöglich macht (wie schon Tuckey 196 bemerkt hat), daß in ähnlicher Weise namentlich kleine isolirte Inselvölker durch die Ungunst der Naturverhältnisse unter denen sie leben, unfähig sind sich für sich allein auf eine Bildungsstufe selbst nur von mäßiger Höhe zu erheben, daß überhaupt die Naturumgebung den Menschen in einem Grade abzuschließen vermag welcher ihm ein dauerndes Verharren im Zustande der Rohheit nothwendig macht, so folgt daraus noch nicht daß es auch im entgegengesetzten Falle, wenn nämlich Civilisation entsteht, die geographischen Verhältnisse hauptsächlich sind denen dieß zu verdanken ist. Ströme, Buchten, die Nähe des Meeres laden ein zu Wanderungen, aber sie treiben den Menschen nicht fort, am wenigsten den noch uncultivirten, der (wie wir früher gesehen haben) nichts weiß von einer romantischen Sehnsucht in die Ferne, sondern überall sich wohl befindet und ruhig verweilt wo er weder von Feinden noch durch eigene Noth sich unerträglich beunruhigt sieht. Es scheint daher richtiger die Stabilität der chinesischen und indischen Culturzustände aus der relativen Isolirung zu erklären, an welcher namentlich das Innere dieser Länder in Folge seiner Naturverhältnisse leidet*, als die Entstehung ihrer Cultur aus der Begünstigung abzuleiten die ihnen durch ihre geographische Lage und reiche Ausstattung zu Theil geworden wäre; denn als noch glücklicher gestellt erscheint in dieser Beziehung Hinterindien, das trotzdem niemals zu einer selbstständigen Cultur gelangt ist und abgesehen von dem was ihm aus der Fremde zugebracht worden ist, wahrscheinlich auf derselben Stufe stehen geblieben sein würde wie die Völker des Dekhan, die trotz aller Gunst der Natur sich nur theilweise und kaum ein wenig cultivirt haben durch ihre Berührung mit

---

* Guyot hat dieß näher ausgeführt und Ritter (Erdk. IV, 712 ff.) die Abhängigkeit der politischen Verhältnisse China's von den Naturverhältnissen des Landes im Einzelnen nachzuweisen gesucht: die Abgeschlossenheit China's durch seine Gebirge und durch die beständig vom Meere her wehenden Passatwinde hat zu der Nivellirung der Individualitäten wesentlich mit beigetragen die der allgemeine Verkehr herbeigeführt hat, so daß in dieser Rücksicht nur der Gegensatz von Hoch- und Tiefland noch fortbesteht.

den Hindus. Auch die Celten sind immer ein verhältnißmäßig tief stehendes Volk geblieben im Vergleich mit den Germanen und Romanen, und wenn sie auch das traurige Schicksal vielfacher Verdrängung gehabt und oft große Noth gelitten haben, so ist ihnen doch in Rücksicht ihrer geographischen Lage dieselbe Begünstigung zu Theil geworden wie jenen.

Es dehnt sich diese Relativität auf fast alle äußeren Güter aus welche die Naturumgebung dem Menschen darbietet. Die Fruchtbarkeit derselben für den weiteren Fortschritt hängt von der bereits erreichten Culturstufe und von den übrigen Entwickelungsbedingungen ab mit denen ihr Besitz zusammentrifft. Obgleich es daher im Allgemeinen richtig ist daß die Gegenwart oder Abwesenheit bestimmter Thiere Pflanzen und Mineralien in Verbindung mit den geographischen Verhältnissen des Landes theils die Culturstufe bestimmen welche von den Eingeborenen für sich allein und durch eigene Kraft erreicht werden kann, theils für die Ausbildung des Verkehrs und Handels, die Kenntniß und Ausbeutung ferner Länder, den Unternehmungsgeist und viele andere Charaktereigenschaften maaßgebend werden, so ist auf der andern Seite nicht minder augenscheinlich daß ein großer Theil dieser Hülfsmittel welche die Natur bietet, ebensowohl auch ganz unbenutzt bleiben kann, daß Thiere welche sich zur Zucht eignen würden, sich selbst überlassen, daß die vorhandenen Getreidearten nicht angebaut, die Metalle unbearbeitet und unter der Erde verborgen bleiben können, weil entweder die Noth zu diesen Schritten nie gedrängt oder die erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen stets gefehlt haben die darauf hingeführt haben würden, und daß darum die Eingeborenen des Reichthums der sie umgebenden Natur ungeachtet sich aus dem Zustande der Unbildung niemals herauszuarbeiten vermocht haben.

Der Einfluß der Naturverhältnisse auf die Gestaltung des Menschenlebens zeigt sich am deutlichsten und reinsten da, wo ein Volk durch sie vom Verkehre mit andern vollständig abgeschlossen und ihm dadurch zugleich der ungestörte Besitz seines Landes auf lange Zeit verbürgt ist. Eine solche Isolation findet fast nur tief im Gebirge und auf kleineren abgelegenen Inseln statt. Die bekanntesten Beispiele dafür liefern manche Inseln der Südsee und des indischen Archipels. Im Gebiete des letzteren stehen Stämme von malaiischer Raçe sowohl in leiblicher als auch in socialer Entwickelung nicht selten tiefer als die

Papuas der Küstenländer und selbst die Australier in der Gegend von Port Essington, die zwar keinen Landbau treiben, aber von Saamensammeln sich nähren, so daß es nur noch einer geringen Anregung bedarf um sie zu jenem hinzuführen (Logan im Journ. of the Ind. Archip. vol. I). Hiermit übereinstimmend bemerkt W. Earl (a, 235) daß im indischen Archipel überhaupt der Culturzustand der Eingeborenen nicht sowohl der Raçe als der Naturumgebung parallel zu gehen pflege in der sie leben: am Meere und an den Flüssen werden sie meist unternehmende Seefahrer, auf Tafelländern Landbauer; und hauptsächlich aus diesem Grunde hat er die früher von ihm selbst vertretene Annahme einer Einwanderung von Polynesiern nach Nord-Australien, die er gemacht hatte um die höhere Entwickelung der dortigen Eingeborenen im Vergleich mit ihren Stammverwandten zu erklären, wieder aufgeben zu müssen geglaubt. Auf der Mehrzahl der Inseln Polynesiens sehen wir in früherer Zeit eine harmlos leichtsinnige, durch und durch charakterlose Bevölkerung in unangefochtenem Besitze einer verschwenderisch ausgestatteten Naturumgebung die ihnen fast keine Art von Arbeit und Anstrengung abnöthigt, in heiterem Lebensgenusse schwelgen, den sie bei der Abwesenheit fast aller moralischen Vorstellungen als höchsten Zweck des Daseins rücksichtslos verfolgen. Nur die Tyrannei des Adels auf der einen, einiger Verkehr mit den Nachbarinseln und in manchen Gegenden erbitterte Kriege der in kleine Völkerschaften gespaltenen Stämme auf der anderen Seite wirken auf den Culturzustand dieser Menschen verändernd ein und üben noch einen gewissen Antagonismus gegen die Einflüsse aus die von den Naturverhältnissen ausgehen. Die Bewohner der Hochinseln von vulcanischer Bildung stehen meist in Polynesien in geistiger und socialer Entwickelung über denen der Koralleninseln, welche durch die Kargheit der Natur herabgedrückt, schmutziger wilder und dem Verkehre mit Fremden unzugänglicher sind (Latham a, 189; Pickering 68).

Ist es uns hauptsächlich darum zu thun die positiven Antriebe zu ermitteln in Folge deren der Mensch den Uebergang aus dem Naturzustande zur Cultur macht und zu weiteren Fortschritten in dieser letzteren hingeführt wird, so werden wir uns vor Allem der Betrachtung socialer Momente und historischer Verhältnisse zuwenden müssen, denn die Naturumgebung und die geographischen Verhältnisse, eine so wichtige Rolle sie hierbei auch als Gelegenheitsursachen überall spielen, üben

eine ſolche poſitive Einwirkung nur durch die Lebensweiſe die ſie dem Menſchen unmittelbar beſtimmen und nächſtdem durch den Ueberfluß mit dem ſie ihn umgeben oder durch die Noth in die ſie ihn verſetzen — aber auch dieſe Einwirkungen werden zu einer poſitiven, vorwärts oder rückwärts bewegenden Kraft für das Menſchenleben hauptſächlich erſt durch die ſocialen Folgen die ſich an ſie knüpfen.

Dieß zeigt ſich zunächſt an den Wanderungen der Völker welche gewöhnlich durch Naturverhältniſſe veranlaßt ſind, und an den Kriegen in welche ſie in den meiſten Fällen durch ſie verwickelt werden. Dieſe beiden zuſammen gehören unzweifelhaft zu den mächtigſten Hebeln welche auf eine noch niedrig ſtehende Cultur wirken können. Die Noth welche die Natur dem Menſchen bereitet durch den Mangel oder durch das Mißverhältniß der Subſiſtenzmittel die ſie bietet zu der Maſſe der Bevölkerung, nöthigt zunächſt zu Wanderungen, oft iſt es auch die Uebergewalt der Feinde welche die Beſitzer des Landes vertreibt. Dieß ſind bei weitem die häufigſten Urſachen der Wanderungen von Naturvölkern. Wo die Natur nicht zu ihnen nöthigt, da fordert ſie doch nicht ſelten zu ihnen auf, verlockt zu ihnen, erleichtert ſie oder thut von dem Allen das Gegentheil. Dieſe Wanderungen nun die, wenn ſie über große Länderräume und durch verſchiedene Klimate hindurch ſich erſtrecken, immer ſehr allmählich vorzurücken pflegen, werden vor Allem dadurch ſehr folgenreich für die ganze nationale Entwickelung der Völker, daß dieſe gewöhnlich mit anders gearteten Menſchen zuſammengeführt werden, ſei dieſe Berührung nun feindlich oder freundlich, und daß ſie häufig in eine neue Naturumgebung eintreten.

Wie noch in neuerer Zeit indianiſche Stämme durch Mangel an Jagdbeute friedlich und mit bleibendem freundſchaftlichem Verhältniß oder durch innere Uneinigkeiten feindlich oder durch äußere Kriege gewaltſam in kleinere Abtheilungen zerriſſen werden, zeigt Hunter (Mem. 180).

Der Einfluß welchen Wanderungen auf die Culturzuſtände der Völker gewinnen, hat ſeine ſchlimme wie ſeine gute Seite, obwohl man die letztere in der Mehrzahl der Fälle für überwiegend halten darf. Zuerſt hindern ſie eine feſte Begründung der ſocialen Ordnung überhaupt, führen gefährliche Schwankungen aller Lebensverhältniſſe herbei und laſſen es zu keiner geordneten Thätigkeit, insbeſondere zu keiner Gewohnheit regelmäßiger Arbeit kommen. Die unſtete Lebensart an

welche Wandervölker so stark gewöhnt sind, daß sie ihnen ganz zur andern Natur wird, ist eines der bedeutendsten Hindernisse das ihrer Civilisation entgegensteht. Die Gewohnheit erzeugt ein Bedürfniß zu wandern und seine Lage zu verändern, wenn sie sich einige Zeit lang gleich geblieben ist: der Hottentott, auch wenn es ihm gut geht, wenn er keine Klage über seinen Herrn hat noch eine Verbesserung seiner Lage erwartet, verläßt diese doch oft plötzlich, weil er die Ruhe und Einförmigkeit seiner Lebensart nicht mehr aushalten kann, kehrt aber nach einiger Zeit in dasselbe Dienstverhältniß wieder zurück (Moodie I, 215). Ebenso gehen die Gauchos von ihren Dienstherren oft fort ohne einen anderen Grund als „weil sie ihnen nun lange genug gedient haben" (Ausland 1858. S. 28). Wer in den Pampas von Buenos Ayres aufgewachsen ist, ist nicht leicht zu einem Geschäfte oder Handwerk zu bringen das nicht mit Vieh- oder Pferdezucht zusammenhängt. In eine Stadt eingesperrt oder als Landbauer zu leben würde diesen Menschen ein unerträglicher Zwang dünken. Ihr einziger Ehrgeiz ist gute Reiter zu sein, ihre Lieblingsbeschäftigung die Viehzucht; Handel und jede andere Industrie verachten, vernachlässigen sie und überlassen sie ganz den Fremden. Die meisten von ihnen haben nie eine Stadt gesehen und wissen nicht wie alt sie selbst sind (Mac Cann I, 57, 155 und die vortrefflichen Schilderungen der Gauchos bei Azara II, 292 ff. und bei Head 258 und 14 ff.). Daher es nicht wundern wird, wenn Darwin (I, 117) von Montevideo sagt daß die Masse der Pferde und der Ueberfluß an Nahrung dort alle Industrie vernichte: in Mercedes sagte ein Gaucho zu ihm in vollem Ernste, die Tage wären zu lang, und ein anderer, er wäre zu arm um zu arbeiten. In diesem Grade vernichtet die Gewöhnung an eine unstete Lebensweise die durch das Wandern gefördert wird, jede Möglichkeit des Fleißes und der Cultur.

Eine weitere ungünstige Folge der Wanderungen besteht bisweilen darin, daß der Uebergang aus einem reichen in ein armes Land das betreffende Volk einer Verkümmerung preisgiebt durch die es von einer schon erreichten höheren Culturstufe wieder herabsinkt, oder daß im entgegengesetzten Falle beim plötzlichen Uebergang vom Mangel zum Ueberfluß eine Erschlaffung und Ausartung eintritt die dem Fortschritt nicht minder feind ist. Ob und in wie weit diese Uebelstände glücklich vermieden werden, hängt indessen meistens nicht sowohl von der neuen

Naturumgebung selbst ab in welche das Volk übergeht als vielmehr von den Charaktereigenschaften die es dahin mitbringt, von den Fertigkeiten und Kenntnissen die es bereits besitzt und von den äußern Gütern, namentlich den nutzbaren Thieren und Pflanzen die es in seine neue Heimath mithinübernimmt. Das glücklichste Verhältniß findet in dieser Rücksicht im Allgemeinen dann statt, wenn der neuen Naturumgebung nichts von den früher erworbenen Künsten und Kenntnissen entbehrlich wird und in Vergessenheit geräth, sondern eine weitere Ausbildung derselben sich nöthig macht, und wenn von den werthvollsten äußeren Gütern entweder überhaupt nichts ganz zurückgelassen zu werden braucht, oder doch nichts ohne Ersatz. Fast immer führen Wanderungen zur Accommodation an veränderte Umstände und Verhältnisse. Neue Schwierigkeiten, welche durch Feinde oder durch Naturgewalten dem Menschen bereitet werden, fordern neue Anstrengungen und Erfindungen von ihm, wie schon jedes neue Jagdthier und jede besondere Art der Jagd ihre eigenthümliche Kenntniß und Geschicklichkeit, Erfahrung und List verlangt. In einer anderen Naturumgebung muß auf andere Hülfsmittel der Existenz gesonnen und es müssen die Lebensgewohnheiten oft vollständig verändert werden. Daß hiervon eine bedeutende geistige Anregung ausgeht, liegt am Tage. Sehr förderlich wird die Erweiterung des geistigen Horizontes welche unter diesen Umständen eintritt, wenn neue Kenntnisse und Geschicklichkeiten zur Befriedigung solcher Bedürfnisse sich nöthig machen, denen sich in dem verlassenen Lande mit leichterer Mühe genügen ließ und auf die zu verzichten man sich aus Gewohnheit oder Nothwendigkeit nicht entschließen kann. Es ist leicht ersichtlich daß in diesem Falle Alles davon abhängt in welchem Verhältnisse die neue Naturumgebung in die ein Volk übergegangen ist, zu seinem Culturzustande, zu seinen Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten steht. Ist dieses Verhältniß ein glückliches, ist das Zusammenwirken dieser beiden Hauptfactoren, der Landesnatur und des Bildungsstandes, dem Fortschritte günstig, so kann dadurch z. B. ein bisher unstetes Volk zum Landbau übergeführt und seßhaft werden; ist es ein ungünstiges, so kann der Landbau ihm sogar vollständig verloren gehen und es kann zu einem Nomadenleben wieder herabsinken.

Ferner führen Wanderungen zu einer Wechselwirkung verschiedener Völker miteinander die auf mannigfaltige Weise wichtig wird. Nicht leicht ist diese ursprünglich von friedlicher Art. Freundlich [illegible]

gr-

iſt unter Völkern wie unter Einzelnen, abgeſehen von den Verwandten die miteinander aufgewachſen ſind und beſtändig zuſammen gelebt haben, erſt etwas Secundäres. Mißtrauen und Eiferſucht auf den ausſchließlichen Beſitz und Genuß der äußeren Güter, welche in einem armen Lande und beim Mangel höherer Künſte und Kenntniſſe natürlich und ſelbſt nothwendig ſind, trennen die Menſchen voneinander und jedes Zuſammentreffen wird darum in der Regel zuerſt ein feindliches. Die unaufhörlichen Kriege in die wir die Naturvölker überall untereinander verwickelt ſehen, gehören zwar ganz weſentlich mit zu den Urſachen durch die ihr Fortſchritt zu höherer Cultur ſo ſehr gehindert wird, aber es darf auf der anderen Seite auch nicht verkannt werden daß ohne ſie ein ſolcher Fortſchritt gerade für rohe Völker als ganz unmöglich erſcheint. Der Krieg es iſt vor Allem der ſie aus ihrer geiſtigen Trägheit herausreißt und ihr völliges Verſinken in apathiſchen Stumpfſinn verhindert. Freilich entfeſſelt er alle Leidenſchaften bis zu gänzlicher Zügelloſigkeit, aber er ſpornt auch zu großen geiſtigen Anſtrengungen, weckt die Ueberlegung und den Erfindungsgeiſt, ſetzt eine heilſame Aufregung an die Stelle erſchlaffender Ruhe. Dieß iſt aber noch das Geringſte. Weit wichtiger iſt es daß Kämpfe vor Allem zu einer Vereinigung der Kräfte drängen, welche ohne ſie nicht leicht zu Stande kommt. Mag dieſes Zuſammenhalten zuerſt auch ein ziemlich lockeres und faſt nur momentanes ſein, mag ſeine Dauer und Feſtigkeit nur von den Individualitäten der leitenden Perſönlichkeiten abhängen welche an die Sitze treten und dann von dem Grade der Fügſamkeit oder des Unabhängigkeitsſinnes die von Seiten der Uebrigen ſich kundgeben, ſo iſt doch damit aus der urſprünglichen Zerfahrenheit der Geſellſchaft heraus ein bedeutender Schritt geſchehen: die anfangs innerlich ganz iſolirt lebenden Individuen ſind von einem gemeinſamen Intereſſe belebt und zu gemeinſamem kräftigen Handeln vereinigt, und ſie machen dadurch eine ganze Reihe von neuen Erfahrungen die für die ſociale Entwickelung des Volkes von der höchſten Bedeutung ſind. Die wichtigſte Frucht dieſer Erfahrungen liegt ohne Zweifel darin daß Gebietende und Gehorchende im Kriege wenigſtens zeitweiſe, nach Beendigung deſſelben aber dauernd einander gegenübertreten; denn wenn auch die Kriege der Naturvölker nicht leicht unmittelbar zur Begründung der Alleinherrſchaft eines Einzelnen hinführen, der an die Stelle der früheren Freiheit der Individuen den Deſpotismus

ſetzt, ſo pflegt ſich doch das Verhältniß von Herr und Knecht zwiſchen dem Sieger und dem Beſiegten auszubilden — ein Verhältniß das, wenn auch in verſchiedenen Formen und Graden der Strenge, ſich auf allen höheren Culturſtufen wiederholt und für die Entwickelung derſelben unentbehrlich ſcheint.

Wie aus den Streitigkeiten der Einzelnen, ſo gehen auch aus den Kriegen der Völker ihre Rechtsbegriffe und Rechtsverhältniſſe hervor. Erſt nachdem ſie im Kampfe ihre Kräfte aneinander gemeſſen haben, fangen ſie an ſich gegenſeitig Zugeſtändniſſe zu machen und namentlich ihre Gebiete gegeneinander feſt abzugrenzen. Die Folge der Kriege iſt es erſt daß ſich feſte Verhältniſſe unter Völkern bilden die einen friedlichen Verkehr möglich machen, einen Verkehr deſſen Wichtigkeit für den Fortſchritt der Bildung oft noch größer wird durch den Austauſch von Kenntniſſen Erfahrungen und Geſchicklichkeiten den er veranlaßt als durch den von äußeren Gütern. Eine ähnliche Folge hat bisweilen auch ſchon die Aufnahme der Beſiegten in das Volk der Sieger, indem nicht bloß die Arbeit jener, ſondern auch ihre Kenntniſſe und Künſte dieſen zu Gute kommen. Beſonders wirkt bisweilen der Zuſammenſtoß eines höher civiliſirten Volkes mit einem niedriger ſtehenden für die Fortbildung dieſes letzteren direct oder indirect in hohem Grade anregend und belebend, wie die Geſchichte u. A. an dem großen Beiſpiele der Römer und Germanen zeigt, nur darf, wenn dieß geſchehen ſoll, der Abſtand zwiſchen den Culturzuſtänden beider nicht allzu groß ſein, es darf keine reine und vollſtändige Unterjochung und Knechtung anſtatt einer Verſchmelzung ſtattfinden. Einzelne Menſchen welche aus dem höheren Volke an das niedere übergehen, werden niemals im Stande ſein eine ſolche Umbildung des letzteren hervorzubringen, ſondern entweder zu ihm hinabſinken und verwildern, oder iſolirt unter ihm ſtehen bleiben und nur zu einer verhältnißmäßig geringen, meiſt ſchnell und ſpurlos vorübergehenden Wirkſamkeit auf daſſelbe gelangen. Die Urſache hiervon liegt in einem Umſtande, der gewöhnlich als eine fernere Folge von den Wanderungen und Kriegen der Völker auftritt und für die Umgeſtaltung des äußeren und inneren Lebens derſelben von nicht geringerer Bedeutung iſt als jene ſelbſt, wir meinen die Miſchung ſtammfremder Elemente, die durchaus in umfangreicher Weiſe erforderlich zu ſein ſcheint wenn es zu höherer Culturentwickelung kommen ſoll. In der ausgedehnteſten Weiſe geht eine ſolche hauptſächlich in der

Ländern vor welche die natürlichen Durchgangspunkte großer Völkerwanderungen sind (s. oben S. 280; 281). Der Unterschied von Passageländern und abgelegenen Ländern wird hier besonders wichtig.

Was die Mischung verschiedener Völker und Völkerstämme an der geistigen Begabung derselben ändert, auf welche Weise und in welchem Grade sie die Temperamente Neigungen und geistigen Eigenthümlichkeiten modificirt, ist allerdings dunkel und ungewiß, sicher dagegen ist daß eine bemerkenswerthe Umbildung dieser Art bei den Mischungen wirklich stattfindet. Es stehen sich in dieser Rücksicht, wie wir früher schon bemerkt haben, zwei Ansichten gegenüber, die beide gleich extrem sind und gleich unrichtig scheinen: die eine ist die Ansicht Gobineau's, welcher in der Mischung verschiedener Raçen den ursprünglichen Keim des nothwendigen Verfalles und endlichen Unterganges aller menschlichen Cultur sieht, die andere ist die von Serres u. A. vertretene, nach welcher die Raçenmischung die wesentliche Bedingung und sogar der einzige Hebel alles Culturfortschrittes ist. Können wir der letzteren nicht beistimmen, wenn sie in dieser Ausschließlichkeit auftritt, so wird sie doch schon dadurch weit annehmbarer als die erstere, daß wir so ziemlich überall wo einem Volke die Berührung und Wechselwirkung mit anderen fehlt, mag es nun auf einer höheren oder niederen Stufe der Bildung stehen, eine gewisse Stagnation, eine Unregsamkeit und Trägheit des Geistes, eine Unbeweglichkeit der Sitten und der Lebensweise, einen Mangel an Thätigkeit überhaupt eintreten sehen, welche jede Umbildung der faulen und morsch gewordenen socialen und politischen Verhältnisse unmöglich zu machen scheinen. Diese erben sich im ewigen Frieden „wie eine ewige Krankheit fort": zum Trotz und zum Spott der Apostel des ewigen Friedens erscheint dann der Krieg als rettender Engel der den Gemeinsinn wieder weckt mit der Aufopferungsfähigkeit und der wohlthätigen Anspannung aller Kräfte. Er mischt die stagnirenden Elemente bunt durcheinander in viel durchgreifenderer Weise als der friedliche Verkehr und die wiedergewonnene geistige Bewegung dauert dann eine Zeit lang fort, auch nach der Beseitigung der äußeren Verwirrung.

Hierbei würde nun freilich unentschieden bleiben inwiefern die heilsamen Folgen welche sich einstellen geistiger Wechselwirkung oder physischer Vermischung zuzuschreiben seien; daß indessen die letztere mit Recht als ein Hebel der historischen Entwickelung betrachtet wird, er-

giebt sich namentlich daraus, daß sie in keinem höher civilisirten Lande gefehlt hat dessen ethnographische Verhältnisse uns genauer bekannt sind. Die altrömische Cultur hat außer dem nicht indogermanischen Elemente der Etrusker auch noch andere nicht lateinische Stämme in ihren Kreis hineingezogen, und in Griechenland sehen neuere Forscher (Kortüm) die Pelasger als ein ganz oder theilweise semitisch-phönizisches oder als ein arisches, jedenfalls als ein morgenländisches Volk an, das von den übrigen Bestandtheilen der Bevölkerung wesentlich verschieden war. Daß nicht griechische Stämme (Karer, Leleger, Tyrrhener), wahrscheinlich selbst nicht-arische Volkselemente vor der Einwanderung der Hellenen in Griechenland lebten die den letzteren allmählich assimilirt wurden, scheint gegenwärtig als festes Resultat der historischen Forschungen bezeichnet werden zu dürfen. Daß die modernen europäischen Culturvölker fast durchgängig sehr gemischten Ursprunges sind, bedarf keiner weiteren Ausführung. In Nord- und Süd-America findet sich allerdings eine zahlreiche Mischlingsbevölkerung über deren Unfähigkeit zu wahrer Civilisation oft geklagt worden ist. Man hat sie bisweilen geradezu und ohne auf andere Ursachen der Verderbniß Rücksicht zu nehmen, als den Krebsschaden bezeichnet der es dem Süden unmöglich mache zu festen und verständigen politischen Einrichtungen zu gelangen und stetige Fortschritte der Entwickelung zu machen. So schildern Semple (121) und Mollien (Voy. dans la rép. de Colombia) die Racenmischung in Caracas und Neu-Granada als eine ergiebige Quelle der Verderbniß: in Dörfern und Städten herrscht die ärgste Liederlichkeit; sich in der Hängematte wiegen, rauchen, spielen bis zur Tollheit, Stiere quälen sehen ist Genuß, die Religion einflußlos, die Sünden werden gebeichtet und vergeben, Indolenz und Apathie beherrschen die Bevölkerung. Aber jene Klage beruht hauptsächlich auf der Unbilligkeit mit welcher man den Maaßstab europäischer Cultur an diese Mischlingsvölker legt, deren Abstammung ebensosehr wie ihre frühere Geschichte dieß verbietet. Dagegen fehlt es in Nord- und Süd-America auch nicht an Beispielen welche zeigen daß insbesondere die Anläufe zu höherer Cultur welche hier und da von den Eingeborenen genommen worden sind, vorzüglich den Leistungen der Mischlinge zuzuschreiben sind, Leistungen die zum Theil sehr bedeutend waren, aber freilich oft entweder durch die Ungunst der äußeren Verhältnisse überhaupt oder durch die zu große Isolation in der sie

nicht zu der ausgebreiteten Wirksamkeit gekommen sind die ihnen zu wünschen gewesen wäre. Jedenfalls dienen sie dazu den Satz zu bestätigen, daß die geistige Befähigung der Mischlinge im Allgemeinen höher steht als die des niederen von beiden Stämmen aus denen sie hervorgegangen sind, ja es liegen Fälle vor die es wahrscheinlich machen, daß selbst die Verbindung zweier gleich niedrig stehenden Völker bisweilen Mischlinge von höherer Begabung erzeugen, wie behauptet wird daß die Frucht von Obstbäumen meist schon dann verbessert werde, wenn man Wildling auf Wildling pfropft.

Wanderungen Kriege und die in Folge derselben eintretenden Mischungen der Völker sind zwar nicht immer unmittelbar, aber doch meist mittelbar durch die Naturumgebung veranlaßt in welcher die Menschen leben. In derselben Weise zeigen sich fast durchgängig die indirecten und mit Einflüssen von anderer Art combinirten Einwirkungen der Naturverhältnisse auf die Cultur eines Volkes wichtiger als die directen. Dieß bestätigt sich auf's Neue an der Dichtigkeit der Bevölkerung, welche ein so wesentliches Moment für den Fortschritt der Cultur ist; denn es liegt am Tage daß die Naturumgebung zunächst bestimmt wie groß sie bei einer gewissen Lebensweise des Volkes werden kann und wirklich wird, und daß abgesehen von der Lebensweise oder diese gleichgesetzt, die reichere Natur zu stärkerer Bevölkerung, die ärmere zu schwächerer hinführt. Da demnach nur die Naturumgebung und Lebensweise zusammengenommen die hauptsächlichen Factoren sind von denen die Dichtigkeit der Bevölkerung zunächst abhängt, erscheint es als eine einseitige Auffassung der Sache, wenn Foissac (173) angiebt daß, wo die Eingeborenen Wilde seien, nämlich Jäger, Fischer oder Früchtesammler, auf demselben Areal zwanzigmal weniger Menschen lebten als wo sie Hirten seien und im letzteren Falle, (wie sich an Arabern, Kalmücken, Mongolen zeige) wieder zwanzig- bis dreißigmal weniger als wo sie Ackerbau trieben.

Ueberall wo höhere Cultur entstanden ist, findet sich eine verhältnißmäßig große Dichtigkeit der Bevölkerung: man hat sie, wie es scheint, ebensosehr als Bedingung und Hebel wie als Folge derselben zu betrachten.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden daß die Geburtsstätte des Menschen ein Tropenland gewesen sein müsse, weil er nur hier die Bedingungen fand durch welche seine Existenz auch im Naturzustande

hinreichend gesichert war, und daß namentlich Ostindien, welches alle Thiere besitzt die sich dem Menschen am leichtesten anschließen und zu Hausthieren am geeignetsten sind, die wahrscheinliche Heimath dieser wie der meisten unserer Culturpflanzen sei. Wir haben indessen gesehen daß eine so reiche Naturumgebung ursprünglich durchaus keinen kräftigen positiven Antrieb für den Menschen abgiebt sich zu civilisiren. Nur secundär, nicht primär begünstigt sie die Civilisation, d. h. nicht ihre erste Entstehung, sondern nur ihre Fortbildung, wenn sie einen gedeihlichen Anfang bereits genommen hat; und nur mit Rücksicht auf diese Bedingung kann man es gelten lassen daß die großen Tafelländer allein, wie namentlich Tübet und Abessinien in der alten, Mexico und Peru in der neuen Welt, die natürlichen Geburtsstätten der Civilisation seien (Pickering 300). Reiche Tafelländer leisten zunächst nur indirect für die Culturentwickelung Bedeutendes, nämlich dadurch, daß sie eine rasche und starke Zunahme der Bevölkerung herbeiführen, welche die Menschen dazu nöthigt sich auszubreiten, ihre ursprünglichen Wohnsitze zum Theil zu verlassen, die nutzbarsten Thiere und Pflanzen mit sich zu nehmen und in ärmere Länder zu übertragen nachdem ihnen deren Benutzung in der Heimath zum Bedürfniß geworden ist, daß sie fremde Einwanderer namentlich als Eroberer anlocken und durch diese beständige Anhäufung der Menschen an demselben Platze, auf die sie hinwirken, Schwierigkeiten und Noth der mannigfaltigsten Art bereiten, in deren Ueberwindung erst — nicht in der Erleichterung der Existenz die der Reichthum bietet — das wahrhaft Bildende für den Einzelnen wie für die Völker liegt.

Gützlaff hat bemerkt daß in dem reichen China die große Masse der Bevölkerung gleichwohl durch die Arbeit für die nothwendigen Lebensbedürfnisse zu stark in Anspruch genommen, zu geistiger Thätigkeit nicht kommen könne. Es geht daraus hervor wie eine zu dichte Bevölkerung allerdings zu einem unüberwindlichen Hinderniß der Civilisation werden kann. Auf der andern Seite bietet ein armes Land dieser Hindernisse noch weit mehrere; denn ein so wesentliches Bildungsmittel für den Menschen die Noth auch ist, so ist sie es doch nicht unter allen Umständen. Es giebt nicht wenige uncultivirte Völker die alljährlich eine Hungersnoth durchzumachen haben und trotz des Besitzes von Nutzpflanzen keinen Landbau versuchen. Die Noth spornt sie freilich wie immer zu leiblicher und geistiger Kraftanstrengung, aber

momentan, sie hört sogleich auf wenn jene gehoben ist. Es kommt daher bei ihnen gewöhnlich bloß zu einer zeitweisen Abhülfe, auch wenn die Anstrengung erfolgreich ist, und nur in einzelnen seltenen Fällen zu einer dauernden nützlichen Erfindung. Wird aber die Noth nicht gehoben, oder geschieht dieß nicht durch eigene Thätigkeit, sondern durch einen glücklichen Zufall, so ist sie für den Fortschritt der Bildung überhaupt nicht fruchtbar, sondern führt in dem einen Falle durch vergebliche Erschöpfung der Kräfte zu vollständiger Erschlaffung und dumpfer Verzweiflung, in dem andern zur leichtsinnigsten Sorglosigkeit und Unüberlegenheit für die Zukunft. Soll die unglückliche Lage in der sich ein Einzelner oder eine ganze Bevölkerung findet, ein Bildungsmittel werden, so ist vor Allem erforderlich daß sie den Menschen nicht ganz niederdrücke und seine Kraft nicht breche, daß sie durch eigene Anstrengung überwunden werden könne und daß diese das einzige mögliche Mittel sei sich aus ihr herauszuarbeiten, daß endlich — und dieß ist vorzüglich wichtig — die socialen Verhältnisse die Thätigkeit des Einzelnen nicht lähmen, sondern sie kräftig anregen und herausfordern. Diese Bedingungen aber sind, wie sich leicht zeigen läßt, nur bei relativ großer Dichtigkeit der Bevölkerung gegeben, die ihrerseits ein reiches Land voraussetzt.

Bei geringer Bevölkerung eines nicht zu armen Landes findet meist gar keine oder eine nur geringe Nöthigung zur Arbeit statt, weil jeder für sich und die Seinigen leicht so viel gewinnt als er zum Leben braucht. Die Einzelnen sind und bleiben in Folge hiervon fast vollkommen unabhängig von einander, es kommt, abgesehen von besonderen Gelegenheiten und Veranlassungen, zu keiner Gemeinsamkeit der Interessen und zu keiner Vereinigung der Kräfte. Was sich von gesellschaftlichen Beziehungen außerhalb der Familie entwickelt, ist fast ganz auf die patriarchalische Gastfreundschaft beschränkt, die in Folge der gesteigerten Erwerblust und des höheren Werthes den das Eigenthum erlangt, beim Uebergange zu höheren Culturstufen schnell und vollständig verschwindet. Sie ist motivirt durch das gesellige Bedürfniß der Unterhaltung, der Neugierde und durch die oft aus bitterer eigener Erfahrung geschöpfte natürliche Sympathie für den Obdach- und Mittellosen, geht jedoch nur selten so weit wie bei dem Araber in Nubien, der „jedem, keinen Schaden bringenden lebenden Wesen seine Gastfreundschaft gewährt und dessen Kinder schon sich scheuen die Nester der Vögel auszunehmen"

(Brehm I, 130 not.). Ganz anders geſtalten ſich die Verhältniſſe wo ſich die Menſchen bedeutend anhäufen. Der Verkehr unter den Einzelnen, der Austauſch der Gedanken wie der äußeren Güter ſteigert ſich in hohem Grade ſchon dadurch, daß ſie in unmittelbarer Nähe miteinander leben und in ununterbrochene Berührung treten. Sie ſtellen untereinander häufigere Vergleichungen ihrer Lage und ihrer Leiſtungen an, es entſteht leichter ein gewiſſer Wetteifer unter ihnen und ſie gerathen öfter in Streit. Der Wetteifer erſtreckt ſich auf die Arbeit, welche außer dem Lebensunterhalte ſelbſt, jetzt auch noch den Beſitz von Genußmitteln verſchaffen und für die Zukunft verbürgen ſoll: es entſtehen Gegenſätze von Reichthum und Armuth in der Geſellſchaft, man beginnt die äußeren Güter höher zu ſchätzen als früher, da ſie erarbeitet werden müſſen, es bildet ſich eine feſte Abgrenzung des Privatbeſitzes, der jetzt zum Gegenſtande eiferſüchtiger Aufmerkſamkeit wird, und die alte Gaſtfreundſchaft hört auf. Ackerbau iſt durch die Anhäufung der Menſchen zur Nothwendigkeit geworden und es entwickeln ſich aus der Ungleichheit des Beſitzes eine große Menge von Abhängigkeitsverhältniſſen unter den Einzelnen, insbeſondere bildet ſich das Verhältniß von Herren und Dienern, Arbeitern für fremde Zwecke, aus, von welchem bis zur Begründung eines Deſpotismus, des Gegentheiles der urſprünglichen Freiheit und völligen Selbſtſtändigkeit der Einzelnen gegeneinander, nur noch ein kleiner Schritt iſt. Wir brauchen kaum hinzuzufügen daß die Entwickelung der Geſellſchaft hiermit auf einem Punkte angekommen iſt, von welchem aus unter günſtigen Umſtänden ein mehr ſtetiger und ſicherer Fortſchritt ſtattfinden kann.

Ehe wir dieſe Betrachtung weiter führen um von nun an die eigentlichen Elemente der Civiliſation in ihrer Wirkſamkeit näher kennen zu lernen, wird es zweckmäßig ſein auf die Frage zurückzublicken, ob wir das ſcheinbar ſo conſtante Verharren der meiſten Völker der Erde auf einer tiefen Stufe der Bildung unſerer bisherigen Unterſuchung zufolge berechtigt ſind im Weſentlichen aus den Naturverhältniſſen und der geſammten Lebenslage zu erklären unter deren Einfluß ſie geſtellt ſind, oder ob wir eine ſpecifiſche Verſchiedenheit ihrer geiſtigen Begabung von der unſrigen anzunehmen haben, weil jene phyſiſchen und ſocialen Mächte nicht als die einzigen Urſachen jener Erſcheinung gelten können.

Nach der Lehre der americaniſchen Schule, nach Ag[illegible]

Morton's Nachfolgern, sind die höheren Raçen dazu bestimmt die niederen zu verdrängen, wie dieß von jeher auf der Erde von Seiten der höheren Gebilde den niederen geschehen ist. Dieses zu Grunde Gehen der niederen Raçen ist göttliche Bestimmung, und es scheint demnach, daß wir nicht bloß die Berechtigung des weißen Americaners zu Vertilgung des rothen Menschen anzuerkennen, sondern sogar noch die Frömmigkeit zu loben haben mit der er sich als erleuchtetes einsichtiges Werkzeug der Vorsehung diesem Vertilgungsgeschäfte von jeher hingegeben hat. Was den frommen Apostel des Menschenmordes in seiner Trauer über das beklagenswerthe Schicksal der rothen Raçe tröstet, ist der Umstand daß es den Naturgesetzen gemäß erfolgt die das Aufsteigen und Niedersinken der Völker beherrschen, den Naturtrieben oder Instinkten entsprechend die vom Schöpfer den einzelnen Raçen selbst eingepflanzt, der Entwickelungsgeschichte der einen die Richtung auf Civilisation, der Entwickelungsgeschichte der andern die Richtung auf die Zwecke eines bloß thierisch-sinnlichen Lebens geben. Wie viele Vorzüge hat doch eine solche Theorie! Sie versöhnt uns zugleich mit Gott und mit den Niederträchtigkeiten der Menschen, sie schmeichelt unsrem Selbstgefühl mit der specifischen Vorzüglichkeit unserer intellectuellen und moralischen Begabung, sie überhebt uns der Mühe nach einer Motivirung der Culturzustände der Völker zu suchen. Sie wird deshalb wenigstens in der Gegenwart gewiß zahlreiche Anhänger behalten, während Andere freilich gerade in diesem Umstande einen der Gründe sehen werden, welche die Annahme einer specifisch höheren Begabung der weißen Raçe unwahrscheinlich machen.

Jener americanischen Ansicht gegenüber stellt sich die unserige dahin fest, daß die geistige Begabung der verschiedenen Menschenstämme ursprünglich höchst wahrscheinlich gleich oder nahezu gleich gewesen ist, daß das frühere oder spätere Heraustreten einzelner Völker aus dem Naturzustande im Wesentlichen nur abhängig war von den natürlichen und socialen Verhältnissen unter die sie sich gestellt fanden, und daß von diesen äußeren Lebensbedingungen in ihrer mannigfaltigen Verkettung und tausendfachen Verschlingung ganz hauptsächlich die Größe und Schnelligkeit der Schritte bedingt worden ist die sie in ihrer Culturentwickelung gemacht haben. Wir dürfen nicht unterlassen hierbei zugleich auf den früher besprochenen Satz zurückzuweisen, daß die erst im Laufe der Zeit erworbene Bildung der Menschen wahr-

ſcheinlich einen glücklichen prädisponirenden Einfluß auf die geiſtige Begabung ihrer Nachkommen ausübt, der im Ganzen und Großen die Culturfortſchritte der Völker immer um ſo ſtärker fördern muß, eine je höhere Stufe der Bildung ſie bereits errungen haben, wogegen umgekehrt die Leichtigkeit und Sicherheit aller Culturentwickelung um ſo geringer iſt, je näher ein Volk noch dem Naturzuſtande ſteht — ein Verhältniß, das viel dazu beiträgt zu erklären wie es kommt, daß ſo viele Völker beharrlich auf niederen Culturſtufen ſtehen bleiben, während andere von einem gewiſſen Punkte aus auf ihrer Bahn raſch und ſtetig fortſchreiten.

Man verdirbt die Unterſuchung der Frage von vornherein, wenn man die falſche Anſicht, die aus der Beſchränkung des Blickes auf unſere europäiſchen Culturvölker allein entſpringt, nicht fahren läßt daß es in der Natur entweder des Menſchen überhaupt oder einiger Menſchenſtämme insbeſondere liege ſich zu civiliſiren, während vielmehr Uncultur und Rohheit allen urſprünglich gleich natürlich iſt. Wenn A. v. Humboldt (Kosmos I, 385), indem er ſich für die Einheit des Menſchengeſchlechts und gegen den Unterſchied von höheren und niederen Raçen erklärt, gleichwohl hinzufügt „es giebt bildſamere... aber keine edleren Volksſtämme, alle ſind gleichmäßig zur Freiheit beſtimmt", ſo ſcheint ſich der hierin liegende Widerſpruch nur ſo auflöſen zu laſſen, daß die größere natürliche Neigung und Befähigung zur Civiliſation die ſich bei einigen Völkern kundgiebt, eben nichts Urſprüngliches, ſondern etwas Angebildetes, im Laufe ihrer Culturgeſchichte und durch ihre Culturfortſchritte ſelbſt erſt Erworbenes iſt, das unter günſtigen Umſtänden ebenſowohl andern Völkern hätte zu Theil werden können die ſich gegenwärtig noch minder culturfähig zeigen.

Nicht minder verdirbt man die Unterſuchung der Frage, wenn man (mit Stanhope Smith, Smyth 81, de Salles 194) den Anfang oder Fortgang der Cultur nicht auf die Natur und die Thätigkeit des Menſchen, ſondern auf eine unmittelbare Einwirkung Gottes zurückführt. Man hat dieſe Anſicht damit ſtützen wollen, daß die erſten Elemente der Civiliſation, ſo weit die Geſchichte reicht, als mitgetheilte, von einem Volke an das andere übergegangene erſcheinen, und daß ſich von keinem Volke beſtimmt nachweiſen läßt wie wo und wann es ſich allein aus ſich ſelbſt heraus und durch eigene Kraft civili-

fert hätte. So richtig aber dieſes Letztere iſt, ſo leicht erklärlich iſt es auch, denn nirgends reicht die beglaubigte Geſchichte bis zum wirklichen Naturzuſtande des Menſchen zurück und nirgends kann ſie jemals bis dahin zurückreichen. Dadurch iſt man aber offenbar noch nicht berechtigt eine unmittelbare Mittheilung der nothwendigſten Künſte und Kenntniſſe, etwa auch der Sprache, wie man oft gewollt hat, von Seiten Gottes an den Menſchen anzunehmen. Solche Annahmen leiden an allzu großer Bequemlichkeit. Da es überdieß einen Anfang der Cultur im abſoluten Sinne ſtreng genommen gar nicht giebt, ſondern überall nur allmähliche Uebergänge von einem Culturzuſtande zum andern, ſo bleibt es ebenſo ſchwer zu erklären wie ein aus dem Naturzuſtande bereits herausgetretenes Volk ohne unmittelbare Einwirkung Gottes fähig ſei einen Fortſchritt in der Cultur zu machen, als wie es ihm möglich geworden iſt die früheſten Leiſtungen in's Werk zu ſetzen die ſeiner weiteren Entwickelung zur Grundlage gedient haben.

Der Hinderniſſe welche den Naturvölkern den Uebergang zur Civiliſation erſchweren und ſie in Uncultur und Rohheit zurückhalten, ſind ſehr viele. Ihre Lebensweiſe und ihre ſämmtlichen Lebensgewohnheiten widerſtreben dieſem Uebergange: ein Wanderleben und beſtändige Kriege ſind vielen von ihnen zur andern Natur geworden; ſie haben nur geringe Bedürfniſſe und dieſe finden ihre Befriedigung meiſt in vollerem Maaße als die des civiliſirten Menſchen; ſie ſind zufrieden mit ihrer ganzen Lebenslage, fühlen ſich glücklich und ſtreben deshalb nach keiner Veränderung ihrer Verhältniſſe; ihr mangelhaft entwickeltes Nachdenken in Verbindung mit ihren abergläubiſchen religiöſen Vorſtellungen hält ſie in geiſtiger Beſchränktheit feſt; die Unbeſtändigkeit ihres Wollens, ihre allgemeine Unluſt zur Arbeit und gänzliche Sorgloſigkeit um die Zukunft hindern ſie oft ſogar an der Ausführung deſſen was ihnen ſelbſt als nützlich und nothwendig erſcheint; der Egoismus der Einzelnen und der Mangel an Theilnahme für Andere verſchaffen den rohen Leidenſchaften und ſchlechten Triebfedern leicht das Uebergewicht über die beſſeren Regungen; die ſtumpfe Intereſſeloſigkeit mit der ſie an Allem vorübergehen das nicht in der nächſten Beziehung zu ihren Bedürfniſſen ſteht und die es höchſtens zu einer oberflächlichen Neugierde für Fremdes und Auffallendes kommen läßt, verſchließt ſie dem Lernen aus Erfahrung wie der Belehrung durch Andere. Dieſe Hinderniſſe des Fortſchrittes ſind ſo ziemlich bei allen Naturvölkern dieſelben, und

es ſcheint eben keiner tiefen Ueberlegung zu bedürfen um zu erkennen, daß die Annahme ſpecifiſch verſchiedener Begabung der Raçen mindeſtens unnöthig iſt um die Verſchiedenheiten ihrer Culturzuſtände zu erklären.

Unter den Elementen der Civiliſation nimmt ohne Frage der Ackerbau die erſte Stelle ein: er iſt die hauptſächlichſte Grundlage derſelben und ſchwerlich kann wahre Civiliſation auf einer anderen Grundlage erwachſen als auf dieſer. Es gilt dieß aber nicht vom Ackerbau überhaupt, ſondern nur inſofern er das weſentliche Subſiſtenzmittel der Bevölkerung wird und namentlich in Verbindung tritt mit Viehzucht, durch deren Betrieb die Jagd überflüſſig wird.

Die Motive des Landbaues haben wir oben ſchon berührt. Vorbereitet durch das Einſammeln wildwachſender Früchte, wird er doch, wo es bei unregelmäßigen Verſuchen zu ihm bleibt und wo er bloß zeitweiſes Auskunftsmittel iſt, noch zu keinem Hinderniß des Wanderlebens. Erſt die Unergiebigkeit der Jagd, der Fiſcherei, des Früchteſammelns und Wurzelgrabens giebt ihm, wenn auch Hausthiere fehlen oder zum Unterhalt nicht ausreichen, allmählich größere Ausdehnung. Von ſelbſt und ohne durch Mangel dazu genöthigt zu ſein, wird kein Naturvolk jemals dem Ackerbau ſich zuwenden, denn theils wird jede gewohnte Lebensweiſe von rohen Völkern noch ſtärker als von cultivirten feſtgehalten und nur aus Noth geändert, theils ſagt dem Charakter der erſteren die Gebundenheit an die Scholle und die durch ſie geforderte regelmäßige ſtille Arbeit die der Aufregung des Jägerlebens entbehrt, am wenigſten zu: der Naturmenſch wird ſie niemals von ſelbſt wählen, er wird ſich ihr vielmehr ſo lange zu entziehen ſuchen als möglich. Um Landbau mit Erfolg auch nur anzufangen wird eine Beharrlichkeit und Geduld erfordert die rohen Völkern abgeht. Sehr richtig bemerkt Simpſon (I, 251) daß eine Hauptſchwierigkeit für den Uebergang zum Ackerbau bei ihnen darin liegt, daß ſie zu ſehr daran gewöhnt ſind die Frucht ihrer Arbeit unmittelbar aus dieſer hervorgehen zu ſehen und zu genießen. Daher ſcheint es, daß da, wo nicht eine langſame und ſtetige Umwandlung der Lebensgewohnheiten von ungebunden und regellos wechſelnder Thätigkeit zu ſtillem und gleichmäßigerem Fleiße ſtattfindet, dem Betriebe des Ackerbaues eine beſondere Begünſtigung zu Theil werden müſſe, wenn er zu der Ausdehnung und Regel-

mäßigkeit kommen ſoll durch welche allein er erſt zur Grundlage der Civiliſation wird.

Eine ſolche Begünſtigung können ihm die ſocialen Zuſtände gewähren und gewähren ſie ihm in der That vielfach durch die Ausbildung des Verhältniſſes von Herr und Knecht, durch die Sklaverei die eine gewöhnliche Folge der Kriege roher Völker iſt. Mochte ein ſolches feſtes Dienſtverhältniß zwar nicht überall erforderlich ſein um die Entſtehung des Ackerbaues ſelbſt herbeizuführen, ſo hat dieſer doch in den meiſten Fällen wohl erſt auf dieſe Weiſe eine ſichere Grundlage erhalten. Völker die gar keinen Landbau haben oder dieſen ganz als Nebenſache behandeln, bringen ihre Kriegsgefangenen gewöhnlich um, ſeltener nehmen ſie einige in ihren eigenen Stamm auf; ſolche die ſich in größerem Maaße auf ihn angewieſen ſehen, pflegen zunächſt die Feldarbeit ihren Weibern, wenn nicht ganz, doch größtentheils aufzubürden, da ſie den Männern meiſt ſehr unwillkommen iſt. Unter ſolchen Umſtänden liegt die Verwendung der Gefangenen für dieſen Zweck zu nahe als daß ſie überſehen werden könnte: die Sklaverei breitet ſich aus mit dem Ackerbau, mag ſie nun direct aus dem Kriege oder aus anderen Urſachen hervorgehen, und dieſer gewinnt an Ausdehnung und Regelmäßigkeit durch jene, ſo daß er jetzt weit leichter als vorher zum hauptſächlichen Subſiſtenzmittel der Bevölkerung wird. Den freien Leuten gewährt er Muße; für ſie wird von Andern alle Arbeit gethan die erforderlich iſt um ihnen eine behagliche Exiſtenz zu ſichern.

Gerade dieſer letztere Umſtand iſt nun freilich für den Fortſchritt der Cultur welcher durch den Ackerbau vorbereitet wird, weit eher nachtheilig als vortheilhaft, denn ſo richtig es auch iſt daß vor Allem Muße erfordert wird, wenn die intellectuelle Ausbildung ſoll gedeihen können, ſo liegt in der Muße ſelbſt doch kaum für den gebildeten Menſchen, geſchweige denn für den rohen ein Antrieb zu ernſthafter geiſtiger Thätigkeit. Die Förderung der Cultur durch den Ackerbau liegt vielmehr zunächſt darin, daß er zu regelmäßiger Arbeit gewöhnt, dem Kriege abgeneigt macht und mit einer gewiſſen Anhänglichkeit an den feſten Wohnplatz zugleich einen Geiſt der Ruhe* nährt der nicht der Geiſt der Trägheit iſt. Daher erſcheint es im Allgemeinen als ein

* a settled disposition, wie es Falconer (353) treffend genannt hat.

wenig günstiges Verhältniß wenn die Sklaverei die Hauptstütze des Ackerbaues ist. Vortheilhafter für die Cultur des Volkes gestaltet sich die Sache da, wo dieses im Ganzen zu regelmäßiger Arbeit hingeführt wird. Auch dieß scheint aus den angeführten Gründen fast nur durch Druck und Zwang socialer Mächte, nicht leicht durch Naturverhältnisse geschehen zu können. Despotismus eines Einzelnen oder einer Adelskaste die sich bleibend vom eigentlichen Volke abgeschieden und über dasselbe erhoben hat, ist es nicht selten wovon die äußere Nöthigung und Gewöhnung der Masse zum Ackerbau ausgeht: es fällt alsdann das Entehrende hinweg das der Sklavenarbeit überall anhaftet, und der Segen der Arbeit verbreitet sich in diesem Falle wenigstens über den größten Theil der Bevölkerung.

Der bedeutende Einfluß welchen ein selbst noch unvollkommen betriebener Landbau auf den nationalen Charakter hat, kommt in vielen Beispielen zu Tage. Die Indianer der Cordilleren in Süd-America z. B. die den Ackerbau lieben, sind friedlich still furchtsam und ruheliebend, die der Ebenen kühn und unternehmend, mit Lust der Gefahr sich stellend auf der Jagd nach dem Jaguar, bei der Verfolgung des Stieres, beim Bändigen des Pferdes (Mollien voy. II, 168). Die größere Fähigkeit zum Fortschritt ist schon deshalb entschieden auf Seiten des Ackerbauers, wenn wir ihn mit dem Jäger und Hirten vergleichen, weil er dem civilisirten Menschen gegenüber seine eigene Inferiorität weit leichter einsieht und daher für Verbesserungen seiner Lage leichter zu gewinnen ist als diese, die den Europäer meist nicht bewundern, sondern die Menge seiner Künste ebenso verachten wie die seiner Bedürfnisse, und im Gefühle ihrer Unabhängigkeit sich ihm weit überlegen glauben. Ein großer Theil der Neger- und Südseevölker als Landbauer im Besitze schlechter Werkzeuge und unfähig es hierin dem Europäer gleich zu thun, hat die Ueberlegenheit des letzteren schnell und bereitwillig anerkannt und sich sehr geneigt gezeigt ihm nachzuahmen, während die americanischen Jägervölker über die Civilisation, wo sie auch immer ihnen vor Augen trat, höchstens in stumme Verwunderung geriethen und sich befremdet, aber mit aller Entschiedenheit von ihr abwendeten und zurückzogen: unter Europäern zu leben haben sie nie die geringste Lust gezeigt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein daß mit dem Landbau ein Geist des Fortschrittes sich Bahn breche der selbstständig vorwärts strebe, im G[illegible]erbauer zeigt

sich stabiler und schwerer beweglich als man auf den ersten Blick erwarten sollte. Wie hartnäckig er Neues und Besseres oft abweist, zeigt sich u. A. an dem Beispiele Irlands, wo es mehrerer Parlamentsbeschlüsse bedurft hat um die Befestigung des Pfluges an den Schwanz des Pferdes und das Abbrennen des Getreides auf dem Halme abzuschaffen, an das man sich gewöhnt hatte um die Mühe des Dreschens zu ersparen (Cooke Taylor I, 200). Nationale Sitten und Gebräuche erhalten sich am strengsten bei einem Ackerbauvolke: es gewöhnt sich an den regelmäßigen periodischen Wechsel derselben Beschäftigungen und daraus entsteht eine Gleichförmigkeit des Lebens, das von feststehenden Gewohnheiten beherrscht hartnäckig jeder Neuerung trotzt (vgl. de Courson I, 188).

Der Ackerbauer lebt ein gesicherteres, von den Wechselfällen des Glückes weniger abhängiges Leben als der Jäger, seine Arbeit ist weit weniger aufregend und aufreibend; still und friedlich in seinen Lebensgewohnheiten beherrscht er die Natur mit großer Ruhe; zur Thier- und Pflanzenwelt in ein Verhältniß mehr freundlichen Verkehres getreten, weiß er nichts von der bangen Spannung und Erwartung des Jägers, dessen Aberglaube bei ihm daher mehr und mehr schwindet oder wenigstens andere Formen annimmt. Durch den Uebergang zum Ackerbau und zu festsässigem Leben überhaupt wächst die Sicherheit und Reinlichkeit der Subsistenzmittel, die Mühseligkeit des Lebens nimmt ab, besonders für die Weiber. Beides wirkt auf größere Fruchtbarkeit der letzteren und dadurch auf größere Dichtigkeit der Bevölkerung. Regelmäßige Arbeit macht nüchtern und mäßig, und ist das Wandern und mit ihm ein regelloses kriegerisches Leben überhaupt einmal aufgegeben, so stellen sich bei dem festsässigen Bewohner des Landes Sitten und Gewohnheiten ein die mit einem ungebundenen ruheloſen Leben unverträglich sind; innerer und äußerer Friede wird ihm zum Bedürfniß, denn er wünscht die langsam reifenden Früchte seines Fleißes zu genießen: er greift nicht an aus Eroberungslust, er vertheidigt nur was er besitzt und fühlt das Bedürfniß eines gezügelten und maaßvoll geordneten gesellschaftlichen Lebens, denn er hat sich bessere Häuser gebaut, sich bequemer eingerichtet und die friedlichen Genüsse haben sich ihm unvermerkt vervielfältigt. Schon bei den Hirtenvölkern (bemerkt Falconer 328 ff.) tritt im Vergleich mit den Jägern und Fischern eine bedeutende Vergrößerung des Privateigenthumes und eine Erhöhung

seines Werthes ein, womit zugleich Eigennutz und Habsucht sich in weit höherem Grade geltend machen, alle Vergehungen gegen das Eigenthum eine größere Bedeutung erlangen und daher oft mit äußerster Härte bestraft werden. Noch stärker aber macht sich das Bedürfniß allgemeiner Sicherheit des Eigenthums mit dessen wachsender Ausdehnung bei einem Ackerbauvolke fühlbar. Hat ursprünglich „der Starke den Schwachen unter seinen Willen gebeugt und dieser sich ihm unterworfen nicht bloß aus Furcht vor Strafe, sondern auch in Folge einer instinctmäßigen Bewunderung männlicher Kraft" (Cruickshank 133), so genügt jetzt eine Regierung nicht mehr, die nur auf die freie Willkür und die rein persönliche Autorität eines Einzelnen gegründet ist, es regt sich das Verlangen nach einer festen Ordnung der socialen Verhältnisse die vor jeder willkürlichen Störung sicher sei. Der seßhafte Ackerbauer gewinnt mit mäßiger Anstrengung gesunde und reichliche Nahrung, die Bevölkerung verdichtet sich daher meist leicht in kurzer Zeit. Aber das Volk bleibt trotzdem so lange als möglich beisammen wohnen, es spaltet sich nicht ohne Noth und trennt sich nicht in kleinere Zweige, denn das Wandern, zu dem es deshalb immer erst durch äußere oder innere Kriege oder andere schwere Unglücksfälle genöthigt werden muß, ist seinen Lebensgewohnheiten zuwider und es findet sich durch alte Anhänglichkeit an das Land seiner Väter gefesselt. Wie aber die größere Dichtigkeit der Bevölkerung wirkt, ist schon oben besprochen worden.

Es wird aus dem Vorstehenden einleuchten wie viele wesentlichen Keime der Civilisation mit dem Ackerbaue gegeben sind, wenn auch zugegeben werden muß daß sie nur selten sich zu voller Kraft entfalten. Zugleich dürfen wir behaupten, daß Völkern die niemals in die Nothwendigkeit versetzt wurden das Wanderleben aufzugeben und Ackerbau zu treiben, Völkern die keine Zug- und Lastthiere besaßen und deren Länder, so viel wir wissen, von jeher nur sehr dünn bevölkert waren, der Vorwurf der Culturunfähigkeit gar nicht gemacht werden darf, da die Annahme eines angeborenen Triebes zur Cultur und zur Arbeit ohne Noth eine bloße Erdichtung ist. Wenn sich solche Völker dennoch aus eigener Kraft civilisirten, so würden wir sie unbedenklich für weit begabter erklären als die Europäer.

Nicht überall wo der Ackerbau regelmäßig betrieben wird und das wesentliche Subsistenzmittel der Bevölkerung ausmacht, sehen wir

dieſe ſo ſichere und ſchnelle Fortſchritte machen als ſich im Allgemeinen unter ſolchen Umſtänden erwarten läßt. Die Hinderniſſe, denen dieß zuzuſchreiben iſt, können von mannigfaltiger Art ſein. Schon wenn der Reichthum der Natur zu groß und die menſchliche Arbeit die zur Ernährung der Bevölkerung durch den Landbau erfordert wird, zu gering iſt, verfällt dieſe leicht in trägen Müßiggang, in Folge deſſen ſie zurückſchreitet. Nur wenn die ihr ſelbſt entbehrlichen, im Ueberfluſſe erzeugten Landesproducte durch den Handel einen hinreichenden Abfluß nach außen finden können und das Ackerbauvolk ſelbſt zugleich ein Bedürfniß der Noth oder des Luxus nach den Erzeugniſſen fremder Länder hat, wird dieſer Nachtheil glücklich beſeitigt, unter welchem namentlich viele Negerländer ſo ſchwer leiden. Daß der Ackerbau den größten Theil ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit verliert wo er durch Sklaven verrichtet wird, iſt ſchon bemerkt worden. Ferner erweckt die durch den Ackerbau ſo ſehr geſteigerte Ungleichheit des Beſitzes alle Leidenſchaften in der Geſellſchaft. Genußſucht jeder Art, Herrſchſucht und Habſucht fangen an ſich in der rückſichtsloſeſten Weiſe geltend zu machen und ſtören durch allerwärts erregten Streit der ſich leicht von Einzelnen aus über die ganze Geſellſchaft ausbreitet, indem jeder ſo viele Andere als möglich für ſein Intereſſe zu gewinnen und in ſeine Sache zu verwickeln ſtrebt, den allgemeinen Frieden und mit ihm die regelmäßige Arbeit oft in großer Ausdehnung und auf lange Zeit. Mit dem ſteigenden Reichthum Einzelner ſinken Andere in völlige Abhängigkeit herab, grober Eigennutz wird mehr und mehr zur allgemeinen bewußten Triebfeder des Handelns, es gelingt Einzelnen in kleineren oder größeren Kreiſen — bisweilen dadurch daß ſie ſich ſelbſt Mächtigeren unterordnen — ſich zu einer Willkürherrſchaft zu erheben welche die Frucht fremden Fleißes an ſich reißt, die Beherrſchten nicht zum Genuſſe des Erfolges ihrer Arbeit kommen läßt, ſondern ſie zwingt für fremde Zwecke allein oder doch vorzugsweiſe zu arbeiten, und nächſt der Freiheit der Perſon auch die Sicherheit des Eigenthums gefährdet. Die nothwendige Folge hiervon iſt, daß das Intereſſe am eigenen Beſitz und Erwerb gelähmt wird, daß keine Liebe zu der gewohnten Arbeit entſtehen oder dauern kann, daß die Faulheit auf's Neue allgemein wird, denn „Leute die von ihrer Hände Arbeit leben, ſind nur fleißig, wenn ſie ihr Geſchäft oder die Frucht ihrer Arbeit liebgewonnen haben oder von Kindheit auf an beſtändige Thätigkeit gewöhnt worden ſind"

(Wrangell, Statiſt. u. ethnogr. Nachr. über d. ruſſ. Beſitzungen in Am. 1839. S. 217). Zugleich fällt jeder Wetteifer in der Arbeit unter den Einzelnen hinweg, die zu Familien zuſammengruppirt einander gegenüberſtehen, der Wetteifer, der ſonſt im Bunde mit dem engeren Zuſammenhalten der Familie in ſich zu einer der mächtigſten Triebfedern der Cultur zu werden pflegt. Der Geiſt der Unterdrückung und des Eigennutzes der in der Geſellſchaft waltet, vernichtet oder untergräbt, wie wir an ſo vielen Völkern Africa's und der Südſee ſehen, alle moraliſchen Gefühle und ſelbſt die Schaam.

Wir ſehen uns durch dieſe Betrachtung auf die Ausbildung der Rechtsverhältniſſe und der Regierung als auf einen weiteren weſentlichen Factor hingewieſen von welchem der Gang der Culturentwickelung mitabhängt. Ohne Zweifel iſt ihr Einfluß in dieſer Beziehung ſehr bedeutend, aber es iſt ſchwer ihn weder zu hoch noch zu gering anzuſchlagen. Bisweilen wird er faſt für allmächtig gehalten: die politiſchen Verhältniſſe, meint z. B. Barthez (II, 274), beſtimmen hauptſächlich die Sitten, den Nationalcharakter der Völker, die klimatiſchen ihre phyſiſchen Eigenthümlichkeiten; wenn daher beide in gleicher Weiſe mehrere Jahrhunderte lang zuſammenwirken, ſo entſteht eine Raçe die ſich, wenn ſie unvermiſcht bleibt, auch unter andern Klimaten und Regierungsformen forterhält. Dagegen hat Passy (L'Institut. 1845. II. 19 ff., 40 ff.) zu zeigen geſucht, daß die Macht der politiſchen und ſocialen Inſtitutionen den Fortſchritt der Völker zwar ſehr fühlbar zu fördern oder zu hemmen vermag, daß dieſer aber nicht durch ſie allein bedingt ſein könne, weil jene Inſtitutionen ſich im Laufe der Zeit bei demſelben Volke zu vielfach ändern. Jedenfalls müſſen wir in der Naturumgebung, in der Lebensweiſe und den Lebensgewohnheiten, in der Dichtigkeit der Bevölkerung, ihrer Miſchung mit ſtammfremden Elementen, in der Art und Größe geiſtiger Bewegung die in ihr entſteht und ſich ausbreitet, Mächte anerkennen die entweder gar nicht oder nur ſehr mittelbar und zum kleineren Theile ſich durch Rechtsgeſetze und Regierungsgewalt beherrſchen laſſen, während ſie umgekehrt ihrerſeits vielfach von ſehr entſchiedenem Einfluß auf die Geſtaltung und Wirkſamkeit dieſer letzteren ſelbſt ſind.

Unter allen Rechtsinſtituten iſt das Privateigenthum das folgenreichſte. Es gehört zu den weſentlichen Grundlagen der Civiliſation. Seine erſte Entſtehung bei rohen Völkern und die Ausdehnung die

bei ihnen gewinnt, hängen hauptsächlich von dem Verhältniß ab in welchem die Lebensweise und die Bedürfnisse der Bevölkerung zu dem Raume und der Naturumgebung stehen in denen sie lebt. Bei den Indianern von Maynas hat nur in der Umgegend von Moyobamba die stärkere Zusammendrängung der Menschen ein Eigenthumsrecht an Grund und Boden hervorgebracht (Pöppig N. II, 374). Bei den Indianern am Orinoco sind Fischereien Jagdplätze und Anderes dieser Art Gesammteigenthum des Stammes, Feld dagegen wird Privateigenthum, sobald und so lange es bebaut wird (Gilii, Nachr. v. Lande Guiana. Hamb. 1785. S. 327). Aehnliche Verhältnisse finden sich häufig. Auf den nördlichen Nikobaren ist der Begriff des Eigenthumsrechtes, da sie stärker bevölkert sind, schärfer entwickelt als auf den südlichen, dort hat man Grenzsteine, auf diesen nicht (Steen Bille I, 288). Bei dem zum Theil so großen Wassermangel in Australien kann es nicht befremden, daß die Eingeborenen selbst das Wasser der Flüsse an denen sie leben, Fremden gegenüber als ihr Privateigenthum in Anspruch nehmen (Mitchell I, 304). Nächst der Occupation und dem längeren ausschließlichen Gebrauche ist es hauptsächlich die auf äußere Dinge verwendete Arbeit welche dem Privateigenthum seinen Ursprung giebt und ihm Anerkennung und Achtung von Seiten Anderer verschafft. Diese Achtung, welche bei Naturvölkern so weit als möglich vom Eigenthümer selbst und unmittelbar erzwungen zu werden pflegt, da sich der Häuptling meist nicht gern in die Streitigkeiten der Einzelnen mischt und als natürlicher Richter über sie durchaus nicht allgemein angesehen wird, hat schon dadurch eine wichtige versittlichende Wirkung, daß sie zur Selbstbeherrschung führt und der allgemeinen Begehrlichkeit Schranken setzt, indem der Grundsatz gegenseitiger Gleichberechtigung in der Ungestörtheit des Besitzes allgemeinen Eingang findet — mag er auch durch die Willkür des Stärkeren oft ungestraft verletzt werden. Wie das Privateigenthum dann durch die größere Ausbreitung die es namentlich bei Ackerbauvölkern gewinnt, zu dem Bedürfniß einer festen socialen Ordnung überhaupt führt, wie es das Interesse an Erwerb und Besitz steigert, wie es dadurch den Wetteifer und den Unternehmungsgeist mächtig anregt, den Blick für die Zukunft schärft indem es die Sorge um sie vermehrt und damit Nachdenken und Ueberlegung weckt, ist früher schon berührt worden. Um die Lust zu regelmäßiger Anstrengung und Arbeit zu steigern und zu erhalten,

ist hauptsächlich ein hoher Grad von Sicherheit des Eigenthumes und des Genusses seiner Früchte erforderlich.

Durch den Druck und die Willkür Einzelner werden diese glücklichen Folgen vernichtet. Je größer der Reichthum ist, desto schwerer sind immer die Erpressungen denen er unterworfen wird: selbst jeder Schein von Wohlhabenheit wird deshalb sorgfältig vermieden. So ziehen z. B. die Eingeborenen von Loango nur wenige Hausthiere und nähren sich lieber von der Jagd, weil die Beamten des Herrschers jene gewöhnlich wegnehmen (Proyart, p. 32). Auf Tahiti wurde das Land nur schlecht bebaut, weil die Areoi bei festlichen Gelegenheiten die Ernte theils für sich in Beschlag nahmen theils zerstörten (Wilson Miss. R. 314). Ebenso hat schon Dampier (II, 3) die Faulheit der sonst lebendigen und thätigen Bewohner von Mindanao als eine bloße Folge des dort herrschenden Despotismus dargestellt. Dieß darf uns jedoch nicht hindern diesen letzteren als eine nothwendige Entwickelungsstufe der Gesellschaft anzuerkennen und die wohlthätigen Wirkungen richtig zu würdigen die von ihm ausgehen.

Wo sich die Menschen mit geringer Arbeit und fast ohne alle Anstrengung ernähren, in reich ausgestatteten Ländern, wo die Bevölkerung sich stark anhäuft, wo bedeutendere Ungleichheiten des Besitzes oder der geselligen Stellung entstehen und die dadurch geweckten Leidenschaften zu inneren Unruhen führen, wo es an Energie zur Arbeit fehlt in Folge der Erschlaffung die das Klima oder die sociale Lage der Bevölkerung mit sich bringt, da ist vor Allem die Nothwendigkeit eines äußeren Zwanges gegeben der Ordnung in der Masse hält und sie zur Arbeit nöthigt, wenn sie nicht der rohesten Barbarei verfallen soll. Es kommt unter solchen Umständen zunächst für die Gesellschaft nur wenig sogar darauf an ob diese äußere Gewalt an feste Gesetze gebunden sei, ob sie nach billigen Grundsätzen verfahre oder nicht; das Wichtigste ist eben nur dieß, daß es an einer feststehenden Obergewalt nicht fehle, denn jede Regierung ist bei einer solchen Lage der Gesellschaft besser als gar keine. Der Druck einer reinen Willkürherrschaft gewährt dann wenigstens die Wohlthat daß gearbeitet und daß äußere Ordnung hergestellt wird; wenn er längere Zeit gleichmäßig fortdauert, theilt er der rohen Masse die Gewöhnung zur Arbeit mit und setzt an die Stelle der ursprünglichen zügellosen Wildheit ein mehr gesetztes und ruhiges, mildes und nachgiebiges Wesen, dem freilich Falschheit und Kriecherei

gewöhnlich nicht fremd sind. So ist es zu verstehen wenn Brooke (I, 11) von den Chinesen bemerkt, sie trügen in ihrem Charakter alle Zeichen davon an sich, daß sie in einem despotisch regierten und dicht bevölkerten Lande gelebt hätten, wogegen sich an den Malaien zeige daß sie einem günstigen Klima angehörten von dem sie weder zur Arbeit noch zur Beherrschung der Leidenschaften genöthigt würden. Letzteres gilt indessen keineswegs von allen Malaienvölkern, vielmehr giebt es auch unter diesen viele die despotisch regiert werden; es ist dies gerade mit den höherstehenden unter ihnen der Fall (Crawfurd III, 4) und an diesen tritt alsdann auch die vorhin bezeichnete Wirkung des Despotismus auf den Nationalcharakter vollkommen deutlich zu Tage, vor Allem an den Javanen.

Die ersten Schritte zur Cultur können von rohen Völkern demnach schwerlich gethan und die dadurch gewonnenen friedlicheren Gewohnheiten eines einigermaßen geordneten thätigen Lebens schwerlich auf die Dauer festgehalten werden außer vermittelst eines energischen Despotismus, denn alle Freiheit die für die sociale Entwickelung wohlthätig werden soll, muß dem Maaße und der Art des moralischen Zwanges direct proportional sein den die Gesellschaft sich selbst auferlegt und über den Einzelnen ausübt, sei es durch die Macht der öffentlichen Meinung, das Ehrgefühl, die Erziehung der Kinder oder durch religiöse Vorstellungen. An solchem moralischen Zwange fehlt es aber im Allgemeinen immer um so stärker, je näher ein Volk dem Naturzustande noch steht. Unter solchen Umständen ist der Despotismus ein Glück, obwohl er nur auf Eroberung oder sonstiger Machtanmaßung Einzelner beruht, die sich die Uebrigen gefallen lassen entweder aus Furcht oder in der Hoffnung auf Vortheile durch indirecte Theilnahme an demselben, indem sie selbst abhängig wieder Andere von sich abhängig machen, oder in der Erwartung größerer Sicherheit des Lebens und Eigenthums nach außen und innen. Hauptsächlich sind es reiche Länder die durch die entstandenen Ungleichheiten des Besitzes sich zum Despotismus hinneigen und in denen er sich am leichtesten lange Zeit hindurch forterhält, weil er bei der geringen Schwierigkeit die es hier macht die ersten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, für die Masse im Ganzen erträglicher zu sein pflegt als anderwärts. Dazu kommt noch daß die Gunst von Boden und Klima ein schlafferes Volk erzeugt, das meist wenig geneigt ist sich um seiner politischen Freiheit willen großen Anstrengungen und Gefahren zu

unterziehen; auch die Einförmigkeit der Jahreszeiten der Landesproducte und der Naturumgebung, bemerkt Crawfurd (II, 37 f.) treffend, tragen in manchen Tropenländern und namentlich im ostindischen Archipel nächst den politischen Einrichtungen dazu bei die Schlaffheit des Geistes und die Stabilität der Zustände zu erhöhen — und in diesem Allen zusammengenommen liegt die Erklärung der bemerkenswerthen Thatsache, daß es in der ganzen heißen Zone kein Beispiel einer freien Verfassung bei einem Volke giebt das zugleich einige Civilisation besäße. Es steht ferner mit den angeführten Umständen in nahem Zusammenhange daß die Bewohner reicher Länder (wie Falconer 186 hervorhebt) nicht leicht muthig und tapfer sind: theils ist es die Lebensweise welche verweichlicht, theils und hauptsächlich der Despotismus, dessen natürliche Folge Furchtsamkeit und Feigheit ist. In großen Ebenen bei Ackerbauvölkern hält sich Willkürherrschaft meist am besten und sichersten: die Ebene erschwert die Flucht und die Vertheidigung gegen die Uebermacht, der Landbauer aber, an die Scholle gefesselt und deshalb wie sein Eigenthum leicht zu fassen, unterwirft sich am ersten, denn seine Lebensweise bringt es mit sich daß er äußeren Angriffen bloßgestellt ist — so in Java (Crawfurd III, 24).

Mag es sein daß nur unter freien Barbarenvölkern die Musenkünste einen kräftigen Aufschwung nehmen können, wie man öfters aus der Geschichte zu beweisen gesucht hat, mag es sein daß der Despotismus in den meisten Fällen durchaus lähmend einwirkt auf die Fortschritte zu höherer Cultur, so ist dieses Letztere doch durchaus keine Nothwendigkeit die in der Natur der Sache selbst liegt, wenn auch zugegeben werden muß daß die günstige oder ungünstige Wirkung die er ausübt, ganz von der zufälligen Geistesrichtung der einzelnen Herrscher abhängt. In despotisch regierten Ländern giebt es keine öffentliche Meinung und keine Moral beim Volke. Was als solche gilt ist immer der bloße Wiederschein von der Ansicht des Herrschers: in allen Staaten der Muhammedaner in Africa wird der allgemein verachtet und schlecht behandelt den der Herrscher zurücksetzt, seine ganze Lage ändert sich aber augenblicklich wenn die Meinung des letzteren von ihm einen Umschwung erleidet; Alles ist recht und gut was befohlen, Alles schlecht und schändlich was verboten wird. Bei manchen Völkern geht die Sklaverei der Ueberzeugung sogar noch weiter. Bei den Matebeles (Zulus) denen Alles, auch das Widersinnigste e

gemacht gilt, wenn es die Sitte und das Gesetz der Vorväter mit sich bringt, herrscht der Glaube daß ihr Oberhaupt Moselekatse auch die Zukunft vorausweiß, und wollte jemand bezweifeln daß er in ein Haus im Himmel hinaufsteigen und dort Regen machen könne u. dergl., so würde er als Tollkopf oder Hochverräther behandelt werden. Auf die Bemerkung daß sie sich durch Nachdenken von solchen Täuschungen leicht befreien könnten, erwiderte Einer, sie müßten sich vor solchen Gedanken fürchten, damit nicht ihre Zunge unbedachtsam etwas davon verlauten lasse (Baseler Miss. Mag. 1856, III, 141 nach Moffat). Aehnliche Beispiele finden sich mehrere. Dagegen zeigt sich in Java, wo alle Gerechtigkeitspflege vom Könige ausgeht und durch dessen Stellvertreter geschieht, daß es auch Fälle giebt in denen gerade der Despotismus das wesentliche Mittel geworden ist das Rechtsbewußtsein und die sittlichen Begriffe des Volkes fortzubilden: in der Sprache der javanischen Gesetze heißt Diebstahl „Verbrechen an des Königs Eigenthum", Verwundung eines Menschen heißt „Verwundung des Königs", Mord „Königsmord".

Da es uns nur darum zu thun ist die Hauptmächte kennen zu lernen welche in die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft namentlich auf ihren niederen Stufen bestimmend eingreifen, beschränken wir uns darauf hier kurz die Summe dessen zusammenzufassen was jedes Gemeinwesen für die Zwecke der Civilisation leistet, wenn es auch nur die Hauptbedingungen eines geordneten Zusammenlebens der Menschen erfüllt und obgleich seine Einrichtung der Willkür der Mächtigen noch einen weiten Spielraum lassen mag. Diese Leistungen bestehen darin daß die Einzelnen in einem gewissen Grade disciplinirt, zu einem bestimmten Maaße des Gehorsams und der Selbstbeherrschung gewöhnt werden, daß sie einen weit größeren Schutz und eine weit größere Sicherheit der Person und des Eigenthums genießen als wenn sie allein stehen, wodurch sie freie Zeit zur Thätigkeit wie zum Genuß gewinnen, daß sie zu Arbeiten (Abgaben oder persönlichen Diensten) genöthigt werden die über ihre individuellen und egoistischen Zwecke hinausliegen, daß ein festeres Zusammenhalten nach außen unter ihnen hergestellt und dadurch eine Art von Gemeinsinn erweckt wird der ihnen vorher fremd oder nur in sehr geringem Grade eigen war, daß durch Vereinigung der vorher zersplitterten Kräfte die Unterwerfung der Natur unter *menschliche* Zwecke bedeutend erleichtert wird. Wenn auch manches

hiervon zunächst nur unvollkommen erreicht wird, so ist doch leicht zu ermessen wie groß die Förderung sein muß die der Civilisation dadurch zutheil wird.

Es würde schwer oder unmöglich sein ein allgemeines Bild von dem Entwickelungsgange zu entwerfen den die Gesellschaft in den angedeuteten Richtungen nimmt, da sie sowohl durch äußere als durch innere Verhältnisse in sehr verschiedene Bahnen gedrängt und auf mannigfaltig verschlungenen Wegen weitergeführt werden, da sie sehr vielfach wechselnden Schicksalen unterliegen und durch diese bald vorwärtsgetrieben bald zu Rückschritten genöthigt auf- und abschwanken kann. Wir begnügen uns deshalb damit hier noch einige andere sociale Momente hervorzuheben welche für die Entwickelung der Civilisation von hervorragender Bedeutung sind.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt zu bemerken daß sich durch größere Ungleichheiten in der Vertheilung der äußeren Güter innerhalb der Gesellschaft ein Wetteifer entzündet der auf der einen Seite ein heilsamer Sporn zur Thätigkeit ist, auf der anderen aber auch die Veranlassung zum Streit und die Neigung zu ihm durch Erregung der Leidenschaften vermehrt. Dieser Wetteifer mit seinen guten und schlimmen Folgen muß sich steigern zu einem dauernden Antagonismus unter den Elementen der Gesellschaft, je schärfere Abstufungen in ihr sich ausbilden. Kommt zu dem Unterschiede von Reichen und Armen noch der von Herrschenden und Gehorchenden, so entwickelt sich daraus allein schon eine ganze Reihe von Gegensätzen in der Gesellschaft, indem sich die Rivalität ihrer einzelnen Glieder nächst äußeren Gütern auch auf den Besitz von Macht, Ehre und alle mit diesen zusammenhängenden Genüsse erstreckt, die um so mehr eine vielfache und beständige Spannung in der Gesellschaft hervorbringen müssen, als das Streben nach ihnen ihrer Natur nach auf Ausschließlichkeit und auf Erhebung über alle Uebrigen gerichtet ist, während die Erhaltung eines geordneten Gemeinwesens vielmehr eine Unterordnung in den wesentlichen Lebensverhältnissen erheischt.

Diese Entwickelung einander entgegenstrebender Mächte wird für den Fortschritt der Cultur auf unmittelbare und auf mittelbare Weise von durchgreifender Wichtigkeit. Zuerst nämlich führen sie zu einem festeren Zusammenhalten derjenigen Elemente der Gesellschaft untereinander, die in Folge gemeinsamer Interessen in Opposition gegen-

andere stehen. Das Erste und Wichtigste ist hier die größere Festigkeit der Familienbande, welche hauptsächlich daraus entsteht daß die Glieder jeder einzelnen Familie, ursprünglich nur durch autokratischen Willen des Mannes verbunden und dem Interesse eines Einzelnen dienstbar gemacht, durch das schärfere Hervortreten der socialen Gegensätze, bestimmter gegen andere Familien abgeschlossen und dadurch zu engerem Anschluß aneinander gedrängt werden: der erhöhte friedliche Wetteifer wie die häufigen ernsthaften Reibungen unter den Menschen machen das Bedürfniß nach Verstärkung der Kräfte und nach Hülfe dringender, die bei den nächsten Verwandten zu suchen natürlich ist, und tragen auf diese Weise dazu bei die Familienglieder bei Sieg und Niederlage, bei Glück und Elend gewöhnlich in ein gemeinsames Schicksal zu verwickeln. Die Folge ist, daß sich die Menschen nicht bloß aneinander gewöhnen und einander ertragen lernen, sondern daß sie auch etwas füreinander thun und einander lieb gewinnen. Diese gegenseitige Theilnahme ist zunächst für sich schon ein wichtiges Element der sittlichen Bildung, ihr objectiver Werth aber zeigt sich erst vollständig in jener größeren Festigkeit der Familienbande, welche ohne Zweifel zu den wesentlichsten Grundlagen aller wahren Civilisation gehört.

Es ist nicht nöthig ausführlich darüber zu sprechen auf welche Weise die Abstufung der Gesellschaftsklassen zu einer Vereinigung der Kräfte und zu engerem Aneinanderschließen der Menschen in größeren Kreisen hinführt, da hier ein ganz analoges psychologisches Verhältniß vorliegt wie in dem eben besprochenen Falle: gemeinsame Interessen durch welche sie in Opposition zu anderen treten, führen auch hier zu bedeutenden Anstrengungen und erhöhten Leistungen. Um diese letzteren zu erreichen bietet sich insbesondere die Theilung der Arbeit als wirksames Mittel dar, durch das neue Fortschritte angebahnt werden. Der Weg auf welchem die Gesellschaft darauf hingeleitet wird es zu ergreifen scheint wenigstens mittelbar ebenfalls bis zu den großen Gegensätzen zurückverfolgt werden zu können die in ihr hervortreten.

Vergleichen wir die verschiedenen Klassen der Gesellschaft miteinander, so finden wir die Verschiedenheiten des inneren Lebens so auffallend als die des äußeren; denn das Gefühl der Sicherheit in der Beherrschung der menschlichen Verhältnisse und das Bewußtsein

einer hervorragenden Stellung in der Gesellschaft, die Befreiung von aller Sorge für den Lebensunterhalt, die überall entgegenkommende Dienstbarkeit Anderer und die Leichtigkeit des Gebietens über jede Art des Genusses giebt dem geistigen Leben und dem Charakter der höheren Stände eine Richtung und Ausbildung die ebenso wesentlich verschieden sind von denen der niederen Klassen als es die Art und Güte der Nahrung und Kleidung, die Beschaffenheit und Ausstattung der Wohnung, der Genuß von Bequemlichkeiten, die Größe des Schutzes gegen die Einwirkung des Klima's, die ganze Einrichtung des Lebens überhaupt zu sein pflegt. Wie mächtig diese Verschiedenheiten auf die physischen Eigenthümlichkeiten der Menschen einwirken ist früher von uns besprochen worden, und es wird keines weiteren Beweises bedürfen daß ihr Einfluß auf das geistige Leben kein geringerer ist. Wir werden schwerlich irren, wenn wir die Ausbildung jener socialen Gegensätze als die Haupturſache der bekannten Erscheinung betrachten, daß mit dem Fortschritte der Cultur die Unterschiede der individuellen Begabung der Einzelnen in physischer und psychischer Rücksicht sich immer schärfer ausprägen und in der Gesellschaft immer stärker hervortreten. Auf niederen Culturstufen pflegen die Gegensätze von Herr und Knecht, Reich und Arm, Vornehm und Gering mit einer gewissen Schroffheit sich geltend zu machen, sie knüpfen sich gewöhnlich an die Geburt und werden meist mit so großer Zähigkeit und Strenge festgehalten, daß das Gesetz den Uebergang aus einer Kaste in die andere unter allen Umständen verbietet. Nur in seltenen Fällen ist jedoch die Abgeschlossenheit der Bevölkerung so vollständig, daß diese Unterschiede sich auf die Dauer in ihrer ursprünglichen Festigkeit erhalten können. Aeußere und innere Bewegungen erzeugen allmählich eine größere Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit in den Lebensverhältnissen der Einzelnen, die Unterschiede verschieben sich nach und nach, oder wenn sie auch in der öffentlichen Meinung und vor dem Gesetze stehen bleiben, bringt es doch die allgemeine Beweglichkeit der menschlichen Verhältnisse mit sich, daß die geschiedenen Klassen der Gesellschaft sich im Laufe der Zeit mehr und mehr miteinander mischen und schon dadurch zu einer wachsenden Mannigfaltigkeit der Individualitäten Veranlassung geben.

Man hat zwar gesagt: „je mehr Natur, desto mehr eigenthümlicher Charakter; je mehr Kunst und Cultur, desto mehr gemeine sich

gleichende Charaktere" (Schmid, Einl. z. de la Chambre LXII), aber dieß gilt nur innerhalb der civilisirten Welt und auch hier nur unter gewissen Beschränkungen; für den Vergleich der Natur- und Culturvölker untereinander ist es unrichtig. Auch Halo (p. 13) behauptet, es sei ein Irrthum daß man den Naturvölkern oft eine gewisse Gleichförmigkeit des Charakters, der Gefühle und Leidenschaften zuschreiben zu dürfen glaube, es sei vielmehr erst die Civilisation welche solche Gleichförmigkeit erzeuge, und zum Beweise dafür beruft er sich darauf, daß die gelbe und die schwarze Raçe des stillen Meeres welche einander benachbart wohnen „sich stärker voneinander unterscheiden als irgend welche zwei europäischen Völker". Kann man dieß allenfalls von den Charakteren der Völker zugeben, so gilt doch nicht dasselbe von den Charakteren der Individuen: die letzteren sind sich untereinander äußerlich und innerlich weit ähnlicher bei culturlosen als bei cultivirten Völkern, wie schon die Vergleichung der eingeborenen Americaner mit den höher stehenden Polynesiern sehr deutlich zeigt. Diese wachsende individuelle Ungleichartigkeit aber, die sich bei civilisirten Völkern mehr und mehr auszubreiten scheint, eine natürliche Folge der großen Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse und der mit der Vielseitigkeit des Verkehres immer zunehmenden Mischung der Gesellschaftsklassen, wird wiederum ihrerseits zu einem wichtigen Hebel der ferneren Entwickelung, indem sie durch eine entsprechende Verschiedenartigkeit der Interessen und Neigungen bei den Einzelnen der Menge der Geschäfte entgegenkommt, die innerhalb der höher gebildeten Gesellschaft alle gethan sein wollen, und so die Theilung der Arbeit begünstigt.

Mit der Ausbildung der socialen Gegensätze überhaupt und der schärferen Ausprägung der individuellen Verschiedenheiten insbesondere hängt endlich noch ein Umstand zusammen, dessen Wichtigkeit für den Fortgang der Culturgeschichte in früherer Zeit zwar öfters überschätzt worden ist, dem aber jedenfalls keine bloß untergeordnete Bedeutung zugeschrieben werden darf, nämlich das Hervortreten einzelner hochbegabter Individuen aus der Masse des Volkes, die als Herrschertalente, Kriegshelden, Gesetzgeber die äußere Lage ihres Volkes umgestalten, seine Beziehungen und Berührungen mit anderen durchgreifend verändern, seine innere Entwickelung regeln und ihr eine feste Bahn anweisen, als Religionsstifter oder als Erfinder

in Kunst und Wissenschaft seinen Gesichtskreis erweitern, seine Sitten mildern, sein Gefühlsleben veredeln und seine Bestrebungen höheren Zielpunkten zuwenden. Was solche bedeutende Talente für diese Zwecke wirklich leisten, ob was sie säen auf einen empfänglichen Boden fällt und fruchtbar wird oder ob es verkümmert, verloren oder wieder zu Grunde geht, hängt freilich nur zum kleinsten Theile von ihnen selbst ab; und man hat hauptsächlich aus diesem Grunde Recht darauf zu bestehen, daß die Fähigkeiten und der Charakter eines ganzen Volkes nicht nach einzelnen hervorragenden Beispielen allein beurtheilt werden sollen. Will man aber in der That billig urtheilen, so hat man vor Allem hierbei zu berücksichtigen, daß der große Haufe in seiner Bildung überall ziemlich tief steht und daß es gerade vorzugsweise jene einzelnen großen Lehrer der Menschheit sind welche die augenfälligeren Fortschritte der Masse bewirken, während es für diese letzteren zugleich einer fortdauernden festen Organisation äußerer Gewalten bedarf, die in jedem Augenblicke zu energischem Handeln bereit sein müssen, um sie vor dem Zurücksinken in Rohheit zu bewahren. Wollten wir selbst absehen von der Frage, wie es um die europäische Civilisation stehen würde ohne die großen Männer denen wir sie verdanken und ohne die äußeren Einrichtungen die ihren Bestand sichern, so läßt sich doch nicht leugnen daß eine Menge von wichtigen Erfindungen und Entdeckungen bei den farbigen Raçen in ähnlicher Weise gemacht worden sind wie in Europa, daß sie aber höchst wahrscheinlich hier wie dort wiederholt und oft wohl erst nach langer Zeit auf's Neue gemacht werden mußten, ehe sie für das Volk dem sie angehörten fruchtbar werden, von ihm wirklich angeeignet und fortgebildet werden konnten. Alles hängt in diesen Dingen davon ab, daß der rechte Mann in die rechte Zeit fällt. An genialen Menschen fehlt es keiner Zeit und keiner Raçe, aber die Lebenslage und der Bildungsgang des Einzelnen müssen mit der Lebenslage und der Culturstufe des Volkes dem er angehört, bis auf die zarten und schwankenden Verhältnisse hin von denen die geistige und gemüthliche Empfänglichkeit beider, des Einzelnen und des Volkes, abhängt, in ausgesucht glücklicher Weise zusammentreffen um die hohe Begabung des Individuums zu einer bedeutenden Leistung hinzuführen und dieser die volle Wirksamkeit auf die Culturgeschichte zu sichern die ihr zu wünschen ist. Je mannigfaltiger und ungleichartiger aber die Individualitäten innerhalb eines Volkes werden, in je reicher

Verschiedenartigkeit sich die Lebensverhältnisse der Einzelnen entfalten und eine je vielseitigere Ausbreitung die Berührungen der Menschen im Verkehr gewinnen, desto mehr ist zu erwarten daß bedeutendere Leistungen unverloren bleiben und wenigstens indirect der Gesellschaft zu Gute kommen, während sie oft ganz unbenutzt bleiben solange der Culturzustand des Volkes noch auf geringer Höhe steht.

Schon oben bei Gelegenheit des Ackerbaues sahen wir uns auf Handel und Verkehr als ein weiteres Element der Civilisation hingewiesen das den leicht erlahmenden Fleiß der Bewohner reicher Länder lebendig zu erhalten und selbst zu steigern geeignet ist, wenn ihr Verlangen nach ausländischen Producten in höherem Grade rege geworden ist. Zu einem weit mächtigeren Sporn nicht bloß des Fleißes überhaupt, sondern namentlich des Unternehmungs- und Erfindungsgeistes wird der Handel für die Bevölkerung ärmerer Länder welche genöthigt sind wesentliche Lebensbedürfnisse aus der Fremde zu holen: die Förderung der Cultur welche von ihm alsdann ausgeht, steht im geraden Verhältnisse zu der Größe der Schwierigkeiten und Hindernisse die seine Entwickelung findet, und es bedarf auch hier eines besonders glücklichen Zusammentreffens von äußeren Umständen um ihn zur Blüthe zu bringen.

Reiche Länder, d. h. solche die ihre Bevölkerung mühelos und sicher ernähren, wollen aufgesucht sein, sie sind sich selbst genug, ihre Bewohner richten nicht den Blick in die Ferne um des Erwerbs und Verkehrs willen mit Fremden, sie ergreifen im Handel nicht die Initiative, sondern gehen höchstens mehr passiv auf Tauschhandel ein, wenn ausländische Waaren zu ihnen gebracht werden die ihnen brauchbar scheinen oder die durch irgend eine zufällige Eigenschaft ihre Begierde reizen. Solange nun freilich ärmeren Ländern die Kenntniß von dem Ueberflusse ganz abgeht der sich anderwärts findet, kann es nur wenig helfen daß der Mangel die Menschen zu mannigfachen Versuchen treibt sich zu verschaffen was sie bedürfen, theils aber werden diese Bemühungen selbst sie veranlassen freiwillig andere Länder aufzusuchen, theils wird die Noth dafür sorgen daß die Bevölkerung nicht zusammenbleibt, sondern sich nach verschiedenen Richtungen zerstreut. So fortgetrieben verschlagen und umhergeworfen gehen Viele zu Grunde bis das Glück will daß einige Wenige zurückkehren und ihre Heimath mit wichtigen Kenntnissen und Entdeckungen bereichern. Insulare oder continentale

Lage, die geographischen Verhältnisse des Landes überhaupt, seine Gelegenheit oder Abgelegenheit für die Handel treibenden Bewohner anderer Länder wirken bei diesen ersten Schritten schon ebenso mächtig mit als bei der ganzen späteren Entwickelung des Verkehrs. Um in activer Weise Handel mit fremden Ländern zu beginnen, um die Initiative zu ergreifen, die ein weit kräftigerer Hebel der Cultur ist als ein bloß passives Eingehen auf denselben, aber auch eine höhere Culturstufe schon voraussetzt, wird eine Reihe von Erfindungen Künsten und Kenntnissen erfordert, die der Ueberwindung der äußeren Schwierigkeiten des Verkehrs, besonders des Verkehrs zu Wasser, dienen, und es müssen Producte des Bodens und der Industrie aufgefunden werden, sei es im eigenen Lande oder in der Fremde, um sie als Handelswaaren zu verführen. Genauere Beobachtung der äußeren Natur und namentlich des Himmels, schärfere zuverlässigere Zeitmessung wird für den Schiffer nothwendig, während der Ackerbauer nur an dem Wechsel der Jahreszeiten und der Witterung ein bedeutenderes Interesse nimmt. So regt der Handel unmittelbar dazu an nach dem Zusammenhange und den Gesetzen der Naturerscheinungen zu forschen, während es anderwärts (wie Crawfurd I, 285 bemerkt) hauptsächlich religiöse Motive und Priestereinfluß sein mögen, welche die Aufmerksamkeit auf die Bewegung der Himmelskörper lenken und allmählich einen Kalender hervorbringen. Die Menge von Antrieben zu physischer und geistiger Thätigkeit, welche theils unmittelbar theils mittelbar sich an die Betriebsamkeit des Handels auf natürliche Weise anschließen und aus ihr entwickeln, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Hat es in diesen wie in andern Dingen gewiß nicht an erfolglosen Mühen und Anstrengungen gefehlt und haben oft trotzdem die wichtigsten naheliegenden Erfindungen und Entdeckungen lange Zeit auf sich warten lassen, so hat doch theils das gute Glück, wie man von der Kenntniß des Glases und des Purpurs bei den Phöniziern erzählt, gewiß nicht selten für verlorene Arbeit reich entschädigt, theils sind die Früchte der letzteren, wie dieß so oft der Fall ist, späteren Leistungen durch die höhere Regsamkeit des Geistes zu Gute gekommen zu deren Ausbildung auch die vergeblichen Bemühungen im hohen Grade beigetragen haben.

Lange nicht so hoch als die große Summe von Anstrengungen welche unmittelbar für die Zwecke des Handels gemacht werden, schei-

man die mittelbaren Erfolge welche aus dem Betriebe deſſelben hervorgehen, für die Culturentwickelung des Handelsvolkes anſchlagen zu dürfen. Allerdings erweitert ſich ſein vorher beſchränkterer Horizont durch die Kenntniß fremder Länder und ihrer Geſchichte, durch das Verſtändniß fremder Sitten, aber es pflegt hiervon bei einem Handelsvolke keine kräftige Rückwirkung auf die Berichtigung der eigenen Lebensanſicht und auf die Verbeſſerung der eigenen Lebensweiſe auszugehen; denn es wird gewöhnlich Alles nur aus dem Geſichtspunkte des Nutzens von ihm angeſehn und dieſem allein dienſtbar gemacht, höhere Intereſſen ſind ihm fremd. Der Handel (bemerkt Falconer S. 404 ff.) macht in noch höherem Grade fleißig und thätig als der Ackerbau, aber die Menſchen werden ſehr intereſſirt, überſchätzen den Werth des Reichthums, Alles wird ihnen käuflich und feil, ſie leben nüchtern, ſind ehrlich, wenn ſie es ſind, meiſt nicht aus Tugend, ſondern aus Intereſſe, werden furchtſam und unkriegeriſch.

Ob Handel und Verkehr dazu beitragen ein uncultivirtes Volk zu heben oder nicht, hängt theils von den Gegenſtänden ab mit denen, theils von den Perſonen durch welche Handel getrieben wird. Kann der Verkehr mit fremden Völkern für ein Land in hohem Grade ſegensreich werden, wenn es z. B. von auswärts wichtige Culturpflanzen oder Hausthiere erhält die ihm fehlen, ſo daß es dadurch eines regelmäßigen Landbaues erſt fähig wird, ſo kann er auch in gleichem Maaße verderblich wirken, wenn er den Eingeborenen hauptſächlich Branntwein Feuergewehr und ähnliche Dinge zuführt durch die ſie ſich phyſiſch und moraliſch nothwendig zu Grunde richten. Wo Getreidearten von beſter Qualität fehlen und ein urſprünglicher und ſelbſtſtändiger Aufſchwung zur Civiliſation ſchon deshalb nicht erwartet werden kann, wie auf den Molukken, auf Borneo und Neu-Guinea, da hilft der Beſitz von Gold und Gewürzen und der Handel mit dieſen nach außen natürlich nicht dazu einen Fortſchritt herbeizuführen (Crawfurd I, 15). Der Verkehr den höher ſtehende Völker um ſolcher Dinge willen mit den Eingeborenen anfangen, wird dieſen in der Regel verderblich; es iſt bekannt daß die Holländer in früherer Zeit auf allen Molukken mit Ausnahme von Amboina Banda und einigen kleineren Inſeln aus Handelseiferſucht die Gewürze ganz vertilgt und nicht einmal den Reisbau geſtattet haben, um den Reis den ſie ſelbſt von auswärts einführten, an die Eingeborenen allein zu verkaufen,

die dadurch gänzlich von ihnen abhängig wurden und für sie zu dem niedrigsten Preise arbeiten mußten. Wir haben nicht nöthig bis auf den Sklavenhandel zurückzugehen, diese Quelle unabsehbaren Elendes für so viele culturlose Völker, um den großen Umfang des Unheiles zu erkennen das der Verkehr mit den Europäern über die Eingeborenen der anderen Erdtheile fast aller Orten gebracht hat. Mögen schon die von ihnen zurückgelassenen Geschenke, wie Dentrecasteaux bemerkt hat, nicht selten Kriege unter jenen veranlaßt haben, so sind die zahllosen Betrügereien, die groben Ausschweifungen, die gänzliche Gewissenlosigkeit deren sich die Europäer in ihrem Verkehr mit den Eingeborenen schuldig gemacht haben, in vielen Fällen von der Art gewesen, daß es geradezu lächerlich wird, wenn man zum Beweise der Culturunfähigkeit mancher Völker und Raçen mit Emphase hervorhebt, wie diese aus dem Umgange mit civilisirten Menschen sich nichts angeeignet haben als deren Laster. Man kann hierin bei vorurtheilsloser Betrachtung nichts weiter sehen als die natürliche Folge von dem Verkehre des Auswurfes der europäischen Gesellschaft mit rohen Menschen. An die natürliche Wirkung der Verbrecherkolonieen auf die Eingeborenen wollen wir nur beiläufig erinnern. Wichtiger ist daß Laster überhaupt leichter angeeignet werden als Tugenden, selbst von Menschen die durch die Schule der Civilisation hindurchgegangen sind. Um nur eines der vielen hierher gehörigen Beispiele vorzuführen, so sind die hochbegabten Neu-Zealänder aus stolzen, wenn auch rohen Kriegern zu unverschämten gemeinen Bettlern überall in dem Maaße geworden in welchem sie mit den Europäern in Verkehr getreten sind; mit Beziehung auf sie sagt d'Urville (a, IX, 134) sehr richtig: „wenn der Handel eines der mächtigsten Mittel ist um rohe Völker der Civilisation zuzuführen, so ist er doch ohne Zweifel unfähig den Anfang hierzu selbst zu machen, wegen der Schlechtigkeit der Menschen welche dabei zuerst in Verkehr mit jenen treten". Ganz besonders scheint vom Handel zu gelten was Hugh Murray (Enquiry resp. the character of nations) von allen socialen Kräften und Verhältnissen ohne Unterschied behauptet welche im Laufe der Zeit die Civilisation fördern, daß sie nämlich zuerst corrumpirend auf die Gesellschaft wirken, wie er namentlich von der Anhäufung der Menschen, vom Reichthum und von großen nationalen Ereignissen zu zeigen sucht.

Die Beispiele durchaus friedlichen und freundlichen Verkehrs von

Europäern mit uncultivirten Völkern sind überhaupt äußerst selten und gehören fast ausschließlich der neuesten Zeit an. Ein solches Beispiel bietet Port Essington dar, das von 1839—50 englische Kolonie war, dann aber wieder aufgegeben wurde. Es soll in diesem ganzen Zeitraume nicht eine einzige feindliche Begegnung zwischen den Weißen und Eingeborenen stattgefunden haben. Das Musterbeispiel, welches Brooke in Sarawak auf Borneo für den Verkehr dieser Art und für den Einfluß aufgestellt hat, den der civilisirte Europäer auf die Eingeborenen solcher Länder ausüben sollte, steht ganz vereinzelt. Er sorgte dafür daß die alten Gesetze und Sitten der Bevölkerung möglichst erhalten wurden, schützte sie gegen den Druck der eingeborenen Herrscher, richtete eine unparteiische kräftige Justiz ein um grobe Vergehungen und Verbrechen zu strafen, gab den Handel und die Arbeit frei und stellte mäßige Abgaben fest. Hierauf beschränkte sich seine ebenso verständige als wohlwollende Regierung*. Gleichwohl mußte er die Erfahrungen die er bei diesen Civilisationsversuchen machte dahin aussprechen, daß die Bewohner von Sarawak durch die ihnen gewährte Freiheit von Unterdrückung, Minderung der Abgaben und Sicherheit von Leben und Eigenthum faul geworden seien, während er selbst erwartet hatte sie dadurch zum Fleiße zu spornen (Keppel II, 61) — freilich eine verkehrte Erwartung, da Befreiung und Druck und Herstellung von äußerer Ordnung für sich allein gewiß nirgends auf einen Menschen als positive Antriebe zur Arbeit wirken werden. Sehr richtig hat man schon oft bemerkt daß diese Antriebe nur da sich zeigen, wo es gelungen ist neue physische oder geistige Bedürfnisse zu wecken, solche nämlich die sich nur durch eigene Thätigkeit befriedigen lassen. Hier ist der Punkt, an welchem der Handel eingreifen und für die Hebung uncultivirter Völker wohlthätig wirken kann. Natürlich zieht er selbst davon zugleich den unmittelbarsten Vortheil, denn je mehr es gelingt den Eingeborenen neue Bedürfnisse zu schaffen, desto abhängiger werden sie von der Zufuhr aus der Fremde und desto leichter und sicherer geht die Ausbeutung des Landes durch fremde Kaufleute von statten.

---

* Ueber Rajah Brooke's Thätigkeit sind neuerdings freilich Berichte in's Publikum gekommen die mit dem oben Gesagten in vieler Hinsicht nicht zusammenstimmen. Ihre Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit müssen wir hier *dahingestellt* sein lassen.

Liegen die neuen Bedürfniſſe die bei einem Volke entſtehen in der Richtung des Culturfortſchrittes, ſo iſt dadurch etwas gewonnen: ſo z. B. in Delagoa Bai, wo die Eingeborenen, obgleich leidenſchaftliche Raucher, doch es vorzogen mit Kleidern für geleiſtete Dienſte bezahlt zu werden und den Tabak fahren ließen (Owen Narr. I, 159). Aehnliche Beiſpiele von Fortſchritten in der richtigen Beurtheilung des Werthes der Dinge giebt es viele und auffallende, vorzüglich in der Südſee; nur wird leider auch die Gewöhnung an ſolche Bedürfniſſe leicht mehr ſchädlich als nützlich, wenn das Volk ſie ſich nicht ſelbſt befriedigen lernt und dadurch in Abhängigkeit geräth von der Zufuhr aus der Fremde, die nur ſelten mit der erforderlichen Regelmäßigkeit fortgeſetzt wird. Soll Handel ein rohes Volk wirklich heben, ſo iſt nöthig, nicht bloß daß es fremde wahrhaft nützliche Producte kennen und begehren lerne, ſondern vor Allem, daß es ſich gewöhne ſie ſelbſt zu erarbeiten, nicht unmittelbar, aber mittelbar, indem es nämlich eigene Landesproducte ſammelt oder ſelbſt producirt was ſich in ſtets ausreichender Menge gegen jene umſetzen läßt: die Hauptbedingungen aber dafür ſind nächſt der Gelegenheit zu dieſem Umſatze Schutz und Sicherheit für Leben und Eigenthum und der Beſitz eines currenten Geldes in hinreichender Menge. Gold-, Elfenbein- und Sklavenhandel ſind daher (wie Cruickſhank zeigt) nicht im Stande geweſen den Neger der Goldküſte auf eine höhere Stufe zu heben, wohl aber vermag dieß der neuerdings dort blühende Palmölhandel, der jährlich 150 Tonnen Kauris als Geld einführt, nachdem das engliſche Protectorat den patriarchaliſchen Familiendeſpotismus unter dem das Land darnieder lag, abgeſchafft hat. Aehnliche Verbeſſerungen brechen ſich gegenwärtig auch in Senegambien Bahn, wo der europäiſche Handel Felle Holz Palmöl und Anderes aus dem Lande zieht, das erſt durch die Arbeit der Eingeborenen gewonnen werden muß, und dadurch dieſe an Fleiß und an europäiſche Bedürfniſſe zugleich gewöhnt.

Wir ſind in der Betrachtung der Einflüſſe unter denen die Culturzuſtände der Völker und deren Entwickelung ſtehen, allmählich von außen nach innen fortgeſchritten: wir haben zuerſt die phyſiſchen Verhältniſſe und die den Völkern ſelbſt meiſt zufälligen Schickſale in's Auge gefaßt die über ſie ergehen, ſind darauf zu den Elementen der Civiliſation fortgegangen die aus ihren Hauptbeſchäftigungen, ihrer Lebenseinrichtung und der Ordnung ihrer ſocialen Verhältniſſe entſpringen.

und haben endlich noch zu unterſuchen welche Factoren des geiſtigen Lebens vorzüglich folgenreich in ihre Entwickelung eingreifen. Als dieſe Mächte dürfen wir die Religion und die Fortbildung der Erkenntniß bezeichnen.

Ob die Religion auf den Fortſchritt der Cultur fördernd oder hemmend einwirkt und in welchem Maaße dieß geſchieht, hängt von ihrem eigenen Inhalte ab, insbeſondere von dem Verhältniß dieſes Inhaltes theils zu dem Stande der intellectuellen Bildung, der bei natürlicher Wechſelwirkung mit dem religiöſen Glauben dieſem proportional zu ſein pflegt, theils zu den ſittlichen Vorſtellungen welche das praktiſche Leben beherrſchen. Wo nämlich die Intelligenz noch unentwickelt iſt, da entſtehen und behaupten ſich die roheſten religiöſen Anſichten, der abſurdeſte Aberglaube greift Platz: eine ſolche Religion kann das Emporkommen geiſtiger Thätigkeit und höherer Intereſſen nur hindern, ſie wirkt der Civiliſation entgegen; nicht minder thut ſie dieß da, wo ihre Lehren außer aller Beziehung zur Sittlichkeit ſtehen, wo ſie den Menſchen im praktiſchen Leben ganz ſich ſelbſt überläßt, oder ſogar einen ſittlich depravirenden Einfluß auf ihn ausübt, indem ſie barbariſche Sitten durch ihr Anſehn heiligt, wie Cannibalismus und Menſchenopfer, die Ermordung von Zwillingen, das Abſchneiden eines Fingers als Opfer für einen Kranken, die Vergiftungen bei Ordalien u. dergl. Wir wollen dieſe Beziehungen namentlich mit Rückſicht auf die Naturvölker etwas weiter verfolgen.

Wir haben früher gefunden daß die urſprüngliche Geſtalt der Religion ein roher ſyſtemloſer Polytheismus iſt: namentlich im Naturzuſtande ſieht ſich der Menſch auf allen Seiten von drohenden Gefahren und Unglück umringt, die er auf fremde feindliche Mächte deutet welche überall und immer gleichſam auf dem Sprunge gegen ihn ſtehen, wogegen das was regelmäßig eintritt und periodiſch wiederkehrt, ihm von ſelbſt, urſachlos zu geſchehen ſcheint, weil es von ihm anticipirt und erwartet, dem Laufe ſeiner Vorſtellungen und Handlungen kein Hinderniß in den Weg legt. Die Natur wird ihm zu einer Geiſter- und Geſpenſterwelt; wo und worin aber dieſe unheimlichen fremden Mächte die in ihr hauſen, von ihm geſucht werden, hängt theils von der Naturumgebung und den Lebensverhältniſſen, theils von der Regſamkeit der Phantaſie, von der Leidenſchaftlichkeit des Menſchen und den ſpeciellen Gelegenheiten der Erregung ſeiner Affecte ab. Die Deutung der ſinn-

lichen Dinge richtet sich hier noch ganz nach der Gemüthslage dessen der sie auffaßt und nach dem äußeren Scheine von Macht mit dem sie ihm imponiren: die Himmelserscheinungen, die Elemente, Thiere, Pflanzen und selbst Steine gelten für gewaltige Geister. So gilt z. B. der Bergkrystall den Australiern als heilig; von glänzenden schönen Steinen erwartet der Wilde auch besonders gute Eigenschaften (wie Leichhardt bemerkt, S. 221). Nierenstein Blutstein u. dergl. haben nach den Glauben der Indianer von Süd-America wohlthätige Eigenschaften (Humboldt und Bonpland, R. IV, 334). Auch Producte menschlicher Kunst, Uhren Fernröhre u. dergl. sind von Geistern besessen. Ein intelligenter Betschuana sagte als er zum ersten Male die See und ein Schiff sah, dieß sei gewiß ein ungeschaffenes Ding, ein Ding das von selbst gekommen und nicht von Menschenhänden gemacht sei (Thompson I, 341). Daß auch lebende Menschen für Götter angesehen wurden, zeigten die Beispiele von Cortez und von Cook und war überhaupt in Polynesien sehr häufig (z. B. Tyermann and Bennett I, 524). Es liegt hierin durchaus nichts was den Vorstellungen der Naturvölker widerstrebte, aber freilich schwindet die Täuschung in diesen Fällen leicht, denn der Mensch ist dem Menschen allzu commensurabel: aequales sunt qui aequalia contra se invicem possunt; at qui maxima possunt, nimirum occidere, aequalia possunt (Hobbes).

Charakteristisch für die Religionen dieser Stufe ist hauptsächlich die große Veränderlichkeit ihres Inhaltes. Der religiöse Glaube der Einzelnen zeigt nur geringe Uebereinstimmung, er ist in einem fortwährenden Flusse begriffen. Ein Jeder verehrt was er gerade am meisten fürchtet oder wovon er sich die kräftigste Hülfe in der Noth verspricht: es giebt nur wenige allgemeine, dagegen viele locale und individuelle Gegenstände der Verehrung, und selbst die allgemeinen treten zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Wichtigkeit und Stärke für ihre Verehrer hervor. Der Glaube macht keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, man ist absolut tolerant und findet es richtig und natürlich daß namentlich andere Völker auch andere Götter haben. Das Bestreben oder auch nur der Wunsch seine eigenen Ansichten, mögen sie religiöse oder andere Dinge betreffen, auf Andere zu übertragen oder gar ihnen aufzudrängen ist dem Menschen im Stande der Uncultur, wo er persönliche Unabhängigkeit über Alles schätzt, gänzlich fre-

sind es außer den christlichen Missionären nur die Muhammedaner welche darauf ausgehen Proselyten zu machen, und in America ist Peru der einzige Staat gewesen der seine Siege zu diesem Zwecke benutzt hat. Dagegen werden fremde Götter zu den eigenen leicht hinzugenommen, — die Fantis kaufen sogar Götter die als mächtig berühmt sind (W. J. Müller, S. 55) — man versucht es mit ihnen, stellt sie auf die Probe ob sie sich mächtiger und hülfreicher zeigen als die andern und gesteht ihnen, wenn sie sich zu bewähren scheinen, zwar nicht leicht Ausschließlichkeit der Geltung, aber doch den Vorrang und die Uebermacht über die alten Götter zu. Dieß ist, was den religiösen Glauben betrifft, in vielen Fällen die einzige Bedeutung und der wirkliche Erfolg den die Bekehrung solcher Völker hat, wenn sie auf friedlichem Wege geschieht. Tritt durch Unterjochung derselben die Religion des Siegers bei den Unterworfenen an die Stelle ihrer eigenen, so pflegt auch dann der Glaube an die alten Götter sich noch lange Zeit fortzuerhalten; das Gewöhnliche ist daß diese alsdann nicht für falsche, sondern nur für überwundene und zeitweise machtlos gewordene Götter gehalten werden, die von den neuen in die Erde, in Höhlen oder auf ferne Berge verbannt worden sind: bei den Mexicanern wurden die Götter der besiegten Völker in einen besonderen Tempel eingeschlossen (Clavigero VI, 11). Die Leichtigkeit der Aufnahme fremder Götter unter die eigenen und die evocatio deorum bei den Römer gehören einer Auffassung an, die der eben besprochenen noch nicht allzu fern steht. So wurden bei den alten Peruanern die Götter der besiegten Völker in die Tempel der Inkas aufgenommen (Garcilasso V. c. 12; Acosta V. c. 12).

Daß die Religionen der Naturvölker unfähig sind zur Hebung ihrer Cultur etwas beizutragen, daß sie vielmehr mächtig darauf hinwirken müssen jeden Fortschritt zu hindern, ist hieraus unmittelbar einleuchtend, denn sie lähmen die Antriebe zum Denken wie zur Anstrengung überhaupt, da sie alles Unverständliche in der Natur aus Geisterspuk erklären und das Schicksal des Menschen weit weniger von seiner eigenen Thätigkeit als von wechselnden Launen geheimnißvoller tückischer Mächte abhängig machen. Diesen gegenüber bleibt dem Menschen nichts übrig als durch jedes mögliche Mittel sich gegen sie zu schützen, sie sich zu befreunden, ihnen zu huldigen und zu schmeicheln, sich in ihren Dienst zu begeben, oder (denn auch dieß kommt

bisweilen vor) ſie zu überliſten, ſich ihrer zu bemächtigen, ſie mit Gewalt zu überwinden. Die unſinnigſten Handlungen, die gröbſte Immoralität der Sitten werden oft durch religiöſe Motive geſtützt und die rein utilitariſchen Zwecke die der Menſch auch ſeinen Göttern gegenüber verfolgt, tragen noch dazu bei ihn im ſtarrſten Egoismus zu befeſtigen.

Es iſt auf dieſer Stufe der Bildung ein naheliegender Gedanke den höheren Geiſtern Opfer darzubringen: ſie ſollen vor Allem miteſſen und mittrinken, überhaupt von jedem Genuſſe ihren Theil erhalten. Man geht noch weiter, man entzieht ſich ſelbſt etwas und opfert es auf um ſich recht ergeben zu beweiſen. Insbeſondere iſt bei manchen nordamericaniſchen Völkerſchaften der religiöſe Sinn ſo lebendig, daß ſie bereitwillig auch das Liebſte hingeben und ſich ſelbſt das Schmerzlichſte anthun um zu zeigen daß ihnen nichts zu hoch ſteht um der Verehrung der Götter nachgeſetzt zu werden: daher die Gelübde, die ſtrengen Faſten, ſchmerzhaften Büßungen namentlich an den religiöſen Feſten und ſogar die Selbſtverſtümmelungen. Anderſeits verſetzt man ſich beſonders durch langes Faſten in einen ekſtatiſchen Zuſtand durch den man ſich wie in Träumen und Viſionen den höheren Geiſtern nähert. Daher bedarf vor Allem der junge Zauberarzt einer Einweihung durch ſolche und ähnliche Mittel. Hauptſächlich wohl um ſie über das gemeine Volk zu erheben hatten auch die Häuptlinge ſolche Prüfungen zu beſtehen, z. B. bei den Caraiben, Mexicanern und Peruanern, bei denen weltliche und prieſterliche Macht vereinigt waren. Auch die Weihung der jungen Leute zu Männern iſt in Nord-America keine bloße Probe des Muthes und der Standhaftigkeit, ſondern hat eine religiöſe Bedeutung; denn weit entfernt daß der jungfräuliche Stand beſonders geachtet und geehrt worden wäre (wie Lafitau angiebt I, 339) gilt er vielmehr als unrein ſo lange die Weihe noch nicht geſchehen iſt*:

---

* Aehnlich iſt vielleicht auch die Defloration der Mädchen durch den Prieſter zu deuten wo ſie vorkommt. Mag dieſe öfters auf einem bloßen Mißbrauch der Macht beruht haben den ſich Prieſter oder Herrſcher erlaubt haben, wie z. B. bei den Indianern von Braſilien, deren Zauber-Aerzte (Pajes) überhaupt als grob ausſchweifend und allen Laſtern ergeben geſchildert werden (v. Martius 61), ſo fehlt es doch an der Berechtigung dieſelbe Vorausſetzung überall zu machen wo Aehnliches vorkommt: bei den Indianern von Caracas (Depons im Magaz. v. merkw. Reiſebeſchr. XXIV, S. 145) und in mehreren Ländern, wo das weltliche Oberhaupt, der

kein Gott bekümmert sich noch um den der durch Fasten und Kasteiungen seine „Medicin" noch nicht erworben hat, er kann mit keinem höheren Wesen in Gemeinschaft treten.

In der vergeisterten Natur wird jeder kleine zufällige Vorgang, wenn er gerade die Aufmerksamkeit erregt, auf die geheimnißvollen Absichten und das dunkle Walten jener höheren Mächte bezogen, dessen Zusammenhange nachspürend der Naturmensch überall Vorzeichen des Künftigen sieht. Die Deutung dieser Zeichen nimmt er entweder unmittelbar selbst vor oder sie wird einer besonderen Kunst zugewiesen die eines langen und tiefen Studiums bedarf. Das vielfache dringende Bedürfniß einer Vermittelung mit den höheren Geistern, das Verlangen die von ihnen gesandten Zeichen zu verstehen, sie zu versöhnen oder im Voraus zu gewinnen, sie umzustimmen, ihren Rathschluß über das Zukünftige zu erfahren, läßt einen besonderen Priesterstand entstehen und giebt ihm Macht und Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens. Wie überall die Geisterwelt zu Hülfe gerufen wird und eingreift wo die menschlichen Mittel erschöpft sind, so müssen selbst Rechtshändel durch eine Kundgebung derselben entschieden werden: daher die Ordalien, welche sich fast bei allen Naturvölkern finden. Einfach und deutlich spricht sich der ihnen überall zu Grunde liegende Gedanke in der Lehre der indischen Gesetzgeber aus, nach welcher die Beweisführung im Prozesse überhaupt entweder eine menschliche oder eine göttliche ist und die letztere, durch Ordalien, immer erst gestattet sein soll, wenn die erstere erschöpft ist (Näheres darüber giebt Stenzler in d. Ztschr. d. d. morgenl. Ges. IX, 661 ff.). Als ganz grundlos muß dagegen die Ansicht Wuttke's bezeichnet werden, daß der Glaube an Vorzeichen und Ordalien die Folge einer dunkeln Schicksalsidee sei, die mit der Religion selbst im Widerspruch, über sie hinausgehe.

In Folge einer unwillkürlichen Uebertragung sinnlicher Vorstellungen auf das geistige Gebiet, wie sie uns allgemein geläufig und zur Veranschaulichung des Unsichtbaren Bedürfniß ist, werden die Götter hauptsächlich in die Höhe und Ferne versetzt, sie wohnen

---

Cazike, zugleich die oberste priesterliche Gewalt besaß und daher auch in dem hier erwähnten Falle an die Stelle des Priesters trat: auf Cuba Carli I, 174), in einigen Theilen von Peru (Ulloa und Garcilasso), auf Teneriffa (Allg. Gesch. der R. V, c. 1 nach Cadamosto).

vorzugsweise auf fernen hohen Bergen, im Luftkreis, in den Wolken, im Himmel, denn die unabsehbare Ferne und das unerreichbar Hohe über uns ist, wie auch unser sprachlicher Ausdruck andeutet, das natürliche Bild für das über uns Erhabene. Es ist daher wohl möglich daß, wie Squier angiebt (b, 77 f.), wenigstens bei manchen Völkern die ersten rohen Tempel künstliche Berge waren, eine Nachahmung des Aufenthaltsortes den sie den Göttern angewiesen hatten, und daß insbesondere die große Allgemeinheit hieraus zu erklären ist in welcher kreisförmige Erdwälle innerhalb deren aufgerichtete Steine stehen, die ältesten dem Cultus bestimmten Orte waren. Die Mexicaner Peruaner und Cherokees nannten ihre alten Hochbauten „Häuser Gottes" (nach Adair). Tempel im engeren Sinne, Häuser für die Götter, werden natürlich nur da gebaut wo die Menschen selbst in Häusern wohnen.

Ist die Natur einmal in der früher bezeichneten Weise durchgeistert, nämlich so, daß eine Geisterwelt nicht etwa über oder neben der Körperwelt besteht, sondern nur in und mit dieser selbst, so liegt es nahe genug auch an ein Hereinwirken der Verstorbenen in das irdische Leben unter verschiedenen Formen zu glauben. Es knüpft sich (wie Tiedemann im Magaz. v. merkw. Reisebeschr. XXIII, 47 not. treffend bemerkt) an den Leichnam ohnehin noch die Vorstellung von einigem Gefühl und einigem menschlichen Dasein, er wird als die Person selbst angesehen und führt deren Namen fort, man sympathisirt noch mit ihm; ja man geht noch viel weiter, man fürchtet sich vor dem Todten weit stärker als vor dem Lebenden: der Geist hat den Leib verlassen, irrt allein umher und kann jetzt so ziemlich jede beliebige Gestalt annehmen, im Traume erscheinen und die Hinterbliebenen überhaupt auf alle Weise plagen und quälen, wenn sie ihm nicht die gewünschte Ehre erweisen; diese scheuen sich daher meist selbst nur seinen Namen auszusprechen, sei es auch bloß zufällig, aus Furcht daß er es höre und dadurch gereizt herbeieile. Diese Art des Unsterblichkeitsglaubens, den man öfters unrichtig als einen Glauben an Seelenwanderung aufgefaßt findet, während er nichts ist als ein Glaube an Gespenster und Verwandlungen, mag hier und da auf Thiercultus hingeführt haben für den es übrigens, wie wir oben gesehen haben, auch noch allgemeinere Motive giebt. Wo nur einzelne bestimmte Thierarten verzehrt werden, ist je

Zusammenhang, den Hale namentlich bei den Polynesiern annehmen zu dürfen glaubt, nicht unwahrscheinlich. Bisweilen erklärt sich die Verehrung derselben auch daraus, daß die Sage den Ursprung des Volkes von ihnen herleitet. Mit dem Tode gehen die abgeschiedenen Seelen in die allgemeine Geisterwelt zurück, ihr künftiger Aufenthaltsort ist gewöhnlich der Wohnsitz der Götter, daher werden die Todten an einer Stätte begraben die den Göttern bereits heilig ist oder es wird umgekehrt der Begräbnißplatz dadurch zu einer heiligen Stätte daß er die Gebeine der Todten in sich schließt: die Begräbnißplätze sind häufig die vornehmsten Orte der Götterverehrung selbst und werden oft durch denselben Namen bezeichnet wie diese. Es scheint dieß namentlich da der Fall zu sein, wo der religiöse Glaube mit dem Unsterblichkeitsglauben ganz verschmolzen wird, was vorzüglich dann geschieht, wenn große Menschen nach ihrem Tode in die Götterwelt aufgenommen werden und sich ein Sagenkreis um sie bildet der sie immer mehr in diese selbst verflicht.

Bei vielen Völkern gelten nur die Fürsten und Reichen, überhaupt die hervorragenden Persönlichkeiten für unsterblich, weil die Menschen nach dem Tode dieselbe oder eine ähnliche Rolle fortspielen wie im Leben. Das Jenseits ist ein ziemlich treues Abbild des irdischen Lebens, der Herr bleibt Herr, der Sklave Sklave; der gemeine Mensch ist zu unmächtig und gering um fortzuleben oder vielmehr zu gering als daß sich die unentwickelte Reflexion der Naturvölker um seine Zukunft bekümmern sollte. Die Menschen welche im Leben hervorragende und leitende Persönlichkeiten waren, können daher leicht, besonders da wo die Unterschiede der Stände sehr scharf ausgeprägt sind, zu Göttern des Volkes werden und es kann sich dadurch ein Heroencultus bilden der allmählich sogar zum Hauptbestandtheil der ganzen Gottesverehrung wird, wenn die Adels- und Priesterkaste, wie in Polynesien, um ihren Gegensatz zum Volke zu einem recht schneidenden zu machen für sich allein einen göttlichen Ursprung oder eine Verwandtschaft mit den Göttern in Anspruch nimmt. Die vergötterten Häuptlinge werden alsdann mit den älteren Göttern durch die mannigfaltigsten Sagen verflochten und es wird dadurch oft unmöglich die letzteren von den ersteren zu unterscheiden. So war z. B. Ndengei, der höchste Gott der Fidschiinsulaner, ursprünglich Mensch, wie es heißt, und wanderte auf den Inseln umher. Auch auf andern Inseln der

Südsee ist die Verehrung der verstorbenen Häuptlinge sehr ausgebreitet und ein wichtiger Theil des Cultus. Daß die persönlichen Götter der Herrscher oder der Herrscherfamilien hier allmählich zu allgemeinen Göttern geworden seien, wie Meinicke glaubt, ist möglich, aber unerweislich.

Die Aufnahme bedeutender Menschen unter die Götter wird für die Umbildung der religiösen Vorstellungen in mehr als einer Beziehung wichtig. Es wird dadurch der Mensch den höheren Geistern näher gebracht, denn es giebt jetzt Mittelwesen die ihm faßlicher und verständlicher sind als die überirdischen Mächte selbst. Kann der Mensch sich überhaupt höhere Geister nur unter seinem eigenen Bilde anschaulich machen — und auf solche Veranschaulichung drängt ihn seine Verehrung unmittelbar hin —, so wird ein Bilderdienst leicht Platz greifen, besonders da wo es Verstorbene sind die als Göttern verehrt werden. Fast alle Götterbilder haben wenigstens vorwiegend Menschengestalt, und selbst das 3′ lange unregelmäßig gestaltete Korallenstück das auf den Kingsmillinseln monatlich mit neuen Kokosnußblättern bekleidet und als Bild des höchsten Gottes verehrt wird (Hale), scheint diese Deutung zu verlangen. Besonders wichtig aber wird die Aufnahme einzelner Menschen unter die Götter in Beziehung auf die großen Lehrer der Menschen die in allen ausgebildeteren Mythologieen auftreten. Sie sind entweder Incarnationen eines Gottes selbst oder Söhne des höchsten Gottes, von einer irdischen Mutter oder Jungfrau geboren, empfangen auf eine wunderbare Weise*. Sie sind die Ver-

* Besonders dieser letztere Punkt kehrt unter den verschiedensten Formen wieder, von denen wir beispielsweise hier nur einige anführen. Die verbreitetste Sage über die Geburt des Fohi in China ist diese: drei Nymphen stiegen vom Himmel herab um sich in einem Flusse zu baden. Kaum waren sie in diesen hineingestiegen als die Lotuspflanze auf einem ihrer Kleider erschien mit ihrer Korallenfrucht. Sie wußten nicht woher sie kam und eine der Nymphen fühlte sich versucht von ihr zu kosten. In Folge davon wurde sie schwanger und gebar einen Sohn der zum großen Religionsstifter, Kriegshelden und Gesetzgeber wurde. Die Sage von der Geburt des Codom in Siam erzählt Vater Tachard in folgender Weise. Vor vielen Jahren verließ einst eine Jungfrau in himmlischer Begeisterung die Gesellschaft der Männer und suchte die einsamsten Orte des Waldes auf um dort die Ankunft eines Gottes zu erwarten die den Menschen schon seit lange verkündigt war. Als sie sich eines Tages zum Gebete niedergeworfen hatte, wurde sie schwanger von den Sonnenstrahlen. Am Ufer eines Sees zwischen Siam und Camboja gebar sie einen Knaben und bettete ihn in die Blätter des Lotus die sich öffneten ihn aufzunehmen. Sie wurde in den Himmel v-

mittler zwiſchen Göttern und Menſchen und die großen Wohlthäter der letzteren, als Stifter einer neuen reineren Religion, als Begründer des Ackerbaues und einer feſten ſocialen Ordnung, als Erfinder der wichtigſten Künſte, als die Stützen des Culturfortſchrittes überhaupt. Squier (b, 184 ff., 191 ff.) und Rougemont (II, 108) führen als Beiſpiele an: Buddha in Indien, Fohi in China, Zoroaſter in Perſien (?), Oſiris in Aegypten, Odin in Skandinavien (?) u. A. In der neuen Welt gehören vor Allem hierher Quetzalcoatl in Mexico, Manco Capac in Peru, der von der Sonne geſendete Gründer von Cuzco, zu denen ſich analoge Heroen auch bei den Muyscas, in Yucatan, in Nicaragua und ſelbſt bei den Natchez (Du Pratz II, 324) zu finden ſcheinen; Hiawatha bei den Irokeſen, der Stifter ihres Bundes, Manabozho bei den Algonkins, Tamoï bei den Guarayos (d'Orbigny III. 12, 23).

Erſt durch den Einfluß dieſer Culturheroen wird die Religion zu einem Elemente der Civiliſation, während ſie in ihrer natürlichen Geſtalt, wie aus dem Vorſtehenden einleuchtet, theils zur Culturentwickelung ſich indifferent verhält, theils unmittelbar oder mittelbar ihr entgegenwirkt. Um ihr förderlich zu werden bedarf ſie einer Umbildung, die wie aller Fortſchritt auf dem geiſtigen Gebiete, nicht durch den Einfluß äußerer Naturmächte, nicht durch ſociale Verhältniſſe, nicht durch beſondere hiſtoriſche Schickſale der Völker, überhaupt nicht durch eine Thätigkeit der Maſſe, ſondern nur durch einzelne begabte Individuen hervorgebracht werden kann, welche freilich zum Gelingen

---

ſetzt, der Knabe aber von einem Eremiten gefunden und erzogen, wurde ein großer Weiſer und Wunderthäter. Archer in Korea iſt ebenfalls von einer durch die Sonne befruchteten Jungfrau geboren. Huitzilopochtli in Mexico iſt von einem Weibe geboren, das einen vom Himmel herabſteigenden Federball in ſeinen Buſen aufnahm (Clavigero VI, 6). In einem Mährchen der Apachen iſt es der Regen welcher die übernatürliche Empfängniß vermittelt (Ausland 1856. S. 220), in Tahiti iſt es der Schatten des Blattes von einem Brodfruchtbaum den Taaroa über Hina hinweggehen läßt (Ellis I, 326), die Mutter des erſten Mandanhäuptlings empfing durch das Fett das ſie von einer todten Biſonkuh aß (Prinz Max, R. in N. Am. II, 156). Noch andere Beiſpiele im Ausland 1856. S. 518; bei J. G. Müller S. 60, 113, 265, 601, 609; von den Chibchas bei Simon (II, 4, 13) und bei Rougemont (II, 67, 75), der freilich dieſe Dinge auf kosmogoniſche Mythen zu deuten geneigt iſt, wozu namentlich in den zuletzt angeführten Fällen jede Berechtigung fehlt. Mit Unrecht will Schomburgk (a, II, 320) in ſolchen Sagen bei Maipuris und Waraus chriſtliche Einflüſſe erkennen.

ihres Werkes der Gunſt der äußeren Umſtände und insbeſondere eines empfänglichen und fruchtbaren Bodens für daſſelbe in ihrem Volke bedürfen. Keine Naturreligion ſcheint aus ſich ſelbſt vermöge eines zu höherer Entwickelung fähigen Keimes den ſie in ſich trüge, unter günſtigen Umſtänden eine Fortbildung gewinnen zu können welche für die Civiliſation etwas leiſtete. Die Maſſe von Aberglauben welche die Naturreligionen enthalten, erdrückt das Denken, und das ausſchließliche Hervortreten der böſen Geiſter in ihnen, während die wohlthuenden Götter, wenn es ja ſolche giebt, gar keine Berückſichtigung finden, ſchneidet jeden ſittlich wohlthätigen Einfluß ab den die Religion auf das menſchliche Herz gewinnen kann. Erſt auf einer höheren Stufe der Cultur, wenn der Menſch der Natur mit größerer Sicherheit und Ruhe als Herr gegenüberſteht und zu einer ſittlichen Bildung gelangt iſt die aus einer anderen als religiöſen Quelle entſpringt, findet er ſich zur Verehrung eines guten Principes hingeführt. Auch die Frage woher die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen komme die ihn umgiebt, die Frage wie die Welt entſtanden ſei, wird vom Menſchen urſprünglich nicht aufgeworfen, der Gedanke einer Schöpfung ſteigt nicht in ihm auf, ſondern bleibt ihm lange Zeit fremd oder doch dunkel und verworren. Bei der Menge der höheren Geiſter liegt es freilich nahe genug nach Analogie der menſchlichen Verhältniſſe, die oft mit großer Conſequenz durchgeführt wird, Abſtufungen der Macht unter ihnen anzunehmen und insbeſondere einen als den erſten und höchſten von allen zu betrachten, aber auch dieſer Gedanke bleibt leicht gerade durch die Analogie unfruchtbar aus der er entſprungen iſt, weil innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft Macht und Anſehen der Einzelnen vielfach wechſeln.

Wie die Begründung eines geordneten Gemeinweſens nicht das Werk der Menge iſt, ſondern von begabten Individuen ausgeht die ſich mit dem Willen des Volkes oder ihm entgegen an die Spitze deſſelben ſtellen, ſo können auch reinere religiöſe Vorſtellungen nur von Einzelnen geſchaffen und auf die Maſſe übertragen werden. Da dieſe meiſt in entſchiedenem Gegenſatze zu der älteren im Volke herrſchenden Religionsanſicht ſtehen, gelingt ihre Einführung namentlich auf niederen Culturſtufen nur wenn ſie einem allgemein gefühlten Bedürfniſſe entgegenkommen oder wenn ihre Vertreter ſchon im Beſitze eines äußeren Anſehens und einer Macht ſind, durch die ſie weit genug über die Uebri

hervorragen um mit Hülfe ihrer persönlichen Autorität der neuen Lehre Eingang zu verschaffen. Ist diese letztere auf dem Boden des Volkes selbst erwachsen unter welchem sie verbreitet werden soll, so wird es ihr trotz ihres Gegensatzes zu dem alten Glauben dem sie gegenübertritt, nicht leicht an den nöthigen Anknüpfungspunkten in dem geistigen Leben des Volkes fehlen deren sie bedarf um in ihm fest wurzeln und für dessen Entwickelung fruchtbar werden zu können; wogegen dieß nur mit geringer Wahrscheinlichkeit da erwartet werden kann, wo die neue Religion, so viele Vorzüge sie auch vor der alten haben mag, aus einem Lande und Volke hervorgegangen ist, deren Culturzustand und Geschichte, ja deren sociale Einrichtungen und Naturverhältnisse selbst sehr weit verschieden sind von denen welchen sie von außen zugebracht und eingeimpft wird um sie von innen heraus umzugestalten. Der Islam und das Christenthum in Africa bieten in dieser Rücksicht lehrreiche Beispiele dar: der erstere verbreitet sich dort in der Stille und fast mühelos, da er dem Neger verständlicher und mit der Culturstufe auf der er steht, verträglicher ist, er gewinnt selbst in Ländern wie Abessinien dem Christenthume mehr und mehr Boden ab, wogegen für das letztere eine ungeheuere Summe von edeln und aufopfernden Anstrengungen gemacht worden sind die bei weitem zum größten Theil, wenn nicht erfolglos, doch verhältnißmäßig sehr unwirksam geblieben sind.

Nächst diesem historischen Verhältniß hängt es hauptsächlich nur von der Reinheit der neuen Religion selbst ab was sie für die Förderung der Civilisation leistet. Eine Religion ist um so reiner, je weniger sie der Entwickelung der Erkenntniß vorgreift und je mehr ihr eigenes Princip mit dem der Sittlichkeit zusammenfällt. Wo der Glaube sich auf Gegenstände erstreckt die dem Wissen zugänglich sind, ist er Aberglaube und hindert die Fortbildung der Erkenntniß nicht allein dadurch, daß er nicht selten geradezu falsche Sätze als abgeschlossene feststehende Lehre aufstellt, sondern besonders auch dadurch, daß er diese Lehre mit einer heiligen Autorität bekleidet und sie unantastbar macht; wo er unsittliche Elemente in sich enthält, sei es daß er alle oder einige Götter zu bösen oder auch nur sittlich indifferenten Wesen macht oder daß er irgend welche sittlichen Verkehrtheiten in die von den Göttern befohlene Ordnung der menschlichen Verhältnisse hineinträgt, da verdirbt er die Motive der Menschen, befestigt sie in schlechten Sitten, stellt ihnen falsche Ideale vor Augen und drängt sie dadurch in eine Bahn der Ent-

wickelung, auf welcher sie sich höherer Bildung mehr oder weniger entfremden müssen.

Die Leistungen einer bestimmten Religion für den Culturfortschritt festzustellen ist überall sehr schwierig, weil jedes Volk und jede Zeit etwas Anderes aus ihr macht, ihre Lehren mit anderen Elementen des geistigen Lebens verschmilzt und in Folge davon sie zum Theil anders auffaßt und deutet, das was früher als Hauptlehre galt mehr in den Hintergrund treten läßt oder umgekehrt, und durch die Anwendung derselben auf wesentlich verschiedene Lebensverhältnisse nicht selten Folgerungen zieht die ihr ursprünglich fremd sind und zu ihrem Geiste nicht passen. Daher hat z. B. die muhammedanische Religion so wenig als die christliche überall dieselben Wirkungen geäußert; indessen läßt sich die Wahrheit der vorhin aufgestellten Sätze doch leicht an ihr nachweisen. Sie hat das Volk der Araber erst zu einem Volke von hoher weltgeschichtlicher Bedeutung gemacht, indem sie ihm Einheit und Begeisterung zu großen gemeinsamen Unternehmungen gab, während seine früheren Eroberungen von Babylon und Aegypten (Hyksos) nicht zur Gründung dauernder Reiche geführt hatten. Gleichwohl drückt sie so vielfach auf die intellectuelle und moralische Entwickelung, daß sie ihre Bekenner stets nöthigen wird auf einer niedrigeren Stufe stehen zu bleiben als die christlichen Völker. Wer nur den Glauben an Allah und den Propheten bekennt, gilt dem Muselmann als Bruder: der Monotheismus der Muhammedaner verliert schon dadurch seine sittliche Kraft, daß ihr Gott nur den Gläubigen wohlwill und ihnen die Welt allein zu eigen giebt; er hat nicht die Folge daß vermöge des Gottesbegriffes die Welt als *ein* Ganzes, die Menschen als *eine* große Familie erscheinen, denn obgleich der Gott der Muhammedaner kein Nationalgott ist, so ist er doch nur ein Gott der Gläubigen, denen gegenüber alle Andern, als Feinde Gottes selbst, absolut rechtlos sind, todtgeschlagen oder zu Sklaven gemacht werden dürfen. Gegen sie zu kämpfen ist sogar verdienstlich. Die Unsterblichkeitslehre verspricht den Gläubigen nächst dem Schauen Gottes reiche sinnliche Genüsse und erweckt daher sehr gemischte Motive. Der strenge Prädestinationsglaube giebt zwar Fassung und Unterwürfigkeit gegen jedes Schicksal wie gegen jeden Druck der Mächtigen, aber er tödtet auch jeden Trieb zur Arbeit, zu körperlicher und geistiger, er redet der Faulheit das Wort: der Zusatz „Wenn Gott will" den der Mus-

wenn er vom Zukünftigen redet, ist bei ihm nicht sowohl Ausdruck des religiösen Gefühls und der Ergebung als des Aberglaubens, denn von der Zukunft mit Gewißheit zu reden würde Gott beleidigen (Burckhardt 143). Die Gestattung der Polygamie bis zu vier Weibern, namentlich in Verbindung mit der Lehre mancher muhammedanischen Secten daß die Weiber keine Seele haben und nicht in den Himmel kommen, führt zu einer unwürdigen Stellung der letzteren. Das Verbot irgend ein Bild von Menschen oder Thieren zu machen läßt nicht einmal einen Versuch in den bildenden Künsten aufkommen. Selbst Messer Gabeln oder Löffel zu gebrauchen verbieten religiöse Skrupel den Arabern in Africa, und der Glaube an die Heiligkeit des Koran auf den sich eine Menge von abergläubischen Gebräuchen gründet, erklärt es leicht daß die dortigen Muhammedaner in Rücksicht ihrer intellectuellen Bildung nur wenig höher stehen als viele heidnischen Völker und deren Aberglauben oft sehr vollständig theilen. Ueberdieß fehlt es im Koran nicht an Widersprüchen, indem er z. B. zum Fanatismus gegen die Ungläubigen entflammt, bald Duldsamkeit predigt. Den Gehorsam gegen die Obrigkeit macht er nicht zu einer sittlich-religiösen Pflicht. Im Gegensatze hierzu geben vorzüglich die polynesischen Völker ein merkwürdiges Beispiel davon, bis zu welchem Grade der Glaube an die göttliche Abstammung und göttliche Gewalt der Herrscher die bestehende Staatsordnung zu heiligen und unverletzlich zu machen vermag, trotz des äußersten Druckes auf die Masse, während zugleich die religiöse Lehre zu dem Privatleben der Menschen in gar keiner Beziehung steht und es der größten sittlichen Ungebundenheit preisgiebt. Die muhammedanische Religion thut gerade das Umgekehrte, sie unterwirft das letztere großentheils vortrefflichen sittlichen Bestimmungen und läßt die politischen Verhältnisse unberücksichtigt. Die Hauptlichtseite des Islam ist die, daß er an der Einheit und Geistigkeit Gottes festhält und völlige Ergebung des Menschen an Gott fordert; schädlich wirkt er dadurch, daß Muhammed seine Anhänger nur an seine persönliche Autorität band, an seine Schrift, den Koran. Daher ist er dem geistigen Verfalle, der Unlebendigkeit des Glaubens sehr ausgesetzt und da der Koran, weil er zugleich auch bürgerliches Gesetzbuch ist, weltliche Macht zu seiner Aufrechthaltung so verlangt, so ist dadurch Herrschsucht und Intoleranz gegen Andersgläubige gegeben (Zeitschr. für Kunde des Morgenl. III, 352). Daher ist der Islam, trotz seiner

guten Seiten, doch nicht wenig dafür verantwortlich, daß der Türke, Syrer, Aegypter, Araber, obwohl sie die schönsten Sprüche im Munde zu führen pflegen, doch in der That weder Ehrliebe Gerechtigkeit und Pietät noch Mitleid und Ehrlichkeit besitzen, daß sie durch Gebete und Werkheiligkeit jede Pflicht schon erfüllt zu haben glauben (Burckhardt; vergl. D'Escayrac 232).

An die Religion pflegt sich die Kunst anzuschließen, hauptsächlich die bildende, indem sie dem Bedürfniß des Cultus entgegenkommt in äußerlich sichtbarer Weise dargestellt zu sehen was das Gemüth erfüllt und innerlich lebendig angeschaut wird. Fast überall ist es wohl erst der bildende Künstler und der Dichter deren Schöpfungen durch ihre mächtige Rückwirkung die religiösen Vorstellungen der Menge in bestimmten Formen ausprägen die oft schnell eine feste typische Bedeutung gewinnen. Es gilt dieß ebensowohl von den einzelnen Göttergestalten und ihrer Bedeutung als von den Sagen die sich an sie knüpfen. Auf diesem Wege hauptsächlich scheint sich aus der ursprünglich flüssigen und individuell veränderlichen Masse des Aberglaubens allmählich eine Reihe von minder schwankenden mythologischen Personen und Sagen herauszubilden. Zugleich werden schon die ersten Versuche bildlicher Darstellung, wie wir dieß bei rohen Völkern vielfach finden, zur Mittheilung merkwürdiger Ereignisse und Wünsche an Abwesende benutzt; es schließt sich an sie bei wachsendem Bedürfniß die Ausbildung einer Bilderschrift an. Trotz dieser wichtigen Leistungen der Kunst für den Fortschritt der Cultur glauben wir sie nicht zu den Hauptmächten rechnen zu dürfen welche ihre Entwickelung im Ganzen bestimmen. Einen so mächtigen Einfluß auch die Künste auf die besonderen Lebensgestalten ausüben in denen sich die Civilisation der höchst stehenden Völker darstellt, so scheinen sie doch auf niederen Stufen mehr Producte als selbstständige Triebfedern der Cultur zu sein und sind schwerlich fähig für die Erhebung eines Volkes aus der Rohheit eine kräftige Wirksamkeit zu äußern, weil wahrhaft Schönes von uncultivirten Völkern weder producirt noch genossen und verstanden werden kann, und weil alle Geschmacksbildung für das gesammte geistige Leben des Einzelnen wie der Masse erst in dem Maaße wichtig und folgenreich wird in welchem ein entwickelter Sinn für die Form bereits vorhanden ist.

Dagegen müssen wir die Fortbildung der Erkenntniß unter

den Factoren des geistigen Lebens als die zweite Hauptmacht betrachten, deren mächtiger Wirksamkeit die Civilisation ihre Entwickelung und ihre Dauer verdankt. Ihre Leistungen in dieser Richtung sind so groß daß es schwer wird sie nicht zu überschätzen, denn in entscheidender Weise greift die Erkenntniß in alle Gebiete des Lebens ein und macht sie von sich abhängig, so daß fast überall im Leben der Völker der Stand der intellectuellen Bildung das allgemeine und directe Maaß des Culturzustandes überhaupt ist.

In wie hohem Grade das materielle Wohl der Menschen von dem Stande der Erkenntniß abhängt, ist unmittelbar einleuchtend. Von Ueberfluß umgeben und durch die Gunst ihrer äußeren Lebenslage auffallend bevorzugt, sehen wir viele Völker der Tropenländer dennoch ein elendes Leben führen, selbst mit Hunger und Noth ringen sie oder gehen doch auf das Nothdürftigste beschränkt und allen Wechselfällen des Schicksals hülflos preisgegeben, einer immer gleich unsicheren Zukunft entgegen. Sie nähren sich auf die einfachste und einförmigste Weise von dem was die Natur ihnen von selbst darbietet oder bearbeiten das Land mit den rohesten ungeschicktesten Werkzeugen. Die Zubereitung der Speisen ist oft mangelhaft und diese selbst sind nicht immer gesund. Der Schutz gegen die Schädlichkeiten des Klima's und der Witterung durch Kleidung und Wohnung ist höchst unvollkommen. Lange und schwere Arbeit reicht oft nur eben hin um das Leben zu fristen, um der augenblicklich drohenden Gefahr zu begegnen, um ein äußeres Gut zu gewinnen das nur geringen Nutzen schafft. Ueberall fehlt es an Sicherheit des Schutzes gegen äußere Noth, an Mannigfaltigkeit der Hülfsmittel um ihr zu begegnen und an glücklicher Combination derselben, so daß grenzenlose Geduld, auf's Höchste gesteigerte Abhärtung und die allgemeine Gewohnheit zu entbehren fast Alles sind was der Mensch den äußeren Uebeln des Lebens entgegenzusetzen hat. In vielen Fällen, besonders in Krankheit, vermehrt er noch durch seine eigene Verkehrtheit die Summe der Leiden die ihn quälen, und wenn er ihnen nicht ganz unterliegt, so verdankt er es nur dem glücklichen Umstande daß er keine Ahnung davon hat, wie es eben hauptsächlich seine eigene Unwissenheit und Geistesträgheit ist die ihn in's Elend stürzt und im Elende festhält. Wüßte er darum, so müßte er verzweifeln.

„Wissen ist Macht." Dies bestätigt sich in Rücksicht der Unter-

werfung der Natur unter die Zwecke des Menschen und der Benutzung ihrer Hülfsquellen auf den niederen wie auf den höheren Culturstufen, nicht minder aber auch in Rücksicht der Einrichtungen des socialen Lebens, der Entwickelung der Sittlichkeit und der Religion. Nur in dem Maaße in welchem der Mensch sich selbst kennen lernt, in welchem er seine Bedürfnisse Neigungen und Leidenschaften in Bezug auf ihre Tragweite, ihre Verknüpfung und ihren Wechsel richtig beurtheilen, die allgemeinen und nothwendigen Interessen der Gesellschaft von den zufälligen und veränderlichen unterscheiden lernt, kann die Einführung einer festen Ordnung der socialen Verhältnisse überhaupt und eine zweckmäßige Fortbildung derselben gelingen. Um Schwierigkeiten und Gefahren die dem gesellschaftlichen Leben drohen glücklich zu überwinden, ist vor Allem eine richtige Kenntniß derselben und Einsicht in die Mittel erforderlich durch die ihnen abgeholfen werden kann. Hier wie überall muß das Kennen dem Können vorausgehen, wenn nicht dem Zufall die Erhaltung und Fortentwickelung des Bestehenden, die Hülfe in der Noth überlassen bleiben soll. Um auch nur der Grundlage aller socialen Ordnung, dem Institute des Privateigenthumes, seine Dauer zu sichern ist eine gewisse Allgemeinheit der Selbstbeherrschung nothwendig, die nur auf dem Bewußtsein ruhen kann, daß feste Schranken der Willkür ein unabweisliches Erforderniß und Ungestörtheit in einem engen Kreise besser ist als allgemeine Unsicherheit.

Ebenso ist es der Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß, welcher Gutes und Böses erst unterscheiden lehrt und in Folge dessen darum das Gewissen erst anfangen kann zu sprechen. Hat bei den meisten Menschen die Erkenntniß des Sittlichen allerdings nicht die Form abstracter Lehrsätze, sondern spricht sie sich nur in concreten Gefühlen aus, so ist es doch stets ein bestimmter Gedankeninhalt der sich in diesen geltend macht. Mag diese Erkenntniß ferner in vielen Fällen auch eine bloß traditionelle und die Auffassung des Sittlichen eine nur anerzogene sein, so ist es doch darum nicht minder wahr, daß sich nur nach ihr die Aussprüche des Gewissens bestimmen. Die Rohheit oder Feinheit der Unterschiede die dieses macht, die Verkehrtheiten und Mängel die es an sich hat, die Sonderbarkeiten und Particularitäten die ihm eigen sind, kommen zuletzt immer
thümlichkeiten in der theoretischen Auffassung der me

niſſe als ihre Quelle zurück, und wegen der allgemeinen Wechſelwirkung in welcher alle Theile des menſchlichen Wiſſens untereinander ſtehen, läßt ſich mit Sicherheit erwarten daß die Erkenntniß des Sittlichen und mittelbar die Ausübung deſſelben da nicht zurückbleiben und in ihrer Entwickelung verkümmern werden, wo alle übrigen Zweige des Wiſſens eine bedeutendere Höhe der Ausbildung erreichen, denn wenn auch die menſchliche Erkenntniß nicht immer in allen ihren Theilen vollkommen gleichmäßig fortſchreitet, ſo herrſcht doch ſtets ein gewiſſer Parallelismus in den Fortſchritten die ſie auf allen ihren verſchiedenen Gebieten macht.

Daher erfährt auch die Religion durch die Fortbildung der Erkenntniß eine ſehr entſchiedene Rückwirkung. Wenn die fortſchreitende Erkenntniß der Natur die frühere Vergeiſterung der ſinnlichen Welt zwar nicht mit einem Schlage aufhebt, ſo ſchließt ſie dieſelbe doch nach und nach in immer engere Schranken ein, ſie läßt die Krankheiten nicht mehr als Beſeſſenheit von böſen Geiſtern erſcheinen und reducirt namentlich die letzteren der Zahl nach allmählich bis auf einen einzigen Teufel. Die localen und perſönlichen Götter erfahren überhaupt eine beträchtliche Verminderung. Die übrig bleibenden Götter welche vorher geſpenſterhaft und unberechenbar launiſch, in die verſchiedenſten Geſtalten verkleidet als rohe Naturgewalten wirkten und oft den tollſten Spuk trieben, erleiden eine weſentlich veränderte Auffaſſung: indem ſie ſich aus den einzelnen Naturdingen mehr und mehr zurückziehen, wird zugleich ihr Weſen mehr vergeiſtigt, ſie erhalten einen feſter ausgeprägten Charakter, ihr Handeln wird planvoller zuſammenhängender und zweckmäßiger; bisweilen mögen ſie dann eine ſymboliſche Deutung erhalten, an welche ſich eine ſinnigere und mehr poetiſche Ausbildung des religiöſen Glaubens in einer zuſammenhängenden Mythologie anſchließt, die der Entwickelung der bildenden Kunſt zu Hülfe kommt, nachdem eine beſſere Naturerkenntniß den alten rohen Polytheismus geſtürzt hat. Je heller dem Menſchen das Licht der Erkenntniß darüber aufgeht, daß die ethiſch-äſthetiſchen Intereſſen den weſentlichen Mittelpunkt ſeiner eigenen Beſtimmung ausmachen, deſto mehr erhalten ſeine Götter, die er immer entweder unmittelbar nach der Analogie ſeiner ſelbſt oder der Ideale denkt die ihm vorſchweben, eine ethiſch-äſthetiſche Bedeutung, bis endlich ihre Vielheit ſich in ſeinen Begriffen mit der Einheit und

Planmäßigkeit der Welt nicht mehr verträgt und von ihm ganz fallen gelassen wird.

Diese wenigen Züge werden genügen um zu zeigen daß es im Wesentlichen die Entwickelung der Erkenntniß ist welche die Weltgeschichte fortbewegt, während alle anderen Mächte im Vergleich mit ihr nur vom zweiten Range sind. Gleichwohl ist nicht zu verkennen daß sie auch von nachtheiligen Wirkungen begleitet ist. Auf allen Gebieten des menschlichen Denkens tritt zuerst an die Stelle der Unwissenheit eine Reihe von Irrthümern, welche oft mit der sonderbarsten Künstlichkeit naheliegende Wahrheiten zu umgehen scheinen. Sind viele von diesen für sich allein betrachtet zwar harmlos genug, so kommt ihre Schädlichkeit doch oft in großem Umfang sobald sie mit den Leidenschaften der Menschen in Verbindung treten. Im Dienste der letzteren wächst die Gefährlichkeit und Verderblichkeit des Wissens selbst im Verhältniß seiner Ausdehnung und seiner Ueberlegenheit über Andere: raffinirte Bosheit wird erst durch intellectuelle Bildung möglich. Auf der anderen Seite erregt das Wissen selbst vielfach die Leidenschaften indem es zum Streite führt, Eitelkeit und Ueberhebung hervorbringt und dadurch seiner eigenen Fortentwickelung äußerst hinderlich wird. Jede neu gewonnene Erkenntniß wird überschätzt, durch unstatthafte Analogieen auf fremde Gebiete übertragen, zur Ausbildung allgemeiner Ansichten in voreiliger Weise benutzt; jede alt hergebrachte Lehre verdirbt die Unbefangenheit der Auffassung bis zur Verblendung, sträubt sich mit der Kraft der Trägheit gegen Anerkennung unbequemer Thatsachen oder Gründe, und nicht selten fängt eine solche erst an, den Verstand der Masse gefangen zu nehmen nachdem sie vollständig widerlegt ist — daher die extremen Irrthümer zwischen denen die Erkenntniß in ihrem Gange so oft nur hin und her zu schwanken scheint.

Die Motive aus denen die Entwickelung der Erkenntniß hervorgeht, sind nur in den seltensten Fällen in theoretischen Interessen zu suchen, denn solche treten überhaupt nur bei civilisirten Völkern in einiger Stärke auf, und selbst bei diesen ist es bekanntlich nicht leicht Wissenstrieb, sondern das Streben nach Gewinn Ehre und Macht, nächst diesen die Gewohnheit geistiger Arbeit und die natürliche Verkettung der Fragen, durch welche die Ausbildung des Wissens hauptsächlich vorwärts getrieben wird. Noch weniger giebt es bei uncultivirten Völkern oder gar beim Naturmenschen jenen ursprünglichen Wissen-

Ariſtoteles der menſchlichen Natur als ſolcher eingepflanzt glaubte. Es ſind vielmehr die plumpſten praktiſchen Bedürfniſſe, es iſt der durch Elend und Noth dem Menſchen tauſendfach eingeprägte Wunſch die Naturkräfte immer vollſtändiger bewältigen zu lernen, welcher ſeiner natürlichen Geiſtesträgheit faſt jeden einzelnen Fortſchritt mit Mühe abringt. Wir haben uns im Laufe unſerer Unterſuchung vielfach auf dieſen Punkt hingewieſen gefunden und es hat ſich dabei immer wieder beſtätigt, daß der Geiſt des Menſchen von Natur keine Tendenz zum Fortſchritt und zur Entwickelung in ſich trägt. Die moderne idealiſtiſche Lehre von der ſelbſtſtändigen und innerlich nothwendigen Entwickelung des Menſchengeiſtes rein aus ſich ſelbſt, iſt keine nothwendige, ſie iſt nicht einmal eine mögliche Anſicht, ein Gebilde der Phantaſie, das der Eitelkeit des Menſchen ſchmeichelt indem es den Thatſachen und dem Cauſalzuſammenhang der Culturgeſchichte Hohn ſpricht. Allerdings iſt es das Denken des Menſchen welches die Civiliſation erzeugt und erhält, aber dieſes Denken entſteht nicht durch ſich ſelbſt, bewegt ſich nicht fort durch ſich ſelbſt und iſt nicht die Function eines Geiſtes, ſondern dieſes Denken iſt die ineinandergreifende und ſich gegenſeitig tragende Thätigkeit der zuſammenlebenden Individuen, erzeugt durch die Umgebung in die ſie geſtellt ſind, genährt und groß gezogen durch die hiſtoriſchen Schickſale von denen ſie ergriffen werden.

Wir sind weit entfernt von dem Glauben in dem Vorstehenden die geschichtliche Entwickelung der Menschheit vom Naturzustande zur Cultur dargestellt oder einen allgemeinen Umriß dessen gegeben zu haben was man die natürliche Geschichte der menschlichen Gesellschaft nennen kann; auch würde der Versuch dieses interessante Problem zu lösen kaum zu etwas Anderem führen können als die sog. Philosophie der Geschichte, nämlich zur Aufstellung einer Schablone, welche bei der großen Verschiedenartigkeit und mannigfaltigen Verschlingung der Verhältnisse von denen die Culturentwickelung der Völker bedingt ist, keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit würde machen können. Wir haben uns deshalb darauf beschränkt die allgemeinen Motive zu untersuchen, welche namentlich den Anfängen der Cultur überall zu Grunde liegen und sie fortbewegen. Mag man den Gewinn der aus solchen Untersuchungen für die Aufhellung des psychologischen Causalzusammenhanges der Culturgeschichte entspringt, höher oder geringer anschlagen, so hat sich uns doch so viel ergeben, daß die verschiedenen Culturzustände der Völker in weit höherem Maaße von dem Wechsel ihrer gesammten Lebenslage und ihrer Schicksale, überhaupt von anderen Momenten abhängen als von ihrer ursprünglichen geistigen Begabung. Es ist hiermit nicht ausgeschlossen daß auch die letztere vielleicht dazu mitwirkt. Diese Annahme ist möglich, aber unerweislich; der ganze Verlauf unserer Untersuchung macht es wahrscheinlicher daß sich Cultur und Uncultur im Allgemeinen bei sämmtlichen Völkern der Erde mit gleicher Leichtigkeit erhalten, wenn sie einmal vorhanden sind, wie alles Bestehende sich erhält in der Natur und im Menschenleben, und um durchgreifende Veränderungen zu erleiden immer sehr kräftiger Antriebe bedarf, daß aber für höher entwickelte Völker ein Umstand welcher ihre ferneren Fortschritte wesentlich erleichtert, darin liegt, daß sie in Folge ihrer erworbenen Bildung ihren Nachkommen bessere Anlagen vererben als die ihrer Vorväter waren. Hineingeboren in die Cultur oder Uncultur seines Volkes wird der Einzelne von ihr sehr vollständig assimilirt. Und doch sind es auf den höheren Stufen der Cultur fast nur Einzelne durch welche die großen Fortschritte im Staatsleben, in der Religion, in der Kunst und in der Wissenschaft vollbracht werden. Auch bei den rohesten Völkern fehlt es nicht an solchen geistig hervorragenden genialen Individuen — es giebt keinen specifischen Unter-

Menschenstämme in dieser Rücksicht —, aber sie kommen bei ihnen in der Regel zu gar keiner oder nur zu einer verkümmerten, spurlos vorübergehenden Wirksamkeit.

Man hat öfters die Frage aufgeworfen worauf der Nationalcharakter eines Volkes beruhe. Die vorstehende Erörterung läßt erkennen daß die Bedingungen von denen er abhängt viel zu mannigfaltig und verwickelt sind um eine genauere Analyse zuzulassen. Daß es nicht die Raçe allein ist die ihn bestimmt, geht daraus hervor daß innerhalb derselben Raçe sehr verschiedene Nationalitäten sich zu finden pflegen: es ist deshalb wahrscheinlich (wie Hugh Murray 149 bemerkt) daß die geistigen Eigenthümlichkeiten der Völker im Allgemeinen flexibler und veränderlicher sind als die physischen der Raçe und sich vielleicht nur mit einem geringeren Grade von Constanz vererben als diese. Kann man zugeben daß die Stammeseigenthümlichkeiten nur erst einen sehr mittelbaren Einfluß auf den Nationalcharakter ausüben, nämlich durch die Tradition der Sitten und der Gesetze, der Ehrbegriffe und der Zucht, so läßt sich dagegen doch nicht allgemein behaupten daß ihn die politischen und religiösen Institutionen vorwiegend bestimmen (de Salles 191), denn es giebt namentlich unter den Naturvölkern viele bei denen die letzteren einander sehr ähnlich, die nationalen Eigenthümlichkeiten aber gleichwohl weit verschieden sind. Diese entwickeln und fixiren sich in Folge der theils gleichzeitigen theils successiven Einwirkungen aller Factoren des physischen socialen und geistigen Lebens der Völker zusammen genommen, und es ist dabei leicht verständlich daß ein jeder dieser Factoren, selbst wenn er für sich betrachtet bei zwei oder mehreren Völkern vollkommen gleich ist, doch in Folge seines Zusammentretens mit andern die seinen Einfluß theils unterstützen theils ihm entgegenwirken, bei ihnen zu einer sehr verschiedenen Art und Größe der Wirksamkeit gelangen kann. Wie jede Erfahrung und jedes Schicksal schon auf dasselbe Individuum sehr verschieden zu wirken pflegt, je nach der Lebensperiode, dem Bildungsgrade und der speciellen Combination von Umständen in die sie fallen, so haben auch dieselben Erfahrungen und Schicksale für verschiedene Individuen sehr verschiedene innere Folgen. Dasselbe gilt von den Völkern: die nämliche Naturumgebung, dieselben äußeren Schicksale, dieselbe sociale Lage, die gleiche politische Verfassung und Religion pflegen sehr verschiedene Einflüsse auf ihren Nationalcharakter auszuüben, hauptsächlich je nachdem

sie mit ihrer Wirkung in verschiedene Entwickelungsstadien derselben fallen, und es kann daher dasjenige was den Nationalcharakter eines Volkes sehr wesentlich mitbestimmt, sich an einem anderen in dieser Rücksicht ohnmächtig zeigen oder auf dasselbe eine völlig verschiedene Wirkung thun.

Aus unserer gesammten Betrachtung des Menschen von der psychologischen Seite geht als zwar nicht in voller Strenge bewiesenes, doch im Ganzen wenig zweifelhaftes Ergebniß hervor, daß es eine sehr hohe allmähliche Variabilität der geistigen Entwickelung der Völker giebt, welche uns berechtigt auch die größten unter den Menschen vorkommenden Culturunterschiede als graduelle anzusehen, daß für alle Menschenstämme dieselben Entwickelungsbedingungen des geistigen Lebens gelten, daß deshalb auch von dieser Seite her kein hinreichender Grund vorliegt specifische Unterschiede innerhalb des Menschengeschlechtes anzunehmen. Werden wir uns also, wenn die Natur des Menschen überall eine und dieselbe ist, auch das Entwickelungsziel für alle Völker als eines und dasselbe zu denken haben? Sollen wir dieses Ziel der Geschichte der Menschheit als eine wenigstens im Wesentlichen gleichförmige Civilisation uns vorstellen, die unserer jetzigen europäischen Civilisation verwandt, einst die ganze Erde zu umspannen bestimmt ist? — Dieß sind die Fragen die wir zum Schlusse unserer Untersuchung wenigstens noch berühren wollen.

Wer die früher von uns ausgesprochene Ueberzeugung theilt, daß durch den Uebergang aus dem Naturzustande zur Cultur weder die Summe noch die Intensität des Wohlseins und der Genüsse gesteigert wird, obwohl die Mannigfaltigkeit, die Nüancirung, die Feinheit und Berechnung derselben zunimmt, ist vielleicht geneigt die verschiedenen Phasen des Menschenlebens in Rücksicht ihres Werthes überhaupt gleich zu setzen oder, was dasselbe ist, alle Werthbestimmungen die wir in die Begriffe von Cultur und Uncultur hineinlegen, für rein subjectiv zu erklären: jedem gefällt seine Welt und er findet in ihr die Befriedigung welche der Lauf der Natur, der Alle mit gleichem Maaße mißt, ihm beschieden hat; darum sehnt sich der civilisirte Mensch nicht aus den Lebensformen der Civilisation, der Naturmensch nicht aus denen des Naturzustandes hinaus. Die Natur ist billig gegen beide: je weiter sich unsere Fähigkeit zu genießen steigert, je mehr die Menge der Art und Objecte und je mehr die Intensität der Lust zunimmt,

wächſt zugleich die Fähigkeit des Leidens mit, und beides geſchieht nothwendig in demſelben Maaße, weil Luſt und Schmerz immer aus derſelben Quelle fließen, aus Beſitz und Verluſt der nämlichen Güter. Alle Lebensformen der menſchlichen Geſellſchaft ſtehen einander gleich in Rückſicht des Maaßes von Befriedigung die ſie dem Menſchen gewähren, und es ſcheint darum nichts übrig zu bleiben als ſich jeder Vergleichung ihres Werthes zu enthalten und ſie in ihrer Geſammtheit nur als ein großartiges Schauſpiel aufzufaſſen, an deſſen buntem Wechſel, an deſſen reicher Verwickelung und wunderbarer Entfaltung man ſich ergötzt theilnimmt und lernt. Nur bedauern könnte man die Unruhe mit welcher der civiliſirte Menſch nach allſeitiger Verbeſſerung ſeiner äußeren und inneren Lage ſtrebt, die Anſtregung mit welcher er dieſes Ziel verfolgt, die Leiden und Entbehrungen welche er auf dieſem Wege auf ſich ladet. Die Sehnſucht nach einer tieferen Bedeutung des Menſchenlebens wäre ein Mißverſtändniß, ein trauriges Product der Verbildung, der Durſt nach Einſicht um nichts beſſer und edler als der Durſt nach Waſſer. Die Menſchengeſchichte ſtellte wie die Welt im Ganzen nichts dar als das trübſelige Schauſpiel, in welchem mit dem ungeheuerſten Kraftaufwande nur der gemeine Zweck erreicht werden könnte den die Natur in jedem Thiere ſchon erreicht — eine conſtante Summe von Wohlbefinden.

Es widerſpricht der wunderbaren Zweckmäßigkeit in der Conſtruction der einzelnen Theile, die Welt als Ganzes für ein leeres bedeutungsloſes Spiel der Kräfte anzuſehen, und es fehlt überdieß nicht an Naturgeſetzen die uns deutlich darauf hinweiſen, daß der Zweck der Welteinrichtung nicht in der Production der größten möglichen Summe von Wohlſein liegen kann. Wird nun zwar dieſe Summe, wie es ſcheint, durch die Civiliſation allerdings nicht vergrößert, ſo wird dagegen die Art des Wohlbefindens weſentlich durch ſie verändert. Eine rein numeriſche Vergrößerung läßt ſich allerdings inſofern behaupten als die Civiliſation es erſt möglich macht daß eine größere Anzahl von Menſchen auf demſelben Raume lebt als im Naturzuſtande; auch größere Sicherheit aller Genüſſe ſchafft die Civiliſation dem Menſchen, aber die letztere, die überhaupt nur zeitweiſe und durch den Contraſt als ein wirkliches Gut empfunden zu werden pflegt, führt ſo wenig als die erſtere zu einer Steigerung der Intenſität der Wohlgefühle deren der Menſch fähig iſt. Denken giebt manchen Genuß, aber wie manchen

zerſtört es auch! Der Civiliſirte arbeitet und muß arbeiten, der Naturmenſch nicht; Arbeit aber iſt Mühe und will mit vieler Mühe und Selbſtüberwindung gelernt ſein. Von Natur arbeitet der Menſch nie gern und auch die Mehrzahl der Europäer arbeitet nur, weil ſie muß. Der unvergleichlich höhere Werth den die Civiliſation dem Naturzuſtande gegenüber beſitzt, liegt vielmehr nur darin, daß ſie das geſammte Menſchenleben mehr und mehr auf einen ganz anderen Boden ſtellt als derjenige war in welchem es urſprünglich wurzelte: war es im Naturzuſtande das individuelle Intereſſe, das in der Form des Selbſterhaltungstriebes und der ſinnlichen Genußſucht den Menſchen faſt ausſchließlich bewegte, ſo bringt die Civiliſation dagegen die allgemeinen menſchlichen Intereſſen, die nothwendig einen geiſtigen Inhalt haben, allmählich zur Herrſchaft; der Genuß iſt ſeiner Natur nach immer auf das Individuum als ſolches beſchränkt, die geiſtigen Güter haben ihrer Natur nach die Tendenz ſich über Viele auszubreiten, gemeinſam zu werden.

Durchgängig iſt es nur Arbeit welche der Fortſchritt in der Civiliſation auf allen Entwickelungsſtufen der Geſellſchaft vom Menſchen verlangt, Arbeit und Verzicht auf den Genuß, denn dieſer conſumirt nur und fördert nichts. Schon deshalb kann die Civiliſation die Summe des Wohlſeins nicht ſteigern. Die Allgemeinheit der Arbeit iſt für ſie vor Allem charakteriſtiſch: der Zweck der Arbeit geht zunächſt dahin den Menſchen in vollem Sinne zum Herren der Natur zu machen, dieſe in immer weiterem Umfange und mit immer geringerem Kraftaufwande von Seiten des Menſchen ſelbſt zu bewältigen und deſſen Zwecken dienſtbar zu machen, um dadurch Muße und Kraft für geiſtiges Leben in möglichſt ausgedehntem Maaße zu gewinnen, indem zugleich das äußere Leben gegen Gefahren und Störungen aller Art durch Naturgewalten möglichſt vollſtändig geſichert wird. Die Leiſtungen der phyſiſchen Arbeit ſind auf allen Gebieten des Lebens bedingt durch geiſtige Arbeit der mannigfaltigſten Art, ſie werden immer um ſo vollkommener, je vollkommener die Naturerkenntniß iſt unter deren Leitung die Arbeit ſteht. Indem der Menſch aber von den Naturmächten und zufälligen Schickſalen denen er im Naturzuſtande unterliegt, ſich mehr und mehr unabhängig macht durch jene glückliche Combination der phyſiſchen und der geiſtigen Arbeit, wächſt zugleich ſeine Selbſtſtändigkeit nach innen, er wird immer mehr Herr ſeiner ſelbſt und lernt imm

besser sein individuelles wie sein soziales Leben planmäßig und nach Ueberlegung gestalten. Die Mannigfaltigkeit und Größe seiner Leistungen steigert sich auf diese Weise nach allen Seiten hin. Die geistige Arbeit tritt mit dem Fortgange der Civilisation in ein immer entschiedeneres Uebergewicht über die materielle, aber auch sie wird nicht producirt um producirt zu werden als Selbstzweck, als höchste Lebens- und Darstellungsform des Menschengeistes, sondern sie wird producirt um der wirklichen Welt, d. h. allen einzelnen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu Gute zu kommen, nämlich theils um für das gegenwärtige Geschlecht den Druck der äußeren Verhältnisse zu mindern, der ihre Erhebung und Heranbildung zu einer höheren, mehr geistigen Weise des Lebens hindert, theils um für die Zukunft der kommenden Geschlechter in diesem Sinne vorzuarbeiten. So ist die Civilisation eine fortlaufende großartige Arbeit Aller für jeden Einzelnen, nicht für dessen Wohlbefinden und Genuß, sondern für dessen Befähigung zu einem Leben das von geistigem Gehalte erfüllt und getragen wird, eine Arbeit die nur durch ein allseitiges erfolgreiches Ineinandergreifen aller äußeren und inneren Thätigkeiten der Individuen zu Stande kommen kann, eben dadurch aber auch zuerst kleinere, dann größere Gesellschaftskreise und endlich die gesammte Menschheit mit immer festeren und immer mannigfaltiger verschlungenen sittlichen Banden zusammenhält.

In diesem Sinne sehen wir in der Civilisation die allgemeine Bestimmung des Menschen. Sie ist das Entwickelungsziel welches ihm durch seine eigene Natur vorgezeichnet ist, und an welchem deshalb alle Völker der Erde theilnehmen, zu welchem sie alle mitwirken müssen, wenn auch die Rolle die sie hierbei zu spielen haben, eine sehr verschiedene sein kann. Inwieweit die heutige europäische civilisirte Welt dieser Idee der Civilisation entspreche, haben wir hier nicht zu untersuchen. Wenn aber die Schattenseiten, die man allzu leicht als nothwendige Uebel zu betrachten sich gewöhnt, übersehen oder zu gering geschätzt werden und in Folge hiervon die Ansicht Platz greift daß einst alle Länder der Erde in ihrer Bildung und Gesittung sich Europa anzuschließen und zu verähnlichen bestimmt seien, so dürften einem Unbefangenen leicht Zweifel darüber auftauchen, ob dieß in der That so wünschenswerth sei als man so oft versichert hat? Allerdings nimmt jetzt niemand mehr für die idyllischen Schilderungen eines gol-

denen Zeitalters historische Glaubwürdigkeit in Anspruch, und wie sich von den Bewohnern des Feuerlandes, der Nikobaren, von Vandiemensland u. A. gezeigt hat daß das Bild, welches man von dem stillen Glück und der reinen Unschuld ihres Lebens entworfen hatte, seine Farben nur der Lückenhaftigkeit der Nachrichten und dem Vorurtheile der Beobachter verdankte, so wird man auch die übrigen Beispiele ähnlicher Art die H. Murray S. 194 zusammengestellt hat, auf einen solchen Irrthum zurückzuführen geneigt sein: die Schilderung welche La Pérouse von den Bewohnern eines Dorfes von der Westküste der Tatarei gegeben hat, die von Quirini bei Ramusio über eine kleine Insel im nördlichen Ocean, die über St. John (die kleinste der Azoren) in der Allg. Gesch. der Reisen, die von Martin über St. Kilda im Westen von Schottland. Indessen sind manche solcher Angaben zu gut beglaubigt um ohne Weiteres für Fabeln erklärt werden zu können.

Capitän Woodes Rogers und andere Reisende des 17. Jahrhunderts schildern die Eingeborenen von Port Natal, die später von den Zulus fast ganz aufgerieben worden sind, als ein Volk von höchst unschuldigen Sitten, das gütig und freundlich gegen Fremde in einem Zustande idealer Glückseligkeit lebte. Die Bewohner von Chiloe, welche Aerzte und Advocaten weder besitzen noch bedürfen und mit den Indianern, denen sie seit 1829 ihren Landestheil für immer als Eigenthum zugestanden haben, in friedlicher Nachbarschaft leben, sollen sich in demselben Falle befinden: Mord, Raub, Diebstahl, Schulden giebt es bei ihnen nicht, Trunk nur bei fremden Matrosen, man hat keine Schlösser an den Thüren, allgemeines Vertrauen und vollkommene Ehrlichkeit herrschen (Blanckley im J. R. G. S. IV, 351 ff.). Das patriarchalisch glückliche Leben der Kolonisten der kleinen Insel Pitcairn (in der Südsee), welche neuerdings nach der Norfolk-Insel übergesiedelt sind, ist so vielfach von Augenzeugen geschildert worden und in seinen Einzelnheiten so wohl bekannt, daß es sich nicht in Zweifel ziehen läßt, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Friede desselben später gestört worden ist. (Ueber die Geschichte von Pitcairn s. Beechey ch. 3; Bennett I, 44; Moerenhout II, 283 u. A.). Es gehört ferner hierher was Vater Garces (wie Humboldt mitgetheilt hat) von seinem Besuche bei den Indianern in der Nähe der Casas grandes südlich vom Rio Gila (1773) erzählt. Sie

waren friedliche Ackerbauer, zogen Mais Baumwolle und Kürbisse, in hohem Grade sanftmüthig lebten sie einträchtig zusammen. Der Missionär stellte ihnen den Vortheil vor den es haben würde Missionen bei ihnen zu gründen, wo dann ein Alcalde strenge Gerechtigkeit üben würde. Der Häuptling aber antwortete dem erstaunten Manne, dieß sei nicht nöthig. „Wir stehlen nicht," sagte er, „wir haben selten Streit, was soll uns ein Alcalde?" — Oestlich von Surabaya auf Java in den Tengger-Bergen in der Nähe des sog. Sandmeeres (Sandy Sea) leben in ungefähr 40 Dörfern die Ueberreste eines Volkes das noch die alte Hindu-Religion besitzt. Sie sind größer und stärker als die anderen Javaner (Jukes 1847. II, 80). Lage und Bau ihrer Häuser, in deren Innerem das Heiligthum steht, ein Herd von Ziegeln den kein Fremder berühren darf, sind völlig verschieden von Allem was sich sonst auf der Insel findet (Näheres darüber bei Stamf. Raffles I, 329 ff.). Der Häuptling jedes Dorfes und sein Gehülfe werden erwählt. Vier Priester, verständige aber sonst nicht gebildete Männer, haben die wichtigen Documente und die auf Lontar-Blätter geschriebenen heiligen Bücher zu bewahren, welche den Ursprung der Welt, die Eigenschaften der Gottheit und die Formen des Cultus beschreiben; sie schließen die Ehen unter Gebet und verrichten die Lobgesänge. „Allgemein erklären die Leute, daß Ehebruch Diebstahl und andere Verbrechen bei ihnen nicht vorkämen und daher auch keine Strafe auf ihnen stehe, weder nach dem Gesetz noch nach der Sitte. Wenn Einer Unrecht thue, so schelte ihn der Häuptling des Dorfes dafür und solche Scheltworte seien stets eine hinreichende Strafe für einen Bewohner von Tengger. Die Behörden des Landes bestätigen dieß. Sie sind fast ohne Verbrechen, allgemein friedfertig, leben frugal ordentlich fleißig und glücklich. Spiel und Opium sind ihnen unbekannt." Die ganze Bevölkerung beträgt ungefähr 1200 Seelen. Sie leben ohne Ausnahme in den schönsten und reichsten Gegenden von Java. Ihre Sprache ist die jetzige javanische. Stolz auf ihre Unabhängigkeit und Sittenreinheit bleiben sie unvermischt mit dem Volke der Niederungen.

Stellt man diesen Beispielen die früher angeführten gegenüber welche die ungeheuere Faulheit und Gemeinheit uns vor Augen legen, bis zu der kleine Gesellschaften civilisirter Europäer fern von ihrem Vaterlande so oft versunken sind, so wird man darin nicht allein eine

eindringliche Warnung gegen die Annahme specifischer Unterschiede zwischen der weißen und den farbigen Racen finden, sondern namentlich auch zu der Frage veranlaßt werden, ob es denn für alle Völker wirklich eine so große Wohlthat wäre in die europäische Civilisation hineingezogen zu werden — zumal wenn man des unabsehbaren Elends gedenkt das bisher wenigstens noch immer die Naturvölker getroffen hat welche einem ernstlichen Versuche hierzu ausgesetzt gewesen sind — oder ob es nicht vielleicht Culturzustände giebt die von den unsrigen wesentlich verschieden, doch ihnen gleich stehen können an geistigem und sittlichem Gehalte, durch die Summe von Glück und Wohlsein aber die sie gewähren, die unsrigen übertreffen?

Geben wir zu daß die Beispiele dieser Art welche sich beibringen lassen, sich ohne Ausnahme auf kleine abgeschlossen lebende Bevölkerungen beziehen, so würden wir daraus folgern müssen, daß wenn es sich im Menschenleben nur um Glück und Wohlsein als letzten Zweck handelte, vor Allem eine Zersplitterung der Völker in kleine selbstständige Gemeinden erforderlich sein würde damit die eigentliche Bestimmung des Menschengeschlechtes erreichbar wäre. Geben wir ferner zu daß in allen angeführten Fällen doch ein auffallend tiefer Stand der geistigen Bildung und ein auffallend geringes Maaß von höheren geistigen Leistungen sich bemerkbar mache, so dürfte sich gerade mit Rücksicht auf unsere moderne europäische Civilisation ohne Schwierigkeit behaupten lassen, daß eben in diesem Umstande die allerwesentlichste Bedingung des ungestörten Glückes jener Menschen und der Menschen überhaupt liege, wenn einige Sicherheit gegen äußeres Elend, unverdorbene Sitten und eine tröstende, vom gröbsten Aberglauben freie Religion noch hinzukommt. Anders freilich gestaltet sich die Sache, wenn wir sie aus dem Gesichtspunkte betrachten, daß die Idee der Civilisation die Bestimmung und das Entwickelungsziel der Menschheit bezeichnet.

Es genügt allerdings schon ein flüchtiger Blick auf die ungeheueren Verschiedenheiten der Völker und auf die mächtigen Einflüsse der verschiedenen Naturverhältnisse und Klimate, welche jene Unterschiede der äußeren und inneren Charaktere bei ihnen dauernd erhalten zu müssen scheinen, um zu erkennen wie wenig wahrscheinlich es ist daß in irgend einer Zukunft eine einförmige und gleichmäßig ausgeprägte Civilisa-

tion alle Völker der Erde umfassen werde. Wie die Thier- und Pflanzenwelt in verschiedenen Breiten eine Mannigfaltigkeit der Gestaltung darbietet welche so lange fortdauern wird als der Zustand unseres Planeten keine wesentlichen Veränderungen erfährt, so scheint die Natur auch in den leiblichen und geistigen Charakteren der Menschen eine solche erhalten zu wollen. Aber unrichtig würde es sein, wollte man hieraus folgern (wie man freilich oft genug gethan hat) daß einige Völker oder Raçen von Natur zur Civilisation bestimmt, andere dagegen zur Barbarei verurtheilt seien. Jede civilisirte Gesellschaft, sei sie kleiner oder größer, läßt deutlich erkennen, daß zu ihrem Bestehen und zu ihrer Fortentwickelung eine Theilung der Arbeit, eine Mannigfaltigkeit der Geschäfte gehört, die sämmtlich gleich nothwendig, wenn auch nicht alle von gleichem inneren Werthe sind. Diese so äußerst verschiedenen Leistungen müssen zweckmäßig zusammenwirken, was nur da geschehen kann wo verschieden geübte und gebildete Kräfte Fertigkeiten und Fähigkeiten sich dem Dienste der Gesellschaft widmen. Was für den Staat die Individuen sein sollen, das können und sollen für das Ganze der Menschheit die einzelnen Völker werden: wie jene durch ihre speciellen Berufsthätigkeiten den allgemeinen Bedürfnissen der Gesellschaft entgegenkommen und für deren Befriedigung durch ihre Arbeit sorgen sollen, so haben auch allmählig die sämmtlichen Einzelvölker in Beziehung auf die ganze Menschheit ihre specielle Stellung und Function zu übernehmen. Deshalb entspricht die Isolation kleiner Gemeinden oder größerer Völkerschaften am wenigsten der Aufgabe die sie zu lösen haben, so sehr sie auch gerade in ihr eine Bürgschaft für dauerndes Glück und ungestörten Lebensgenuß finden möchten, denn es ist ihr Beruf wie ihr Schicksal früher oder später in den allgemeinen Weltverkehr mit hineingezogen zu werden und auf die eine oder die andere Weise durch Arbeit für die nothwendigen Zwecke des großen Ganzen mitzuwirken und in den Gang seiner Entwickelung einzugreifen.

Auch wenn dieß mit allen Völkern und Ländern der Erde einst geschehen sein wird, ist nicht zu erwarten daß die großen Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten der Arbeit verschwinden werden deren die Civilisation bedarf. Sehen wir hier von der Gliederung der Arbeit *im Einzelnen* ab und halten uns nur an ihre hauptsächlichsten Zwecke,

ſo iſt ſie entweder materiell oder ſocial oder intellectuell, je nachdem ſie entweder für den phyſiſchen Beſtand und das leibliche Wohlſein, oder für die Erhaltung und Fortbildung der ſocialen Ordnung und der Verkehres, oder endlich für die Bewahrung und Fortentwickelung der Erkenntniß thätig iſt. Bei einem jeden Volke das an der Civiliſation irgendwie theilnimmt, werden die Hauptklaſſen der Arbeit ſich voneinander ſcheiden und durch beſondere Stände vertreten ſein; es iſt aber nicht nothwendig daß dieß bei einem jeden auf gleiche Weiſe geſchehe, wenn viele Völker durch einen geregelten und vielſeitig entwickelten Verkehr untereinander zum Austauſch materieller und geiſtiger Güter in immer größerem Umfange hingeführt werden. Bleibt alsdann zwar innerhalb jedes einzelnen Volkes die Gruppe von Arbeiten welche es mit den ſocialen Einrichtungen zu thun hat, an Ausdehnung im Allgemeinen ſich gleich, da ſich die ſociale Ordnung nicht von einem Volke auf ein anderes übertragen läßt, ſo können dagegen einige mehr für die geiſtigen, andere mehr für die materiellen Bedürfniſſe der übrigen ſorgen, je nachdem die geiſtigen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker und die Naturumgebung in welcher ſie leben, ſie dazu anleiten. Ohne daß ein Volk dem andern die materielle oder die geiſtige Arbeit ganz abnehmen könnte, würde ſich doch das Verhältniß ſo geſtalten, daß bei einigen die eine, bei anderen die andere Art der Arbeit in ein entſchiedenes Uebergewicht träte, daß einige in der einen andere in der anderen Richtung ſich productiver zeigten und dem entſprechend auf die übrigen wirkten und ihnen mittheilten. Den Tropenländern würde alsdann mehr oder weniger allgemein die überwiegende Production der materiellen, den gemäßigten Klimaten die der geiſtigen Güter zufallen.

Eine hohe Stufe intellectueller Bildung, tiefes Denken und eine durchgebildete, auf feiner und vielſeitiger Ueberlegung ruhende Sittlichkeit, ſcheint bei der geiſtigen Erſchlaffung kaum erreichbar zu ſein, welche das Leben in der heißen Zone für den Europäer wie für den Eingeborenen mit ſich bringt. Menſchliche Kunſt wird ſchwerlich jemals mit dauerndem Glücke gegen dieſe Macht der Naturverhältniſſe ankämpfen. Das Chriſtenthum, auf die geiſtige und namentlich die moraliſche Erhebung des Menſchen ausſchließlich gerichtet, findet für ſeine ſpiritualiſtiſche Lehre dort einen nur wenig empfänglichen Boden — ein genauer Kenner Indiens, Montgomery Martin hat ver-

sichert, kein Inder sei je ein wahrer Christ geworden, — während alle bilderreichen Religionen welche die Phantasie stärker beschäftigen und eine mehr eudämonistische Färbung besitzen, wie namentlich der Muhammedanismus, der Natur der Tropenbewohner weit homogener, für sie leichter verständlich sind und sie unmittelbarer befriedigen als jenes. Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf die bisherigen Erfolge welche die Mission erreicht hat, erscheint es als zweifelhaft ob das Christenthum sich in Zukunft, nicht bloß dem Namen nach, sondern in den Herzen der Menschen, über die ganze Erde verbreiten wird. Unsere vielgestaltige europäische Civilisation im Ganzen steht offenbar den eigentlichen Naturvölkern viel zu fern, ist viel zu künstlich, verwickelt und abstract um diese unmittelbar für sich gewinnen zu können; vielmehr werden solche Völker erst eine lange Reihe von niederen Culturzuständen als Uebergangspunkte durchlaufen müssen, ehe ihnen eine höhere, unsrer Bildung analoge Stufe zugänglich wird. Es gehört hierzu ein glückliches Schicksal, das die Lebenskraft und Energie eines Volkes zu keiner Zeit in Müßiggang und Wohlleben verderben noch auch durch Noth und Bedrängniß sich erschöpfen läßt, ein Schicksal, das ihm eine Reihe von verschiedenartigen allmählich sich steigernden Schwierigkeiten und Bedrängnissen durch Natur und Menschen in der Art bereitet, daß seine jedesmalige Widerstandskraft und seine äußeren und inneren Hülfsquellen ihnen gerade gewachsen sind und daß deren Anstrengung ausreicht um das Volk siegreich und moralisch gekräftigt aus diesem Kampfe hervorgehen zu lassen.

Wo die nothwendigen Uebergangsstufen fehlen die ein Naturvolk durchlaufen muß um zu einer höheren Entwickelung zu gelangen, da wird es nach kurzer und meist bloß scheinbarer Erhebung aus seiner ursprünglichen Rohheit rasch in diese zurücksinken, und, wie dieß bei nachbarlicher Berührung von Natur- und Culturvölkern so gewöhnlich und erklärlich ist, ein früher Untergang wird sein unvermeidliches Loos sein. Die Civilisation wird alsdann fortfahren die Grenzen der bewohnbaren Welt zu erweitern, zugleich aber auch diese Völker zu zertreten, die sich ihr nicht rasch genug hinzugeben und anzuschließen vermögen, denn ein plötzlicher und unmittelbarer Uebergang vom Naturzustande zum Christenthum und zu europäischer Civilisation widerstrebt den Gesetzen der Natur. Der Versuch einen solchen herbeizuführen gleicht dem Versuche des schlechten Erziehers, der durch

eine einmalige kräftige Einwirkung auf den Zögling dieſen innerlich völlig umbilden zu können ſich einbildet. Die Civiliſation muß langſam vorwärtsgehen, ſonſt geht ſie zurück: die Geſchichte der Revolutionen giebt in dieſer Rückſicht dieſelbe Lehre wie die der Miſſionen.

Fünfter Theil;

Die

Völker der Südsee.

Erste Abtheilung:

Die Malaien.

Mit einer Karte. 1865. Preis 4 Mark 50 Pf.

Zweite Abtheilung:

Die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier.

Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt

von

Prof. Dr. Georg Gerland.

1870. Preis 4 Mark 50 Pf.

Sechster Theil:

Die

Völker der Südsee.

Dritte Abtheilung:

Die Polynesier, Melanesier, Australier und Tasmanier.

Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt

von

Prof. Dr. Georg Gerland.

Mit zwei Karten. 1872. Preis 15 Mark 75 Pf.

Die

Indianer Nordamerika's.

Eine Studie

von

Theodor Waitz.

1865. Preis 3 Mark.

LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

GN
23
W11
V.1
1877
LANE
HIST